Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Zehnter Band

Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Zehnter Band

Mit 320 Bildnissen,
Wiedergaben von Handschriften, Buchillustrationen
und Bühnenbildern

1936

Franckh'sche Verlagshandlung / Stuttgart

Mitarbeiter dieses Bandes:

Hanns Arens / Dr. Karl Blanck / Dr. Karl Hans Bühner / Dr. Anne-Marie Cuhorst / Hermann Dannecker / Dr. Curt Elwenspoek / Dr. Arnold Fratzscher / Dr. Hanns Froembgen / Matthäus Gerster / Charlotte Glaß / Winfried Gurlitt / Hans Härlin / Dr. Alfred Helle / Gertrud Gräfin von Helmstatt / Otto Heuschele / Dr. Walther von Hollander / Gertrud von Hollander / Dr. Herbert Kranz / E. G. Erich Lorenz / Bruno Loets / E. G. von Maaßen / Hansgeorg Maier / Kurt Müno / Erich Pfeiffer-Belli / Wilhelm Recken / Charlotte Reinke / Josef Schäfer / Herbert Schittenhelm / Martha Storz-Rothweiler / Richard Streng / Dr. Walter Tissot / Dr. Valerian Tornius / Prof. Otto Urbach / O. H. Waibling / H. Rudolf Wehrhahn / Marianne Weidenbach / Wolfgang Zurlinden

Printed in Germany / Verlagsdruckerei Holzinger & Co., Stuttgart / Verlagsnummer 1769

Verzeichnis besprochener Werke

Bühnenwerke

Die mit (*) versehenen Titel beziehen sich auf Abbildungen

Dichter unserer Zeit

Die mit (*) bezeichneten Beiträge sind Selbstdarstellungen

Lebensbilder — Gedenktage — Von deutscher Landschaft

Kurzbesprechungen

Skizzenbuch

Alphabetische Inhaltsübersicht

Die mit (*) versehenen Titel beziehen sich auf Abbildungen



Der Fledermausturm

von

Hans Lorenz Lenzen

Wir beginnen den neuen Jahrgang der „Weltstimmen" mit einem neuen Dichter — keinem jungen Dichter, sondern einem, der lange auf die Stimmen der Stille gelauscht hat, ehe er als 43jähriger mit seinem ersten Werke hervortritt. Dieser Dichter ist Hans Lorenz Lenzen, und die Sammlung seiner Novellen um Tiere und Pflanzen heißt „Die heimliche Fährte" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart).

In der Kletterpause habe ich Zeit, mich umzuschauen. Ich sehe unter mir am offenen Fenster den Schloßwart. Hell leuchtet sein silbernes Haar gegen das schwarze Viereck. Er hat den Kopf herausgebeugt, ein Strahl der Mittagssonne streift ihn, und der auftreibende Wind trägt seine Stimme deutlich zu mir.

Er ruft: „Hallo! Hallo! Was wollen Sie da oben!" Ich antwortete nicht und gebe kein Zeichen. Die Kälte hat sich in meine Ohren verbissen, und meine Hände sind in den dicken Handschuhen klamm. Erst will ich einmal verschnaufen. In Gottes Namen, Herr Schloßverwalter, da bin ich, nach stundenlanger Mühe. Der ungewöhnliche Weg, den ich nahm, hat Sie etwas aufgeregt, das verstehe ich schon, aber es ging nicht anders. Halten zu Gnaden!

So tröste ich ihn in Gedanken.

Der alte Turm liegt steinwurfweit erhöht über der Burg. Außen ist er vermauert. Die Quadern sind verwittert, aber der Mörtel ist durch die Jahrhunderte ausgewaschen. Die Fugen gaben meinen Fingern und Zehen genug Halt. Jetzt sitze ich in einer Luke, wohl hundert Meter über der Talsohle. Unten tief liegt das Winzerdorf im Schnee. Die Weinberge ziehen sich über die Gehänge wie ein gewaltiges Igelfell. Der Strom führt Treibeis, und die Schollen rauschen dumpf.

„Hallo! Hallo!" ruft der Verwalter wieder. Ich suche mein weißes Leintuch hervor und winke wie mit einer Friedensfahne. Da schweigt er. Das Fenster wird geschlossen. Ja, er überläßt den Verwegenen sich selbst, der da im eisigen Wintertag sich zwischen Himmel und Erde zwängt.

In feierliche Farben ist das weite Land ringsum getaucht. In gleicher Höhe mit mir schweben blaugoldene Buchenwälder, und unter mir tritt der bronzene Bergkegel in die mattgrüne Schleife des Strombettes. Gut, daß mich eine geheime Unruhe hier herauf lockte. Gewiß, ich hätte über den Burghof ansteigen können. Aber der Schloßwart ist ein eigenbrötlerischer Mann. Er hätte mich brummig verwiesen; er hätte mich, den leidenschaftlichen Freund der Fledermäuse, lästerlich ausgelacht. Er hätte mir keine Tür geöffnet zu dem Reich, das dem Himmel näher ist — das ich suche, um die Erde ganz zu begreifen. So also trat ich den Gang über Klippen und Felsbrocken an.

Mit dem Hammer haue ich den Haken in die Lukenbacke. Mein Seil mache ich fest und lasse

mich prüfend innen hinab. „Hallo! Hallo!" ruft es wieder, ich schaue zurück. Der ergraute Marschall hat mich ins Streufeld des Fernrohrs genommen, fast spüre ich körperlich seinen funkelnden Blick. Ich greife die Taschenlampe auf und blinke ihm etwas vor, schön im Takt. Ob er das Zeichen versteht: „Achtung! Gut Freund?" Seine Antwort ist unmißverständlich, zornig kommt sie herauf: „Hol Sie der Teufel im Turm, Sie . . .!"

Nichts für ungut, den Teufel suche ich nicht. Ich suche seine kleinen Weidetiere aus Sage und Märchen, die Flattertiere, die heute schlafend im alten Rauchfang hängen. Und wenn mir der Burgteufel begegnet, dann zeige ich ihm meine . . .

Aufgepaßt, das Seil gleitet! Ade, Herr Oberst! In einer guten Stunde denke ich zurück zu sein. Dann ist meine Aufgabe erfüllt und mein Werk getan.

Urdunkel wird es im Innern. Die Taschenlampe baut ihr Lichtzelt in die Tiefe. Der Steinhammer klopft auf glatten Verputz, der hart ist wie Stahl und einen hellklingenden Ton summt. Eine Bruchstelle kommt, zwei mächtige Steine fehlen, da klopfe ich besonders lange. Hohler hallt es, doch nicht hohl genug. Noch tiefer nehmen die Putzflächen ab und die nackten Steine schimmern gelblich. Sie stehen nicht im Verbund, nicht auf der Breitseite jeweils mit der Mitte über den Kanten der Unterlage. Sie stehen hoch und stufenförmig und genau bemessen. Hier ist ein vermauerter Treppenaufgang.

Ich habe kaum bemerkt, daß ich ganz nahe einem teerschwarzen und merkwürdig sauber gehaltenen Zwischenboden bin. Er besteht aus sorgsam gefugten Holzplanken, die so dick sind, daß mein Aufprung ganz ohne Echo bleibt. Hm, das sieht weder nach Moder noch nach Teufel aus.

Aber was habe ich hier vor mir an der Wand, in Kniehöhe: eine eiserne Klappe, groß wie eine Tischplatte. Der Riegel geht leicht. Ich leuchte dahinter, sie deckt einen Kamin ab. Schau, da in Greifnähe ist ein Winkel aus Stabeisen eingeschlagen, und da — kurz darunter noch einer. Ich zerre an beiden, sie halten. Darauf klettere ich abwärts, gleich dem Rußkehrer, der am hohen Schlot zu werkeln hat.

Ich prüfe nochmals mein Seil und angele mich hinab. Am Zwischenboden bin ich bald vorbei, und da sehe ich an einem vorspringenden Stein zwei Fledermäuse hängen, Großohrfledermäuse sind es, das sehe ich auf den ersten Blick. Sie haben sich dicht aneinandergeschmiegt und ihre Flughäute zu einem gemeinsamen Mantel umgeschlagen.

Nach einer kurzen Pause, die ich meinem Erstaunen wohl gönnen darf, hake ich mich weiter nach unten. Im Lichtkegel der Lampe erkenne ich den nächsten Zwischenboden schon. Einige Meter tiefer erreiche ich eine regelrechte Bohlentür. C + M + B ist eingeschnitzt auf dem oberen Querbalken. Das bedeutet Caspar + Melchior + Balthasar, nein, Herr Schloßvogt, der Teufel ist hier bestimmt nicht daheim.

Neben der Tür steht auf dem Boden, der hier staubig ist, eine mächtige Eichentruhe. Davor gewahre ich die tiefe Kerbe eines Ringes, der Ring selbst ist nicht vorhanden. Deutlich erkenne ich die Fugen einer Lukentür.

Mit einem Male dringt mir nun auch der fade, etwas säuerliche Geruch in die Nase, den ich als Erkennungszeichen anspreche. Ich taste die Steine ab, so hoch die Hände reichen. Sie fühlen sich an wie Samt. Ich nestele das Seil los und beleuchte dicht vor meinen Augen die Wand. Geringe Kratzspuren verraten, daß wenige Fledermäuse in diesem Raum hausen. Aber früher hatten viel, viel mehr hier eine Zuflucht, hm . . .

War das nicht ein Gepolter? Wie, da klopft doch etwas unter mir? Und nun: „Hallo!", ein Ruf! Grüß Gott, Herr Verwalter, da treffen wir uns, aber um eine halbe Stunde zu früh. Näher klopft es, gegen meine Füße, wie wenn ein Stock wuchtig aufschlüge. Wahrhaftig, er trommelt die ganze Bodendecke ab. Ei, ich werde widertrommeln.

Der Spazierstock verstummt, es schabt und scheuert unter mir, in den Fugen knistert und knirscht es, ich klemme den Hammerstiel in die Spalte, die sich öffnet, und hebe dann kräftig mit. Und da steht unten im hellen Licht auf einer riesigen Treppe ein Mann, vermummt bis an die Augen, stiert böse herauf und schüttelt mir den Stock entgegen. In Gottes Namen, Herr Vogt!

Er ringt nach Atem und sucht nach Worten. Mir fällt ein, daß er mich ja nur undeutlich sehen kann. Kurz entschlossen schwinge ich mich

zu ihm hinab, das frühe Abendrot übergießt uns beide mit flammendem Schein.

Seine Stimme grollt: „Was machen Sie hier?"

„Ich besuche die Fledermäuse, Herr Oberst!" antworte ich.

„Narrenspossen!" faucht er mich an, „glauben Sie, ich stehe Todesangst aus für einen groben Unfug?"

„Nein, das glaube ich nicht", erwidere ich, „wenn es aber so ist, bitte ich um Entschuldigung. Das sind die Fledermäuse bestimmt nicht wert!"

„Ach was, es geht nicht um Fledermäuse, sondern um Sie selbst, mein Herr!" fährt er, schon beruhigter, fort, „für Ihre tolle Kletterei bin ich der Verantwortliche, das werden Sie doch wohl begreifen!"

„Verzeihen Sie, für alle Fälle habe ich die Verantwortung auf mich allein genommen", entgegne ich.

„Was denn: abgenommen?" poltert er los, „ich bin hier der Herr, und niemand hat mir dreinzureden! Und wenn Sie schlechte Streiche machen wollen, so suchen Sie sich eine bessere Gelegenheit! Verstanden?"

„Ich habe verstanden", bemerkte ich ruhig. „Ordnung muß sein. Hier in meinem Rucksack steckt die schriftliche Erklärung, daß ich, was auch eintreffe, die Verantwortung trage. Sie wollen sich überzeugen! Einen Augenblick, bitte!"

Ich krame in meinem Zwerchsack, und, hopp, entfällt mir die moosgefüllte Holzbüchse. Der Deckel springt ab, und — fünf winterschlafende Fledermäuse, eben jene, die mir der Sohn des Holzfällers aus dem Auwalde mitbrachte, kullern die Treppe hinab. Mit großen Sätzen springe ich nach, derweil der Alte dröhnend lacht, wie eine Hagelwolke steht dieses Haudegengelächter drohend über mir.

Mir wird ungemütlich. Er kommt langsam die Treppe herab, nimmt mir die erstarrten Fledermäuse aus der Hand, ordnet sie sorgfältig auf seiner derben Pranke und sagt barsch: „Die Tiere lassen Sie zur Buße hier!"

Stotternd antwortete ich: „Das wollte ich ja gerade . . .!"

Er sagt jetzt eine Weile nichts mehr, und ich fühle, daß er mich völlig vergessen hat. Er betrachtet die fünf Flattertiere, die ihre seidig braune Flughaut fest an die Körper gezogen haben. Er streichelt diese empfindlichen Nervenschirme, die die hauchfeine Luftbewegung im Fluge abfangen. Er tastet über die kahnförmigen Schallbecher der Ohren und über die knorpelharten Nüstern. Zuletzt häkelt er die frei aus der Flughaut vorstehenden Krallen der Hinterbeine an den Aufschlag seines Mantels und läßt die schlafenden Tiere herunterbaumeln.

Plötzlich macht er eine knappe Verbeugung und nennt seinen Namen, er ist wirklich ein Oberst. Nachdem ich auf gleiche Weise geantwortet habe, bittet er mich, ihm zu folgen. Er steigt an mir vorbei durch die Luke, geht an die schwere Eichentür mit dem C + M + B, löst einen Hebel, öffnet und nimmt meine Lampe. Und nun nehme ich mit Erstaunen wahr, daß da Steinstufen hinaufführen, innerhalb der Turmmauer, eine um die andere, die schmäler und schmäler werden und immer steiler ansteigen.

Der alte Herr leuchtet meinem Fuß, er selbst geht sicher in das vorgelegte Dunkel, offenbar kennt er den Weg wie im Traum.

Ich mache mir meine Gedanken, wieder einmal wurde mir eine Lehre erteilt, die mich beschämt. Der da vor mir geht, denkt und tut vielleicht seit einem Menschenalter wie ich. Er weiß um das Geheimnisvolle, das ich erst suchen muß. Er besitzt das Vertrauen, das ich so selten verspüre. Wo meine Kraft gerade ausreicht, darf er sich längst des Besitzes erfreuen.

Und ganz überzeugt bin ich davon, daß Fledermäuse ihm nicht einmal die nadelspitzen Raubtierzähnchen in den Finger bohren, wenn er sie aufgreift. Sie werden ihn nicht fliehen, sondern wehend begrüßen. Und mit dem Teufel, den er mir gewünscht hat, meint er in Wirklichkeit den Schutzgeist, der ihm die seltsamen Geschöpfe als Brüder verwahrt. Sie sprechen mit ihm, und er versteht ihre Sprache.

„Achtung! Vorsicht!" ruft mein Führer und hebt eine zweite Falltür. Nun stehen wir oben auf dem Söller, gleich unter dem Balkengestühl der Turmhaube. Mit den Händen können wir an die Fenster reichen, durch die das späte Abendlicht dringt. Die Fenster — ich zähle schnell zwölf — befinden sich ziemlich nah beisammen an der gleichen Turmseite. Sie sind so klein, daß die Schleiereule nicht hindurch könnte.

Der Herr Oberst leuchtet die gegenüberliegende Wand an. Da werden den Fenstern gegenüber zwei offene Schächte im Abstande einer Arm-

breite sichtbar. Sie nehmen die ganze Höhe des Raumes ein und sind in Fächer zerteilt, ähnlich dem Innern schmaler Schränke. Und in diesen Fächern hängen, dicken, braunen, mattglänzenden Schuppen gleich, unzählbare Fledermäuse. Sprachlos bewundere ich diese Schlafkoben, die ein Menschenherz erdacht und bereitet hat.

Der alte Herr hakt meine fünf Fledermäuse von seinem Mantel los und hängt sie zu den andern. So wie er sie an die Seitenwand der Fächer bringt, haften sie reglos. Ich sehe, daß die Fächer mit haarigem Filz ausgekleidet sind. Zwischen den zwei Schächten fühlt sich die Wand warm an. Es ist da der Kamin, den ich vorhin entdeckte.

Der Turmbeforger macht eine weit ausholende Geste mit der Hand und sagt: „Zweihundert Fledermäusen bereite ich hier einen Unterschlupf. Sommer und Winter wohnen und schlafen sie hier, und ich überwache sie. Sie kennen mich und haben keine Furcht, wieso denn auch! Zuerst waren es wenige, jede Jahreszeit aber brachte mehr herbei, und keine geht zugrunde, selbst im kältesten Winter nicht . . ."

Ich finde keine Worte.

Er lacht vor sich hin und spricht weiter: „Jahr um Jahr steigert sich die Menge der Trauben da unten. Das schädliche Geschmeiß mindert sich zusehends, und die fleißigen Winzer zerbrechen sich die Köpfe, wie das kommt. Nein, nein, ich sage kein Wort. Mir aber geht es um mehr, nämlich um die Erforschung der geheimnisvollen Flugmäuse. Und niemand soll um den Zauber wissen, bevor ich in die Grube fahre. Den Turm habe ich zumauern lassen, von außen. Und keiner kennt den Zugang, nur Eberhard, mein Bursche, ist eingeweiht. Der allein soll einmal mein Erbe antreten."

Und es klingt wie eine Entschuldigung, ja wie eine Abbitte, wie er mich jetzt leise fragt: „Verstehen Sie, daß ich erbost war, als ich Sie hier eindringen sah?"

„Wenn ich gewußt hätte —, ich wäre nicht gekommen", erwidere ich.

„Hm. Da Sie nun einmal auf so eigentümliche Art sich selber eingeladen haben, stelle ich Ihnen frei, zu kommen, wann es Ihnen beliebt. Außerdem danke ich ergebenst im Namen der geretteten fünf Fledermäuse." —

Ich wehre mit einer Handbewegung sein Lob ab.

Schmunzelnd setzt er fort: „Durchs Fernrohr habe ich Ihnen auf die Finger gesehen, verstanden? War auch mal jung, wissen Sie! In Ihrem Alter wußte ich noch nichts von dem inneren Kampf für das Herz der Heimat, für das lebendige, atmende Geschöpf. Das kam später . . ."

Was soll ich sagen? Mit fällt nichts Gescheites ein. —

Der Herr Oberst schließt sorgsam die Tür und geht, im Absteigen die Stufen beleuchtend, hinter mir drein.

Unten im Turm betreten wir einen kleinen Flur, ein uraltes hallendes Gewölbe, und von hier aus den offenen Wehrgang. Grau und verschleiert schweift der Strom um die gebuckelten Buchten. Die weiße Fahne eines Schnellzuges flattert über die Rebenhügel. In wenigen Minuten wird der Himmel traumhaft klar. Zögernd und schweigsam steigen wir in den Schloßhof hinab.

Mit einem Dankeswort will ich mich verabschieden — da blinzelt mir der Herr Oberst zu und flüstert eilig: „Ja, glauben Sie denn, so voll klebriger Fledermausspuren lasse ich Sie hinaus aus meiner Behausung in die spottsüchtige Welt? Sie haben das nachtdunkle Geheimnis gesucht und gefunden. Und nun ist es recht und billig und Brauch, daß auch das sonnengoldene Geheimnis dieses Berges zu Ihnen kommt. Es ist redlich verdient, denke ich mir!"

Er schlägt mit seinem Spazierstock an eine uralte Bronzeglocke, die unter einem Nischendach hängt. Ein wettergebräunter Mann, einarmig, wie ich sehe, kommt im Laufschritt herbei. Der Herr Schloßvogt weist mit dem Stock auf mich und sagt: „Dies ist der Friedensbrecher, Eberhard! Aber er hat sich losgekauft, mit fünf schlafenden Fledermäusen. Und nun in den Erker eine vom Jahrgang elf, Gestell acht, links!"

Er grüßt mit dem Finger an der Schläfe, und der Bursche geht. Langsam nimmt er seine Ohrenmütze ab, hell schimmert sein silbernes Haar, seine Augen heben sich für eine Weile gegen den Himmel.

Auch ich werfe einen Blick nach oben. Die Zinnen der alten Burg stehen blau gegen die meergrüne Mondglocke. Ich höre die Stimme: „Von Herzen heiße ich Sie willkommen!" — —

In tiefer Nacht ging ich zu Tal. Das Seil! Ach was! Mag es liegen bleiben! —

Die kleine Exzellenz

von Karl Blanck



**Joachim von Kürenberg, Menzel — die kleine Exzellenz.
Mit 28 Abbildungen und 3 Faksimiles (Wolfgang Krüger Verlag)**

Berlin im Februar 1839. In der kleinen Weinstube von Huth auf der Potsdamer Straße sitzen zwei Herren in eifrigem Gespräch beisammen. Der eine ist der Mitinhaber des großen Verlages J. J. Weber, Herr Carl Lorck aus Leipzig, der andere der bekannte Professor der Kunstgeschichte an der Berliner Universität und an der Kunstakademie, Franz Kugler, der Dichter des Studentenliedes:

„An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn . . .“

Aber diesmal geht es um ernstere Dinge als um ein Studentenlied: Kugler hat gerade für den Weberschen Verlag sein Werk „Geschichte Friedrichs des Großen“ vollendet, das zur Jahrhundertfeier der Thronbesteigung des großen Preußenkönigs erscheinen soll. Nur einer fehlt noch — der rechte Künstler, der ein solches Werk würdig illustrieren und damit seine volkstümliche Wirkung noch steigern kann. Die beiden können sich nicht einigen — niemand ist ihnen gut genug für solche Aufgabe; auch die besten und berühmtesten Namen der Zeit scheinen dafür nicht auszureichen.

Da schlägt Kugler einen ganz unbekannten jungen Künstler vor, von dem er aber schon eine ausgezeichnete Bilderreihe aus der preußischen Geschichte gesehen hat. Sein Name ist: Adolph Menzel. Der Verleger schüttelt den Kopf über den Einfall des geschäftsunkundigen Professors: ein Namenloser als Illustrator für ein solches Säkularwerk? Nein — das kommt überhaupt nicht in Frage!

Und da sie also noch immer nicht einig werden können, so suchen sie den alten Schadow, den Akademiedirektor, auf — er muß ja den künstlerischen Nachwuchs eigentlich am besten kennen. Aber auch sein Rat findet wieder bei Kugler keine Gnade — und von dem jungen Menzel will Schadow nicht viel wissen: er hat wohl Talent, aber er ist ihm zu früh aus der Gipsklasse davongelaufen, um seine eigenen Wege zu gehen. Wohin soll das wohl führen, wenn . . .? Aber Kugler läßt nicht nach, den widerstrebenden Verleger zu bearbeiten. Auf dem Heimweg von Schadows Wohnung wirft er seinen letzten Köder aus: Gut, also nicht — der junge Menzel hat es ja schließlich auch nicht mehr nötig — er hat ja auch schon seinen Verleger — Sachse, der sein erstes Mappenwerk „Künstlers Erdenwallen“ herausgebracht hat. Da fährt Lorck in die Höhe: Wie — was — der ist das — natürlich kennt er ihn doch schon — und ausgerechnet bei Sachse, dem größten Berliner Konkurrenten des Leipziger Verlages? Nein — das ist etwas anderes: also auf zu Menzel!

Der junge Künstler sitzt in der Küche der kleinen Familienwohnung, in der er mit der Mutter und den beiden Geschwistern Richard und Emilie haust. Der Vater ist tot, seine lithographische Anstalt in Breslau längst in andere Hände übergegangen — nun muß der Vierundzwanzigjährige schon für die ganze Familie sorgen. Das belastet ihn schwer, aber es stärkt auch wieder sein empfindliches Selbstgefühl, das durch seine äußere Erscheinung stark beeinträchtigt wird: auf einem zwergenhaften Körper, der das Maß von 130 Zentimeter nicht mehr überschreitet, sitzt der mächtige, allzu mächtige Kopf — ein hübsches lebhaftes Gesicht, von Locken umrahmt, auf einem Kinderleib. Man schaut ihm nach, die Berufsgenossen spotten heimlich über ihn, nennen ihn den „Pilz“ — das macht ihn reizbar und argwöhnisch — und wenn er sich erbost und zornig wird, dann nennen sie ihn den „Giftpilz“. Und davon wird

etwas an ihm hängenbleiben, sein ganzes Leben lang — daß er, der so viel kann, von den „Großen" nicht voll genommen wird.

Einstweilen verschanzt er sich hinter seiner Arbeit, in der er immer den besten Trost finden wird. Als ihm die beiden Besucher gemeldet werden, empfängt er sie in der Küche, die ihm als Werkstatt dienen muß. Hier ist er kein Zwerg mehr, sondern König in seinem Reich. Ruhig und gelassen legt er seine Arbeiten vor, Landschaftszeichnungen, Studien aus der Geschichte, Porträtentwürfe, die auch den Verleger überzeugen. So kommt der Vertrag rasch zustande, und so entsteht das Werk, das Menzels Namen mit einem Schlage berühmt machen, das ihn aus seiner Küche heraus in Glanz und Ehren emporführen wird.

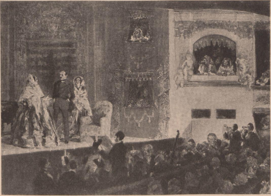
Mit ungeheurem Eifer geht er an die Arbeit, macht Studienreisen, gräbt in Archiven und Bibliotheken nach, in Zeughäusern und Museen, bis das Bild eines ganzen Zeitalters ins Letzte getreu vor seinen Augen steht. Die geliebte Mutter stirbt — aber sein Arbeitseifer erlahmt nicht. Und kaum ist das Kuglersche Werk mit Menzels Holzschnitten erschienen, da bekommt er einen neuen Arbeitgeber: den preußischen König Friedrich Wilhelm IV., der ihn beauftragt, zu der neuen originalgetreuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen eine Reihe von Bildtafeln und Vignetten anzufertigen. Mit welcher Leidenschaft er an seine Aufgabe herangeht, zeigt ein kleiner Vorfall, der sich bei der Arbeit ereignet: im Königlichen Marstall zeichnet er einen Reiter in friderizianischer Uniform, bis der Ärmste nach endloser Sitzung vor Übermüdung ohnmächtig vom Pferde herabsinkt. Menzel ist begeistert und zeichnet schleunigst den Herabgesunkenen, der wie tot neben seinem Gaule liegt — ein prachtvolles Motiv! Auf den Gedanken, dem Besinnungslosen zu helfen — auf diesen sehr naheliegenden Gedanken kommt der Arbeitswütige überhaupt nicht.

Es geht vorwärts, und die kleine Familie zieht um — in eine schönere Wohnung, mit einem richtigen Balkon. Aber die königliche Schatullenverwaltung knausert und hält mit dem Honorar noch zurück, bis das Werk endlich erschienen ist. Außerdem muß Menzel jetzt anfangen, zu „repräsentieren": der kleine Mann aus der Küche ist gesellschaftsfähig geworden. Aber seine scharfe Zunge hat er behalten. Als der alte Schadow ihn bei einer solchen Gesellschaft einmal fragt, ob er schon den „Leoparden" des Bildhauers Friedrich Tieck — der auch anwesend ist — für die Freitreppe des Schauspielhauses gesehen hat, da erwidert Menzel mit leichtem Schaudern: „Ich habe dieses Unglückstier besichtigt — das ist kein Leopard, sondern eine arme, kolossale und geschundene Katze!"

Ein kluger Zeitgenosse, der ihm damals begegnete, hat den „jungen Trotzkopf" gut gekennzeichnet: „Menzel sucht . . . die Wahrheit, nichts als die Natur; er tritt gleichsam gegen die Schönheit auf. Hier ist einer, der beharrlich den Grazien auf die Füße und den Musen auf die Schleppe tritt. Und doch — welche Anmut, welches Wissen und Studium. . . . Eine lebendigere Phantasie als die seine hat es selten gegeben! Dabei sucht sein Auge nur die Größe — und die Schwierigkeit, die er keck zum Kampfe herausfordert!"

Lieber als in großer Gesellschaft hält er sich unter den guten Freunden der Künstlervereinigung „Der Tunnel" auf, wo er als der trinkfeste „Zwerg Perkeo" sehr geehrt wird, auch Gottfried Keller und Theodor Fontane kennenlernt und mit seinem Entdecker Kugler wieder zusammentrifft.

Beim Ausbruch der Revolution von 1848 ist Menzel in Kassel, wo er einen größeren Auftrag auszuführen hat. Erst am 21. März kehrt er heim. Der Kampf ist vorüber, der König hat nachgegeben, aber überall sind noch die frischen Spuren der Straßenkämpfe zu sehen; die ganze Stadt fiebert noch in nachhaltiger Erregung. Und schon steht Menzel auf der Straße und zeichnet die zerschossenen Häuserfronten. Dabei hat er in der Jägerstraße ein spaßhaftes Erlebnis: Ein kleiner Schneider will sein Gewehr nicht an die Soldaten abgeben: „Nur über meine Leiche geht der Weg zu meiner Waffe!" Seine Frau kommt dazu, verabreicht ihm eine „Knallschote", daß der rabiate Kämpfer beiseitefliegt, und erklärt den Soldaten: „Det is nu de Leiche — und dort is det Jewehr!" Als Menzel bei ein paar befreundeten Schwestern läutet, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen,



Das Bild, das keiner gekannt hat: Théatre Gymnase
Mit Genehmigung der F. Bruckmann A.-G. in München

wird ihm nicht geöffnet. Später stellt sich heraus, daß beide Damen beim Ton der Klingel vor Schreck in Ohnmacht gefallen sind.

Fontane ist von den Ereignissen berauscht: „Preußen wird durch diese Märztage reif und eine Nation wieder werden!" Menzel ist kühler und weist auf ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm liegt: „Es ist Goethe, er gibt, wie so oft, die richtige Antwort: ‚Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beide geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Art behelfen und durchhelfen müssen!'"

Dann erlebt er die Aufbahrung und die Bestattung der Gefallenen. Emsig arbeitet sein Stift, um das künftige Gemälde „Die Aufbahrung der Märzgefallenen" vorzubereiten. Später malt er dann auch den alten Wrangel, den er an Grobheit noch überbietet: „Etwas den Helm zurück, Exzellenz!" ... „Gehen Sie doch auf ihren Platz!", und der Allgewaltige gehorcht wirklich; nur daß er dabei knirscht: „Jift'ge, kleine Kröte!"

Und es entsteht weiter Bild um Bild: „Die Tafelrunde von Sanssouci", der „Hofball von Rheinsberg" und der „Überfall bei Hochkirch", an dem Menzel besonders gründlich gearbeitet hat. Zwei seiner Bekannten sehen einmal bei einem Spaziergang auf dem Kreuzberg einen seltsam gekleideten Soldaten, der immer wieder den gleichen Steilhang zu erklettern versucht und sich immer wieder herabfallen läßt, obgleich unmittelbar daneben ein bequemer Weg hinaufführt. Als sie dann aber hinter einem Sandhaufen den zeichnenden Menzel erblicken, da wissen sie Bescheid — Vorarbeiten zu Hochkirch! Sobald nachts Feuerlärm ertönt, will er geweckt werden — er muß mit dabei sein, wenn's brennt: Hochkirch! Schließlich bringt er einen Pferdekopf vom Roßschlächter mit heim: Studie zum Schimmel des Königs für Hochkirch! Erst als der Gestank nicht mehr auszuhalten ist, setzt Emilie

es durch, daß der Kopf aus der Wohnung verschwindet. Als das Bild endlich fertig, aber noch feucht an der Wand des Ausstellungssaals hängt, wohin es erst im letzten Augenblick geschafft worden ist — Menzels kunstsinniger Hauswirt (Ehre seinem Andenken — welch ein Hauswirt!) hat eigenhändig einen Treppenpfosten abgesägt, der dem Transport im Wege war — da stehen alle seine Künstlerfreunde mit der höchsten Begeisterung davor — Menzel aber glaubt, noch einen Fehler zu entdecken, den er im gleichen Augenblick ändern will. Da fällt ihm der greise Krüger in den Arm: „Nicht einen Strich!" Und als er nicht nachgeben will, wird er schließlich freundlich, aber entschieden zur Tür hinausgedrängt.

Und der Lohn so vieler Liebesmüh? Da das Bild ja eine preußische Niederlage darstellt, so wird es im königlichen Schloß in einem Zimmer abgehängt, wo die Diener bei den Hofbällen die Teetassen säubern. Das Bild seines besten Freundes, des trinkfesten und eßfrohen Potsdamer Regimentsarztes Dr. Puhlmann, das er selbst für eins seiner besten Bildnisse hält, verschwindet auf seltsame Art. Das prachtvolle Bild des „Théatre Gymnase" das Ergebnis seiner ersten Pariser Reise, bleibt 47 Jahre unbekannt. Als es im Jahre 1902 auf einer Ausstellung verborgener Privatschätze zum Vorschein kommt, wird die Echtheit angezweifelt, bis der alte Meister selbst sie bestätigt. Dann aber kommt die Tragödie des Bildes, das niemals fertig wird: „Friedrichs Ansprache an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen" — auf dem die Gestalt des Königs selbst und fünf Generale fehlen, die Menzel selbst durch einen baumlangen Modell-Grenadier hat wegkratzen lassen. Und zur eigenen Bestrafung für das nach seiner Meinung mißlungene Werk hat er das Bild in diesem Zustand sein ganzes Leben lang an der Atelierwand hängen lassen und sich hartnäckig geweigert, es zu vollenden.

Der jüngere Bruder Richard stirbt, die Schwester Emilie verheiratet sich, und wenn sie ihm auch nahe bleibt und ihre Kinder bald seine ganze Freude sind — der Einsame wird immer einsamer und immer schrullenhafter. Aber die Arbeit wächst und wächst. An dem Königsberger Krönungsbild, das sich aus einigen hundert Einzelporträts zusammensetzt, hat er vier volle Jahre gearbeitet. 1866 zieht er mit in den Krieg oder wenigstens hinterher nach Böhmen hinein.

Dann kommt ein reizendes Zwischenspiel mit Meissonier. Das ist sozusagen der französische Menzel — auch ein Zwerg und auch ein großer Maler, fleißig bis zur Besessenheit — nur nicht so exakt in Dingen der geschichtlichen Treue wie Menzel, und doch gleich ihm ein Fanatiker der Wirklichkeit. Er spricht ebensowenig deutsch wie Menzel französisch — aber das macht fast nichts aus — sie verstehen sich in ihren Werken, in ihrer Kunst. Meissonier erklärt: „Wenn ich nicht Meissonier wäre, so möchte ich Menzel sein!" Seinen Besuch in Berlin erwidert Menzel bei der großen Weltausstellung in Paris 1867. Napoleon III. verleiht ihm einen Orden. Meissonier stürzt herbei, um ihn zu beglückwünschen: „Vor Freude überstürzen sich seine Worte, ein ganzer Schwall geht auf Menzel nieder, der geduldig, ohne ein Wort zu verstehen, dies hinnimmt. Da eine Verständigung unmöglich ist, und Meissonier vor Ungeduld platzt, seine Neuigkeit anzubringen, so klopfen sich die beiden Kleinen abwechselnd wohlwollend auf die Schulter, bis Meissonier ihm die Ohrläppchen küßt."

Am nächsten Morgen pocht es an Menzels Tür. Er holt sein Vokabelheft hervor:

„Qui est là?"

Eine Stimme von draußen: „Monsieur Meissonier!"

Menzel rafft wieder sein Französisch zusammen:

„Ce n'est pas ici!"

Dann aber öffnet er doch, in Nachthemd und Stiefeletten: Draußen steht Monsieur Meissonier selbst — neue Umarmung und Ohrläppchenkuß! Und zuletzt der Besuch bei Meissonier draußen in Poissy. Blick durchs Fenster; Meissonier im weißen Hemd, ordengeschmückt, in Khakihosen mit Sandalen, einen riesigen Strohhut auf dem Kopf, die Palette in der Hand, einen Block vor sich — auf einem ausgestopften Schimmel — und ringsherum Spiegel an den Wänden, darüber ein Glasdach: so arbeitet Meissonier in seinem Spiegelatelier. Im Stall hat er acht Pferde, die ihm als lebende Modelle dienen, dann gibt es noch eine Sattelsammlung und eine Uniformkammer. Menzels



Das Bild, das niemals fertig wird: Ansprache Friedrichs vor Leuthen
Mit Genehmigung der F. Bruckmann A.-G. in München

Verbesserungen an seinen Bildern nimmt Meissonier willig hin, führt sie sogar unverzüglich aus, begeistert von der Meisterschaft des Freundes. Einen Gipselefanten, der Menzel gefällt, muß er gleich mitnehmen.

Auf einem Sessel liegt ein purpurner Samtrock, angeblich aus dem Besitz des großen Napoleon. Meissonier schlüpft hinein und behält ihn mit der Khakihose zusammen zum Frühstück an. Die Tischglocke hat inzwischen schon geläutet, aber Meissonier muß erst noch schnell ein kleines Bild verbessern, mit dem der gestrenge Freund nicht einverstanden ist. Diesen Augenblick nimmt Menzel wahr, um Meissonier bei der Arbeit zu skizzieren. Inzwischen aber wird er selbst von jungen Meissonier gezeichnet, der unbemerkt eingetreten ist. Menzel entdeckt das kleine Attentat und schießt sofort zurück, indem er auch den Sohn des Freundes, dann die eintretende Frau Meissonier und ihren schottischen Windhund zeichnet. Draußen im Garten lustwandelt eine eigenartige Gesellschaft, Männer und Frauen, in Uniform und in historischen Trachten — das sind Meissoniers Modelle, die stets zu seiner Verfügung bleiben müssen. Da er auf seinen kleinen Beinen nicht immer mit ihnen Schritt halten kann, um sie recht ungezwungen einzufangen, so hat er sich eine kleine Eisenbahn bauen lassen, ein rechtes Kinderspielzeug, mit dem Menzel und Meissonier nun durch den Garten dahinfahren, auf einer winzigen Brücke hin, über die „Schlucht" und den „Strom", einen ausgetrockneten Bach.

Eine reiche künstlerische Beute bringt er aus Paris mit, eine ganze Anzahl neuer Bilder entsteht noch nach der Rückkehr aus dem Gedächtnis. Arbeit, Arbeit — darauf kommt es an! Die Maschinen zum „Eisenwalzwerk" studiert er erst monatelang bis in die feinsten Einzelheiten ihrer Bestandteile und bis in das Geheimnis ihrer Wirkung innerhalb des Ganzen. Das ist das wahre Geheimnis seiner eigenen Kunst — ihre unbedingte Naturtreue und ihre peinliche Gewissenhaftigkeit, die den Gegenstand bis ins Letzte zu erfassen sucht. Als man seine Kunst deshalb als „Handwerkskunst" abtun will, sagt er: „Handwerkskunst? — Der Ingres soll einmal etwas sehr Gutes gesagt

haben: 'Man kann gar nicht genug Handwerkskenntnisse besitzen — immer noch für einen Sous Handwerk hinzulernen'. So halte ich es auch!"

Der Kriegsausbruch 1870 erlebt Menzel mit seiner Schwester in der Sächsischen Schweiz. Da alle Betten belegt sind, muß die Schwester auf dem Billard und Menzel — unter heftigen Protesten — in einem Kinderbett übernachten. Er kommt gerade noch zurecht zur Abreise des König aus Berlin, die er nach der Erinnerung im Bilde festhält. Den siegreichen Einzug neun Monate später aber versäumt er auf besondere Art: das Warten auf den Gängen der Akademie wird ihm langweilig, er zeichnet zuerst eine Antoniusfigur ab, dann entdeckt er eine kleine Maus, lockt sie durch den Inhalt seines Frühstückspakets herbei und zeichnet sie ab. Dabei ist er so in seine Arbeit vertieft, daß er den ganzen Einzug übersieht und überhört.

Nur selten findet er noch die Zeit, eine Einladung anzunehmen. Er verspricht nur, zu kommen, wenn er „alles findet" — nämlich die Kragenknöpfe und was sonst dazu gehört. Wenn er aber einmal doch kommt, dann ist er nicht wieder wegzubekommen: immer beginnt er heimlich zu zeichnen und findet kein Ende damit. Manchmal zieht er nachher noch weiter, in die „Klause", wo er ein Glas Pilsner oder Burgunderwein nach dem andern verschwinden läßt. Längst ist die Stunde überschritten, in der das Lokal geschlossen wird — aber Menzel weicht und wankt nicht. Einmal wird ihm schließlich vorgeschwindelt, sein Pelz sei in der Garderobe vertauscht worden. Menzel stürzt sofort hinaus: „Irrtum — ist ja mein Pelz!" Aber schon hat man ihm in den Pelz geholfen und ihn zur Treppe geleitet. Einmal wird er im Wagen heimgebracht, aber er weigert sich, seine Hausnummer anzugeben; oder er sträubt sich auch, den Hausschlüssel herauszurücken. Am liebsten sitzt er in der Weinstube von Frederich in der Potsdamer Straße, wo er oft das versäumte Mittagessen mit dem Abendessen zusammenlegt und wahre Riesenportionen verschlingt. Nach dem Mahl schläft er gewöhnlich ein, um beim Erwachen eine neue Flasche Wein und dazu einen Eierkuchen mit Aprikosenfüllung zu bestellen. Er liebt es nicht, wenn ihn fremde Menschen hier oder in seinem Zeitungskaffee anstarren, sich wohl gar über ihn lustig machen. Einmal stört ihn eine solche laute Gesellschaft mit ein paar kichernden Damen gar zu sehr; er zieht sein Zeichenbuch und beginnt zu skizzieren. Wutentbrannt stellt ihn der Begleiter der beiden Damen zur Rede: „Meine Damen sind keine Modelle!" Ohne ein Wort der Erwiderung hält ihm Menzel das Buch hin: auf der einen Seite prangt der kalte Eierkuchen, auf der andern zwei schnatternde Gänse.

Seine große Italienreise, die er mit fünfundsechzig Jahren unternimmt, endet bereits in Verona, das ihn nicht mehr losläßt:

Diese erste Station Verona fesselt ihn so, daß er „hier hundert Jahre arbeiten möchte, aber doch nie fertig werden würde"! Sein Prinzip: „Was ich kennenlernen will, muß ich gründlich studieren, wenn es einen Zweck und Sinn haben soll", erhält in Verona seine tragische Quittung. Er muß in seiner ehrlichen Selbsterkenntnis und bei dieser angeborenen, nicht wegzureagierenden Gründlichkeit sich am Tore Italiens eingestehen: „Zu viel! — Und pfuschen kann ich nicht!"

So packt er nach dem dritten Besuche Veronas seine Sachen, um nicht mehr wiederzukommen. Als ihn die Freunde fragen, warum er nicht weitergereist ist, gibt er ihnen in seiner mürrischen Art die Antwort: „Weil ich mit Deutschland noch nicht fertig bin!"

Eine ausgesprochene Abneigung hat er gegen Lenbach, dessen salopper Art dem Gründlichen in der Seele zuwider ist: „Da malt dieser bayrische Franzl an jedem Dienstag- und Freitagnachmittag ein Bismarckbild nach einer vergrößerten Photographie, die er durchpaust, dann führt er die Augen aus, skizziert allenfalls noch das Gesicht und muschelt das alles in einer braunen Sauce zusammen; dafür bekommt der Unmensch dreißigtausend Mark. Ich habe bei meinen sorgfältigen Vorstudien zwei Jahre zu manchem Bild gebraucht und bekomme dafür noch nicht einmal das!" Es versteht sich von selbst, daß ihm Lenbach nichts schuldig bleibt. Er erklärt Böcklin und Menzel in einem Atem für Mordskerle — „aber Maler seins deshalb noch lang nit!" Und Böcklin, den Menzel selbst trotz seiner gelegentlichen Fehlgriffe sehr verehrt hat, äußert sich ähnlich über Menzel: er sei ein großer Gelehrter, dieser kleine Mann, der wie ein Wissenschaftler arbeite — aber Maler? „Maler ist er darum noch lange nicht!" Es ist sehr hübsch, das einmal zu verfolgen, wie

Künstler übereinander urteilen und sich dabei meist gerade die eigentlich malerischen Qualitäten absprechen. Besonders kräftig, aber auch besonders treffend ist Menzels Urteil über ein Offiziersporträt von Anton von Werner: „Hintergrund unmöglich — Panoramamalerei! Vorne nur Stiefel, gut geputzt, Sporen mäßig, Pflastersteine auch — überhaupt Pflastersteine! So etwas sieht doch nur ein Kommis, aber doch kein Maler!"

Natürlich ist er selbst gerade als Hofmaler nicht unbedingt beliebt — zumal bei den Damen, und die Kaiserin Augusta fragt ihre knöcherne Oberhofmeisterin Gräfin Hacke: „Sagen Sie, Liebe, sind wir denn wirklich so häßlich wie auf diesen Bildern?" Die Antwort gibt ihr der älteste Sohn, Fritz, der spätere Kaiser Friedrich: „O ja, liebe Mama — so häßlich sind wir!" Und er selbst holt sich einmal bei Menzel einen ganz gehörigen Anschnauzer, als der Kronprinz in der Weinlaune den kleinen Maler mitsamt seinem Stuhl in die Höhe hebt, um seine Kraft zu beweisen. Kaum hat Menzel wieder Boden unter den Füßen, da springt er wütend auf, mit feuerrotem Kopf: „Das verbitte ich mir, Kaiserliche Hoheit!"



Die kleine Exzellenz

Trotzdem ist er bei Hofe bald wie zu Hause, belehrt noch den Hofmarschall in Uniformfragen und wirft seine raschen Augenblicksbeobachtungen aufs Papier. Dann erholt er sich wieder an seinen Zechabenden mit Theodor Fontane, der ihm sein lustiges „Russenlied" vorsingen muß. Menzel stimmt ein, fängt aber schon wieder an zu zeichnen: „Weißt du — du hast einen prächtigen Adamsapfel, der tanzt so furchtbar komisch wenn du gröhlst — den muß ich der Nachwelt überliefern!" Für die Heimfahrt bestellen sie dann eine Droschke — zweiter Güte! gibt Fontane an — Menzel aber befiehlt: „Maler fahren nur erster Güte!" Wenn sie dann aber draußen vor der Tür angelangt sind, erklärt er: „Schöne Nacht — wollen doch lieber gehen!"

Gegen die Frauen ist er nicht gerade sehr höflich. Eine schöne Frau, mit der er sich unterhält, beschwert sich darüber, daß ihn eine häßliche Dame anscheinend mehr interessiert. Er gibt's ehrlich zu: „Schönheiten wie Sie sehe ich alle Tage — eine solche Häßlichkeit aber nur selten!"

Eine andere Dame freut sich sehr darüber, daß er sie nach einer einmaligen kurzen Begegnung elf Jahre später sofort wiedererkennt. Er aber erklärt ihr rundheraus: „Interessiert haben Sie mich gar nicht — nur Ihre Profillinie! Die habe ich behalten!"

In seine Werkstatt finden nur wenige Begnadete Einlaß. Auch ihnen verhehlt der Arbeitsbesessene nicht, daß sie ihn stören. Für die andern hängt ein Karton an der Eingangstür: „Nicht zu Hause!" Läßt sich jemand auch dadurch nicht abschrecken, so lange zu klingeln, bis Menzel seinen Kopf zur Tür herausstreckt, dann heißt es: „Bei mir ist nichts zu sehen — ich habe keine Menagerie!" Ein paar Damen der Gesellschaft schleichen sich unter der Maske von Modellen ein, bekommen nach der Sitzung ihre zwei Mark in die Hand gedrückt und schicken dafür einen Blumenstrauß mit bestem Dank

„für den gehabten Genuß und das einzige Geld, das wir in unserm Leben verdient haben!“

Einmal kommt die Duse zu Besuch, darf sich die Mappen mit Menzels Zeichnungen ansehen und küßt ihm beim Abschied vor überströmender Begeisterung die Hand. Das ist Menzel noch nicht vorgekommen. Betroffen steht er da und fragt seinen Schwager: „Du, Otto, ich glaube — eigentlich hätte i c h wohl der Dame die Hand küssen müssen?“

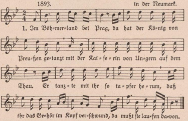
Auch Wilhelm II. hält den Maler seines großen Ahnen, „seinen“ Hofmaler, hoch in Ehren. Einmal läßt er ihn rufen, um ihm voll Stolz ein neuerworbenes Bildnis des Prinzen von Oranien zu zeigen und sein Gutachten zu erbitten. Das kann er haben: „Schund, Majestät!“ Der Kaiser ist bestürzt, bittet um Nachprüfung. Menzel wiederholt: „Es ist und bleibt Schund, Majestät!“ Ein andermal läßt ihn der Kaiser nach Sanssouci holen, empfängt ihn in friderizianischer Uniform, geleitet ihn in den Rundsaal und läßt ihn dort sein „Flötenkonzert“ von 1852 mit lebenden Figuren und zu den Klängen von Bachs Königsfuge in voller „Wirklichkeit“ erleben — aber Menzel interessiert sich nur für die Beleuchtung, die er einst „aus dem Kopfe“ hat malen müssen: Es stimmt, er hat die Lichtverhältnisse im Schein des Kronleuchters richtig getroffen — das Bild kann so bleiben! Und wieder einige Jahre später kritisiert er selbst mit unerbittlicher Strenge: „Da betrachten Sie sich mal da den König! Hm — er ist mir auch nicht gelungen! Der König steht da wie ein Kommis, der Sonntags Muttern etwas vorflötet. Da ist er doch noch jung und stolz! Der dicke Gotter gehört gar nichts ins Bild, und die übrigen sehen auch so hineingefabelt aus, um das große Zimmer zu füllen. Überhaupt habe ich's bloß des Kronleuchters wegen gemalt. In der ‚Tafelrunde‘ brennt er nicht — hier brennt er! — Manchmal reut's mich, daß ich's gemacht habe: enfin bestand die Hälfte meines Lebens aus Reue.“

An seinem 90. Geburtstag wird er Exzellenz, dann Ritter des Schwarzen Adlers und geadelt. Aber sein Leben ist vollendet — es wird Zeit, Abschied zu nehmen. Anfang 1905 schreibt der Neunzigjährige seinen letzten Brief an den kaiserlichen Freund: „Die letzte Stunde steht vor der Tür!“ Am 9. Februar 1905 geht er hinüber. Hinter seinem Sarge schreitet der Kaiser, ihm folgen die Prinzen und Generale und ein endloses Gefolge. Zwei Stunden zieht der Leichenzug an den Menschenmauern vorbei, die den letzten Weg der kleinen Exzellenz umsäumen.

Aus dem Siebenjährigen Kriege.

(Schlacht bei Prag, 1757.)

Text u. Mel. aufgez. v. Erk/Böhme 1893. — Mündlich aus Lippehne in der Neumark.



Anfang eines echten Volks- und Soldatenlieds, das im Feldlager Friedrichs entstand und sich ein Jahrhundert lang nur im Gedächtnis der Soldaten forterbte. Erst im Jahre 1856 hörte es der Volksliedsammler Ludwig Eck von einer 83jährigen Frau, die es von ihrem Großvater her kannte, und nahm es in seine Sammlung auf

Aus dem Bändchen der Weberschiffchen-Bücherei „Lieder, die die Welt erschütterten“, historische Lieder aus vier Jahrhunderten, zusammengestellt von Ruth Andreas-Friedrich (Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig)

Krach im Urwald

Geschichte einer merkwürdigen Expedition

von

Hans Härlin

Peter Fleming, Brasilianisches Abenteuer (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin)

Peter Fleming ist ein junger Zeitungsmann in London; daß er daneben das Zeug zu einem guten und witzigen Reiseschilderer hat, beweist er mit diesem Buch. Er verwahrt sich gleich im ersten Satz des Vorworts dagegen, daß man ihm etwa einen ernsten wissenschaftlichen Bericht über eine Forschungsreise zutrauen könnte. Von einem solchen Unterfangen sei er weit entfernt, dagegen habe er sich bemüht, so unparteiisch wie möglich zu sein.

Eine Anzeige in der „Seufzer-Spalte" der „Times" im April 1932 stieß ihn auf die Bahn des Abenteuers. Für eine Forschungs- und Sportexpedition, die zentralbrasilianische Flüsse erkunden und womöglich das Schicksal des verschollenen Oberst Fawcett aufklären wollte, wurden noch „zwei Gewehre" gesucht. Fleming dachte zuerst, daß es sich da weniger um die Beigesellung von Gewehren als um die Auffindung schröpfbarer Toren handle und war hocherstaunt, als er zehn Tage später eben diese Expedition von der „Times" völlig ernst genommen und mit einem langen Artikel bedacht fand. Nun war es mit seiner Widerstandskraft zu Ende. Geldbeitrag und Zeitaufwand erwiesen sich als immerhin möglich für ihn. Er wurde angenommen und machte sich bereit, den Forscherzug in der hohen Eigenschaft eines Spezialkorrespondenten der „Times" mitzumachen.

Der Name des Obersts Fawcett ist bekannt, die näheren Umstände seines Verschwindens dürften vergessen sein. Auf der Suche nach



Peter Fleming

einer von portugiesischen Reisenden im Jahre 1743 entdeckten, gänzlich verlassenen und später auch nie wieder von Europäern betretenen Stadt aus einer früheren Kulturepoche verließen Fawcett, sein Sohn Jack und ein anderer junger Engländer namens Raleigh Rimell im Frühsommer 1925 den allerletzten Vorposten der Zivilisation am Rande einer riesigen, unerforschten, mit hohem Campos-Gras bestandenen Steppe nordöstlich von Cuyabá zwischen den Flüssen Kuluene und das Mortes. Von keinem der Drei hat man je wieder etwas gehört. Fawcett war ein im Krieg und Frieden, in den Kolonien und der Heimat bewährter Offizier des englischen Heeres, der bei der berühmten Kgl.

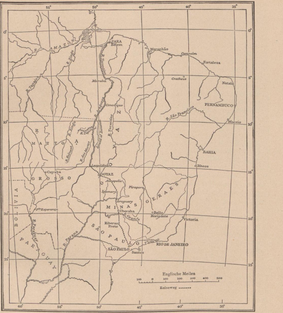


Der verschwundene Oberstleutnant Fawcett

Geographischen Gesellschaft in höchstem Ansehen stand und für die bolivianische Regierung eine schwierige Grenzvermessung ausgeführt hatte. Vor seinem Abmarsch ins Unerforschte hatte er darauf aufmerksam gemacht, daß man wohl zwei Jahre lang nichts von ihm hören werde. Im Jahre 1927 äußerten die brasilianischen Behörden ihre schweren Befürchtungen über das Schicksal der drei Engländer. Im Mai 1928 drang eine amerikanische Rettungsexpedition unter G. Dyott ins Gebiet der Anauqua-Indianer vor. Der Sohn des Häuptlings trug eine kleine Messingplatte an seinem Halsband, die zweifellos von einem Ausrüstungsstück Fawcetts stammte. Der Häuptling selbst führte Dyott bis zu der Stelle, wo die Engländer zum letztenmal gesehen wurden und erklärte ihm, daß sie noch fünf Tage lang den Rauch der Feuer beobachtet hätten, mit denen die Forscher das hohe Gras niederbrannten. Der weitere Vormarsch in dieser Richtung wurde dann durch die drohende Haltung eines andern Indianerstammes und Lebensmittelknappheit unmöglich gemacht. Dyott war überzeugt, daß die drei Engländer in dieser Gegend von räuberischen Indianern ermordet worden seien. Im März 1932 berichtete der Schweizer Stephan Rattin auf dem britischen Konsulat von São Paulo, er habe am Rio Arinos, etwa 500 Kilometer westlich der von Dyott erreichten Stelle einen alten Mann in der Gefangenschaft der Indianer getroffen, der sich ihm als englischer Oberst zu erkennen gegeben habe. Frau Fawcett glaubte unerschütterlich, daß ihr Mann noch lebe. Die Anteilnahme an seinem geheimnisvollen Schicksal flammte wieder auf. Würde es nun der englischen Expedition gelingen, die sieben Jahre alte Spur der Vermißten wiederaufzufinden?

Nach glatter, von Fleming launig beschriebener See- und Landfahrt traf man in São Paulo ein und begab sich unter die Obhut eines landeskundigen Mannes von etwa vierzig Jahren und wenig gewinnendem Äußeren, dem Fleming taktvollerweise den Decknamen Major Pingle beilegt. Pingle war im Besitz eines neuen „Schlüssels zu Fawcetts Schicksal", der sich vollständig mit den Angaben Dyotts deckte. Der neue Expeditionsleiter, dem man sich auf Gedeih und Verderb anvertraut hatte, war nicht dafür, daß man, wie zuerst beabsichtigt, den Rio das Mortes hinauffahre. Er war für eine Talfahrt auf dem Araguaya bis zur Mündung des Tapirapé; dann sollte man auf diesem bis in sein Quellgebiet vordringen und schließlich auf Überlandmärschen die Stelle von Fawcetts Untergang erreichen. Die Planänderung schien gut und wurde von Fleming mit Pingles Einverständnis sofort an die „Times" gekabelt.

Wenig günstig für das Unternehmen war die gerade in diesen Tagen im Staat São Paulo ausgebrochene Revolution. Die Forscher wurden zwar nicht gerade an Leib und Leben bedroht, aber doch erheblich aufgehalten. Mit der Eisenbahn gelangten sie noch bis Ribeirao Preto. In dieser angenehmen Kleinstadt an der West-



Der Reiseweg der Expedition durch Brasilien

grenze des Staates hatten sie hinreichend Muße für Revolutionsstudien. „Der Ort schäumte angenehm vor Aufregung ohne Folgen, wie man es in einem Opern-Chor sieht. Sporen klangen in der kahlen und sanitär aussehenden Hotelhalle. Krieger kamen und gingen mit beschäftigter Miene, Mädchen mit frechen Augen und geheimem Ehrgeiz, Marketenderinnen zu werden, verkauften Fähnchen fürs Rote Kreuz, obwohl bis jetzt durchaus noch nicht feststand, ob jemand verwundet worden war. Anschläge ermunterten sie, „unseren jungen Männern Mut einzuflößen"; eine Vorschrift, deren Befolgung sie anscheinend leichter fanden, wenn sie erst die Kaufwiderstände der jungen Leute zerbrachen. Dann und wann pflegte ein kleiner, zerstreuter und orientierungsloser Truppenverband sozusagen aus dem Nichts aufzutauchen und ziellos durch den Ort zu marschieren, während die Bevölkerung ihrer Begeisterung durch Händeklatschen Ausdruck gab."

Am zweiten Morgen ihres Wartens ging es

plötzlich mit Hilfe von drei Kraftwagen in mörderischer Fahrt der immer noch recht entfernten Wildnis zu. Die Brücke über den Rio Grande, der dort die Grenze mit dem Staate Minas Geraes bildet, war beiderseitig mit Schanzen und Drahthindernissen verrammelt und scharf bewacht. Major Pingle behob den Widerstand der Minas-Garnison durch gewandtes Palaver. Die „Scientistas" durften in einem Boot übersetzen und auf der anderen Seite in anderen Autos ihre Reise fortsetzen. In fünftägiger ziemlich eintöniger Fahrt gelangten sie nach Goyaz und dann nach allerlei Verzögerung auf immer schlechter und schließlich fürchterlich werdender Straße nach Leopoldina am Rio Araguaya.

Dieser gewaltige Strom, der von hier in 2000 Kilometer langem Lauf in nördlicher Richtung fließt, sich mit dem Rio Tocantins vereinigt und unter diesem Namen bei Pará in den Atlantischen Ozean mündet, sollte in den nächsten Monaten ihre eigentliche Heimat werden. Auf vier Ruderbooten verschiedener Größe und Güte ging es zunächst drei Wochen lang bis zur Mündung des Tapirapé. Diese Flußfahrt durch eine Dschungel mit reichem Tierleben ist glänzend beschrieben. Major Pingle hielt auf Bequemlichkeit; zu guter Zeit am Nachmittag ließ er immer auf einer Sandbank haltmachen und das Nachtlager sorgsam vorbereiten. So blieb für Fleming und Genossen meist noch Zeit, die steifen Glieder auf einem Jagdausflug wieder gelenkig zu machen oder mit gleichem Erfolg eine Ansiedlung freundlicher Carajas-Indianer zu besuchen. In den großen Flüssen Brasiliens lebt unter vielem anderen Getier eine riesige Otternart, die von den Indianern Ariranhas genannt wird. Sie sollen eine Länge von 12 Fuß erreichen, Fleming selbst sah nur Tiere bis zu 7 Fuß Länge. Es gelang ihnen, zwei Jungtiere zu fangen, die sie zwei Monate lang als possierliche Reisegenossen begleiteten, bis das eine starb und das andere vor den schlimmsten Stromschnellen freigelassen werden mußte. Natürlich wimmelte es im Araguaya und seinen Nebenflüssen von Alligatoren, die der zünftige Brasilienreisende jedoch nie anders als Jacaré nennt. Fleming faßt seine Erfahrungen mit diesen „Letzten der Drachen" in dem monumentalen Satz zusammen: „Der Alligator ist ein Schwindel . . . Zwei Monate lang sahen wir ihn jeden Tag, wir schliefen in seiner Reichweite, wir schwammen in seinen Gewässern. Er gab sich damit zufrieden, bösartig auszusehen und von seinem Ruf zu leben. Wenn er wirklich kein Tor oder Feigling ist, tut er jedenfalls nichts zum Beweis des Gegenteils: seine List und sein Mut bleiben dauernd verborgen. Ich bedaure, ihn bloßzustellen, denn solche Schwindel sind harmlos und machen das Leben bunt." Die Verantwortung für diese ungewöhnliche Auskunft ruht ganz bei dem Verfasser.

Einmal stießen sie bei Nebel auf eine unglaubliche Menge Jacarés, die sich in einer Lagune herumtrieben und das Gewässer mit ihren Schwanzschlägen zum Kochen brachten. Auch die berüchtigten Piranhas, eine bösartige kleinere Raubfischart, die in vielen Strömen Südamerikas ein Bad zu einem lebensgefährlichen Unternehmen macht, fand Fleming besser als ihren schrecklichen Ruf, ohne diesen jedoch in Zweifel zu ziehen. Landschaft und Tierleben boten viel Neues, und die angeheuerten Ruderer erwiesen sich als gute Kerle und willige Arbeiter.

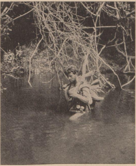


„Spuren"

Das eigentliche Abenteuer begann erst an der Mündung des Tapirapé, und zwar mit einem großen Krach mit Major Pingle, der nach allerlei früheren verdächtigen Anzeichen nun richtig Farbe bekannte. Er wollte weder den Tapirapé hinauffahren noch überhaupt nach Fawcett suchen. Er schob alles auf ein Mißverständnis „zwischen dem Hauptquartier in London und seinem in Brasilien". Fleming bekämpfte diese glatte Lüge mit dem Hinweis auf das von Pingle gebilligte Kabel an die „Times" und erklärte sich der Zeitung und der englischen Öffentlichkeit gegenüber für verpflichtet, das Mögliche zur Klärung des Fawcett-Geheimnisses zu leisten. Pingle stürzte sich von einer Ausflucht in die andere und berief sich zuletzt auf seine sehr weitgehende Vollmacht als Expeditionsleiter. Er verwaltete die Kasse und die Vorräte, er verstand die Sprache der Ruderer, ohne Gewalt war sein Wille nicht zu brechen. Dieses letzte Mittel konnte nicht angewendet werden, weil die englischen Fahrtgenossen unter sich uneinig waren. Schließlich wurden die schwereren Vorräte auf den größeren Booten den Araguaya hinuntergeschickt bis zu einer auf der riesigen Strominsel Bananal gelegenen Missionsstation. Pingle ließ sich dazu herab, den Forscherzug den Tapirapé hinaufzuführen. Aber schon nach einer Tagesreise erklärte er, die anderen könnten den Fluß weiter hinauffahren, er erwarte sie alle innerhalb 16 Tagen auf der Missionsstation. Gleich darauf fuhr er ab.

Die Entwicklung des Abenteuers ging von nun an nach dem bekannten Gedicht von den „Zehn kleinen Negerlein". Schließlich hieß es: „Da waren es nur noch drei." Nämlich Fleming, sein treuer Freund Roger, ein gewaltiger Jüngling von unerschütterlicher Seelenruhe, und der Brasilianer Queiroz. Die anderen fuhren nacheinander in Pingles Kielwasser stromabwärts, der letzte von ihnen, weil er wegen bös vereiterter Füße einfach nicht mehr weiter konnte.

Fleming hatte den ersten Abfahrenden einen von ihm und Roger unterzeichneten scharfen Brief an Pingle mitgegeben, in welchem er sich von jeder Gemeinschaft mit ihm lossagte und ihn nachdrücklich ersuchte, das nötige Geld für ihre Überfahrt von Pará nach London auf der Missionsstation zu hinterlegen.



„Den ganzen Tag wateten wir den Fluß hinauf"

Für die drei Letzten begann nun die schwere Mühsal und Gefahr, mit Unterstützung der höchst unzuverlässigen Tapirapé-Indianer in und an dem immer kleiner werdenden Tropenflüßchen möglichst nahe an den Ort von Fawcetts Untergang vorzudringen. Sie taten, was sie konnten. Nach dem Aufhören jeglicher Hilfe durch die Indianer und der letzten Möglichkeit der Bootsbenützung wurde ihr Leben zu einem amphibischen. Sie wateten und stolperten lange Strecken in dem rauhen Flußbett hinauf, dann bahnten sie sich mit dem Haumesser ein Stück Wegs durch dichtverfilzte Dschungel, um bald reumütig zum Fluß zurückzukehren. Was sie aufrecht erhielt, war die Freude, den ekelhaften Pingle loszusein und auf eigene Gefahr das Letzte herzugeben, um ihr Ziel zu erreichen. So ging es in glühender Hitze durch völlig unbekanntes Land. Hin und wieder fanden sie Spuren von Indianertrupps, auf deren Bekanntschaft sie keinen Wert legten. Manchmal sahen sie in der Nacht ein Feuer in schwer zu schätzender Entfernung und konnten nur hoffen, daß die bösen Suyás, die es vermutlich angezündet hatten, sich eines gesunden Schlafes erfreuten. Die Notwendigkeit der Rückkehr wegen Erschöpfung ihrer Kräfte und ihres Lebensmittelvorrats rückte immer näher.

Der letzte Anlauf führte sie durch die ebene, mit langem Campos-Gras bewachsene Steppe, auf der irgendwo in der Ferne die Gebeine der Verschollenen liegen mochten. Sie bauten sich gewissermaßen selbst die Bedingungen auf, unter denen diese zuletzt reisten. Fleming kam zu der Überzeugung, daß die drei Engländer ebensowohl an Hunger, Durst und Erschöpfung umgekommen sein konnten, als daß die Suyás den Wehrlosen vollends den Garaus gemacht hatten. Erst als ihnen selbst dasselbe Schicksal in greifbare Nähe rückte, kehrten sie um und erreichten auf beschleunigten Hungermärschen die Stelle, wo ihr Kanu lag.

In der Missionsstation auf Bananal fanden die völlig Abgerissenen bei den Missionaren freundliche Aufnahme, wogegen der dort immer noch vorhandene Major Pingle die Schale seines Zorns auf die Meuterer ausgoß. Er hatte sich jedoch dadurch vollends ins schwerste Unrecht gesetzt, daß er den wichtigen Bericht Flemings an die „Times“ der Strompost nicht mitgegeben hatte und sich nun auch noch weigerte, die Briefe dem Absender zurückzugeben. Es kam zu sehr harten Worten; eine Entwicklung ins Tragische wurde nur dadurch vermieden, daß Pingle sich der Revolver der Gegenpartei in gewohntem Weitblick rechtzeitig versichert hatte. Die Expedition spaltete sich in zwei Teile. Zwei Fahrtgenossen schlugen sich zu Pingle und der Kasse, während Fleming und die drei anderen sich mit etwa 200 Schilling Reisegeld, einem mäßigen Ruderboot, etwas Proviant und einiger Ausrüstung fünfzehnhundert Kilometer von der Küste entfernt ihrem Glück überantwortet sahen. Da man auch in Brasilien weder Ruderarbeit noch Zehrung geschenkt bekommt, war ihre Lage nichts weniger als rosig. Aber in Pará winkte Kredit und, falls sie es vor Pingle erreichten, dazu noch die tröstliche Möglichkeit, dem üblen Zeitgenossen einige Schecks zu sperren, die einen beträchtlichen Teil der Expeditionskasse ausmachten.

Demgemäß wurde die Fahrt Bananal—Pará auf dem Araguaya und Tocantins zu einem Wettlauf zwischen den feindlichen Parteien Fleming und Pingle. Dieser besaß Landeskunde und die bei weitem reicheren Mittel, Fleming und die Seinen aber Jugend, Wagemut und Entschlossenheit. Sie waren sich auch nicht zu gut, selbst mit Ausdauer zu paddeln und so die eingeborenen Ruderer wesentlich zu unterstützen. Dieses Wettrennen ist mit der ganzen Laune des Verfassers außerordentlich spannend erzählt. Der Leser fühlt sich als Bootsinsasse und möchte am liebsten selbst mitpaddeln, um den niederträchtigen Pingle zu schlagen; er ist auch ganz damit einverstanden, daß seine Freunde Waffen, Munition und anderen entbehrlichen Hausrat verkaufen, um rasch vorwärts zu kommen und würde ihnen gerne einige hundert Milreis leihen, wenn er sie übrig haben sollte. Schließlich geht das Rennen in einer Dampf- und Motorbarkasse vor sich, und Fleming gelingt der Meisterstreich, einen Ortsgewaltigen zu überreden, der Barkasse, die Pingle trägt, das dringend benötigte Benzin n i c h t zu verkaufen. Wir lernen den Araguaya mit seiner unberührten Schönheit, seinen Stromschnellen und seinen vielfach sehr ulkigen Uferbewohnern recht gut kennen. Die Partei Fleming geht als Sieger durchs Ziel. Der Europadampfer hat auch noch die große Güte, mit einem Tag Verspätung von Pará abzufahren und sich somit erreichen zu lassen. Daß Fleming und Roger in Dover wegen einer Stange Amazonas-Tabak und wegen ihres höchst verdächtigen Aussehens von den Zöllnern daran verhindert werden, den nächsten Zug nach London zu besteigen, erscheint ihnen und uns als erträgliches Mißgeschick. Hauptsache — sie sind wieder daheim und wir können uns — hoffentlich — bald wieder auf ein so frisches und kluges Buch des jungen Fleming freuen.

Heiliges Geheimnis

Von Otto Heuschele

Anton Dörfler: Der tausendjährige Krug. Roman (Eugen Diederichs Verlag, Jena)

Anton Dörfler erhielt für seinen ersten großen Roman „Der tausenjährige Krug" den Volkspreis für deutsche Dichtung 1935. Wir bringen an anderer Stelle dieses Heftes noch eine Darstellung seines Werdegangs.

Es ist die Geschichte einer mainfränkischen Töpferfamilie, die Anton Dörfler erzählt. Konrad Heffner in Ottenreuth, der Vater, hat sich ein Weib genommen, eine Holländerin, deren Ursprung dunkel ist. Sie war eine Ruhelose mit allerlei Sehnsüchten und starkem Fernweh. Sie war es, die eine neue Unruhe und Unsicherheit in die Heffner-Familie brachte. Früh ist die Frau gestorben. Drei Kinder hat sie hinterlassen; Kinder, in denen ihr Blut und damit ihre eigene Unrast, der Fluch ihres Blutes, wenn man will, weiterlebt. Konrad Heffner ahnt Schweres für sein Haus und für seine Familie. In vielen Gesprächen mit seinem Freunde und Nachbar, dem Schneider und Junggesellen Dionys Gütling, kommt das zum Ausdruck. Er erscheint als der einzige, mit dem er über all diese Geheimnisse sprechen kann, den er einweiht in das geheime Leben seiner schöpferischen Seele. Aber es gibt keine Gewalt über das fremde Blut, das er selbst hereinzwang, als er die Holländerin zum Weibe nahm. Was er tun kann, ist einzig, jenen Riesenkampf mit den Kindern aufzunehmen, den Kampf für das Geheimnis und für seinen Glauben, der ein Glaube ist an die Treue zur Vergangenheit, ein Glaube an die Kraft des Geheimnisses. Mit ihm verbündet ist diese in all den Werken und Schöpfungen seiner Ahnen lebendige Vergangenheit. Wider ihn stehen die Kinder, in denen das fremde Blut, die traditionslose Zeit lebt, die gelockt und getrieben werden von einem Fernweh und einer Sucht zu schweifen.

In den alten Brabanter Schrank, in dem die Werke der Töpfer-Ahnen bewahrt stehen, stellt Konrad auch sein eigenes Werk, das hinfort für ihn zeugen soll: einen märchenhaften Leuchter, an dem der Zauber der fremden toten Frau mitgeformt hat. Diese Handlung ist symbolisch, er will jetzt zurücktreten, um Platz zu schaffen für die Kinder. Aber die drei Söhne, Christoph, Wilhelm und Heiner, sind indessen draußen in der Welt, hin und her geworfen von der Leidenschaft und der Unruhe; beherrscht von dem fremden Blut, denken sie nicht daran, heimzukehren und das Erbe der Ahnen weiterzuführen. Wilhelm ist, dem Rauschen seines Blutes folgend, nach Indien gegangen; irgendein Seefahrer-Ahn von der Mutter Seite muß ihn gerufen haben. Heimkehrend erzählt er von wildem Leben in der Fremde; an Arbeit und Ruhe denkt er nicht. Auch er hängt sich an ein Mädchen ohne Vergangenheit, ohne Ahnen. Ehe diese Moni ihm seinen Sohn Dionys geboren hat, ist er abermals verschwunden. Der Vater aber nimmt das Mädchen und das Kind in sein Haus auf, wohl wissend, daß damit neue Unruhe, neue Wirrnis unter sein Dach kommen wird.

Bei der zweiten Flucht hat Wilhelm einen tausendjährigen Krug mitgenommen, den der Vater zum heiligen Gedächtnis der fernen Ahnen als Herz und Heiligtum der Familie aufbewahrte. Für den Vater ist dieser Krug kein toter Scherben, sondern ein wahrhaft heiliger Besitz, von dem Kraft und Segen ausgeht, wenn man das richtige Glaubensverhältnis dazu gefunden hat. Die Kinder freilich wollten oder konnten diesen Glauben nicht finden und haben über den Vater mit seiner mystischen Geheimniskrämerei gelächelt.

Als ein neues Geheimnis hütet er nun diesen Verlust. Der alte Mann sucht auf wiederholten, angeblichen Geschäftsreisen den Krug. Allein er findet ihn nicht.

Was es mit diesen Reisen aber in Wahrheit auf sich hatte, wußte nur der Dionys. Der erste Käufer hatte ihn längst weitergegeben. Konrad Heffner sah

sich genötigt, auf wirklich verschlungenen Wegen hinter dem Familienheiligtum herzuforschen. Wie ein geheimnisvolles Wesen verwischte er offenbar stets seine Spuren. Es war im höchsten Grade auffällig, daß der Krug weder Rast noch Ruhe mehr finden konnte und seinen Besitzer wechselte wie ein Unheilbringer.

Inzwischen war der jüngste Sohn, der Heiner, zurückgekehrt. Erst schien es, er finde sich in das alte Haus- und Arbeitswesen des Vaters ein, aber bald zeigte sich, daß auch er erfaßt war von einem fremden Zauber. Neue Formen, neue zum Teil häßliche und ärgerliche Figuren und Gestalten entstanden unter seiner Hand. Er war einem traditions- und wurzellosen Geiste verfallen, der in der Gestalt des Russen Dr. Afanássjew seine Verkörperung findet, eines Literaten und Scheinkünstlers, eines Hochstaplers und Betrügers, der in den großen Städten Kunst- und Bücherstuben unterhält, die in Wahrheit aber Zellen der Zerstörung und Zersetzung sind. In einen solchen Laden siedelt Heiner mit Hedi, einer Nichte Dionys Gütlings, über. Auch dieser Sohn scheint für den Vater verloren.

In diesem Laden haben Heiner und Wilhelm eine erschütternde Begegnung. Wilhelm ist plötzlich, völlig abgerissen und innerlich zerstört, heimgekehrt, aber nicht um ein neues Leben zu beginnen, sondern nur, um seine letzten Fieberphantasien loszuwerden und um zu sterben. Ein Koffer, ein merkwürdiger Wanderstab und sein seltsames Umschlagtuch, ein Sarong, das ist alles, was er hinterläßt. Koffer und Wanderstab hat Heiner dem Bruder von einem Trödler besorgt, das Umschlagtuch stammt angeblich von einer indischen Prinzessin. Der Vater aber baut diese drei Stücke wie einen Altar in der Stube auf, damit ein neues Geheimnis bewahrend. Inzwischen hat er auch einen neuen Krug erworben, der dem tausendjährigen völlig gleicht, aber nicht der tausendjährige *ist*.

Nun wartet der Vater noch auf den Ältesten, Christoph. Er taucht eines Nachts auf und stellt den echten tausendjährigen Krug in die Stube. Er selbst hat in Berlin den Dr. Afanássjew, in dessen Hände auch er gefallen war, ermordet. Um einer Tänzerin willen, die Christoph liebte, war es geschehen. Sie hatte ihm von angeblichen Zudringlichkeiten des Doktors gesprochen, er war rasch entschlossen, sie zu rächen. Nach der Tat aber war die Geliebte geflohen, und er wird nun von der Polizei verfolgt. In der Heimat angekommen, stellt er sich sofort freiwillig dem Gericht. Inzwischen aber haben Heiner und Hedi in Berlin wirklich geheiratet und ein neues Leben begründet. Als ihnen ein Kind geboren wird, fährt der alte Heffner nach Berlin, weniger des Täuflings wegen, als um endlich Licht in das Dunkel zu bringen, das noch immer um seinen Ältesten liegt, auch dann noch, als er seine Strafe abgebüßt und die Moni geheiratet hat. Aber er kommt innerlich noch immer von jenem Weibe nicht los, um dessentwillen er die Tat begangen hat. Und so wird das Leben der drei Menschen, des Vaters, Christophs und Monis, ein schweres, belastetes und düsteres Dasein. Sie wühlen sich und mit ihnen Dionys, der Schneider, immer tiefer in die magischen Geheimniskräfte des Daseins hinunter. Alles wird ihnen zum Symbol, alles zum Geheimnis, von dem Segens- und Fluchеskräfte ausgehen. Die Seiten, auf denen der Dichter dieses immer tiefere Hinabsinken der Menschen in den Raum der Magie gestaltet, haben etwas Faustisches an sich.

Erst als eines Tages die Nachricht eintrifft, daß jene Tänzerin eine minderwertige Hochstaplerin war und durch Gift ihr Leben geendet habe, erst da weicht der Fluch von dem Hause, und die Menschen werden aus der Gewalt des Bannes entlassen. Jetzt erwartet Moni ein Kind von Christoph. In dem kleinen Dionys, dem Kinde Wilhelms und Monis, regen sich die ersten Anzeichen, daß in ihm die *Musik* aufstehen wird, und das hat den sterbenden Dionys Gütling bestimmt, dem Kleinen, der seinen Namen trägt, testamentarisch eine Geige zuzuschreiben. Großvater Heffner soll sie bis zu dem Augenblick bewahren, da es Zeit wäre, sie dem Kinde zu übergeben.

Der Alte wollte ein paar Schritte in den Hausgang tun. Ihm war wunderlich genug zumute mit des toten Freundes letzter Gabe. Ein neues Geheimnis zog ein bei ihm droben, und er konnte mit ihm wieder warten auf einen Wink von drüben.

Doch trat Konrad Heffner nicht über die Schwelle des Hauses diesmal. Er kam zurück zur Blandine und gab ihr ein Zeichen, nicht hineinzugehen. Man mußte staunen über den Alten. Sein Gesicht leuchtete. Anders konnte man es nicht nennen. Erst spä-

ter gestand er der damals verblüfft und fast ein wenig gekränkt heimeilenden Blandine, was er gesehen hatte im Flur.

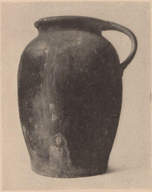
Moni hatte ihren besten Staat angezogen. Den Christoferkrug trug sie in der einen Hand und in der anderen, so frisch, daß der Gang duftete davon, ihren ersten Christstollen dieser Weihnacht.

Eben wollte sie zum Christoph in die gute Stube gehen.

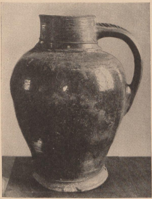
Da sei es ihm gewesen, sagte der alte Töpfer, als habe die Geige unterm Arm von selber angefangen zu klingen; als habe das alte Heffnerhaus nunmehr den rechten Atem und sein Lied neu gefunden, daß es davon bebe von der Erde bis hinauf ins Gebälk.

Zuletzt lächelte der alte Heffner und gestand leise: „Schau, jetzt ist mir auch nimmer bang um unsern tausendjährigen Krug."

So endet dieses an Geheimnissen reiche und tiefe Buch. Das Leben, auf kleinem Raume gelebt, wird zum ewigen Leben; das Gleichnis, von der Hand des Dichters berührt, wächst sich zum weitstrahlenden Leuchten aus; die Kräfte des Blutes und der Ahnen, die in allem Dasein wirken, werden, vom Dichter heraufgerufen, in unserer Zeit zur Wirklichkeit. Der Sinn des ganzen Buches liegt in seinen eigenen Sätzen beschlossen: „Ohne Geheimnis kann sich kein Mensch in der Tiefe anwurzeln. Ohne daß sich einer immer wieder überwinden muß, so ein Geheimnis zu bewahren, wird kein Mann."



Schwarzer Tonkrug aus Niederbayern



Tonkrug mit dunkelgrüner Bleiglasur aus Nürnberg

Altes deutsches Handwerksgut

Die beiden Bilder alter deutscher Tonkrüge entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlags dem Werke von Walter Dexel „Unbekanntes Handwerksgut", das eine ganze versunkene Fülle formschöner Geräts aus acht Jahrhunderten deutscher Vergangenheit ans Licht hebt (Alfred Metzner Verlag, Berlin). Wir werden in einem späteren Heft noch auf diese wertvollen Entdeckungen zurückkommen.



Weg aus dem Dunkel

von

Walther von Hollander

John Knittel, Via mala
(Wolfgang Krüger Verlag, Berlin)

John Knittel, der englisch schreibende Deutschschweizer, ist 1891 als Sohn eines Missionars in der Provinz Bombay, Indien, geboren. Er ist mit 6 Jahren nach Basel gekommen, hat dort die Knabenkämpfe seiner Generation gegen eine Generation sehr gelehrter, aber pädagogisch nicht sehr begabter Lehrer durchgemacht. Er flog von der Schule und mußte sich von seinem 19. Jahre an selbst ernähren und allein durchschlagen. Er lebte dann in England, Afrika und der Schweiz als Bankbeamter, Schiffsbesitzer auf der Themse, Filmhändler, Spekulant und Theaterdirektor. Er schrieb mit dem Engländer Hichens zusammen ein paar Stücke, die nicht viel Erfolg hatten, und begann dann Romane zu schreiben, von denen „Therese Etienne" und „Abd-el-Kadr" Erfolge wurden. Nun legt er seinen großen Roman „Via mala" vor, der fast so etwas ist wie ein Querschnitt durch das ganze innere Leben der heutigen Schweiz. John Knittel ist in England viel bekannter als bei uns, besonders nachdem er im vorigen Jahr den großen Romanpreis der „Times" für den besten zeitgenössischen Roman erhielt.

Die Via mala ist jene düstere Paßstraße, die vom oberen Rheinthal her in die Hochalpen aufsteigt. Dicht an dieser Paßstraße, im Seitental der ewig lärmenden Yzolla leben die Lauretz, Nachkommen eines napoleonischen Offiziers aus normannischem Blut, der hier verwundet hängenblieb.

Die Familie Lauretz ist durch die Zügellosigkeit des jetzigen Familienoberhauptes, des Sägemüllers Jonas Lauretz in größte Not und Bedrängnis gekommen. Lauretz ist ein Wüstling, Trunkenbold und Verbrecher. Er läßt seinen Betrieb verkommen, verkauft die geringen Einnahmen des Sägewerks oder bringt sie mit gefälligen Weibern durch. Er mißhandelt seine Frau und quält seine Kinder. Als ein dauerndes, ewig drohendes Verhängnis beschattet das Leben des Jonas Lauretz die Leben seiner Angehörigen im dunklen Yzollatal. Die Frau ist bereits zu einem hoffnungslosen Wrack geworden, der älteste Sohn ist vom Vater zum Krüppel geschlagen, die älteste Tochter kann nicht mit dem Mann ihrer Wahl zusammenkommen, weil sich keine Familie mit der Sippschaft der Lauretz verbinden will, ein Kind ist idiotisch, und zwei Kinder hat der Vater erfrieren lassen.

Ein dunkles, etwas zu dunkles Bild, bei dem man nicht ganz begreift, wie dieser Mann eigentlich zu seinem wüsten Leben gekommen ist. Ein dunkles Bild, auf dessen Hintergrund aber leuchtend, zartfarbig das Bild der zweiten Tochter aufblüht, der Silvia oder Silvelie, die in ihrem inneren Dasein so gesegnet ist, wie ihre Familie in ihrem äußeren Dasein verflucht ist. Die man gleich von Anfang an als die Gottgesendete sieht und empfindet, obwohl sie ein richtiges Kind ihrer Familie ist, ihrer Umgebung, des trostlosen Tales an der Via mala.

Die so gesegnete Silvia kann gleich zu Beginn des Buches ein wenig dem trostlosen Zuhause entkommen, weil sie mit dem greisen, berühmten Maler Lauters, als seine Wirtschafterin und sein Modell in die Berge hinaufzieht und in einem Chalet wohnt. Sie kann die letzten Monate des weisen Meisters verschönen, nicht als Frau, sondern als ein Stück Natur, als ein Stück gerades, einfaches unverbogenes Leben. Sie lernt durch den Maler auch ein wenig die Tiefenprobleme des Lebens kennen, die geistigen und künstlerischen Probleme. Sie lernt nach den aufreibenden, rein materiellen Kämpfen ihrer Kindheit die aufbauenden geistigen Kämpfe kennen. Sie sieht, was sie immer geahnt hat: daß das Leben über die tägliche Plage hinaus etwas ist und will, nach dem es sich zu strecken lohnt, und sie ist entschlossen, sich ein neues, unbekanntes, fruchtbares Leben zu erobern.

Lauters, der alte Maler, ebnet ihr dadurch, daß er sie in seinem Testament mit einem kleinen Vermögen bedenkt, scheinbar den Weg. In Wirklichkeit beschwört er das Verhängnis herauf. Denn als nach seinem Tode das kleine Erbe ausgezahlt werden soll, bemächtigt sich der Sägemüller des Geldes und bringt es zum größten Teil durch. Diese letzte Tat aber ist der Anlaß zu seinem gewaltsamen Ende. Als er betrunken von einer seiner wilden Fahrten nach Hause kommt, wird er von seinem Sohn, seiner ältesten Tochter und einem Knecht, dessen Frau er sich genommen hatte, erschlagen, und sogar seine eigene Frau hilft bei diesem Mord, der in einer antik-grausamen, kaum mehr ertragbaren und doch künstlerisch wahren Szene den ersten Teil abschließt.

Der zweite, wesentlich hellere und positivere Teil des Romans schildert, wie Silvelie, die sofort die Tat ihrer Familie herausbekommen hat, mit der Last der Tat auf dem Herzen sich ihren Weg ins Leben bahnt. Silvelie ist zuerst Kellnerin in einem Bahnhofsrestaurant, dann in einem feineren Lokal. Sie lernt hier den Untersuchungsrichter Andreas von Richenau kennen, und obwohl Richenau mit einer reichen Erbin verlobt ist und selbst aus einer der ersten Familien des Landes stammt, flammt zwischen den beiden eine Liebe auf, die nicht zu löschen ist. Silvelie wird angezogen von der Lebensbeherrschung dieses Richenau, von seiner inneren und äußeren Gepflegtheit, von seiner Gescheitheit und Heiterkeit, und Richenau braucht Silvelies Rückhaltlosigkeit, ihre tiefe Klugheit, ihre Herzensreinheit und Lebensselbstverständlichkeit. Das Haupthindernis ist für Silvelie nicht der soziale Unterschied, sondern die Tat ihrer Familie. Sie will deshalb Richenau nicht heiraten. Sie versucht ihm alles zu sagen. Aber sie bekommt es doch nicht fertig. Einmal, weil es ja nicht ihr Geheimnis allein ist, sondern das Geheimnis ihrer Familie, mit dessen Offenbarwerden die ganze Familie verloren ist, dann aber auch, weil sie einfach Richenau liebt und nicht selbst diese Liebe zu zerstören vermag.

Es kommt also zur Ehe zwischen den beiden, und nachdem die Aufregung der Gesellschaft sich gelegt hat, beginnt eine Zeit des glücklichsten Zusammenlebens. Silvelie bekommt ein Kind. Die Familie Lauretz, Niklaus der Bruder und Hanna die Schwester, arbeiten sich aus dem Dreck, und ein Abglanz des Glückes fällt sogar noch in das Leben der Mutter. Beinahe wird auch schon die Verschollenheitserklärung des ermordeten Lauretz herausgegeben — da stirbt der Richter, der den Fall Lauretz behandelt hat, ein bäuerlicher Friedensrichter, von dem nicht feststeht, ob er aus Lässigkeit oder aus Herzensgüte, aus Beschränktheit oder aus Klugheit die Sache so hat einschlafen lassen.

Mit dem Tode des Friedensrichters kommen die Akten durch Zufall an Richenau, den Mann Silvelies. Der erkennt sofort die Zusammenhänge. Er entreißt dem Nikolaus Lauretz ein Geständnis; er selbst ist bis in die Grundtiefen seines Lebens aufgewühlt. Einmal von dem Berufskonflikt, der ihn in schwere Gewissenskämpfe bringt, dann aber vor allem dadurch, daß seine Frau Silvelie, an deren rückhaltlose Hingabe er glaubte, ihm doch nicht bis ins letzte vertraut hat.

Silvelie flieht, um Richenau die Entscheidung zu erleichtern. Sie ist nun bereit, die Strafe auf sich zu nehmen, die ihrer Ansicht nach nur in der Trennung bestehen kann. Richenau muß den Kampf allein zu Ende kämpfen. Aber er entscheidet sich schließlich dahin, daß das Leben mehr Recht hat als das Gesetz und daß es nicht gut sein kann, wenn eine ganze Familie zugrunde gehen muß, damit einem toten Trunkenbold sein Recht wird. Er setzt — für ihn ist das ein Leichtes — die Verschollenheitserklärung

des alten Lauretz durch. Die Familie wird dadurch dem Leben wiedergegeben und Richenau gewinnt Silvelie zurück.

Das ist der Inhalt, der umwoben ist von einem reichen Rankenwerk von Geschehnissen, Erlebnissen, Gedanken und Beobachtungen, durchzogen von einer Fülle lebendig gesehener Menschen, von gut gezeichneten Nebenfiguren wie die Mutter Richenaus, die als einzige in der vornehmen Familie den Herzenswert Silvias erkennt und dieser Erkenntnis durch alle Krisen und Ereignisse treu bleibt, oder der Friedenrichter, bei dem Herzensklugheit und Faulheit eine prachtvolle Ehe führen oder die Braut, bei der Ehrsucht, Geiz und Liebe unheilvoll miteinander verfitzt sind.

Der Roman packt und befriedigt, weil der Weg, die Via mala aus dem Dunkel ins Helle führt. Dies Buch ist geschrieben mit dem langen und ruhigen Atem des wahren Gestalters, gebaut mit der ordnenden Geduld des verbissenen Künstlers, erschaut von einem Herzen, das ebensosehr das Dasein der Kreatur wie das Menschliche wichtig nimmt und die Kämpfe des Lebens ebenso bedenkt wie die Lösungen.

Silvelie muß lügen

Von John Knittel

Aus dem Roman „Via Mala"

Silvelie verließ mit einem kleinen Körbchen das Haus und ging Blumen pflücken. Mit besonderem Eifer suchte sie Enzian, denn sie liebte diese wunderbaren, kleinen samtenen, blauen Kelche, die fast so blau waren wie ihre Augen. Unterwegs pflückte sie zarte Farnkräuter, die auf den Moosbeeten zwischen den Felsblöcken wuchsen, und während sie neben dem Bach einherschlenderte, sammelte sie einen kleinen Strauß Vergißmeinnicht, die so blau waren wie der Himmel an diesem Tag, kühl und feucht und von köstlichem Duft. Edelweiß pflückte sie nie mehr, seit Herr Lauters ihr gesagt hatte, Edelweißpflücken sei bloß eine Tochterindustrie des Hotelgewerbes. Äußerlich war mit Silvelie eine seltsame Wandlung vor sich gegangen. In ihren Gebärden lag jetzt eine schwer zu erklärende Sicherheit. Vielleicht hatte das neue Sommerkleid aus braun und blau gemustertem Tüll, das wie Schmetterlingsflügel ihre schlanke Gestalt umflatterte, ihr ein reiferes Aussehen verliehen. Vielleicht lebte in ihr ein unsichtbares, höheres Ich, das entschlossen war, sich über den Tumult des Lebens zu erheben. Vielleicht hatte sie eine geheime Quelle des Friedens entdeckt. Was es auch sein mochte, man konnte nicht leugnen, daß sie in den zehn Wochen, die sie nun im Schlößchen Meister Lauters' als seine Dienstmagd, sein Faktotum, seine Leibwächterin, seine Pflegerin, seine Gehilfin, seine Privatsekretärin, sein Modell und zuweilen sogar als seine Kritikerin verbracht hatte, ein ganz anderer Mensch geworden war und sich sehr zu ihrem Vorteil verändert hatte.

Es war nicht sehr anstrengend, Matthias Lauters' Dienstmagd zu sein. Er aß nur sehr wenig und nur ganz einfache Sachen. Wenn sie das Essen auch noch so gut zubereitete, er aß nie mehr als ein paar Bissen. Ferner hatte er eine eingewurzelte Abneigung gegen allzuvieles Abstauben. „Staub ist eine edle Sache, mein Kätzchen", pflegte er zu sagen. „Dieses viele Wischen und Waschen und Putzen ist eine schweizerische Seuche, die Erbschaft vieler Generationen von Kleinbürgern, die mit dem Besen in der Hand zur Welt gekommen sind. Ohne ein bißchen Unordnung ist das Leben langweilig."

Es machte Silvelie Spaß, Meister Lauters' Leibwache zu sein. Komödie zu spielen, war für sie ein wahres Vergnügen. Wenn ein ungebetener Besucher keuchend die Wiese heraufkam, griff Lauters nach einem Zeißglas und betrachtete den Eindringling. In der letzten Zeit waren mehrere Leute dagewesen, darunter auch ein entfernter Verwandter des Malers. „Sivvy, Sivvy, schnell! Da kommt ein bekanntes Gesicht, das mich in meinen Träumen, in meinen schlimmsten Träumen verfolgt. Der Himmel schütze mich vor meinen Vettern! Sperr die Tür unten zu. Laß ihn warten, und sag ihm dann nach einer Weile, daß ich verreist bin."

„Wohin?"

„Nach Italien! Nein, sag nach Lugano!"

„Aber das ist doch eine Lüge!"

„Durchaus nicht! Ich werde mich oben auf das Sofa legen, die Augen zumachen und vom Monte Generoso träumen und von dem wunderbaren Fisch und dem Weißwein in dem kleinen Restaurant am See."

Der enttäuschte Vetter war mit verblüffter Miene davongegangen, verfolgt von der Vision des schönen jungen Geschöpfes, das ihn so grausam angestarrt und belogen hatte.

Eines Tages war eine Schar von kleinen Jungen und Mädchen, die ihre Ferien in den Bergen verbrachten, vor dem Schlößchen aufgetaucht. Meister Lauters trat auf die Terrasse heraus, und als er ihre roten Gesichter erblickte, die Jungen ohne Hut und die Mädchen mit zerzaustem Haar, sonnverbrannt und verschwitzt, und als ihm im gemischten Chor ihr feierlicher Gruß entgegentönte: „Guata Tag, Herr Professor!", da sah Silvelie die Runzeln an seinen Augen zucken. „Potztusig!" sagte er mit unsicherer Stimme. „Wie jung ihr alle seid! Kinder! Kinder! Ja, potztusig!" Und dann ging er zu ihnen hinunter und holte sie auf die Terasse herauf, saß unter ihnen, gab ihnen Autogramme, zeichnete drei von ihnen und schenkte ihnen die Skizzen, und Silvelie kochte ihnen Tee, und im Handumdrehen hatten sie eine Schachtel Huntley und Palmers petite beurre-Bisquits und einen Topf Lenzburgmarmelade verspeist. Und als die Kinder dann schließlich abmarschierten, schaute er ihnen lange nach.

Die Großmutter der Brentanos

von

Matthäus Gerster



Werner Milch / Sophie La Roche (Sozietäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Das Leben dieser Frau, von der die Gegenwart kaum mehr weiß, als daß sie einmal die Jugendliebe Christoph Martin Wielands war, ist voller Seltsamkeit. „In ihrer Jugend war Sophie La Roche eine gefeierte Schönheit, in mittleren Jahren eine berühmte Schriftstellerin, im Alter eine einsame Frau. Die Zeit ging über sie hinweg, ihre Werke wurden verlacht und vergessen, aber ihr Leben erfüllte sich neu: sie war die Großmutter der Brentanos." So wird sie von Werner Milch treffend charakterisiert.

Sophies Vater war der Augsburger Arzt Georg Friedrich Gutermann, der seine Tochter, die als älteste von 13 Kindern 1731 geboren wurde, auf merkwürdige Weise zu erziehen versuchte. Die Zweijährige konnte bereits seine Bücher nach Titeln und Einbänden unterscheiden; mit drei Jahren lernte Sophie lesen und bekam die Bibel in die Hand, die sie — so behauptet sie später in ihrem Lebensabriß — mit fünf Jahren ganz und gar studiert haben will. Die Zwölfjährige mußte dem Dienstags-Kollegium des Vaters, zu dem lauter ältere hochgelehrte Herren zusammenkamen, die Bücher herbeitragen, die gerade benötigt wurden. Die Welt des Vaters war für ein Kind nicht gerade heiter und interessant. Da war das Leben bei der Mutter viel schöner. Hier lernte sie nähen und den Haushalt führen. Sie durfte tanzen und das Cembalo spielen; ein Lehrer sorgte dafür, daß sie der französischen Sprache mächtig wurde, ohne die man sich damals keine Bildung denken konnte. Und von der Mutter lernte Sophie auch den Wert und Unwert aller Dinge kennen, was gut und schlecht, recht und unrecht war. Von Religion wurde nicht viel gesprochen. Die Mutter lebte in der Welt Johann Arndts, aus dessen „Wahrem Christentum" jeden Tag ein Kapitel vorgelesen wurde; das Leben in der katholischen Stadt Augsburg bereitete ihr keinerlei Schwierigkeiten. Der Vater aber war ein Protestant, in dessen Unterbewußtsein noch die Glaubenskämpfe der Väter lebendig waren.

Mit 15 Jahren waren die Mädchen damals heiratsfähig. Der erste Bewerber um Sophies Hand war ein älterer, würdiger und gelehrter



Der Freund: der junge Wieland

Herr aus dem Dienstags-Kollegium, dem die junge und schöne Bücherträgerin gefiel. Sophie sagte kurzweg: Nein. Der Zweite war ein junger Italiener namens Bianconi, Leibmedikus beim Augsburger Domkapitel. Er sorgte dafür, daß die Tochter des Kollegen, die eine schöne Altstimme hatte, singen lernte, lehrte sie Mathematik und Italienisch, führte sie in die farbenprächtige Welt Ariosts und Tassos ein und verliebte sich dabei in die hübsche Schülerin, die dem gewandten, lebenskundigen und unterhaltsamen Hofmann mit der Leidenschaft einer ersten Liebe zugetan war. Der Vater wollte von dem windigen Italiener, der zudem katholisch war, als Schwiegersohn nichts wissen; die Mutter begünstigte jedoch die Liebe ihres Kindes, bis der Vater nachgab. Sophie war Braut. Da starb die Mutter 1748. Der Vater, der mit den 13 Kindern nichts anzufangen wußte, schickte sie ins großväterliche Haus nach Biberach und ging mit Bianconi nach Italien. Als er nach einem Jahr wieder kam und die Hochzeit vorbereitet werden sollte, geriet Gutermann mit Bianconi über den Ehevertrag in Streit. Bianconi weigerte sich; denn Sophie sei ihm ohne Wenn und Aber versprochen worden. Es kam zu heftigen Szenen und Gutermann wies dem Italiener die Türe. Bianconi wollte mit Sophie fliehen; aber die Tochter gehorchte dem Gebot des Vaters, der sie alles verbrennen und zerstören ließ, was sie an den Geliebten hätte erinnern können. In dieser Stunde schwur sich Sophie, niemand solle erfahren, was sie durch und für Bianconi gelernt hatte. Ein halbes Jahrhundert wußte kein Mensch davon, daß Gesang, Mathematik und Italienisch ihr vertraute Dinge waren. In Biberach, bei dem Pfarrer Wieland, der mit den Gutermanns verwandt war, sollte Sophie ihre erste große Liebe vergessen.

Doch gerade hier begegnete sie dem Manne, der für ihr ganzes Leben entscheidend wurde: Christoph Martin Wieland. Der Vetter, der zwei Jahre jünger als sie selbst war und den sie schon aus Briefen kannte, kam eben erst von der Universität. Die ruhige Art Sophies machte auf den jugendlichen Wirrkopf tiefen Eindruck. Sie hörte seinen Schwärmereien und Überschwenglichkeiten geduldig, ja sogar bewundernd zu. Was er sagte, war für sie neu. Sie lauschte dem Strom seiner erregten Reden, ohne sie ganz zu verstehen. Wenn er von Liebe sprach, war das etwas ganz anderes, als bei Bianconi, Schlußstein eines philosophischen Systems, das auf Tugend und Seelengröße beruhte. Aber ganz heimlich schwang doch nicht wenig Sinnlichkeit mit. Und als eines Tages Vater Wie-



Der Gatte: La Roche

land über das Wort „Gott ist die Liebe" predigte, entrüstete sich der Sohn, der nach der Predigt mit der Base einen Spaziergang zum „Lindele" machte, über die trockene Art der Auslegung und geriet so in Schwung der Rede und der Gefühle, daß sich die beiden jungen Leutchen Papa Wieland als Verlobte vorstellten. Der Pfarrer war darüber nichts weniger als erfreut. Der siebzehnjährige Brausekopf von Bräutigam konnte noch lange nicht daran denken, einen Hausstand zu gründen. Sophie war entschlossen, zu warten. Der alte Gutermann aber rief die Tochter nach Augsburg zurück. Briefe gingen hin und her, zwei Jahre lang. Dann sahen sich die Liebenden noch einmal, ehe Wieland nach Zürich ging. Dort wurde er ein anderer, geriet in den Strudel lebenslustiger Altersgenossen und lernte neben der himmlischen auch die irdische Liebe kennen. Sophie wußte freilich von dieser Wandlung nichts. Aber das Warten im Vaterhaus, wo unterdessen eine Stiefmutter eingezogen war, wurde unerträglich, zumal Frau Wieland, durch deren Hände die ganze Korrespondenz ging, Briefe zurückhielt. So glaubte sich Sophie zuletzt verlassen und schrieb Wieland den Absagebrief.



Der Gönner: Graf Stadion

Der erste, der davon erfuhr, war Georg Michael La Roche, der Sekretär des Grafen Friedrich von Stadion. Eigentlich hieß er Franck und war in Tauberbischofsheim geboren. Aber die Fama machte ihn mit mehr oder weniger Recht zum illegitimen Sohn Stadions, der ihn als Knabe zu sich genommen und erzogen hatte. 1753 lernte er Sophie in Augsburg kennen und verliebte sich in das schöne, anmutige und schlanke Mädchen mit den tiefen, dunklen Augen. Vorsichtig klopfte er bei Vater Gutermann an und wurde mit offenen Armen entgegengenommen. Sophie gab zwar ihr Ja-Wort; doch gestand sie dem Bräutigam, daß sie Wieland nicht ganz vergessen könne. Diese Ehe, in die sie ohne Liebe, aber mit Hochachtung für den aufrechten Mann trat, dem die Stadionschen Untertanen Liebe entgegenbrachten, wurde ihr eine Quelle reinen und hohen Glücks. Die junge Frau kam nach Mainz und lebte im Stadionschen Schloß. Eine neue Welt trat ihr hier entgegen. Graf Stadion, der eigentliche Herrscher des Kurfürstentums, war ein kluger Staatsmann, der im Gegensatz zu vielen seiner Standesgenossen ein Herz für das niedere Volk hatte. Er führte ein großzügiges Leben im Stile Ludwigs XIV., war allem Schönen und Geistreichen zugetan und verlor nie den Blick fürs Wesentliche. Wie alle Großen jener Zeit war er Freigeist, der trotz seines geistlichen Herrn sehr unchristlichen Anschauungen huldigte. Sophie wurde von ihrem Gatten gelehrt, den Grafen zu unterhalten. Jeden Morgen legte er ihr einen Stoß von Büchern hin, um daraus Material für amüsante Gespräche zu suchen. An der Tafel oder bei Spaziergängen gab sie dem Grafen die Stichworte zu geistreichen Diskussionen. Und Sophie, die Gefallen daran fand, war dem Minister bald so unentbehrlich wie sein Sekretär. Ja, der galante Grandseigneur machte der

einfachen Bürgerstochter gern den Hof und liebte sie auf seine abgeklärte Weise. Sophie lernte neben dem Französischen auch Englisch. Ihr Geist entfaltete sich; doch ihr Frauentum kam dabei zu kurz. Sie durfte ihre Kinder nie selber stillen, „damit die Gleichheit meines Humors nie verlorengehen möge". Nur ihrem jüngsten Sohne Franz, der 1768 in Warthausen geboren wurde, gab sie heimlich die Brust.

1762 legte Graf Stadion seine Ämter nieder und übersiedelte nach Warthausen bei Biberach, in das kurz zuvor Wieland als Stadtschreiber zurückgekehrt war. Das Schloß lag auf einem Molassehügel, von dem aus man das flache Rißtal fast bis nach Ulm überblicken konnte. Hier entstand, mitten in dem katholischen Oberschwaben mit seinen vielen, reichen Klöstern, ein kleines freigeistiges Sanssouci. Die Fäden, die die deutsche Aufklärung mit den französischen Enzyklopädisten verbanden, gingen über Warthausen. Doch war Stadion nichts weniger als engherzig. An seinem Tische saßen Gerechte und Ungerechte, Gläubige und Freigeister; aber es mußten Männer von Geist sein wie Pater Sebastian Sailer, der Vater der schwäbischen Dialektdichtung, dessen Schlagfertigkeit und Urwüchsigkeit der Graf besonders hochschätzte. Es war eine erlesene Tafelrunde, in der sich Sophie La Roche bewegte. Bald gesellte sich auch Wieland dazu. Zum zweitenmal kreuzte er ihre Lebensbahn. Ihr Mann wußte um das Vergangene. Es war für Sophie nicht einfach, mit dem geliebten Jugendfreund ungezwungen zu verkehren. Und Wieland machte ihr die Pflicht als Gattin eines andern nicht leicht. Immer wieder durchbrach er die gezogenen Schranken, beschwor die Vergangenheit herauf und schrieb ihr gefühlsverwirrende Briefe.

Allein Sophie war nicht mehr das unerfahrene Ding der Biberacher Zeit. In Warthausen glaubte man nicht an Seufzer und Schwüre; für Gefühlsüberschwang hatte man nur Spott und Ironie. Sophie lehrte den unerfahrenen Freund, daß es vielfältige Beziehungen zwischen Mann und Weib geben kann, Beziehungen, die nichts mit dem zu tun hatten, was er bisher als Liebe kennengelernt hatte. Wieland war hellsichtig genug zu erkennen, daß die Menschen, denen er hier begegnete, weltklüger waren als er. So wurde Sophie die Vertraute des galanten Stadtschreibers, auch in den Liebesaffären mit ihrer Schwester Cateau und mit Christine Hagel, dem hübschen Bürgermädchen, das Wielands Geliebte und Mutter seines Kindes wurde. Er scheute sich freilich nicht, Sophies Vertrauen gerade in dieser für ihn wenig erfreulichen Liebesgeschichte zu mißbrauchen, die Freundin über „Bibis" Zustand zu täuschen und sie fast bis zum Schluß herzhaft zu belügen. Stadion und La Roche lächelten über den verliebten Stadtschreiber, der dann seine Jugendstreiche plötzlich mit einer platten Vernunftheirat beendete.

Der Tod des Grafen Stadion 1768 machte dem schwäbischen Parnaß ein Ende. Wieland erhielt eine Professur in Erfurt. Die Kinder des Grafen, die La Roche nicht liebten, ließen den Halbbruder fühlen, daß er doch nur der Sekretär des Vaters gewesen war, und schickten ihn nach Bönnigheim. Sophies Kinder kamen in Pension. Und nun war sie plötzlich allein, ohne Aufgabe, ohne Arbeit, die sie gereizt hätte. Fünfzehn Jahre hatte sie mehr für Stadion als für sich gelebt und erlag nun dem bedrückenden Gefühl, den besten Teil ihres Lebens verwirkt zu haben. Da fand sie an dem Bönnigheimer Pfarrer Brechter, dessen merkwürdige Jugend die Biberacher Gemüter einst heftig erregt hatte — er war, ehe er Theologie studierte, Spaßmacher einer wandernden Theatertruppe gewesen —, einen Führer, der ihr ein neues Ziel wies. Was Sophie am meisten bedrückte, war, daß man ihr die Übernahme der Pflicht versagt hatte, ihre Töchter Maximiliane und Lulu zu erziehen, die in einer Pension zu Straßburg untergebracht waren. Und da sie ihre eigenen Töchter nicht mehr hatte, beschloß sie, „ein papierenes Mädchen zu erziehen". So entstand der Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim". Das Werk hatte einen ungeheuren Erfolg, machte Sophie fast über Nacht zu einer berühmten Frau und stellte sie in die vorderste Kampfreihe der jungen literarischen Generation.

Drei Jahre dauerte die Verbannung in Bönnigheim. 1771 trat La Roche in Kur-Trierschen Dienst. Ehrenbreitstein wurde der neue Wohnsitz. Wieder stand Sophie in der Mitte eines literarischen Kreises, der die bedeutendsten Geister umschloß. Wieland kam auf Besuch, die Brüder Jacobi fanden sich ein.



Die Tochter: Maxe Brentano mit Jacobi und Wieland

Goethe wurde ein beliebter Gast, tollte mit den Mädchen, die aus Straßburg zurückgekommen waren, und liebte die schöne „Maxe". Der geistreiche, aber boshafte Merck kam dazu. Sophie wurde mit Frau Aja in Frankfurt bekannt. Herder schrieb ihr Briefe und Lenz war von dem „Fräulein von Sternheim" begeistert. Doch wurde Sophie jetzt auch in den literarischen Streit der Generationen gezerrt und geriet, nicht ganz ohne ihre eigene Schuld, in Gegensatz zu Wieland, der ihr gerade bei der Herausgabe ihres ersten Romans so selbstlos geholfen hatte. Sophies Leben gestaltete sich schön und reich und hatte eigenen Inhalt. Mit Mann und Kindern lebte sie in gesicherten Verhältnissen und wurde als bedeutende Schriftstellerin gefeiert. So verflossen zehn glückliche Jahre am Ufer des Rheins.

Da fiel ihr Mann 1780 als Opfer höfischer Intrigen und als Vorkämpfer der Aufklärung, der schon in Warthausen die heißumstrittenen „Mönchsbriefe" geschrieben hatte. Die La Roche übersiedelten nach Speyer. Wohl gab es zunächst keine Geldsorgen, aber Sophie war nun schon daran gewöhnt, auf großem Fuß zu leben. Jetzt kam ihr die eigene literarische Begabung zustatten. Hatte sie bisher die Schriftstellerei aus Freude am Schreiben betrieben, so wurde sie nun eine ernsthafte Erwerbsquelle. Sie war indessen klug genug, die Grenzen ihres Könnens nicht zu überschreiten; sie wollte nur Beiträge zur Bildung der weiblichen Seele geben. Haus-

frauentätigkeit, meinte sie theoretisch, sei mehr wert als alles andere. Praktisch gestaltete es sich freilich bei ihr ein wenig anders. Immerhin wurden Resignation und stille Bescheidenheit die Grundlagen ihrer Lebensphilosophie. Aber die Fünfzigjährige, die ihr ganzes Leben auf engem Raum verbracht hatte, gelüstete es nun doch, ihren Ruhm als Schriftstellerin auszukosten. Sie besuchte die Schweiz, Frankreich, Holland und England. Ja, sie wagte sogar als erste Frau eine Montblanc-Tour, natürlich nicht auf den Gipfel. Galt doch nur ein Viertel des Weges als gangbar.

Langsam neigte sich der Stern der Verfasserin der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" dem Untergang. Schon spottete man über die alte Dame, die sich so leicht begeisterte und am Wesentlichen so oft vorbeisah. War sie einst Sprecherin der jungen Generation gewesen, so wurde sie nun die Hüterin alter Ordnung. Voll Ekel sprach sie von den emanzipierten Frauenzimmern, die es den Männern gleichtun wollten. Große Sorge bereitete ihr das Schicksal ihrer Kinder. Sophies Leidenschaft, Ehen zu stiften, war berüchtigt. Diese Leidenschaft gereichte ihren eigenen Töchtern nicht zum Glück. Ihre älteste, die schöne Maximiliane, für die Goethe und die jungen Dichter des Sturms und Drangs geschwärmt hatten, war mit dem reichen, nüchternen Kaufmann Brentano verheiratet worden und wurde von der Eifersucht ihres Mannes gequält. Für ihre Tochter Lulu wurde die Ehe mit dem brutalen, trunksüchtigen Hofrat Möhn, den der menschenkundige Merck einen „wahrhaftigen Kaliban" genannt hatte, ein unerhörtes Martyrium. Der älteste Sohn Fritz, der immer ein störrischer Knabe gewesen war, wurde zum Offizier bestimmt. Er trat in französische Dienste, ging mit Lafayette nach Amerika, heiratete eine reiche Holländerin, blieb aber stets ein unruhiger Abenteurerkopf. Ihr Mann fing an zu kränkeln. Mit Hilfe ihres Schwiegersohnes Brentano kauften sie sich 1786 in Offenbach ein kleines Häuschen, ihr „Grillenhäuschen". Nur zwei Jahre verbrachte sie dort mit ihrem Gatten, der 1788 starb. 1791 erlag ihr Lieblingssohn Franz im Alter von 23 Jahren einer tückischen Krankheit, 1793 folgte die schöne Maxe dem Bruder. Ihr Tod stellte Sophie vor eine neue Aufgabe — an den Enkeln gutzumachen, was sie an den eigenen Kindern versäumt hatte.

So mußte Sophie mit 60 Jahren die Vergänglichkeit alles Irdischen erkennen. Die Männer, die ihr Geschick bestimmt hatten, Stadion und La Roche, waren tot, ihr Lebenswerk vernichtet und vergessen. Die junge Schriftstellergeneration, in deren Reihen sie einst gestanden, war ihr vorausgeeilt und lächelte über die altmodische Dame. Sie hatte ja nie begriffen und nie übersehen, wohin die junge Bewegung zielte. Allein es brauchte noch Jahre, bis Sophie zum großen Verzicht auf Ruhm und Ehre entschlossen war und im Verkehr mit den Kindern der Maxe ihr höchstes Glück fand. Clemens Brentano zwar war nicht gern im Grillenhäuschen zu Offenbach; doch für die andern Geschwister wurde das Heim der Großmutter ein Märchenland. Vor allem liebte Bettina, die klügste der Enkelinnen, das alte Haus, in dem es keine Gegenwart und keine Zeit gab. Im Verkehr mit den Kinder fiel alle Konvention von Sophie ab. Sie wurde wieder natürlich, und das alte urwüchsige Schwabentum brach wieder hervor. Sie erzählte Bettina von ihrer Jugend, von dem Kreis um Stadion, den Jahren in Ehrenbreitstein und bezeichnete der gespannt Lauschenden Selbstbeherrschung, schweigendes Dulden und Selbstüberwindung als die Gesetze ihres Lebens.

Während Preußen die Tage seiner tiefsten Schmach erlebte und ihr Sohn Karl mit dem Land litt, in dessen Dienst er stand, erkrankte Sophie und starb am 18. Februar 1807. Ihre Kinder hatten Deutschlands geistige Blüte gesehen und erlebten nun seine nationale Erniedrigung und Verkümmerung. Ihre Enkel aber kämpften um Deutschlands Auferstehung. Maximilianes Kinder traten ins helle Licht der Geschichte. Romanisches und germanisches Blut hatten ein Geschlecht gezeugt, das den deutschen Geist um ein neues großes Erlebnis bereicherte. Ohne die Brentanos, ohne Bettina und Clemens, die Enkel der Sophie La Roche, wäre die deutsche Romantik nicht zu denken.

Sämtliche Bilder dieses Aufsatzes entstammen dem besprochenen Werke von Werner Milch. »Sophie La Roche — die Großmutter der Brentanos.«

Die sterbende Kirche

Von Herbert Schittenhelm

Edzard H. Schaper, Die sterbende Kirche. Roman (Insel-Verlag, Leipzig)

Das Russische Reich hatte einst zur Zarenzeit in der weltvergessenen kleinen Hafenstadt Port Juminda in Estland eine gewaltige Kirche erbauen lassen, viel zu groß für die kaum tausendköpfige Einwohnerschaft des Ortes. Der Bau war in jener Zeit erfolgt, als der Staat alle Anstrengungen unternommen hatte, durch Lockung oder Gewalt die Seelen seiner Untertanen für die Staatsreligion, für die allein rechtgläubige, orthodoxe russische Kirche zu gewinnen. Viele der Bürger von Port Juminda blieben bei ihrem lutherischen Glauben — langsam sammelte aber sich doch eine kleine Gemeinde um das Doppelkreuz.

Der Weltkrieg erfaßte auch die kleine Hafenstadt an der Ostsee, und dann raste der Brand der bolschewistischen Revolution über das alte Rußland. Die Bilder Gottes wurden gestürzt, die Kirchen zu Tanzpalästen und Kinos entweiht und ihre Priesterschaft in Martern und Tod ausgerottet. Estland aber, das von Deutschen besetzt worden war, konnte sich der Sowjet-Gewalt entziehen und wurde zum Freistaat erklärt. So fand hier die alt-russische Kirche, verdrängt aus dem großen Reich ihres früheren Wirkens, ihre letzte bescheidene Zuflucht.

Das Gotteshaus in Port Juminda gewinnt neues Leben. Pater Seraphim, der den priesterlichen Dienst übernimmt, hatte selbst alle Schrecken von Krieg und Revolution an sich erfahren müssen. Als Feldprediger beim russischen Heer war er während der Meuterei der Truppen nur durch einen Zufall dem Tode entgangen. Seine Frau aber war von den Gottlosen erschlagen worden, und seine beiden älteren Söhne blieben trotz aller Nachforschungen verschollen. Gebeugt und zermürbt war der ehrwürdige Pater den Wirren entflohen. Wundersamer Trost senkte sich aber in sein Herz, als er nach langem Suchen sein nachgeborenes Kind, den kleinen Kolja, unter den Horden heimatloser russischer Kinder ausfindig machen konnte. Eine zärtliche Liebe hegt der Greis zu dem Knaben, und seine Gegenwart hilft mit, ihm neues Gottvertrauen und die Kraft zu dem schweren Amt zu geben, das er übernimmt.

Ja, schwer ist seine Aufgabe, denn die rechtgläubige Kirche ist immer noch fremd in diesem Land und zudem ohnmächtig und arm, denn sie hat durch die Revolution ihr Vermögen und alle ihre Mittel verloren. Ganz auf sich selbst gestellt ist darum der Priester.

Und so, ein Greis, dessen Leben ins siebzigste Jahr ging, hoch von Gestalt, ehrwürdigen Aussehens, mit seinem langen silbernen Haar bis zur Schulter und dem patriarchalischen Bart, den hellen Augen, denen die Trübsal nicht ihr Leuchten und das Leiden nicht die unerschütterliche Festigkeit im Glauben hatten nehmen können, ein Anachoret in der Wüste, unantastbar trotz seiner Armut in geflicktem abgeschabtem Gewand, ging Vater Seraphim aus, die versprengten Seelen seiner Gemeinde zu sammeln und sie emporzuführen kraft seiner Weihe zu Gottes Thron.

Aber die Gemeinde ist zunächst nicht größer als zehn Seelen und wächst erst durch die Errichtung einer Siedlung russischer Fischer unweit der Stadt zu einem größeren Kreise an. Im verwahrlosten Pfarrhause leben Pater Seraphim und die Seinen notdürftig von den freiwilligen Gaben der Gläubigen. Eine alte Frau besorgt um Gottes Lohn das Hauswesen. Eine rechte Stütze ist für den Priester der ihm beigegebene Diakon, ein früherer Offizier, den die Ermordung seiner Eltern durch die Bolschewisten zum geistlichen Stand gebracht hatte und der nun in einer Hingabe ohnegleichen dem Werke Gottes dient.

Kämpft die rechtgläubige Kirche Rußlands auf diesem Boden, den sie sich einst mit Gewalt eroberte und der ihr nun letzte Heimat bietet, nicht vergebens? Es scheint wie ein Gleich-

nis, daß jetzt, wo die Gemeinde und ihr Priester den schwersten Kampf um ihren Bestand führen, das Gotteshaus, abgesehen von seiner starken äußeren Verwahrlosung, auch schwere bauliche Schäden offenbart. In der großen Kuppel sind die Eisenrahmen der Fenster vom Rost fast durchgefressen, und das Gebälk ist im Faulen begriffen. Seit Jahrzehnten sind keine Ausbesserungsarbeiten mehr vorgenommen worden, und auch jetzt kann nichts für den Bestand des Gebäudes getan werden. Der Diakon flickt notdürftig, soweit er es vermag, doch weiß er nicht, wie lange das Flickwerk halten wird. In schweren Sorgen liegt Pater Seraphim vor seinem Gott. Aber schon naht eine neue Prüfung.

Die Regierung treibt mit unerbittlicher Strenge die rückständigen Steuern der Kirche ein. Nur noch selbstloser und ärmlicher führt der Priester seinen Haushalt, aber was ihm die Gemeinde geben kann, reicht bei weitem nicht zur Zahlung der lange zurückliegenden Schuld. So droht der Kirche, was dem Vater unfaßbar erscheint.

Es drohte die Kuppel einzustürzen, ja — die äußere Kirche verfiel —, aber der inneren, dem Reich ihres Geistes und Glaubens, drohte schwereres Unheil. Es war ein neues Pfand gewählt worden, schon klebte das Siegel des Gerichtsvollziehers daran, so daß es nicht mehr der Kirche gehörte, und morgen, morgen schon — barmherziger Gott, morgen! hilf! — morgen schon lief die Frist, es auszulösen, ab, morgen mittag um 12 Uhr . . .!

Der goldene Abendmahlskelch und der Hostienteller sollten versteigert werden, die heiligen Gefäße für des Erlösers Fleisch und Blut . . .!

Winzig klein aber werden diese Sorgen plötzlich vor dem Grauenhaften, das aus der Verwirrung um den Bestand der Kirche und ihrer Heiligtümer entsteht. Am Morgen des Tages, an dem die Pfändung stattfinden soll, wird der Knabe Kolja unter der Kuppel der Kirche sterbend mit gebrochenen Gliedern gefunden. Hingerissen vom Jammer des Vaters und von seinem jugendlichen Tatendrang getrieben, wollte er die heiligen Geräte in Sicherheit bringen und war, um einen echten Diebstahl vorzutäuschen, durch die hohe Kuppel eingestiegen. Das durchrostete Eisenwerk des Fensters, an das er sein Seil gebunden hatte, vermochte die Last nicht zu tragen und ließ ihn zu Tode stürzen.

Pater Seraphim wankt im unerträglichen Schmerz, als man ihm den Sohn bringt. Die verfallende und verschuldete Kirche hat ihm das zärtlich geliebte Kind genommen. In tiefem Gebet weilt er am Bette des sterbenden Knaben, und dann nehmen alle Abschied von ihm, auch Mischa, sein junger Freund.

Mischa kniete nieder und bekreuzigte sich weinend. Er küßte Kolja die Hand und dann auf den Mund. Viele Tränen blieben auf Koljas Gesicht zurück, so daß es aussah, als habe auch er geweint. Mischa zögerte, unschlüssig, als wolle er noch etwas sagen, aber nein, seine Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er schluchzte, daß er am ganzen Leibe zitterte, und plötzlich beugte er sich noch einmal über den Sterbenden und küßte ihn lange auf den Mund. Als er sich umwandte, sah er, daß alle Männer dem Bett den Rücken zugekehrt hatten, und ohne daß sie es merkten, schlich er hinaus.

Und doch, trotz der tiefen Erschütterung, findet der Priester wieder Kraft in seinem Glauben, und staunend sieht es der deutsche Arzt, der ein Freund des Hauses ist und dem Knaben beigestanden hat:

Er wußte, daß er niemals dahin kommen könnte, eins zu werden mit diesen Menschen, er würde sie niemals verstehen. Die großen Formen ihrer Religion, die sie bis in die geheimsten Zellen mit Blut und Leben füllten, waren und blieben ihm etwas unheimlich Fremdes. Er hatte das Empfinden, eine fast schauerliche Naturgewalt wohne gebändigt in ihnen, etwas Heidnisches, ganz Antikes.

Als nun aber zur Pfändung der heiligen Geräte geschritten werden soll, zeigt sich, daß sie rätselhafterweise doch entwendet wurden, so daß der Beamte ergebnislos abziehen muß. Später ergibt sich, daß Mischa es tat, der damit glaubte, seinem Freunde den letzten Dienst erweisen zu müssen. Heimlich bringt er nach Wochen Kelch und Teller aus dem Versteck wieder zurück und belastet damit das Gewissen des Priesters, der den Knaben nicht zur Anzeige bringen mag und darum die heiligen Geräte doch weiter versteckt halten muß.

Freude fällt ins Haus des Paters Seraphim, als unerwartet sein ältester Sohn Ilja vor der Türe steht, den er längst zu den Toten gerechnet hatte. Der alte Mann gerät in einen Taumel von Seligkeit. Alle erlittenen Qualen vergißt er über diesem Glück, und mit Überschwang umarmt er den wiedergefundenen Sohn.

Er hatte wieder einen Sohn! Es war beinahe zu viel für ihn: Sein Sohn war heimgekehrt! Möchte er auch noch so oft ungestüm die Hände seines Erstgeborenen ergreifen und fast beschwörend bitten: Jljuscha, erzähle, wie es war, wie kam denn alles, sage es deinem Vater, verhehle ihm nichts! Und möchte ihm Jlja auch noch so viel über sein Leben berichten — an Vater Seraphims Ohren brauste der mystete Lebenslauf des Sohnes wie ein Sturmwind vorüber. Kaum, daß Vater Seraphim ihn fragte, beantwortete ihm Jlja auch schon so viele Fragen mit rührender Geduld; das Wunder — Allmächtiger! das gepriesene Wunder — ward darob nicht geschmälert.

Jeden Abend bittet der glückliche Greis den Sohn in rührender Gebärde: Komme morgen wieder, Jlja, komme bald! Denn Jlja wohnt im Hafen auf der neuen Motorbarkasse, mit der er gekommen war. Er wies sich als finnischer Staatsbürger aus, und es warf dem alten Mann ein wenig Enttäuschung in die Seligkeit seines Herzens, als Jlja ihm erzählte, daß er Schmuggler geworden sei. Doch wozu hat die bolschewistische Revolution nicht manchen gezwungen? Und warum soll der Vater nicht die Hoffnung haben können, daß sich sein Sohn von ihm noch zu einem ehrlichen Beruf bekehren lasse, wenn er nur lange genug auf ihn einwirken kann? Auch die kalte Ablehnung, die Jlja allen religiösen Dingen entgegenbringt, das spöttische Lächeln, mit dem er die Gebete und den Segen des Vaters über sich ergehen läßt, will der Greis nicht ernst deuten. Und wirklich — seine überschwengliche, aus tiefster Dankbarkeit kommende Freude übt langsam auf den Sohn ihre Wirkung aus. In einem Anfall von Weichheit stiftet der dem Vater 500 Kronen für die Abfindung der Steuerbehörde, 500 Kronen schmutzigen Geldes.

Aber nein, die Freude des alten Mannes war die Freude Hiobs. Der Sohn scheint auf ein wichtiges und entscheidendes Ereignis zu warten. Täglich empfängt er unter der Adresse seines Vaters geheime Nachrichten, und täglich wird er unruhiger. Gegen die Wärme, die ihm von dem Vaterherzen her zuströmt und der er halb zu erliegen droht, wappnet er sich schließlich mit Härte und mit Abweisung. Die eisige Konsequenz seiner Natur bricht erbarmungslos durch, als er in einer finsteren Nacht den Zollwächter, der ihm gefährlich scheint, erst in seinem Boot betrunken macht und dann ins Wasser taumeln läßt. Und am nächsten Vormittag, gerade um die Zeit, als der Vater ihn bei seinem Boot im Hafen aufsucht, wickelt sich dort in Sekunden das Geschehen ab, das entsetzliche Klarheit über das Leben des Priestersohnes bringt: Schüsse knallen, von Gendarmen verfolgt, kommt ein Auto angejagt, aus dem ein Mann stürzt, den Jlja schon am Steuer des Motorbootes stehend erwartet — und ehe Pater Seraphim begriffen hat, was geschah, ist dieser Mann in der Luke des Bootes verschwunden, das im gleichen Augenblick unter den Gewehrsalven der aus Ufer eilenden Polizisten wie ein Pfeil aus dem Hafen schießt. Fassungslos steht der greise Priester. Was ist mit seinem Sohn? Den Gendarmen bleibt der alte Mann, sie verhaften ihn, und er erhält nun auch restlose Aufklärung: Jlja ist Agent der GPU. und war in geheimer Mission in Port Juminda.

Vater Seraphim und sein Diakon befinden sich in Untersuchungshaft in der Hauptstadt des Landes. Die Kirche ist polizeilich geschlossen. Dieser Zustand dauert Monat um Monat. Die Priester sind angeklagt, Beihilfe zur Spionage geleistet zu haben, und außerdem wird ihnen das Vergehen der Beseitigung von Gerichtspfändern zur Last gelegt. Das Warten der Gemeindemitglieder auf den Vater wird immer ungeduldiger, die Not ihrer Herzen immer größer, das Verlangen nach dem Seelsorger immer stärker.

Und immer noch war die Kirche verschlossen und versiegelt, zwei Kindlein lagen daheim ungetauft — warum ließ man die Unmündigen nicht an die Krippe des Erlösers? Wie die Herde, die ihren Stall verschlossen findet, wenn sie die Weide verlassen hat, standen die bärtigen, in Pelze gehüllten Männer oftmals murmelnd vor der verschlossenen Pforte ihrer Kirche. Sie verstanden das alles nicht, und die alte Wärterin des Ehrwürdigen konnte auch nur fragen, fragen, fragen wie sie.

Der Doktor und der von Gewissensnöten und Verzweiflung gejagte Mischa machten alle Anstrengungen, um die beiden Priester freizubringen. Endlich wird ihre Unschuld bestätigt — aber nicht, ohne daß Pater Seraphim nochmals tiefer gebeugt würde, denn den Ausschlag für die Freilassung gab, daß Jlja sich von Rußland aus öffentlich von seinem Vater lossagte und so bezeugte, daß sie nie gemeinsame Sache gemacht hatten.

Jlja . . . Jlja . . . sich von mir losgesagt . . . mit mir gebrochen . . . hatte Vater Seraphim gemurmelt,

war langsam zum Fenster gegangen und hatte dort stumm, mit aufgestützten, gefalteten Händen hinausgeblickt. Ich hätte lieber jedes Urteil auf mich genommen als das . . .

In den Tagen, in denen die Priester im Gefängnis saßen, hatte Mischa eine Freundin gewonnen, Ljusja, ein Mädchen aus Sowjetrußland, das jetzt bei seinem Großvater wohnte. Sie brachte eine andere Welt mit sich. Klaren kalten Geistes, ganz in der Denkweise der Bolschewisten erzogen, begriff sie nichts von der Glaubenskraft ihrer neuen Umgebung.

Sie sprach das Wort Gott sehr zögernd aus, als nehme sie etwas in den Mund, von dessen Art und Beschaffenheit sie noch nichts wußte, aber noch ehe sie es erwartet hatte, antwortete ihr der Arzt: Ja, Ljusjinka, ja! Wer ihn von Herzen sucht, wird ihn auch finden.

Was ist: von Herzen? war alles, was Ljusja daraufhin fragte, und der Arzt hatte viele Worte nötig, ihr zu erklären, daß das Herz nicht nur schlechthin eine „Blutpumpe“ sei, wie sie in Rußland gelernt, sondern daß die Menschen des Westens mehr darin sahen: die Heimat alles Lebens, des leiblichen und des geistigen.

Lange Zeit war Ljusja ganz still, während ihr der Arzt dieses erklärte. Und endlich wagte sie die Frage: Aber sagen Sie, Pavel Augustowitsch, was . . ., was . . . ist das eigentlich . . . Gott?

Darauf antwortete der Arzt nicht mehr.

Noch ist ihr Herz ganz verschlossen, und mit Skepsis und kaltem Spott begegnet sie den Einwirkungen ihrer Umgebung. Niemand ist da, der sie zu Gott führen könnte, der ihre Sinne öffnen würde für das heilige Wort. Da kommt Pater Seraphim zurück, am Bahnhof erwartet von seiner ganzen Gemeinde. Alle küssen ihm die Hände, kindisch vor Freude hängen Bauern und Fischer an ihm, dem Vater. Er segnet sie alle. Und jetzt wird Ljusja vor ihn geführt.

Das ist Ljusja, Vater! hörte sie den Arzt sagen.

Eine fremde Hand legte sich behutsam unter Ljusjas Kinn und hob ihren Kopf. Wie geblendet von der Helle der Lampen sah sie in zwei freundliche Augen. Friede sei mit dir, mein Kind! sagte es leise, und als Ljusja betroffen und zögernd vor Stimme und Blick anfangs zurückgeschreckt war, neigte sie sich ebenso jäh, als könnte sie ihr entrissen werden, über die Hand und küßte sie.

Der Trost und die Gnade der göttlichen Verheißung sind in das Herz des Mädchens gedrungen.

Noch steht die Kirche zur Verklärung Christi in Port Juminda gewaltig am Strand des Meeres. Aber ihre Lehre versinkt. Der Katholizismus dringt machtvoll ins Land und erfaßt die Seelen. Auch die Zerstörung am Gotteshaus, der Einhalt zu gebieten die Gemeinde keine Mittel hat, nimmt ihren Fortgang. In der Kuppel zeigen sich nach dem Winter plötzlich große Risse. Der kalte Frühjahrswind greift durch die offenen Fenster, aus denen das Glas längst herausgefallen ist. Der Diakon erkrankt, seine Lunge ist angegriffen. Aber weiter steht er in den langen Stunden des Gottesdienstes auf dem kalten Boden in der eisigen Luft und singt der Gemeinde die Liturgien vor. Sein Mund füllt sich jedesmal mit Blut, und der Husten hemmt ihn oft am Weitersingen. Der Kirche gehört sein Leben, und sie zehrt es auf.

In feierlicher Handlung und tiefer Erregung begeht die Gemeinde in der Nacht vor Ostern das Fest der Auferstehung Christi. Mischa und Ljusja übernehmen das Läuten der Glocken im Turm. Nach dem Fest soll das Mädchen die heilige Taufe empfangen. Am Sarg des Herrn knien Männer und Frauen, küssen das Holz und bekreuzigen sich. Dann beginnt die feierliche Prozession um die Kirche, und als um Mitternacht der Zug mit Fahnen und Kerzen wiederum eintritt, verkündet der Priester: Christus ist auferstanden, und in mächtigem Dröhnen geben die Glocken die frohe Botschaft weiter.

Da bricht es, gerade als die Spitze des Zuges die Mitte der Kirche erreicht hat, donnernd und dumpf sausend hernieder. Die große Kuppel stürzt über der Gemeinde zusammen. Acht Menschen sind tot, unter ihnen Vater Seraphim.

Erbarmungslos und jedem offenbar in seiner nicht mißzuverstehenden Bedeutung hat sich erfüllt, was seit langem schicksalhaft Schritt für Schritt sich angekündigt hatte. Eingestürzt ist das Haus des Herrn, erschlagen ihr Priester, tot ist die Kirche zur Verklärung Christi.

Der fröhliche Goethe

Man könnte auch sagen: „Der unbekannte Goethe“. Natürlich — Sie kennen ja Ihren Goethe, aber so doch nicht, wie Sie ihn jetzt kennen lernen werden aus dem Werke von Edwin Zellwecker „Goethe in der Anekdote“ (Saturn-Verlag, Wien), dem auch die zeitgenössischen Scherenschnitte entnommen sind.



Frankfurt, etwa zwischen 1755 und 1760

Es war ein schöner Frühling, der Birnbaum im Garten von Goethes Großvater war über und über mit Blüten bedeckt. Nun war's am Geburtstag der Mutter, da schafften die Kinder den grünen Sessel, auf dem sie abends, wenn sie erzählte, zu sitzen pflegte, und der darum der Märchensessel genannt wurde, in aller Stille in den Garten. Sie putzten ihn mit Bändern und Blumen auf und nachdem Gäste und Verwandte sich versammelt hatten, trat der Knabe Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldenen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranz auf dem Kopf, unter den Birnbaum und hielt dort eine feierliche Anrede an den Sessel, als den Sitz der schönen Märchen.

Elberfeld, 22. Juli 1774

Einmal wurde Stilling in Elberfeld des Morgens früh in einen Gasthof gerufen. Man sagte ihm, es sei ein fremder Patient da, der ihn gern sprechen möchte. Er zog sich also an und ging hin. Man führte ihn ins Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals und den Kopf in Tücher verhüllt. Der Fremde streckte die Hand aus dem Bett und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: „Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach!“ Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund. Er erklärte sich also auch so und erwiderte: „Ich finde gar nichts Krankes, der Puls geht ordentlich!“ So wie er das sagte, hing ihm Goethe am Hals.

Weimar, 13. September 1782

Dem Prinzen August von Gotha gab Goethe ein Essen im Weimarer Zeughaus, wo an den Wänden alte Ritterrüstungen aufgestellt waren. Als man anfing, recht fröhlich zu werden, hörte der Prinz ein Rasseln hinter sich, erstaunt blickte er sich um — es war wohl eine Täuschung gewesen. Dann schrie eines der Fräuleins auf: „Jener Ritter dort drüben habe sich bewegt!“ Sogleich ertönte ein Husten aus einer anderen Ecke aus einem Harnisch und Visier heraus. Und nun klappte ein vierter Eisenmann sein Visier auf, stieg heraus und sprach: „Die Herrschaften werden entschuldigen.“

Goethe hatte vier Soldaten in diese Rüstungen gesteckt.

Weimar, 24. Dezember 1803

Nach der Begegnung mit Frau v. Stael berichtete Goethe seinen Freunden: „Es war eine interessante Stunde. Ich bin nicht zu Worte gekommen; sie spricht gut, aber viel, sehr viel.“ Ein Damenkreis wollte inzwischen wissen, welchen Eindruck Goethe auf die Fremde gemacht habe. Auch sie bekannte, nicht zu Worte gekommen zu sein. „Wer aber so gut spricht, dem hört man gerne zu“, soll sie geseufzt haben.



Welt um Weimar: Herzog Ernst von Gotha und seine Familie (1780)

Weimar, vor Sommer 1806

Frau Goethe war von einer raschen, beweglichen Natur und hielt nicht viel von dem stillen Leben, das ihr Mann führte. „Der Herr Geheime Rat und ich", soll sie einmal gesagt haben, „wir sitzen immer und sehen einander an. Das wird am Ende langweilig."

Karlsbad, etwa Juli 1806

Goethe war seit einigen Tagen an einem alten Manne häufig vorübergegangen und erfuhr, es sei ein vormaliger hochverdienter österreichischer General. Einmal kam der Alte freundlich auf ihn zu und redete ihn folgendermaßen an: „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?" — „Schon recht." — „Aus Weimar?" — „Schon recht." — „Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?" — „O ja." — „Aber sagen S' mir doch, was haben S' denn geschrieben?" — „Mancherlei, von Adam bis Napoleon, von der Zeder bis zum Brombeerstrauch." — „Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen habe. Sind schon neue, verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?" — „O ja, wohl auch." — „Ja, da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halt nur Ausgaben der letzten Hand; sonst muß man dasselbe Buch zum zweiten Male kaufen. Darum warte ich immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Von diesem Grundsatz kann ich halt auch bei Ihnen nicht abgehen." — „Hm!"

Weimar, zwischen 1809 und 1816

Ein berühmter Mann speiste bei Goethe und im Gespräch legte die Frau Geheimrätin die lebhaftesten Irrtümer an den Tag. Goethe, mit olympischer Ruhe sich an den Gast wendend, ließ sich in folgenden Worten darüber vernehmen: „Sollte man nun wohl glauben, daß dies Frauenzimmer bereits einige zwanzig Jahre in meiner Gesellschaft lebt?"

Dresden, 24. April 1813

Bei Familie Kügelgen drang eine Dame ein. Mit offenen Armen auf ihren Götzen zuschreitend, rief sie: „Goethe! Ach Goethe! Wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen?" Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen. Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet und sah düster und versteinert aus wie eine Rolandsäule. Auf die Mutter Kügelgens zeigend, sagte er: „Da ist auch Frau von Kügelgen." Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu und als Kügelgens Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame in Anspruch nahm, war Goethe plötzlich fort.

Weimar, wohl Herbst 1813

Bei der preußischen Einquartierung, mit der Weimar belegt war, ereignete sich eine heitere Szene in einem Weinhaus, wo ein alter, dickbäuchiger Major zu anderen Offizieren die

Äußerung hingab: „Ich stehe bei einem gewissen Goethe oder Götze oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt." Die Offiziere machten ihm nun mit Emphase vorstellig, das sei der berühmte Goethe, wo er stehe. Der alte dickbäuchige Herr erwiderte darauf: „Kann sein, ja, ja, nu, nu, das kann wohl sein, ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben."

Weimar, November 1813/Mai 1814

„Was!" sagte Goethe einst zu Artur Schopenhauer, mit seinen Jupiteraugen ihn anblickend, „das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! S i e wären nicht da, wenn das Licht S i e nicht sähe!"

Heidelberg, September 1814

Goethe drückte auf einfache, lustige Art sehr richtig Jan van Eycks Riesenschritt in der Malerei aus. Er sagte: „Da sitzt nun der Kerl und streicht an und pinselt auf dem Goldgrunde und 's gefällt ihm nicht. Plötzlich wird er wütend und schlägt auf die Tafel. Da geht sie voneinander und da hat er den Hintergrund — die Natur."

Heidelberg, wohl 25. September 1814

Als eines Abends Goethe mit seinem Freunde die Höhe hinanstieg, um die Sonne untergehen zu sehen, hatten ein paar Frauenzimmer, die ihn dabei zu belauschen wünschten, sich hinter das Gebüsch versteckt. Goethe bemerkte sie, tat aber nicht, als ob dies der Fall sei, und als er oben angekommen war, begann er einen so abschreckenden Sermon über das Altwerden der Sonne, die anfange, fahl und bleich auszusehen, daß es nicht lange dauerte und die Gestalten hinter dem Busch waren verschwunden.

Weimar, Ende April 1815

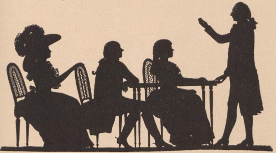
„Wenn Sie mich nicht mehr so aufrecht einherschreiten sehen wie bei Ihrer vorigen Erscheinung im Jahre 1799", sagte Goethe zu Fr. Matthisson scherzend, „so müssen Sie das ganz in Ordnung finden: denn es ging so viel seitdem über unseren Köpfen weg, daß wir uns natürlich haben bücken müssen."

Heidelberg, Ende September/Anfang Oktober 1815

Goethe wandte sich zu dem ihn in Heidelberg begleitenden Sulpice Boisserée und sagte: „Wie wär's, wenn ich hier an der Ecke vor den Augen der Studenten ein paar Scheiben zerschlüge? Da würde morgen in der Zeitung zu lesen sein: Der berühmte Dichter Goethe hat bei seiner Durchreise durch Heidelberg ein paar Scheiben eingeschlagen! Und die Jungen hätten dann doch ein Vorbild, wenn sie's auch einmal täten."

Weimar, 29. April 1816

Als Joseph Ch. Mellish nach einer vieljährigen Trennung von Weimar, wo er lange als Kammerherr gelebt hatte, Goethe besuchte, rief dieser beim Anblick seines Freundes, mit dem er mancher Flasche den Hals gebrochen hatte, nur das einzige Wort „Champagner" aus.



Hofgesellschaft: L. v. Imhoff, K. L. und H. v. Knebel und Hauptmann Heron

Jena, 1. April 1817

Goethe sagte zu Knebel: „Wolltest du anfangen, alle deine Gedanken in die Welt hineindrucken zu lassen — buh! und bah! — Wie würden die Leute da über dich herfallen! Sieh, liebes Kind", fuhr er fort, „das ist ein Vorzug, den die Leute haben, die nicht schreiben: sie kompromittieren sich nicht."

Jena, etwa nach 1820

In Jena kam zu Goethe ein Setzerlehrling und brachte Korrekturfahnen. Goethe begann einen Satz zu ändern. Der Setzerlehrling sah mit Unwillen, wie Goethe Altes strich und Neues einfügte und sagte schließlich: „Machen Sie nur nicht so viele Korrekturen, das gibt bei uns nur überflüssige Arbeit!" Lächelnd ließ sich Goethe über die Schwierigkeiten der Satzverbesserung aufklären und versprach, in Zukunft die Buchstaben auszuzählen, die er streiche, und genau die gleiche Anzahl wieder einzufügen. „Sie sollten lieber nur Gedichte machen", sagte der Knabe darauf, „bei Gedichten sind ja die Zeilen sowieso immer gleich lang. Das muß auch für Sie viel einfacher sein."

Weimar, nach 1820

Einmal wurde von einer jungen Dame ein Lied sehr undeutlich gesungen. Nachdem sie geendet, sagte Goethe: „Das Lied war recht hübsch, doch möcht' ich nun auch gern wissen, in welcher Sprache der Text abgefaßt war." — „Es war ja von Ihnen!" erwiderte das Fräulein, worauf Goethe sagte: „So? Das habe ich nicht bemerkt!"

Eger, 31. Juli 1822

Manchmal forderte Goethe Ignaz, den Sohn des Egerer Polizeirates J. S. Grüner, auf, etwas zu erzählen, z. B. sagte er einst: „Erzähle mir etwas von deiner Katze." Der Knabe ließ nun die Katze nach einer Insel schwimmen, dort Mäuse fangen und wieder zurückschwimmen, aber am Ufer von einem Jäger erschossen werden. „Sehen Sie", sagt Goethe, „der hilft sich wie mancher, der, welcher seinen Gegenstand nicht mehr gehörig entwickeln kann, seinen Helden umkommen läßt."

Franzensbad, 26. August 1822

Im Sommer 1822 wurde bei Tisch von den vielen Kniffen der deutschen Rechtschreibung gesprochen. „Ich halte sie mir nach Möglichkeit vom Halse", erklärte Goethe, und machte, wenn man streng sein will, in jedem Brief Schreibfehler. Und keine Komma!" Einen Augenblick herrschte widerspruchsvolles Schweigen, aber schnell fuhr Goethe fort: „Dabei beruhige ich mein Gewissen mit der Meinung des verehrten Wieland, der behauptet hat: Religion und Interpunktion sind Privatsachen."

Weimar, vor 1823

Goethes letzter Kutscher Johann Georg Barth, wenn er unter den geschlagenen Steinen an der Landstraße etwas Auffälliges bemerkte, hielt an, wendete sich zurück und sagte: „Herr Geheeme Rat, ich globe, da is was für uns."

Weimar, 23. Februar 1823

Während seiner Krankheit sagte der Arzt Wilhelm Rehbein zu Goethe: „Das Inspirieren geht leichter als das Exspirieren." — „Freilich", antwortete er, „ich fühle das am besten, Ihr Hundsfötter!"

Marienbad, zwischen 11./19. Juli 1823

Als eine Dame aus der Gesellschaft die Indiskretion einer anderen tadelte, welche Goethe allerlei Gedichte zur Beurteilung mitgeteilt hatte, sagte er lächelnd: „Dreierlei Dinge kann niemand bei sich behalten: Feuer, Liebe, Verse."

Lily Parthey und die Fürstin Hohenzollern kamen an Goethes Wohnung vorüber. Die Fenster standen offen, sie stellte sich hin und rief: „Herr von Goethe!" Er erschien alsobald oben am Fenster. „Jetzt muß ich Sie vorstellen, Herr von Goethe, hier sind Damen aus Berlin, die Ihnen sehr schöne Grüße zu bringen haben von Zelter, dies ist Lily Parthey." „Da bringen Sie mir nicht nur einen schönen Gruß, sondern auch eine schöne Stimme."

Weimar, 6. Juni 1824

Am Pfingsttage besuchte Kanzler Müller Goethe nachmittags. Er saß im Hemdärmel und trank mit Riemer. Ersteres war Ursache, daß er Gräfin Line Egloffstein nicht annahm. „Sie möge doch", sagte er zu Ottilien, „des Abends zu mir kommen. Nicht wenn Freunde da sind, mit denen ich tiefsinnig oder erhaben bin."

Weimar, ab 1827

Die Unterhaltung bei Goethe war sehr animiert. Sie drehte sich immer um Gegenstände der Kunst und Wissenschaft. Goethes Augen

schleuderten Blitze, sobald irgendeine Klatscherei zum Vorschein kam. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er einmal sehr derb, er rief mit dröhnender Stimme: „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus."

Weimar, 8. März 1830

Der Enkel Wolf war der Liebling Goethes. „Sehen Sie hier das gute Kind", sagte dieser zu Soret, „alle Abende bringt es seinen Großvater zu Bette, nimmt ihm sein Halstuch ab und bindet ihm eines für die Nacht um." Da Wolf gähnte, sagte Soret ihm, er solle schlafen gehen. „Nein, noch nicht!" rief er, „es ist noch nicht neun, ich muß erst Großpapa zu Bett bringen!"

Weimar, 29. März 1830

Die Gräfin Karoline Egloffstein sagte zu Wolf, Goethes Enkel, er solle nicht immer auf seinem Großpapa herumklettern, das müsse diesen ermüden. „O", rief Wolf, „Großpapa geht gleich schlafen; da kann er sich wieder ausruhen." „Sie sehen", meinte Goethe dazu, „die Liebe ist von Natur immer etwas unbescheiden!"

Weimar, Mai 1831

Goethe war es, der Jenny v. Pappenheim bei einem Besuch im Gartenhaus erzählte: „Ich habe eine unsichtbare Bedienung, die den Vorplatz immer reingefegt hält. Es war wohl Traum, aber ganz wie Wirklichkeit, daß ich einst in meiner oberen Schlafstube in der ersten Tagesfrühe eine alte Frau sah, die ein junges Mädchen unterstützte. Sie wandte sich zu mir und sagte: ‚Seit fünfundzwanzig Jahren wohnen wir hier, mit der Bedingung, vor Tagesanbruch fort zu sein; nun ist sie ohnmächtig und ich kann nicht gehen.' Als ich genau hinsah, war sie verschwunden."

Weimar, wohl 17. Mai 1831

Im Frühjahr 1831 traf der Maler Friedrich Preller in Weimar ein und einer seiner ersten Wege war zu Goethe. Daß ihm gegenüber nicht die Rede auf seinen in Italien verstorbenen Sohn gebracht wurde, wird niemand wundern, der weiß, daß Goethe es ablehnt, einen Kult irdischer Verluste zu treiben. Als Preller ihm aber erzählte, daß er in seine Skizzenbücher die Porträts aller seiner Bekannten in Rom gezeichnet habe, bat Goethe sich dieselben aus. Als Preller nach einigen Tagen wiederkam, reichte Goethe sie ihm still und ernst zurück. Aber zu Hause fand Preller, daß Augusts Porträt nicht mehr da war.

Weimar, 26. März 1832

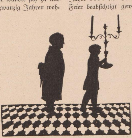
Ein Berliner, der den Zug von Goethes Leichenbegängnis sah, rief aus: „Was machen sie für eine Bejebenheit mit dem Jöte! Es ist ja, wie wenn ein preußscher Jeneral bejraben würde!"

Jena, unbestimmt

Einmal sagte Goethe, als sich jemand über eine Dummheit, die ein anderer gemacht oder ausgesprochen hatte, ereiferte, lächelnd: „Kinderchen, ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren sehen!" Das wollte nun den Zuhörern nicht in den Sinn und als es ihm später die Mutter F. J. Frommanns vorrückte, meinte er: „Habe ich das gesagt? Da bin ich sehr weise gewesen!"

Linz a. Donau, 1884

Im Linzer Landestheater, wird erzählt, sei im Jahre 1884 die Veranstaltung einer Goethe-Feier beabsichtigt gewesen. Der Direktor des Landestheaters habe aus diesem Anlasse vom Landeshauptmannstellvertreter eine Zuschrift erhalten, in der es hieß: „Hiezu — zu dieser Feier — wird die Bewilligung unter der Bedingung erteilt, daß Goethe ausschließlich nur als Dichter, nicht aber auch als Philosoph gefeiert wird.



Der Herr Geheimrat kommt zu Besuch (1797)

Tod in der Jugend / Von Kurt Müno

Erwin Wittstock: „Die Freundschaft von Kockelburg" (Alb. Langen u. Gg. Müller, München)

„Heimat und männlicher Geist" — in diesem Zweiklang hört Erwin Wittstock in seinem Buch von der „Freundschaft von Kockelburg" das Geheimnis jedes echten Lebens schwingen. Wir kennen Erwin Wittstock, der einem alteingesessenen siebenbürgischen Bürgergeschlecht entstammt, als einen der wesentlichsten Vertreter des jungen siebenbürgischen Schrifttums, das sich überraschend schnell auch bei uns im Reich durchgesetzt hat und zu einem unveräußerlichen Bestandteil der gesamtdeutschen Literatur geworden ist.

Nach langen Jahren treffen sich in einem einsamen Waldwirtshaus sieben Jugendfreunde, die das Leben auseinandergetrieben hatte.

Wie sie vor dem Wirtshaus sitzen und in die sinkende Nacht schauen, auf die Berge und Wälder, die ihre Heimat sind, da beschließen sie, daß jeder von ihnen ein Erlebnis erzähle, das er für das wichtigste in seinem Leben hält. Da hören wir die Geschichte vom Viehmarkt zu Wängertsthuel, in der ein junger Mensch in eine seltsame Verstrickung von Schuld und Bestimmung geführt wird. Ein anderer berichtet vom ungewöhnlichen Sterben eines aufrechten und knorrigen Menschen, der dritte von einem Erlebnis mit einem Tatarenstamm in der Steppe. Wir lernen das ursprüngliche Leben in den deutschen Dörfern Siebenbürgens kennen, den starren, an den Überlieferungen der Väter festhaltenden Sinn der Bauern, den Gemeinschaftsgeist der deutschen Bürger, wie wir ihn in dieser Prägung im Reich kaum mehr finden. Einer von ihnen erzählt aber die Geschichte von der „Freundschaft von Kockelburg", und was er zu berichten weiß, ist so bemerkenswert, daß der ganze Band seinen Titel davon erhalten hat.

Dietrich Hihn und sein Freund — der Erzählende der Geschichte — sind in der Stille eines siebenbürgischen Dorfes aufgewachsen. Als es an der Zeit war, wurden sie von ihren Eltern auf das Gymnasium zu Kockelburg geschickt. Kockelburg ist ein trauliches Städtchen zwischen Buchenwäldern, Obstgärten und grünen Berglehnen. Das Gymnasium, die „Bergschule", liegt hoch über den engen Straßen der Stadt im undurchdringlichen Grün des sogenannten Schulberges, auf den sich die Bürger nur selten verirren. Zu den beiden Freunden gesellte sich mit der Zeit als dritter im Bunde der begabte, ein wenig verwachsene Sohn eines Schulmeisters aus der Umgebung, der den Spitznamen Raupenzagel trug. Vielfältig waren die Verflechtungen zwischen den Gymnasiasten und den Bürgern der Stadt. Oft kam es den Jungen zu Bewußtsein, wie fest die Bürgergeschlechter mit den Geschicken des Landes verwachsen waren. Auf den wöchentlichen Vorleseabenden, die ein Bürger der Stadt eingerichtet hatte, wurde oft auch aus alten Dokumenten und Familienbriefen vorgelesen.

Es wurde berichtet, daß ein gewisser Felmer, Zunftmeister der Seiler und Mitglied der Hundertschaft, ein wegen seines Mutes und seiner Weitgereistheit angesehener Mann, eines Tages aus der bedrohten Stadt in das Lager der tatarischen Belagerer gegangen sei, um mit ihnen, die ihm freundlichen Empfang zugesichert hätten, zu unterhandeln. Er sei aber sogleich zurückbehalten und schon am nächsten Tag ohne jede Vernunft auf die grausamste Weise verstümmelt, elend ermordet und zum Schrekken der Bürger in mehreren Stücken an die Stadtmauer herangeschleppt worden. Guhr hielt hier im Lesen inne und sagte, daß dieser Felmer sein Urgroßvater mütterlicherseits sei, wie er sich auch durch die Kirchenbücher überzeugt habe, und dessen Vater sei auf einer Geschäftsreise in der Moldau, wohin er mit zehn Fuhren Zunftwaren und vielen Knechten gezogen war, totgeschlagen und ausgeraubt worden, und, hinwiederum, von diesem der Vater, der „Felmer Turcus", sei jahrzehntelang in der Türkei als Sklave aus der Hand des einen Herrn in die des andern gewechselt, bis er sich unter den fremden Menschen zu Ehren emporgerungen und nicht ohne Vermögen in die Heimat zurückgekehrt sei.

Solche Geschichten stärkten den Bürgersinn der Knaben und ihre Einsicht für die Notwendigkeit eines festen Zusammenhalts. Da wurde die Freundschaft der drei einer Prüfung unterworfen, die die Jugend der beiden Überlebenden für lange Jahre überschattete. Die Schüler pflegten sich an bestimmten Abenden in einer Wirtschaft der Stadt zu verbotenen Kneipen zusammenzufinden. Nach einem heiter durchzechten Winterabend kehrten die drei Freunde, Dietrich Hihn, Raupenzagel und der Erzäh-

lende, gemeinsam nach Hause zurück. Raupenzagel wohnte im Internat der Schulanstalt, während die beiden anderen außerhalb der Schule in Pension waren. Um den Weg abzukürzen, benutzte Raupenzagel die gesperrte Brücke über den Kockelfluß, die gerade ausgebessert wurde. Die beiden Freunde waren schon ein Stück ihres Weges weitergegangen, da hörten sie von der Brücke her ein stürzendes Geräusch, es klang zugleich wie berstendes Eis. Sie stürzen erschreckt zur Brücke zurück und entdecken in der Fläche des Flusses zwei kreisrunde Löcher, wie sie von den Fischern in die Eisdecke geschlagen werden. Von Raupenzagel war keine Spur mehr zu entdecken, alles Rennen und Rufen blieb vergeblich. Ein furchtbarer Zweifel befällt sie: ist Raupenzagel in eines der Eislöcher gestürzt, oder befindet er sich schon geborgen zu Haus, im Internat, das er auf verbotenem Weg verlassen hatte und in das er auf dem gleichen Weg wieder zu gelangen pflegte? Vor ihnen steht die Pflicht, zum Internat zu eilen und sich zu überzeugen, ob Raupenzagel dort angekommen ist, wenn nicht, die ganze Anstalt zur Hilfeleistung aufzurufen. Aber ebenso groß wie das Bewußtsein dieser Pflicht ist in ihnen die Furcht vor der Strafe, die sie erwartet. Und diese Furcht nährte in ihnen die Hoffnung, daß Raupenzagel doch wohlbehalten in seinem Bett weilte, so gewaltig, daß sie ihr Gewissen beruhigten und die Nachfrage in der Anstalt unterließen.

Raupenzagel blieb am nächsten Tag verschwunden. Die ganze Stadt geriet in Aufregung darüber. Die beiden Mitwisser vergingen vor Angst und Schuld, sie allein hätten Licht in die Angelegenheit bringen können; aber die Scham verschloß ihnen den Mund. Erst als der gebeugte Vater Raupenzagels auftaucht, da packt der Jammer des Mannes so an das Herz des einen, daß er hingeht und dem Rektor alles beichtet. Und er muß es hinnehmen, daß der Rektor bei der Trauerfreier harte Worte für ihn findet.

„Es ist eine Lieblosigkeit, mehr aber noch eine Pflichtvergessenheit, aus Furcht vor der Strafe schweigend darüber hinwegzugehen, wenn den Kameraden ein Unglück ereilt . . . Die Verantwortung, die deutsche Burschen vor dem Leben und selbst vor dem Tod des anderen tragen, beginnt dort, wo sich die leiseste Befürchtung einstellt und zur Handlung mahnt . . ."

Die Zeit nahm auch dieses Ereignis mit sich, wenn es sich auch noch manchmal mahnend in Träume der Knaben eindrängte. Die Schüler wurden mehr und mehr veranlaßt, am Leben des Gemeinwesens inneren Anteil zu nehmen, und sie lernten verstehen, welch große Gefahren den Bestand des deutschen Volkstums in diesem Land bedrohte, wo Zuckerbrot und Peitsche die innerlich Lauen ins andere Lager hinüberzuziehen suchten. Sie erlebten die Versuche mit, die deutsche Gemeinschaft zu unterdrücken, und sie reihten sich wie selbstverständlich in die Reihen der Bürger ein, um am Abwehrkampf teilzunehmen. Sie wohnten hochgestimmter Seele der Jahrestagung der deutschen Vereine Siebenbürgens bei, die in Kockelburg stattfand und zu einem Triumph des deutschen Widerstandswillens wurde. Doch die kleinen Wolken wurden von den größeren vertrieben: wie ein Blitzschlag fuhr die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Serajewo in den faulen Frieden der Welt.

Auch Dietrich Hihn, der Mitwisser von damals, der den Mut zum Geständnis nicht gefunden hatte, sollte noch zum Frieden mit sich selbst kommen. Bei einem Hochwasser des Kockelflusses, das große Verwüstungen anrichtete, wird er zusammen mit einer Schülerin des Gymnasiums auf einem Baumstamm von den Fluten davongetrieben. Der Baumstamm kann die Last von zwei Menschen nicht tragen, er erkennt die Lage klar, und ohne sich zu besinnen, überläßt er den rettenden Platz der Kameradin und gleitet selbst in das schäumende Wasser, das ihn davonreißt — für immer.

Wieder einmal versammelten sich die Schüler der Bergschule zu einer Trauerfeier für einen Kameraden, und der feierliche Ernst, der über der Versammlung lag, wurde noch durch die Tatsache bestärkt, daß schon viele der Lehrer in Uniform erschienen, um unmittelbar nach der Feier dem Ruf des Vaterlandes zu folgen.

„Ich will damit anfangen, daß ich sage, Dietrich Hihn, als sie dich auffanden, hattest du Erde in der verkrampften Hand! — an diesem Zeichen erkannten sie, daß du nicht gerne von uns gingst. Und dennoch bist du freiwillig von uns gegangen, wie einer nur freiwillig gehen kann, und hast, den sicheren Tod vor Augen, stark wie ein Mann den Handgriff der Hilfe getan und dich vom Seile getrennt, auf daß du die Gefährtin damit dem Leben verknüpftest . . ."



Ein neues Bühnenwerk von Richard Billinger: „Die Hexe von Passau"

in der Uraufführung des Deutschen Theaters in Berlin mit Käthe Dorsch. Das Werk behandelt das Schicksal einer Frau, die als Hexe in den Tod geht, um nicht einem ungeliebten Manne anzugehören

„Hamlet in Wittenberg"

Die Uraufführung des neuen Werkes von Gerhart Hauptmann

Gerhart Hauptmann macht in seinem neuen Drama „Hamlet in Wittenberg", das am Leipziger Alten Theater zu seiner Uraufführung kam, den Versuch, des jungen Dänenprinzen Aufenthalt an der Hohen Schule zu Wittenberg von Shakespeares Welt aus zu fassen — also „das Werk eines Dichters rückläufig zu ergänzen".

Hauptmann beabsichtigt, seinen Hamlet hineinzustellen in die gärende und ringende Zeit der deutschen Reformation, will jenes Wittenberg vor uns erstehen lassen, das zu Beginn des 16. Jahrhunderts für das Abendland „ein neues Rom" geworden war. Doch von dem eigentlichen Wesen dieses „neuen Rom" wird in Hauptmanns Stück kaum etwas gegenwärtig.

Was Hauptmann gibt, das ist die bunte, die wild bewegte Welt der Studenten und Scholaren, der wandernden Bacchanten und der Zigeuner. Es ist eine sehr irdische Welt des Raufens und Saufens und der sehr irdischen Liebe. Hier wird noch einmal die alte Meisterschaft Hauptmanns im Schaffen der Atmosphäre lebendig. In dieser Welt steht Hamlet mit seinen Freunden. Immer wieder verliert er sich, der ewig Schwankende, der jäh seinen Stimmungen Unterworfene. Am stärksten, am geheimnisvollsten und am anziehendsten tritt ihm diese sehr irdische Welt in der Gestalt der Zigeunerdirne Hamida entgegen.

Bei Shakespeare werden Urgefühle, die Urgefühle Melancholie, Verzweiflung, Bitterkeit, aber auch letzte menschliche Tapferkeit, aufgerufen. Bei Hauptmann ist Hamlet nur ein an Wesensbesitz dünner, unruhig sucherischer, schwankender junger Mensch. Alles aus dem Reich des Geistes aber bleibt unklar, zerflattert, ist nicht zu fassen. Das eigentliche Thema auch dieses Hauptmannschen Werkes ist die Erotik. Und wie fast immer bei ihm, hat sie etwas gewaltsam Aufgepeitschtes, etwas Ungesundes. Das Zigeunermädchen Hamida kommt aus den Bezirken der Literatur und nicht aus dem Reich des Urtümlichen und Schöpferischen. Sprachlich ist aber Hauptmanns neues Werk stärker und sorgfältiger durchgearbeitet als sein letztes Drama, als die ganz und gar papierene „Goldene Harfe". Die Aufführung unter der Spielleitung von Jobst von Reiht gab dem Werk nicht seine stärkste Bühnenwirksamkeit.

Hermann Dannecker



Der Goggolore

Eine heidnische Legende aus Altbayern

Von Hermann Dannecker

Otto Reuther, Der Goggolore
(C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München)

Otto Reuther hat uns mit dem kleinen Buch „Der Goggolore. Eine heidnische Legende aus Altbayern“ etwas geschenkt, das zuerst ein wenig fremd und dann doch bald wieder nah vertraut in unserem Dasein steht und das uns schließlich mit der Fülle seines phantastischen Lebens nicht mehr losläßt. Hier ist in unseren Tagen ein Stück deutschen Mythos' noch einmal lebenerfüllte, ganz unmittelbar gefaßte Wirklichkeit geworden — ein Buch, das uns zurückführt zu den Quellen unserer Volkskraft, das uns mit seiner herzhaften, unbekümmerten Frische Freude schafft.

Der „Goggolore“ ist in Altbayern, ist im Lande zwischen Lech und Ammersee jenes germanische Fabelwesen, das sonst auch Heinzelmännchen oder Hutzelmann heißt, das überall, doch immer verborgen lebt, das den guten Menschen Gutes tut und die Bösen mit tollem Schabernack ärgert. Hier in Otto Reuthers Buch ist dieses kleine Wesen noch einmal gegenwärtig geworden, tanzt mit seinen närrischen Sprüngen durch seine Welt. Und dabei erscheint es uns immer mehr so, als ob diese Welt, wenn auch unbemerkt und verborgen, auch heute noch da sei.

In einem Geleitwort erzählt Reuther davon, was heute in Altbayern unter dem Wort Goggolore verstanden wird. Goggolore nennt man heute in Altbayern „einen unberechenbaren, sprunghaften, aber lustigen Burschen, auf den koa Verlaß net is, dem wo ma aber a net ungut sei ko'“. Aus dem Reiche der Fabelwesen ist der Goggolore also in das Reich der Menschen getreten.

Otto Reuther erzählt uns hier aber Geschichten, in denen noch der alte, der unverfälschte Goggolore sein Wesen treibt. Reuthers Geschichten sind treue Nacherzählungen von Mitteilungen, die er in seiner Jugend in seiner Schongauer Heimat gesammelt hat. Er gibt sie uns, um ihren seltsamen Reiz nicht zu beeinträchtigen, beinahe wörtlich aus dem Dialekt übertragen, eben so, wie sie ihm von den Berichterstatterinnen erzählt wurden. Diese drei Berichterstatterinnen waren drei alte Bäuerinnen, heute längst eingegangen in „eine fröhliche, selige Urständ“, aus der Ammersee-Gegend: die Schnurr-Resl aus Utting am Ammersee, Gertraud Klas, Bürgermeisterin von Hechenwang, und die Pumpauf-Kathl, eine Finningerin, die lange Zeit in Utting wohnte und ihr Leben lang Heubinderin im Stammgestüt Achselschwang, dem Paradies von Otto Reuthers Jugend, war. Wunderschön ist es, wie Reuther uns die Welt dieser drei Frauen vergegenwärtigt. Auch auf uns übt es einen bestrickenden Zauber aus, wenn er von der Tracht der Schnurr-Resl und davon, wie sie sich in ihr bewegen muß, erzählt. Und wirklich — etwas von dem zwielichthaften, dämonischen Zwischenreich des Goggolore steigt vor uns auf, wenn er von der Pumpauf-Kathl, von deren Spinnen und Mäusen, berichtet. Von ihr hat er auch am öftesten das Wort Goggolore gehört. Und von ihr hat er auch die meisten der Geschichten erfahren. Aber auch bei der Pumpauf-Kathl mußte er immer zuerst den Widerstand gegen das Berichten überhaupt überwinden. Denn keine dieser drei Frauen gab das geheimnisvolle Reich des Goggolore gerne preis. Sie wußten wohl insgeheim, wie ferne es ihrer nüchternen Zeit schon war. Auf die Kinder aber hatte es eine solche Macht, daß alles von ihr atmete und lebte. Überall sahen sie ihn, überall war er für sie gegenwärtig.

Und noch einmal, später noch, lange nach den Jahren der Kindheit, hat die köstliche Figur des Goggolore ihre unmittelbar wirkende Macht erwiesen. Die einzelnen Kapitel des jetzt erst erschienenen Buches wurden nämlich von Reuther im Weltkrieg auf Nachtwache g schrieben, um dem einen seiner Brüder Hilfe zu sein, um ihm mit dem Goggolore allen Segen und alle Kraft der Kindheit zu beschwören. Nachtwache für Nachtwache wurden die Geschichten vom Goggolore niedergeschrieben, um dann mit der Feldpost an die französische Front zu wandern. „Aber

sie haben ihren Zweck erfüllt und dem schwerstgeprüften von uns drei Brüdern noch einmal Kraft und Willen zum Leben gegeben bis zu seinem tragischen Tod auf einer Patrouille wenige Tage vor Waffenstillstand." Und diese ganz unmittelbare Wirkung in das Leben, in das Dasein selbst hinein ist doch wohl das Schönste, was man von etwas Geschriebenem sagen kann.

Den Inhalt der nur lose zusammenhängenden Geschichten kann man hier nur andeuten, hinweisen auf ihre unerschöpfliche, kraftvoll derbe Lebensfülle. Zuerst wird erzählt, alles in einer einfachen, ganz und gar ungekünstelten, sofort in die Dinge selbst führenden, unpsychologischen Erzählweise, wie der Goggolore nach Finning zum Bauern Irwing, zu dessen gestrengem Eheweib und zu deren Tochter Zeipoth kam. An einem schönen Sonntag des Spätherbstes sollte Zeipoth mit Nachbars Lene und den andern Mädeln Schlehen holen auf dem Burgberg. Doch als die Mädchen oben auf dem Burgberg ankamen, ward ihnen wenig Freude; denn von Schlehen war nichts zu sehen. Das Gesträuch war abgeleert von irgend jemandem, der ihnen zuvorgekommen war. Sie gingen rundum. Und da entdeckten sie unter der Schlehenhecke einen riesengroßen Haufen prachtvoller blaubereifter Beeren, den offenbar die vielen Vögel, die vorher ein so großes Gekreisch und Gezeis veranstaltet, zusammengetragen hatten. Sie füllten voller Freude die Körbe und aßen dann die mitgebrachten Nüsse und Äpfel. „Doch plötzlich stand wie aus dem Boden gewachsen ein winziges Männlein unter ihnen. Das war ein Schuh hoch, hatte einen uralten Kopf, so groß wie ein dicker Apfel, einen dünnen, weißen, zerzausten Bart und spindeldürre Arme und Beine." Das war der Goggolore. Er stellt die Mädchen zur Rede. Alle stieben davon, nur Zeipoth bleibt. Der Hutzelmann kollert mitsamt den Schlehen den Hang hinunter. Zeipoth springt ihm nach, erwischt ihn am Bein, wickelt ihn in ihren Schurz, daß er sich nicht mehr rühren kann und steckt ihn in ihren Korb. So hatte sie sich einen Hutzelmann gefangen.

Zu Hause wird sie von der Mutter beschimpft, weil sie so garstiges Ungeziefer heimschleife. Zeipoth allein schützt den Kleinen vor all den andern, vor dem Pfarrer, den Bauern, die alle aus Furcht vor ihm dem Kleinen nach dem Leben trachten. Der Hutzelmann dankt ihr dafür. Er hilft ihr spinnen. Sie spinnt so viel, wie sie früher nie fertiggebracht. Sie will seinen Namen wissen. Er aber sagt ihr nur: er habe eigentlich keinen Namen, er wäre des Waldes Geist selbst, und was da lebe und webe, wär von seinem Wesen und ihm untertan. Vor allem aber sagt er ihr das eine, mit großem Ernst: „Nur auf eins acht wohl, Maidlein! Hüt mein Geheimnis wie dein Leben. Wenn du schweigst, soll dir's zum Glück gereichen. Wenn du aber je mein Art und Namen verrätst, wird dir Leid werden, mehr als ein Menschenkind tragen kann."

Dann schüttelte er sich, ward ein schwarzer Rabe und flog zum Kammerfenster hinaus in die Nacht.

Zeipoth mußte aber oft an den Hutzelmann denken, und je öfter sie an ihn dachte, desto mehr bekam sie Zeitlang. Doch der Hutzelmann kam nicht wieder.

Als aber in der Nacht auf Allerseelen tiefer Schnee gefallen war, da geschah es am Morgen, während die Mutter, die Weberin, die Kühe im Stall molk, Zeipoth aber in der Küche saß und Flachs brach, daß etwas an die Küchentür schlug. Da stand der kleine Hutzelmann draußen im Schnee und fror bitterlich. Zeipoth nahm ihn herein und hob ihn auf den Herd. Das tat dem Männlein sichtlich gut. Die Weberin wollte es zwar nicht leiden, aber der Hutzelmann blieb nun in Meister Irvings Haus. Er stellte manchen Schabernack an, vor allem der Meisterin. Aber er tat auch viel Gutes. Doch die Bäuerin blieb ihm feind.

In den folgenden Kapiteln wird erzählt, wie die Ullerin, die Seelnonne, die Leichenbesorgerin also und Baderin zugleich, den Goggolore fangen wollte und wie sie dabei bös zu Schaden kam. Sehr derb wird es in der Geschichte: „Wie der Goggolore ins Butterfäßlein tat und dem Herrn (so heißt in Altbayern der Pfarrer) die Trübsal brachte". Hier wird wirklich kein Blatt vors Maul genommen. Eine Schnurre, ein Schabernack reiht sich nun an den andern.

Von einem schönen, schlichten Zauber erfüllt sind die Kapitel, die von der Liebe zwischen Zeipoth und dem Pfeifer Aberwin erzählen. Schaurige Größe bekommt diese Mythe von dem kleinen Hutzelmann, dem Goggolore, da, wo von der Pest berichtet wird und dem ungeheuren Leid, das sie in die Welt brachte. Zeipoth und Aberwin, die beide einander tot geglaubt haben, finden sich wieder. Doch im Übermaß ihres Glückes begeht Zeipoth Verrat an dem Erdmännlein und dem ganzen heimlichen Volk. Sie erzählt seinen Namen und all das, was er ihr in der Zeit der Pest Gutes getan. Schweres Leid kommt über sie und Aberwin. Aberwin muß flüchten. Sie ist allein. Je ihrer Verzweiflung ringt sie dem Goggolore sein Geheimnis ab; er gesteht ihr, daß das Heimliche Volk schon seit Urbeginn der Zeiten wirke, daß aber keines wisse, ob ihm am Jüngsten Tag eine selige, fröhliche Urständ würde zuteil werden. Wohl würden sie erlöst werden können, wenn um ihrer Seelchen willen ein Menschenkind sich entschließen könne, die Gnade des Todes von sich zu weisen. Aber ein Menschenkind, das den gnadenreichen Gevatter von sich weise, das gäbe es nicht. Doch Zeipoth will es tragen. In einer schauerlichen, blutigen Nacht rettet Zeipoth Aberwin aus den Händen fremder Kriegsknechte. Die Bauern sehen nur noch, wie Zeipoth sich den Pfeifer auf ihre Schultern geladen und ihn dann, geleitet vom Goggolore, fortgetragen gegen den Burgberg zu — hinein in die Nacht. Sie sind hingezogen in einer lichten Wolke.

Einmal nur noch hat in einer Johannesnacht ein junger Bursch, ein Sonntagskind, eine uralte Frau gesehen, die mit ihren wachsbleichen, durchsichtigen Händen in die Mondstrahlen griff, sie zerriß und sie um ihren goldenen Spinnrocken wickelte. Sie wob den „Kronschleier unserer Lieben Frau". Also den Nachthimmel, Frau Berchtas Mantel, der von den Unterirdischen in Wald und Moor immer wieder gewoben wird, bis ans Ende der Zeiten.

Wir lesen bei andern:

Aus der Monatsschrift »Asia« (Neuyork):

Das Mädchen in der Muschel

Ein chinesisches Märchen

Ein armer junger Fischer opferte alles, was er besaß, um seinem Vater ein würdiges Begräbnis zu verschaffen. Nach der Leichenfeier nahm er seine Arbeit wieder auf, und eines Tages entdeckte er eine herrliche Muschel in seinem Netz. Er nahm sie mit nach Hause, und von da an fand er allabendlich bei seiner Heimkunft vom Meeresstrand seine kleine Hütte sauber ausgefegt und ein reiches Mahl für sich gedeckt. Da er seine Neugier nicht länger zügeln konnte, kam er eines Morgens heimlich zurückgeschlichen, spähte von außen her durch das Fenster und sah aus der Muschel ein wunderschönes Mädchen heraussteigen, das sich sofort daran machte, die Hausarbeit mit aller Sorgfalt zu erledigen. Durch seine Liebe gelang es ihm, den Bann zu brechen, durch den das Mädchen in die Muschel verzaubert war. Er warb um sie und vermählte sich mit ihr. Nach einiger Zeit gestand sie ihm, daß sie göttlichen Ursprungs und vom Himmel entsandt sei, um ihn für seine kindliche Liebe zu belohnen.

Aus dem »Inselschiff« (17. Jahrgang, Heft 1)

Brief an Hölderlin

Als Hölderlin Susette Gontard (Diotima) und ihr Haus verlassen hatte, schrieb ihm ihr achtjähriger Sohn, Hölderlins Zögling, diesen Brief:

27. September 1798

Lieber Holder!

Ich halte es fast nicht aus, daß Du fort bist. Ich war heute bei Herrn Hegel, dieser sagte, Du hättest es schon lange im Sinn gehabt; als ich wieder zurück ging, begegnete mir Herr Hänisch, welcher den Tag Deiner Abreise zu uns kam und ein Buch suchte; er fand es, ich war gerade bei der Mutter, er fragte die Jette, wo Du wärest, die Jette sagte, Du wärest fort gegangen, er wollte eben auch zu Herrn Hegel gehen und nach Dir fragen, er begleitete mich, und fragte, warum Du fort gegangen wärest, und sagte, es schmerzte ihn recht sehr. Der Vater fragte bei Tische, wo Du wärst, ich sagte, Du wärst fort gegangen, und Du ließest Dich ihm noch empfehlen. Die Mutter ist gesund und läßt Dich noch vielmals grüßen, und Du möchtest doch recht oft an uns denken. Sie hat mein Bett in die Balkonstube stellen lassen und will alles, was Du uns gelernt hast, wieder mit uns durchgehn. Komm bald wieder bei uns, mein Holder; bei wem sollen wir denn sonst lernen. Hier schicke ich Dir noch Tabak, und der Herr Hegel schickt Dir hier das 6te Stück von Posselts Annalen.

Lebe wohl, lieber Holder,

ich bin

Dein Henri.

Frankfurt am Main.

In »Westermanns Monatsheften« Nr. 951 aus einem Aufsatz von Rolf Kadach »Bücherwürmer und Zwiebelfische — Kunterbunt aus Bücherläden« über die Erfahrungen eines Buchhändlers mit Büchern und Bücherkäufern:

Wird da eines Tages eine „Bibel en gros" verlangt, da die Dame, für die sie bestimmt sei, schwache Augen habe. Ein andermal will man eine „festgebundene Jungfrau von Orleans". Beide Male anfangs erstaunte Gesichter über die etwas seltsam anmutenden Wünsche. Aber dann zieht ein befriedigter Käufer ab mit einer Bibel, die große Buchstaben hat. Und die festgebundene Jungfrau von Orleans wurde richtig zu Schillers Schauspiel in einem festen Leineneinband.

Auch Autorennamen sind nie vor der Verballhornung sicher. Die seltensten Gebilde entstehen, und es gehört schon ein gut Teil Detektivbegabung dazu, den tatsächlichen Namen herauszuspüren. Wen würden Sie unter Kurtze-Bub vermuten? Doch sicher nicht Kotzebue. Klotz Tillje entpuppte sich als Claude Tillier, und Semperlein ist der Philosoph Chamberlain. Gleichen-Rußwurm wurde zu Kußwurm, Chopin zu Schoppen, Will Vesper zu Will Hesper und Silvester. Hinter Marta Link und Metterling verbarg sich der Verfasser des „Lebens der Bienen", Maurice Maeterlinck.

Auch der unsterbliche Druckfehlerteufel sorgt immer für neue erheiternde Zwischenfälle. Da hat er „Andersens gesammelte Mädchen" statt „Märchen" und „Maler und Bildkauer" statt „Maler und Bildhauer", „Handbuch der Teuerungstechnik" statt „Feuerungstechnik" auf dem Gewissen.

Eine Dame will den Roman „Maria Theresia" von Zdenko v. Kraft kaufen und fragt: „Spielt er zur Zeit Napoleons?" — „Nein", ist die Antwort, „sie war die Gegnerin Friedrichs des Großen." — „Ach, die in Weimar?" — „Aber nein, sie war doch Kaiserin in Österreich." — „Ach so, die da sagte: Wer nie sein Brot mit Tränen aß."

Eine andere Dame äußerte einmal den Wunsch: „Ja, wissen Sie recht was Nettes von Homer oder Odysseus!"

In einer Buchhandlung wurde nach den Werken von Gerhart Hauptmann in der Reclam-Ausgabe gefragt. „Die gibt es noch nicht", sagte der Buchhändler, „die Autoren erscheinen in der billigen

Ausgabe erst, wenn sie fünfzig Jahre tot sind." Der Betreffende wendet sich zum Gehen. „Danke schön, dann komme ich noch einmal wieder."

In den »Literarischen Flugblättern« des Verlages J. Engelhorn (Nr. 22) aus einem Aufsatz von Adolf Spemann über »Das Manuskriptangebot beim Verlag — Praktische Winke für junge Autoren«:

Schicken Sie niemals nur eine briefliche Anfrage, ob die Vorlage eines Manuskriptes erwünscht ist, sondern senden Sie dieses immer gleich mit. Sie wissen nicht, ob Ihnen Ihr Brief so gelingt, daß das Interesse des stets mit Angeboten überlaufenen Verlegers erregt wird, während unter Umständen schon der erste Blick ins Manuskript zündet.

Schicken Sie auch niemals nur Inhaltsangaben, Bruchstücke oder Stilproben. Ihnen selbst steht das Ganze vor Augen, der Verleger oder Lektor aber macht sich ein Bild nach den Bruchstücken; dieses Bild muß unvollkommen und kann gänzlich falsch sein. Auch ein Bauwerk kann erst beurteilt werden, wenn es fertig und abgerüstet ist.

Schicken Sie also immer das vollständige Manuskript. Je größer, eingehender und ausführlicher Ihr Begleitbrief ist, desto falscher! Es ist niemals klug, wenn der Autor sich selbst kommentiert; die gute Arbeit spricht für sich. Wenn Sie schon ein Angebot an einen Verleger machen, müssen Sie auch seinem Urteil trauen — denn warum hätten Sie sonst diesen Verleger gewählt?

Berufen Sie sich in Ihrem Begleitbrief lieber nicht auf das Urteil von Leuten, die das Manuskript gelesen haben und davon begeistert sind; dies hat nur dann Zweck, wenn es sich um einen Kronzeugen allererster Ordnung handelt. Haben Sie keine Sorge, daß ohne Nennung solcher Lobredner der Verleger das Manuskript flüchtig oder gar nicht ansehe: der Hunger jedes Verlags nach guten neuen Manuskripten ist immer wach, und der Verleger hofft in jeder Muschel eine Perle zu finden.

Bieten Sie niemals Ihr Manuskript gleichzeitig mehreren Verlegern an. Das Verhältnis zwischen Autor und Verlag ist eine Ehe, das Manuskriptangebot ist ein Heiratsantrag — diesen macht man auch nicht gleichzeitig nach zwei oder mehr Seiten.

In der Münchner Illustrierten Presse aus einem Aufsatz von Werner Bergengruen: Was ist des langen Pudels kurzer Kern?

Man macht sich überhaupt keine Vorstellung davon, in welchem Umfange falsch zitiert zu werden pflegt. Keineswegs z. B. heißt es „Ich kenne meine" oder „er kennt seine Pappenheimer". Vielmehr bemerkt Wallenstein: „Daran erkenn' ich meine Pappenheimer." Wir alle sagen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen", oder, wenn wir den Zustand eines pflichteifrigen Zechgenossen auf dem Heimwege kennzeichnen wollen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er kann noch gehen." In Wirklichkeit hat der Mohr Hassan nicht seine „Schuldigkeit" getan, sondern seine „Arbeit", auch ist es durchaus irrig, diesen Ausspruch für ein Othello-Zitat zu halten, obwohl der Mohr von Venedig seine schauderhafte Arbeit ja nicht weniger gründlich geleistet hat als der von Genua. König Wilhelm I. depeschierte nach der Schlacht von Sedan: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung" — nicht „Fügung". Man zitiert: „Wozu in die Ferne schweifen?" Goethe aber sagt: „Willst Du immer weiter schweifen?" Jeder von uns äußert gelegentlich: „Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt", während es in Tasso lautet: „So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt." Der Oberst Piccolomini hat nie behauptet: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde", wohl aber: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen."

Schon die wenigen bisher gegebenen Proben erweisen übrigens Schiller als meistzitierten deutschen Dichter. Eine seltsame Kreuzung mit Goethe ist er eingegangen in dem lustigen Zitat: „Was ist des langen Pudels kurzer Kern?"

Wer soll wissen, daß das „Aufeinanderplatzen der Geister" auf Luther, die „eine Schwalbe, die noch keinen Sommer macht", auf Aristoteles, der „dunkle Punkt" auf Napoleon I., die Redewendung „wo einen der Schuh drückt" auf Plutarch zurückgeht? Daß der „passive Widerstand" dem Wortschatz des tollen Jahres 1848 und das „Ich warne Neugierige!" auf einen Erlaß des Berliner Polizeipräsidenten v. Jagow aus dem Jahre 1910 entstammt? Daß „ein Schauspiel für Götter" von Goethe in seinem Singspiel „Erwin und Elmire" und die „göttliche Grobheit" von Schlegel in seiner „Lucinde" geprägt worden ist? Oder daß wir die Sentenz „Eine Hand wäscht die andere" dem griechischen Dichter Epicharmos und das schöne Wort vom „Volk in Waffen" dem heute vergessenen preußischen Poeten Hermann Neumann verdanken, in dessen 1837 erschienenem „Erz und Marmor" es sich zuerst findet?

Aus der französischen Zeitschrift »Illustration«:

Einer, der nicht ans Kino glaubte.

Als die Brüder Lumière in Lyon 1894 den ersten kinematographischen Apparat erfunden hatten, überließen sie einem Freunde, Clément Maurice, das Recht, ihn in Paris vorzuführen. Zu diesem Zwecke mußte dieser einen Saal mieten, und zwar in dem Untergeschoß des „Grand Café" auf dem Boulevard des Capucines. Der Inhaber dieses Cafés, namens Volpini, wollte den Saal aber nur gegen eine Tagesmiete von 30 Franken vermieten, während man ihm 20 % des Eintrittsgeldes angeboten hatte. Volpini glaubte nämlich nicht recht an den Erfolg des Unternehmens. Der Eintrittspreis betrug 1 Franken, und dafür konnte man 8 bis 10 kurze Filme sehen. Am ersten Abend betrug die Einnahme 35 Franken, aber die neue Erfindung erregte soviel Neugier, daß schon nach drei Wochen täglich 2000 bis 2500 Franken eingenommen wurden. Während die Erfinder sich darüber freuten, ärgerte sich Volpini, daß er ihr Anerbieten nicht angenommen hatte, das ihm täglich zehnmal mehr eingebracht hätte.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Edzard Schaper

ist am 30. September 1908 als 11. Kind in Ostrowo, Prov. Posen, geboren. Beide Eltern aus niederdeutschem Bauernblut, der Vater aus Hannover, die Mutter aus Ostfriesland, bleiben fremd im slawischen Grenzland. Das Kind, früh von der Schule enttäuscht und zur Einzelgängerei getrieben, flüchtet in die Traumwelt der Bücher, von der Bibel bis zu Eichendorffs „Taugenichts" und „Ahnung und Gegenwart". Der Krieg reißt den Sechsjährigen mit sich fort: Flucht und Verwüstung, Brandschein der Dörfer, marschierende Kolonnen, Verwundete und Tote, Leben der Kasernen und Lazarette. Nach dem „Einjährigen" zuerst Musiker, dann Schauspieler, beginnt zu schreiben, wird Gärtner. Vielleicht ist es das Friesenblut der Mutter, das ihn zur See treibt: mit „Fischen und Fahren" verdient er sein Brot, lebt dann jahrelang in Skandinavien, verheiratet sich mit einer Auslandsdeutschen, die mit den Ihren aus Rußland vertrieben ist, lebt mit ihr und seinem Kinde in Estland, wo er die ernste und einfache Landschaft seiner Kindheit, mit Wäldern und Sümpfen und einsamen Herrenhäusern, wiederfindet. Von 1927 an veröffentlicht er Romane und Erzählungen, zuerst in der „Deutschen Rundschau". Dann folgt im Inselverlag die „Insel Tütarsaar", die „Arche, die Schiffbruch erlitt" und setzt die „Sterbende Kirche". Er übersetzt Gudmundur Kambans „Skalholt" und G. Gunnarssons „Haus der Blinden" aus dem Dänischen, G. Scotts „Fant" aus dem Norwegischen.



Anton Dörfler

1890 in Mainfranken geboren, will in seinen frühen Träumen Kirchenmaler, dann Tondichter werden, von schöpferischen Gesichten bedrängt. Als junger Lehrer im Maintal, dann in Thüringen, beginnt er zu schreiben, wird Schriftleiter in Berlin, Schauspieler an kleinen Theatern vom Bodensee bis zur dänischen Grenze, und wieder Schriftsteller in Hamburg, wo ihm nach Goethe und Hölderlin, Stifter und Keller auch Wilhelm Raabe näherkommt. Als Frontsoldat 1915 schwerverwundet entlassen, Lehrer in Würzburg. Jahre der Einkehr und Besinnung. 1918: „Deutsche Geschichten aus drei Welten." Schriftleiter der „Lese" in Stuttgart. Heirat. Die Inflation zerstört die Grundlagen seiner Existenz. Wieder kehrt er zum Lehrerberuf zurück, diesmal auf dem Lande, mitten im Leben eines Dorfes der Vorrhön, schreibt „Wunder und Feste der Schule zu Wunnentor", Erzählungen, Gedichte und Theaterstücke.

Fast auf den gleichen Tag stirbt ihm der Vater, wird ihm ein Sohn geboren. Er fühlt sich hineingestellt in die Kette der Geschlechter, in die Reihe der Ahnen. So beginnt er, jetzt als Lehrer in Schweinfurt, aus dem Leben seiner heimatlichen Landschaft heraus die Geschichte eines Vaters „Der tausendjährige Krug", mit dem er als 43jähriger bekannt wird. Sein nächstes Werk: Die Geschichte eines Orgelbauers — Musik der Stille, Liebe zum ewigen Deutschland.

Die Seite des Lesers

Diesmal müssen wir unsere Leser dringend um Hilfe bitten:

Wir hatten unseren Zeichner um zwei „Dichterköpfe" gebeten und ihm dafür eine größere Anzahl von Photographien als Vorlagen zur eigenen Auswahl überlassen. Leider sind diese Vorlagen bei einer Silvesterfeier verlorengegangen, und wir erhalten lediglich die beiden Zeichnungen zurück, sehen uns aber außerstande, daraus die beiden in Frage kommenden Dichter zu „bestimmen". Auch unser Zeichner vermag darüber keine Auskunft mehr zu geben; obendrein ist er mit dem erhaltenen Honorar sogleich ins Gebirge zum Wintersport gefahren, um sich von der Silvesterfeier und dem erlittenen Schrekken zu erholen.

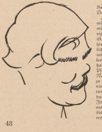
Aber vielleicht sind unsere Leser in der Lage, die beiden Dichter herauszufinden.



Auf unsere Fragen im Dezemberheft erhalten wir zunächst ein Schreiben vom Städtischen Verkehrsamt in Hildesheim, in dem die Frage beantwortet wird, wie es kommt, daß der Vers von Seume an dem fast vier Jahrhunderte älteren Knochenhaueramtshaus in Hildesheim zu finden ist:

Das Knochenhaueramtshaus am Markte zu Hildesheim ist im Jahre 1529 errichtet. Auf Betreiben des bekannten Senators Roemer wurde das herrliche Haus 1853 vom Magistrat wiederhergestellt und städtischen Zwecken dienstbar gemacht. An Stelle der alten Windbretter hat der Maler Bergmann 1853 die neuen Windbrettbilder nach eigenen Entwürfen gemalt. Ihre Annahme, daß es sich um eine neuere Arbeit handelt, trifft also zu.

Von den übrigen Fragen aus dem Leserkreise ist bisher nur die Frage beantwortet worden, wie der französische Romanschriftsteller Henri Beyle dazu gekommen sein mag, den Namen der deutschen Stadt Stendal (in der französischen Form „Stendhal") als Decknamen zu wählen. Darauf sind u. a. zwei Antworten eingegangen, die sich ungewollt so glücklich ergänzen, daß wir sie beide im Wortlaut wiedergeben wollen. Die erste Antwort kommt von einem Leser aus Hettange-Grande im Departement Moselle (Frankreich):



Zu Ihrer Frage Beyle-Stendhal im Dezemberheft der „Weltstimmen" möchte ich Ihnen mitteilen, daß es eigentlich ungewiß ist, was den „Inspektor des kaiserlichen Mobiliars" im Gefolge Napoleons veranlaßt haben mag, als Pseudonym den Namen Stendhal zu wählen. Es mag vielleicht die Achtung vor dem Geburtsort des Joh. Joachim Winckelmann gewesen sein, die ihn dazu bewog, oder die Erinnerung an Stendals geschichtliche Vergangenheit und Bedeutung oder — wer weiß — vielleicht eine unglückliche Liebe zu einer schönen Stendalerin, die es dem schüchternen Beyle angetan?

Die Literaturgeschichte hat bisher angenommen, daß lediglich die Verehrung für den großen Sohn Stendals, den Kunsthistoriker der Goethezeit, Winckelmann, die Wahl von Beyles Decknamen bestimmt hat — aber das Leben selbst scheint die liebenswürdige Vermutung des Einsenders zu bestätigen, daß auch eine Herzensneigung dabei mitgesprochen hat. So schreibt uns ein Leser aus Frankfurt a. M.:

Der Deckname Henri Beyles „v. Stendhal" — einer der 250 von ihm gebrauchten — ist auf seinen Aufenthalt in Deutschland von 1807—1808 zurückzuführen. Er nannte sich zu jener Zeit auch gern „Der Lehnsherr von Stendhal".

Nach Napoleons Einzug in Berlin wurde Beyle zum Kriegskommissar und Verwalter der Domänen in Braunschweig ernannt. Von dort aus unternahm er kleinere Reisen ins Oker-Departement, die ihn u. a. auch nach Stendal führten. Er pflegte regen Verkehr mit dem Braunschweiger Adel und befreundete sich mit dem Freiherrn Friedrich Karl von Strombeck. Auch verliebte er sich in Minna von Griesheim (Minette), die Tochter des Generals August Heinrich Ernst von Griesheim. Sie lebte von 1786–1861 und starb, im Alter noch eine schöne Frau, als Stiftsdame von St. Marien in Preußisch-Minden. Ihre jüngere Schwester Philipine von Griesheim war verlobt mit dem Leutnant Alfred von Wedell, einem der 11 Offiziere, die 1809 von den Franzosen wegen Beteiligung am Schillschen Aufstand erschossen wurden. Näheres über Beyles Braunschweiger Zeit ist zu finden in den im Insel-Verlag erschienenen Büchern Stendhals „Das Leben eines Sonderlings" und „Gedanken, Meinungen, Geschichten".

Nun hätte ich selbst auch eine Frage:

Der französische Revolutionär Robespierre soll ein leidenschaftlicher Schachspieler gewesen sein. Eines Abends forderte ihn im Café de la Régence ein junger, in Schachkreisen unbekannter Mensch zu einem Spiel heraus, und Robespierre, der bestimmt glaubte, seinem Gegner überlegen zu sein, mußte eine Niederlage einstecken. Um die Scharte auszuwetzen, verlangte er ein zweites Spiel und erklärte sich in seinem Ehrgeiz zu einem hohen Einsatz bereit. Sein junger Gegner forderte als Preis die Freilassung des Grafen d'Arc, dessen Kopf unter der Guillotine fallen sollte. Und wieder verlor Robespierre, erklärte sich aber zur Einlösung seines Versprechens bereit. Auf seine erstaunte Frage nach der Persönlichkeit seines Schachgegners erfuhr er, daß es sich um ein verkleidetes Mädchen, und zwar die Braut des Grafen d'Arc, handelte.

Ich habe irgendwo diese Erzählung oder Novelle gelesen, kann sie aber nicht mehr ausfindig machen. Kann mir jemand auf die Spur helfen?

Wir bitten unsere Leser um Auskunft und wünschen ihnen ein fröhliches neues Jahr!

Schriftleitung der „Weltstimmen", Stuttgart-O

Der Anfang: Jugend des Dichters



phot. Hans Retzlaff

Emil Strauß

Zu seinem 70. Geburtstag am 31. Januar

von

Friedrich Weißinger

Als der große Menschengestalter Emil Strauß, der am 31. Januar seinen 70. Geburtstag begeht, vor Jahresfrist mit seinem Alterswerk „Das Riesenspielzeug"*) hervortrat, empfand man von neuem mit beglückender Deutlichkeit, daß hier, wie schon in seinen früheren Schöpfungen, nicht ein zufälliger, wenn auch überragender Einzelgänger, sondern ein Dichter sprach, der mit allen Fasern in der oberrheinischen Landschaft und ihrem Volkstum verwurzelt war.

Es ist erstaunlich, wie früh die Grundlinien des Strauß'schen Weltbildes, das Grundsätzliche seiner künstlerischen Arbeit umrissen waren. Nichts von „Sturm und Drang" (weder im guten, noch im schlechten Sinne), nichts von frühfertigem Umriß, dem es an Substanz und Lebensblut gebrach; ein reifer und formvoller, alemannische Beschaulichkeit und Frische mit letztem seelischem und künstlerischem Tiefblick vereinender Erzähler erhöhte die Erfahrungen weltweiter und weltoffener Reisejahre zu gültigen Sinnbildern, die aus der unmittelbaren Überlieferung ältesten deutschen Kulturbodens lebendig und gegenständlich erwuchsen. Es war nicht zuletzt die nahe Naturverbundenheit des Alemannentums, die einst den erwachenden Dichter — nach wechselvollen Studienjahren auf den Universitäten Freiburg, Lausanne und Berlin — aus dem unbefriedigenden Treiben großstädtischer Literaturkreise wieder in die Heimat zurückgeführt hatte, wo er — wie sein Dr. Hanß im „Riesenspielzeug" — mit Emil Gött auf dem Buck bei Breisach den Versuch machte, in bäuerlicher Arbeit den Lebensstil einer neuen Jugend beispielhaft vorzuleben. Man hat diese Zeit des Siedlertums damals und später oft mißverstanden, ohne zu spüren, daß nicht innerer Mangel und romantische Sehnsucht, sondern kraftvoller Besitz die Triebkraft war, die hier nach einer vollmenschlichen und unintellektuellen Daseinsform drängte. Wie stark diese Bemühungen doch im tiefsten — weitab von allem biederen Naturburschentum — in schöpferisch-geistigen Zielsetzungen wurzelten, beweist das brasilianische Abenteuer, mit dem Strauß nicht nur seinen oppositionellen Gefühlen gegenüber der Entwicklung des wilhelminischen Deutschland, sondern — was nicht minder aufschlußreich war — jener kulturellen Offenheit und Aufnahme-

*) „Weltstimmen", Jahrgang 1935, Heft 1, S. 10 ff.

bereitschaft Ausdruck verlieh, die für den Grenzlanddeutschen alemannisch-schwäbischer Prägung so kennzeichnend sind. Vielleicht darf man zur Erklärung dieser Seite Strauß'schen Dichtertums, dessen ursprüngliche Kraft immer wieder musikalisch aufgelockert und in eine verwandtschaftliche Beziehung zur Stifter-Welt gerückt erscheint, auch den Zuschuß österreichischen Blutes nicht unberücksichtigt lassen, der ihm von seinem Großvater, dem Komponisten und langjährigen Leiter der Karlsruher Oper, zugeflossen war.

Schon in den ersten Veröffentlichungen, mit denen der 33jährige nach seiner Rückkehr aus Südamerika seine literarische Laufbahn begann, wurde die eigentümliche Mischung epischer und musikalisch-lyrischer Elemente künstlerisches Ereignis: nach der Novellensammlung „Menschenwege" (1899), in der, neben dem später erschienenen Band „Hans und Grete" (1909), das brasilianische Erlebnis seinen stärksten und farbigsten Niederschlag fand, folgte die köstliche Erzählung „Der Engelwirt" (1901), die den Menschenbildner und Humoristen Strauß, den heiter-gelassenen Künder verworrener und tragikomischer Lebensschicksale in voller Meisterschaft zu zeigen begann. Wie dieser biedere, im Kern gediegene, von törichter Mannesunrast getriebene Schwabe, nachdem er mit der Magd und dem Kind, das sie von ihm hat, die Heimat und Europa verlassen, schließlich doch wieder zu seiner rechtmäßigen Frau zurückkehrt, um in ihrer verzeihenden Güte und unsentimentalen Lebenstüchtigkeit den festen und beständigen Pol seines Lebens wiederzufinden — das ist ein Kabinettstück deutscher Novellistik, an dessen wundervoller Wärme und wissender Menschlichkeit die ewigen Gesetze epischer Zusammenhänge aufleuchten. Immer wieder ist es bei Emil Strauß die Frau, deren naturhafte Einheitlichkeit des Wesens über die chaotische und unruhige Männerwelt den Sieg davonträgt, und deren unverbildete Kraft und Seelenstärke das Dasein in die Bahnen der natürlichen Ordnung zurückführt.

Mit „Freund Hein" („Eine Lebensgeschichte" 1902) schuf der Dichter seines Werk, das — in scheinbarer Nähe moderner Problemliteratur und zu Unrecht als Ausgangspunkt des späteren Schüler- und Pubertätsromans empfunden — in Wahrheit das Schicksal des künstlerischen Menschen gestaltete, der mit einer verständnislosen und unmusischen Umwelt zusammentrifft und an der Brutalität ihrer Forderungen zerbricht. Das Entscheidende dieses Buches liegt weniger im Stofflichen als in den autobiographischen Elementen einer dichterischen Selbstdeutung, die — ähnlich wie der 1919 erschienene „Spiegel" — den seelischen Untergrund des Strauß'schen Schaffens, seine inneren Voraussetzungen erhellen. Es ist die Geburt des Künstlertums aus dem Geist der Musik, die hier in ihrem Urstadium — als erstes Schwingen der Nerven und aufwühlendes Gefühlserlebnis — erfaßt wurde, und die der zufälligen Erfahrungstatsache eines wirklichen Schülerselbstmordes die überzeitlich-metaphysische Begründung schuf.

Heiner, der Sohn eines Karlsruher Rechtsanwalts, zärtlich behütet und umsorgt von seinen Eltern, zeigt früh eine ungewöhnliche Empfänglichkeit und Feinhörigkeit für musikalisch-klangliche Erlebnisse. In der abgeschlossenen Wunderwelt des sommerlichen Gartens lauscht er auf die tausendfachen Stimmen der Natur, vernimmt den jubelnden Gesang der Vögel, das Plätschern des Springbrunnens, die wogenden Klänge der Glocken hoch in den Lüften, und überfetzt das wohlige Geborgensein, das ihn erfüllt, in die melodische Sprache seines überströmenden Herzens. Wo in der näheren Umgebung des Elternhauses Musik zu hören ist, vor Kasernen, Schulen, Kirchen oder am Theater, treibt er sich herum, und eines Tages — auf dem Bahnsteig mit dem Vater — erschreckt ihn der jähe Pfiff einer Lokomotive so empfindlich, daß er taumelt und schweißbedeckt zusammenbricht.

Auch auf der Schule, deren Anforderungen er spielend bewältigt, ist es vor allem die Geige des Lehrers, deren erregendem Zauber er erliegt, und er denkt an das schwarze Särglein unter Vaters Bett, aus dem das Klopfen seines Zeigefingers ein summendes Dröhnen geheimnisreich hervorlockt. Als er dann aber — von der Mutter in die Anfangsgründe des Klavierspiels eingeführt — um Musikunterricht bittet, vertröstet ihn der Vater, den diese allzu frühe und ungestüme künstlerische Neigung nachdenklich stimmt, auf später: vielleicht, so hofft er, wird die körperliche Entwicklung, das kameradschaftlich-wilde Spiel mit Altersgenossen den



Blick in alemannische Landschaft: Schwarzwaldtal am Schauinsland phot. Hans Retzlaff

Knaben von einer Bahn abdrängen, die seinen Plänen zuwiderläuft und unliebsame Erinnerungen an die eigene Jugend zurückruft. Heiner freilich — bemüht, der Aufforderung des Vaters zu körperlicher Ertüchtigung Folge zu leisten — sieht als einziges Ziel, dem er nachstrebt, nichts als die zugesicherte Einlösung des Versprechens, die Erfüllung seines sehnsüchtigsten Wunsches: allenthalben mißt er — mit kindlicher Beharrlichkeit — die Spannweite seiner Hand, ob sie noch nicht groß genug sei, die für den Klavierunterricht, wie der Vater meint, unerläßliche Oktave zu umgreifen.

Um sie allein würde sein ganzes Sinnen und Denken kreisen, fände er nicht in Helene, dem Nachbarkind, eine scheu bewunderte Gespielin, mit der er Freud und Leid, Festtag und Alltag seiner jungen Jahre zu teilen sucht; die innige Freundschaft, die sie verbindet, bleibt auch später bestehen, als Helene durch die Versetzung ihres Vaters Karlsruhe verläßt und immer nur für kurze Ferienwochen ein Wiedersehen ermöglichen kann. Oft, wenn die beiden in zärtlicher Gemeinschaft zusammensitzen, und Heiner über den kühnen Märchenträumen des phantastischen Mädchens die Wirklichkeit vergißt,

rauschte durch seine Ohren in traumhaft strömender Flucht unbegreifliche Musik wie von riesigen Orchestern, fürchterlich, erbarmungslos rasend, ihn wie ein Blatt dahinwirbelnd auf ihrer Sturmesflut: aufschrie die Angst vor den Ungeheuern des rauschenden, finsteren Märchenwaldes, mit betörendem Liede flog das Vöglein von Baum zu Baum und verlockte immer tiefer hinein in den Graus, zu Mord und schreckenvoller Erlösung. Verzweiflung und Wonne marterten ihn, daß er fast verging. Doch ob sie ihm wie ein Alp drückten und lähmten, so schienen ihm die wunderbaren Klänge doch fern und unfaßbar wie ein Gewitter vorbeizusagen, in wilder Hast einander hetzend, tausendmal rascher, als sie gespielt werden konnten — so daß, wenn dann alles vorbei war und er aufatmend zu sich kam, langsam eine neue Erschöpfung in ihm aufquoll, als habe er stunden- und stundenlang Musik gehört —, und daß nun abgerissene Klänge sich wirr und wild durch seinen Kopf drängten, und er schließlich vor Wehmut und vor Ohnmacht in Tränen ausbrach. — Sein Drang und Verlangen aber, seine ungeduldige Sehnsucht nach Musik schoß, durch so Wundersames genährt, nur um so kräftiger empor, hatte aber auch schon so frühzeitig etwas von der scharfen, brennenden Süße des Heimwehs.

Endlich, nach langem Zögern, entschließt sich der Vater, dem inständigen Drängen des Knaben zu willfahren, dessen leidenschaftlicher Ernst einen weiteren Aufschub gefährlich erscheinen läßt. Heiner empfängt beglückt die kleine Violine, die seit geraumer Zeit im Schrank für ihn bereit liegt.

Auch später, als er aufs Gymnasium kommt, wird die Musik immer wieder zum erfrischenden Bad, aus dem ihm die notwendige Kraft zur Erfüllung seiner Schulpflichten und zur inneren Aussöhnung mit der Quälerei einer sinnlos erscheinenden Zwangskultur zuströmt. Unheilvoll erhebt sich schon hier vor dem jungen Menschen eine bedrohende Welt, gegen die er anfangs mit Erfolg, schließlich aber mit wachsendem Unvermögen und ohnmächtiger Verzweiflung anzukämpfen versucht:

Das Verständnis der Sprachen und die Lektüre machte ihm keine Schwierigkeit, wohl aber die Grammatik, deren peinlichst eingeprägte Regeln sich gerade dann, wenn er sie zu einer Übersetzung in die fremde Sprache, gar bei einer Klassenarbeit, erznötig hatte, in den heimlichsten Fächern und Falten seines Bewußtseins versteckt hielten. Und schon die ersten planimetrischen Anfänge waren ihm unangenehm. Diese spitzen Dreiecke erregten ihm ein körperliches Unbehagen, als hätte er mit den Splittern einer Fensterscheibe zu spielen; der Satz, daß sich zwei parallele Linien in der Unendlichkeit schnitten, war ihm einfach ein Gewissenszwang.

Trotzdem zwingt er sich zur Disziplin. Das Einzige, was ihm bisher außer der Musik Trost und Vergessen gewährte: in planlosem Umherstreifen durch Feld und Wald „wie eine wandelnde Blume dem Drang des Windes und der Lockung der Sonne sich hinzugeben und doch zugleich die ganze Fülle des Lebens rundum bewußt in sich zu trinken wie einen selbstgezogenen goldenen Wein", erscheint ihm jetzt als schuldhafte Flucht.

Da der Vater den inneren Zwiepalt des Sohnes zwar spürt, ihn aber aus eigenem Jugenderleben zu deuten sucht, treibt er Heiner auf dem einmal eingeschlagenen Wege unnachgiebig und ohne tieferes Verstehen weiter. Er zwingt ihn sogar, die unselige „Passion" zu unterdrücken, die Musik zeitweilig zurückzustellen und an nichts anderes, als die Erreichung des Klassenzieles (das für ihn ein Lebensziel ist) zu denken. Umsonst. Der Künstler und Phantasiemensch in Heiner rebelliert — mehr unbewußt als bewußt — gegen den stumpfen Zwang eines bürokratischen Bildungsbetriebes und versagt, trotz eisernen Fleißes, vor den Forderungen, die seinem Menschentum und seiner Berufung kein Lebensrecht einräumen.

In dieser Verfassung: verzweifelt, resigniert, voll schmerzlicher Minderwertigkeitsgefühle, findet er in Karl Notwang den Freund, dessen ungebrochene Lebens- und Geisteskraft ihm vorübergehend neuen Mut und neue Sicherheit gibt. Dieser Schwarzwälder Bauernsohn fühlt aber das Verhängnis, das über Heiner waltet, und weiß, daß dieser zarte, leicht verletzliche, sein eigentliches Ich in überspanntem Rechtsgefühl verleugnende Mensch sich nie zu jener robusten Unbekümmertheit wird durchringen können, mit der er den Mächten der Schulautorität gegenübertritt. Um so mehr liebt er den Unglücklichen, dessen unterdrückte Schöpferkraft in heimlichen Stunden Befreiung und Erlösung sucht. Notwang ist der Einzige, der die innere Not Heiners in ihrer tragischen Unentrinnbarkeit erkennt und zitternd seinen Untergang voraussieht. Gemeinsam mit dessen Eltern wartet er am Tage der Schulfeier auf den Freund, der sich — in jähem Entschluß — dem Martyrium neuen und unaufhörlichen Schulzwanges endgültig entzogen hat.

Im Glanz eines strahlenden Sommermorgens geht er in den Tod, Hölderlinsche Verse auf den Lippen und glückjauchzend im Triumph über ein „Leben", das ihm nur Qual und Verzweiflung brachte. Auch er verkörpert ein Stück Strauß'schen Menschentums, mit seiner leidenschaftlichen Auflehnung gegen die starre Schablonisierung des Daseins und das Lebensfeindliche einer verknöcherten Übereinkunft. Hinter seiner ergreifenden Gestalt erscheint das wissende Antlitz des Dichters, aus dessen eigener Erlebnisfülle und persönlicher Entwicklungsqual die Figuren dieser „Lebensgeschichte" aufgetrieben und ins Episch-Gültige gesteigert wurden. Über dem Schicksal Heiners steht — wie über allem romantisch-erlösungsbedürftigen Künstlertum — der seherische Spruch des Hymnikers: „Denn selbstvergessen, allzubereit, den Wunsch / der Götter zu erfüllen, ergreift zu gern, / was sterblich ist und einmal offenen / Auges auf eignem Pfade wandelt, / ins All zurück die kürzeste Bahn."

Spiele am Abgrund

Ein Roman unter Kindern

Von Charlotte Reinke



Paola Masino, Spiele am Abgrund
(Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig)

Paola Masino erhielt für ihren Kinderroman »Spiele am Abgrund« — dessen italienischer Titel »Periferia« lautet — den Viareggio-Literaturpreis. Damit lenkte man in Italien die besondere Aufmerksamkeit auf ein Werk, dem in der Tat durch seine Eigenart, durch den Reiz seiner beschwingten dichterischen Sprache und die vertiefte Einsicht in das kindliche Innenreich eine außergewöhnliche Bedeutung zukommt. Es ist ein psychologischer Roman, der die Freuden und Leiden, die Gespräche und die Spiele einer Kindergruppe darstellt — in diesen gemeinsamen Unternehmungen, Streit und Plaudereien aber offenbart sich die ganze rätselhafte kindliche Welt der Illusion, einer verzauberten Wirklichkeit, wie sie Kinder beim ersten Zusammenstoß mit der Wirklichkeit erleben, unwahrscheinlich und ganz wahrhaftig zugleich, erlebt ganz aus dem überströmenden, lebendigen Gefühl der impulsiven Kinderseele. Die Dichterin selbst ist 1908 in Pisa geboren; 1931 veröffentlichte sie einen Novellenband »Decadenca della Morte« und den Roman »Monte Ignoro«, 1933 den jetzt übersetzten Kinderroman.

Am Rande der großen Stadt ist das neue Wohnviertel Pannosa erbaut worden: Zwei gerade Straßen kreuzen sich auf einem runden Platz und enden unvermittelt in brachliegendem Wiesengelände.

In den meisten von diesen sauberen und glatten Häusern wohnen Diener des Staates, Offiziere und Beamte, und an Sonntagen wird die junge Siedlung oft von denen besucht, die darauf hoffen, bald selbst auch eine Wohnung in einem solchen Neubauviertel zu erhalten.

Diese Besucher stoßen wohl auf eine Gruppe von Kindern, die sie stumm, feindlich und ablehnend betrachtet — denn gehört nicht ihnen allein, den Kindern, dieses Viertel Pannosa, ihnen, die hier spielen und träumen, sich streiten und wieder vertragen und inmitten der zweckmäßig nüchternen Wohnanlage in ihrem geheimnisvollen, phantastischen Kinderreich leben?

Es sind zwölf Kinder, die sich da täglich vor dem Hause Nr. 25 schnatternd versammeln, alle im Alter zwischen 9 und 13 Jahren mit Ausnahme des $5\frac{1}{2}$jährigen kleinen Carlo.

Fulvia und Anna sind Generalstöchter, auch die Geschwister Franz, Ella und Carlo stammen aus wohlhabendem Hause.

Die Zwillinge Maria und Giovanni sind die Kinder des geizigen Notars.

Der lustige, blonde Dick hat sich nach einer großen Prügelei zum Anführer der Gruppe aufgeworfen, seine Mutter aber, Romana, ist die Freundin und Helferin all dieser Kinder und ist als einzige Erwachsene von ihnen in den streng abgeschlossenen Kreis aufgenommen worden. Die sanfte Lisa hat wenig freie Zeit, sie muß Klavierlehrerin werden, denn ihre Mutter ist eine arme Witwe. Der blasierte Luca hat reiche, gleichgültige Eltern, die ihn viel zuviel sich selbst überlassen. „Ein unglückliches Kind", wie die Gefährten erklären, ist der kurzsichtige Armando, der von seiner Mutter, der Hausbesorgerin, so viel geprügelt wird. Zuletzt hat sich noch als Außenseiterin die magere, schwarzäugige Nena ihnen aufgedrängt, das uneheliche Töchterchen der Grünkramhändlerin, das stolz erklärt, ihre „drei Väter" drehten jedem den Hals um, der ihr weh täte.

Sie spielen, diese zwölf Kinder. Aus unerschöpflicher Phantasie erfinden sie immer neue Zerstreuungen. Jeder Monat läßt sein eigenes Spiel erblühen. Im heiteren Oktober durchstreifen sie als „Räuber und Gendarmen" die ganze Siedlung, der regennasse November bringt Theateraufführungen in der Rumpelkammer, und im Dezember schenkt ihnen Romana ein strahlendes Weihnachtsfest. Januar ist die Zeit der Schneeballschlachten, im März, wenn der Wind die Straßen trocken und sauber fegt, ist die Stunde für die „Glocke" gekommen, bei der man einen Stein über eine Kreidezeichnung auf dem Pflaster hinweg treiben muß. Im April spielt man Blindekuh und Ball; aber im Mai entfalten sich Spiele, die Tänzen gleichen mit Gesängen von Liebe und Tod: „Mariechen saß auf einem Stein . . ." Der Juni bringt Hitze und macht die Spiele müde und schwermütig, aber es gibt Badefreuden am Meer, und etwas später noch ist die große Ferienzeit gekommen, und die Spielgefährten werden durch die Sommerreisen auseinandergesprengt.

Aber die Spiele sind ja weit mehr als zufällige Unterhaltungen. Die Kinder verraten sich selbst darin; es offenbaren sich Abgründe in den jungen Seelen, ihre Gefährdungen werden deutlich, es zeigt sich ihr schon unveränderlich festgelegter Charakter, die ersten Auseinandersetzungen mit der Welt der Erwachsenen spiegeln sich darin. Es kündigt sich ahnungsvoll ihr künftiges, durch die Eigenart ihres seelischen und sinnlichen Erlebnisvermögens bedingtes Geschick an; aber auch die Konflikte der elterlichen Häuser werfen ihre tiefen Schatten auf das kindliche Dasein: so tänzeln sie dahin zwischen den Abgründen: dem in der eigenen Seele — und dem Abgrund im Leben der Eltern, und ihre kindliche Welt ist schon erfüllt von Leid und Opfer, von Kampf und der großen Frage nach dem Sinn des Ganzen.

Fran, der seinen Vater abgöttisch liebt, erfährt durch die naiven Plaudereien der Geschwister, daß sich die Mutter mit dem Hausfreund Giorgio heimlich küßt. Er leidet, empört sich, grübelt und will verstehen, was das Gute und was das Böse ist. Er kann den Schmerz nicht hinnehmen, und so gibt er ihn weiter an die sanfte Lisa, die ihn liebt wie er sie, Lisa, die geboren wurde, um sich stets als Opfer zu fühlen, die jede Kränkung duldet und dadurch dazu reizt, ihr wehzutun. „Sie ist ganz Erde, ein Ding zum Treten." Fran, dem die Liebe fragwürdig geworden ist, erklärt ihr, seine Liebe zu ihr sei aus. Er findet aber niemals Erholung von seiner Angst um den Vater, die allmählich zur Gewohnheit wird, denn auch auf der Ferienreise wird ja Giorgio die Mama begleiten . . .

Frans Vertraute in seinem Kummer sind die Schwestern Fulvia und Anna, bei deren Eltern es viel lauten Zank und Streit gibt. In der Nacht steht die kleine Anna zitternd vor der elterlichen Schlafzimmertür. Anna liebt es, zu leiden, manchmal fügt sie sich selbst Schmerzen zu, stellt sich vor, alle ihre Angehörigen seien gestorben, bis der Kummer riesenhaft wird und in verzweifeltes Weinen übergeht, das ihr im Grunde ein Genuß ist. Fran vertraut sie an, daß der Vater sie eines Tages gefragt hat, ob sie mit ihm zusammen sterben wolle. Sie hat erschrocken nein gesagt und bereut das hinterher, denn wenn sie den lieben Vater um etwas bittet, sagt er stets ja. Was soll sie tun, wenn er sie zum zweiten Male fragt? Fran tröstet sie: „Ein Mann stellt niemals zweimal eine solche Frage. Dein Vater ist ein General, wie es sich gehört." Da wird sie rot vor Freude und ist froh, als es in die Ferien geht, denn dort, im öffentlichen Hotelleben, müssen die Eltern einige Zeit das bittere Streiten einstellen.

Dick ist der einfachste von allen. Er ist das glückliche Kind einer glücklichen Mutter, die ihrem Sohne ein guter Freund ist. Sie lacht mit ihm, sie boxt mit ihm, gemeinsam naschen sie Erdmetorte und tun sich Schabernack an. Auch die andern lieben Romana, nennen sie beim Vornamen und vertrauen sich ihr an. So erfährt sie erschrocken, unter welchen bösen Umständen die Zwillinge Maria und Giovanni leben. Der Vater, der Advokat, ist krankhaft geizig und quält Frau und Kinder bis zur Verzweiflung. Seine unselige Veranlagung lebt in der kleinen Maria weiter. Giovanni hält es mit der Mutter. Sie wollen fliehen, und Romana hilft der verschüchterten Frau, sich mit dem Knaben auf ein Landgut zurückzuziehen. Maria aber bleibt bei dem Vater, geizt und spart mit ihm „für die Mitgift" und leidet nur unter einem Kummer: der Bruder warf einmal eine Büchse Geld ins Wasser, das sie verstohlen in der Kirche erbettelt hatte! Doch Giovanni wird der neuen Freiheit nicht froh, die Angst vor dem Vater, der sogar seine Träume belauschte, ist mit ihm gegangen.

Glücklich, aber auf ganz andere Weise als der derbe, wirklichkeitsfrohe Dick, ist auch der kleine Carlo, den die Konflikte der Erwachsenen noch nicht bedrängen. Er hat sich beim „Räuber- und Gendarm"-Spiel in einen Garten verlaufen, in dem zurückgezogen eine alte Dame mit ihrem verrückten Sohne lebt. Der harmlose Irre bildet sich ein, er trüge stets einen zahmen Affen bei sich. Und Carlo, das Kind, sieht und erlebt diesen Affen „Cleopatra", er spielt mit ihm und gewinnt das Vertrauen des Irren. Den Spielgefährten will Carlo seine köstliche Entdeckung nur verraten, wenn sie ihm Geld für sein Geheimnis geben, denn er möchte „Cleopatra" beim zweiten Besuch eine Flasche Rum mitbringen! Wirklich dringen die Kinder trotz des drohenden Gärtners eines Tages gemeinsam in den Garten ein, sie spielen herrlich: Seefahrt mit Cleopatra, Cleopatra muß den Rum trinken, ach, und sie versuchen das seltsame Getränk dann selbst . . . so daß sie der Gärtner abends in trunkenem Schlafe findet und mit einer Tracht Prügel hinauswirft.

Durch dies schmähliche Ende ihres Abenteuers erbittert, erklärt Fran, nun sei auch Cleopatra tot und ertrunken. „Da lastet düstere Trauer auf den Kindern, stumm sind sie, starr, und jeder blickt in sein Ich und sieht, wie die schönste Phantasie seines Lebens sich in Weinen auflöst." Carlo sagt: „O Fran, warum hast du sie mir sterben lassen?" „Weil wir sonst in einem gewissen Augenblick entdeckt hätten, daß wir nicht mehr an sie glauben, und darum ist es so besser." Sie finden sich damit ab, nur Carlo nicht. Wenn die weichen Sommerabende herabsinken und die Kinder „Allein-Sein" spielen, schleicht er sich an die rostige Pforte und flüstert in das Schlüsselloch, daß für ihn Cleopatra noch immer lebe und leben soll; lieber will er darauf verzichten, groß und alt zu werden, als seine Kinderträume aufgeben.

Für die Größeren indes erlebt Cleopatra in sehr anderer Gestalt eine lustige Auferstehung. Da ist doch der arme, verprügelte Armando, der inzwischen durch Romanas Fürsorge eine Brille bekommen hat. Zwar findet er, daß ihm vorher die Welt, so ungenau verschleiert, besser gefallen hat, aber er kann jetzt doch immerhin so viel sehen, daß man ihn als Liftboy in einem großen Hotel angestellt hat. Dort besuchen sie ihn eines Tages auf Romanas Anregung und worin? In einem prachtvollen, roten und silbernen Auto, in dem Dick mit seiner Mama eine Ferienfahrt rund um das schöne Italien machen wird. Vorerst aber besuchen sie Armando, fahren in seinem Lift, erzählen ihm von dem wunderbaren Wagen. „Wie heißt er?" fragt Armando. „Oh", sagt Carlo, „nennen wir ihn Cleopatra!" Armando muß einen Krug Wasser für den Kühler bringen, damit er seinen Posten verlassen und den Wagen sehen kann. Aber der Kühler ist ja voll, das Wasser überflutet die Motorhaube, und nun ist die neue Cleopatra auch getauft! Leb wohl, Armando!

Die Gruppe hat sich schnell daran gewöhnt, daß in ihrer Runde nun schon einige fehlen, sie entbehren auch Armando nicht lange. „Statt sich von so vielen verschiedenen Atmosphären in Besitz nehmen zu lassen, tauchte jedes Kind tiefer in die eigene und entdeckte darin eine neue Spielart des Abenteuers. Der Besuch bei Armando blieb ihnen im Gedächtnis wie eine überaus kühne und glückliche Forschungsreise in die Welt der Erscheinungen — und das ist die letzte Welt, die ein Kind entdeckt. Denn für das

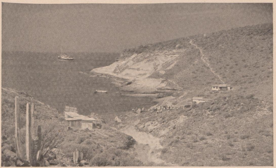
Kind ist es ebenso schwierig, die einfache und gewöhnliche Natur der sichtbaren Dinge zu verstehen, wie für den Dichter, den Taumel der eigenen Seele angesichts der Wesenheit des Lebens zu erkennen.

Auch Luca hat sie schon verlassen und ist in die Alpen gefahren, „weil dort die Leute immer in den Abgrund fallen". Denn Luca, dessen Eltern ganz ineinander aufgehen und ihm viel mehr Freiheit lassen, als ihm gut tut — „ich wäre froh, wenn ich einen Papa und eine Mama hätte, die b e m e r k t e n, wenn ich etwas Böses tue!" — Luca hat Freude am Schrecklichen, ist blasiert, hetzt die andern auf, verleitet Giovanni dazu, als Beitrag für die Rumflasche seinem Vater eine Lira zu stehlen. Als Giovanni dafür blutig geschlagen wird, verbeißt sich Luca in die fixe Idee, der Advokat müsse umgebracht werden. Er selbst will es tun, als Giovanni zwar schon in Sicherheit ist, aber noch immer an seiner unauslöschlichen Angst krankt. Luca hat ein Pulver, ist es wirklich Arsenik? Jedoch — die kindliche Untat erstickt im Lachen. Der Advokat lacht, als Luca bei ihm eindringt, lacht hämisch über die Flucht von Frau und Kind. Davor flieht Luca. Über den Versuchen, dieses unheimliche Lachen nachzuahmen, geraten alle unversehens in ein tolles, übermütiges, ganz kindliches Lachen, dessen befreiender Sturm die Gespenster von Gift und Mord hinwegfegt.

Trotzdem bleibt Luca allen unheimlich, nur die hochfahrende Fulvia bewundert ihn von Anfang an. Fulvia läßt sich nicht durch die traurigen Verhältnisse daheim niederdrücken, sie hängt ihren eigenen, hochmütigen Wünschen nach. Sie will kein gewöhnliches Frauenschicksal haben, eine Königin, eine Herrscherin will sie werden. Am liebsten spielt sie mit den Knaben, prügelt sich mit dem selbstsicheren Dick, erscheint bei der Maskerade als „Königin Cleopatra" und erklärt dem traurigen Fran, er solle es doch machen wie sie, solle über alles gründlich nachdenken, auch über das, was er nicht verstünde, wenn die Eltern uneinig wären, seine Mutter einen Fremden küßte, wenn ein Vater einen Sohn so schlüge wie Giovannis Vater den seinen, es müsse doch alles einen Grund haben, diesen Grund solle er suchen, dann vergessen und ruhig werden. „Darum bin ich immer ruhig", versichert sie; aber sie ist auch sehr einsam unter den andern, die kleine Fulvia. Über ihr Alter einsichtig ist sie geworden vom vielen Denken. Sie allein erkennt, daß Frau Lisa nicht aus Zorn, sondern aus eigener Verzweiflung quält.

Im Gegensatz zu der überlegenen Fulvia ist die heftige Nena ein Bündel aus Neid und Energie. Sie empfindet selbst die Schroffheit ihres Charakters und hat das Gefühl, „stachlig und zausig zu sein, wie ein Bündel von Nägeln." Nena krankt an Minderwertigkeitsgefühlen, und ihr Haß konzentriert sich auf die immer glatt gekämmten, blonden Zöpfe Lisas. So nähert sie sich, als all die andern in die Ferien gezogen sind, der Verlassenen, treibt aber nur ihren Spott mit ihr und gießt schließlich eine Flasche Tinte über die verhaßten Zöpfe. Lisa entflieht . . . und nun ist Nena ganz allein mit der müden Septembersonne. Plötzlich erscheinen Arbeiter, wühlen die mageren Wiesen um, legen neue Straßen an. Nena gerät in maßlosen Zorn: Wo werden die Freunde nun spielen, wenn alle zurückkommen? Nach Feierabend läuft sie auf das verlassene Feld, verstreut die Arbeitsgeräte und kämpft ihren aussichtslosen Kampf gegen die Menschen und der Menschen Stadt.

Doch der Oktober wird die Spielgefährten wieder beieinander finden, sie werden neue Brükken über tiefe Abgründe schlagen, bis eines Tages die Welt der Erwachsenen sie verschlingen wird — so, wie die wachsende Stadt schon beginnt, ihre Kinderspielplätze zu überbauen, die Welt der Träume zu zerstören.



Die Insel des Todes — Sämtliche Aufnahmen aus dem Ufa-Tonfilm „Die letzten Vier von Santa Cruz"

Die Insel des Todes / Von Wolfgang Unger

Joseph Maria Frank, Die letzten Vier von St. Paul (Universitas Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin)

Irgendwo im südlichen Indischen Ozean liegt die Insel St. Paul, ein verwaistes, unbeachtetes, wertloses Stück französischen Kolonialbesitzes, nicht mehr als sieben Quadratmeilen groß und bis auf einige vertrocknete Grashalme ohne Pflanzenwuchs; Felsgetrümmer, in dem sich aber Tausende von Pinguinen ihre Nisthöhlen graben.

Man hätte sich ihrer wohl kaum jemals erinnert, wenn nicht Armand Borinsky, einer jener sensationslüsternen Pariser Reporter, in der „Petite Presse" von ihr als von einem Wunderlande und Paradiese geschrieben hätte, nach dem man nur die Hand auszustrecken brauche, um sie gleich darauf wieder mit Gold gefüllt zurückziehen zu können.

So lächerlich an sich dergleichen Berichte sind, so gefährlich werden sie, wenn einer der großen, gewissenlosen Wirtschaftshaie, die alle Börsen und Märkte unsicher machen, ein „Geschäft" hinter ihnen wittert. Der Mann, den das Schicksal hier mit Borinsky zusammengekoppelt, ist der Levantiner Alexander Ghazaroff, von dunkler Herkunft, gemieden und doch überall dort erwünscht, wo es sich um Geschäfte handelt, zu denen das eigene Kapital und der eigene Einfluß nicht ausreichen. Er ist der Verschlagenste und Gefährlichste von allen Geschäftemachern größten Formats, angebetet und gehaßt zugleich. Er schreckt vor nichts zurück und ist noch bei jedem Zusammenbruch, aus jedem Skandal als ein „Ehrenmann" hervorgegangen. Dafür hat er seine Methoden, und diesmal, bei dem Geschäft St. Paul, das in ihm rasch Form und Gestalt gewonnen hat, benützt er als seine Strohmänner Borinsky und Aika, den man den „Herrn über Leben und Tod der Fische" nennt. Aika ist kaum besser als Alexander Ghazaroff. Der eine Levantiner, der andere Eskimo, beide wahrscheinlich Mischlinge, gewiß aber von un-

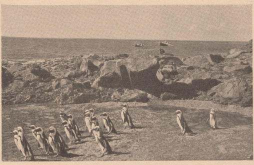


Die Hintermänner: Aika und Ghazaroff phot. Ufa

übertrumpfbarer Verschlagenheit, vor allem dann, wenn sie einander Freundschaft vortäuschen. Im Salon der Madame Lucienne Danou wird das Geschäft zustande gebracht, das allen dreien Millionen bringen soll, denn keine von allen europäischen Langusten-Fangstellen wird so viel Beute im Jahre tragen, als St. Paul an einem einzigen Tage. Borinsky schrieb: „Fünfundzwanzigtausend Stück innerhalb zwölf Stunden!"

Niemand von ihnen kennt die Insel St. Paul! Was tut's schon! Die Bedenken Aikas werden zerstreut! Hinter der Gesellschaft St.-Paul-Langusten-Compagnie steht nichts. Sie wird ein Börsenschwindel sein und bleiben, bis sich entweder herausstellt, daß die Ausbeute an Langusten wirklich so groß ist, als man angenommen und angekündigt hat — oder sie wird zusammenbrechen. Die beiden, die allein das Gefährliche dieser Lage erkennen, sind Ghazaroff und Madame Danou, eine Dame, um die sich wie um den Levantiner nichts als Geheimnisse spannen. Sie ist seine Tochter, unehelich geboren, das Kind seiner ersten und letzten Liebe. Nur ihr steht der große Alexander innerlich nahe, sonst keinem Menschen. Aika und Borinsky, Diplomaten wie kleine Rentner, Schiffer und Fischer sind für ihn das Spielzeug seiner Launen, deren furchtbarste Geldgier heißt.

Etwa um die gleiche Stunde, in der im Salon der Madame Danou die Schriftstücke der neuen Gesellschaft, Gründungsorder und Anstellungsvertrag dem neuen Direktor Borinsky ausgehändigt werden und Aika seinerseits das Beteiligungsabkommen unterzeichnet, kehrt Kapitän Struevels mit seiner jungen Frau Mabel auf einem alten klapperigen Fischdampfer der Aika-Hochseefischerei AG. von Neufundland nach Frankreich zurück. Nunfundland ist kein Paradies, und so sind sie froh, wenigstens für einige Zeit sich in Paris tummeln zu können. Das Schicksal will es anders. Aika hat Struevels bereits für St. Paul bestimmt. Er soll dort die Leitung der neuen Anlagen übernehmen. Schon nach wenigen Tagen läuft einer der ältesten Kästen Aikas, der nicht einmal mehr zum Verschrotten zu brauchen war, frisch aufgebügelt und angemalt, unter den Linsen der Filmoperateure und dem Jubel einer bestellten Masse nach St. Paul aus. Die alten Schiffer grinsen: „Ein gerissener Hund, der Aika, ein starkes Stück — aber uns legt man nicht herein! Und ist doch ein Methusalem! Nur ein schön gestrichener Schiffersarg." Außer Aika verstand aber auch Borinsky das Geschäft. Gleich nach der Ausfahrt des „Bel Avenir" beginnt er mit einer ganz großzügigen Propaganda. Tag für Tag steht etwas über die „unbekannten Kolonien" und die Märcheninsel St. Paul in den Zeitungen. Andere Reporter werfen sich auf das gleiche Thema, das Staubkorn im Indischen Ozean wird zum Goldklumpen, der Run auf die Börse beginnt, und selbst die geriebensten Börsenfüchse fallen auf den Schwindel herein. Über Nacht steigen die Anteilscheine auf das Doppelte. Die kleinen Spekulanten werden vom Taumel erfaßt. Man munkelt: hier sei das vier- und fünffache, ja das zehnfache zu verdienen. Der letzte Frankenschein wird aus den Truhen geframt, Staatsanleihen werden in Bonds der Langusten-Kompagnie umgetauscht, und die St. Paul-Bonds steigen und



Sie warten in Paradestellung . . . phot. Ufa

steigen immerzu. Zwei aber machen jetzt schon Bilanz — Alexander Ghazaroff und seine Tochter Lucienne. Zwei Millionen Anteilscheine hatten sie von vornherein erworben und bei der ersten Hausse mit hundert Prozent Gewinn abgestoßen. Mochten die anderen sich nun die Finger daran wundgreifen! Für sie war der Schwindel erledigt.

Indessen stößt der „Bel Avenir" durch Sturm und Wogengang südwärts. Sein Kapitän Roland ist auch einer der alten abgetakelten Seebären, die außer Alka keiner mehr nimmt, vom Schicksal ordentlich durcheinandergeschüttelt, ein ganzes Bündel von Enttäuschungen, bärbeißig und doch ein ganzer Kerl, wie sich später herausstellen sollte. Zwischen ihm und Kapitän Streuvels und seinen angeheuerten Leuten kommt es bald zum Streit, den Streuvels beizulegen vermag. Nach zwei Monaten kommen sie in St. Paul an und schlucken die erste große Enttäuschung hinunter. Schließlich sind sie bis auf Mabel, Streuvels' Frau, alle miteinander wetterfeste Seeleute und haben keinen Garten Eden hier unten in der endlosen Wasserwüste erwartet — aber das da war nichts als „grau in grau, auf den ersten Augenblick trostloser noch als ein vergessener Grabstein auf einem verschütteten Kirchhof. Eine Kraterruine, deren letztes Giebtel ins Meer versunken war und zwischen zwei Riffschären eine schmale Rinne in den Kraterkessel öffnete, wo spiegelglatte See dunkelte. Links und rechts der einige hundert Meter langen, niedrigen Riffmolen stieg der Kraterrand fast bis zu dreihundert Metern hoch und verdeckte den Ausblick auf das Hinterland der Insel. Man sah nur diese beiden, wie beutegierige Klauen eines gelbfleckig grauroten Krebsungetüms, ausgestreckten Riffarme, den Kraterkessel und den Kraterringwall, von unzähligen hellen Punkten wie von Schimmelpilzen übersät, sonst nichts. Kein Haus, keine Baracke, keinen Baum, keinen Strauch."

Als sie näher kamen, entpuppen sich die Schimmelpilze aber als Tausende von Pinguinen, die in Paradestellung am Strande auf die neuen Schicksalsgenossen warten und sie mit wunderlich schiefgestelltem Kopfe anäugen. Sie haben noch nie zuvor Menschen gesehen und fürchten sich auch nicht. Die Geschichte von Harald, dem kleinen Pinguin-Kavalier und Mabel beginnt schon hier. Sie ist ebenso traurig wie die der Handvoll Menschen, die nun hier zu arbeiten anfangen. Es geht zunächst ans Barackenbauen. Streuvels will die Leute möglichst beieinander haben. Doch da melden sich zunächst die alten bretonischen Fischer mit der Bitte, ganz für sich und irgendwo da drüben am Riff wohnen zu können. Nach ihnen rücken die Malgaschen aus

Madagaskar an, deren Sprecher Mercredi-Mars ist, ein von den Missionaren reichlich schlecht mit mißverstandener Zivilisation übertünchter Mischling. In Tamatc hatte Streuvels ihn mit seinen Leuten angeheuert. Aber auch sie wollen für sich bleiben, vor allem aber nicht mit den Hovas, ihren heimischen Nachbarn und Blutsfeinden, beieinander leben. Streuvels' fügt sich ins Unvermeidliche.

Nach kurzer Zeit schon stehen die Baracken, die Konservenfabrik, die Bungalows, die Speicherräume, und alles, was noch zu dem „Laden" gehört. Treue, wetterfeste Burschen sind die weißen Kameraden Kapitän Streuvels' einer wie der andere dem Führer und seiner kleinen Frau aufs engste verbunden; nur Queiroz, den Aika als eine Art stillen Beobachter und Rechnungsrat mitgeschickt, ist ein charakterloser Geselle. Niemand mag mit ihm etwas zu tun haben.

Der erste Langustenfang enttäuscht, bis die Hovas verraten, daß man einen falschen Köder nehme. Man sollte Pinguinfleisch füttern. Doch die Pinguine sind zu wahren Freunden geworden. Man liebt sie wie kleine Brüder, diese drolligen, aufrichtigen und gutmütigen Tiere in schwarz und weiß. Schließlich schlägt man nur diejenigen tot, die an einer abgelegenen Stelle der Insel leben. So geht alles gut. Die Ausbeute wächst. Die Lager füllen sich.

Nur wenig verspätet rückt denn auch eines Tages Kapitän Roland wieder mit dem „Bel Avenir" an, lädt auf, was es aufzuladen gibt, überreicht aber dem Kapitän Streuvels einen Befehl der St. Paul Langusten-Kompagnie, wonach Streuvels und einige von ihm zu bestimmende Männer auf St. Paul zu bleiben und alles aufzuräumen haben, was als transportfähig zu betrachten ist.

Widerwillig fügen sich Streuvels, seine Frau und seine Kameraden. Zu Vierzehnt bleiben sie zurück, auf ein paar Wochen, wie es heißt. Die Wochen gehen um, aus Wochen werden Monate. Kein Schiff läßt sich sehen. Die Leute beginnen zu verzweifeln und zu hungern. Die Rationen werden auf die Hälfte gesetzt. Die Hälfte wird geteilt, das und jenes fällt überhaupt aus. Skorbut geht um. Die Malgaschen fallen ihr zuerst zum Opfer.

In der Heimat hat indessen Ghazaroff, der große Alexander, zu einem furchtbaren Streich ausgeholt. Er hat entdeckt, daß Borinsky Anteilscheine in Millionenhöhe fälscht und dieses Geschäft ruhig weitertreibt. Da zeigt er ihn an. Borinsky vermag zu fliehen, Aika erschießt sich als die Polizeibeamten bei ihm eindringen; aber die Leute auf St. Paul sind vergessen.

Kapitän Streuvels und seine braven Männer, Mabel, die ein Kind unterm Herzen trägt, stehen auf den Riffen und schauen aus. Immer weniger wird die Nahrung. Immer wieder muß man ein neues Grab schaufeln. Da endlich naht einer der wildfahrenden Robbenschiffer. Nach langem Hin und Her, fast gewalttätig zwingt man den Mann, wenigstens Lebensmittel für teures Geld herzugeben und einen der Bemannung mitzunehmen bis zum nächsten Hafen. Von dort soll er die Rettungswarten anrufen.

Mabel bringt einen Jungen zur Welt. Die Lage wird immer trostloser. Der Tod ist unerbittlich. Da erscheint im letzten Augenblick das rettende Schiff. Vom Grabe ihres ersten Kindes hinweg schreitet eine weinende Mutter, schreiten die letzten Vier von St. Paul hinüber auf die Planken einer neuen Welt.



Die Opfer von St. Paul — phot. Ufa

Carl von Clausewitz

Ein Mann und sein Werk

Von Otto Heuschele



Ehret euch selbst, das ist:
Verzweifelt nicht an eurem Schicksale!
Carl von Clausewitz

Carl von Clausewitz wurde am 1. Juni 1780 geboren. Sein Vater diente im Heere Friedrichs des Großen, wurde im Siebenjährigen Kriege verletzt, so daß er den Dienst verlassen mußte. Die früheren Ahnen gehörten dem geistigen oder geistlichen Stande an, sie waren Theologen, Professoren, Pastoren oder Magister. Zwölfjährig finden wir Carl in den Laufgräben vor Mainz. Er wird Offizier. Aber das oberflächliche Leben und Treiben des Durchschnittsoffiziers seiner Zeit befriedigt ihn nicht, seine Seele verlangt nach Großem. Aber er hat in seiner Jugend fast nichts gelernt, und als er endlich die Kriegsschule besuchen kann — kein Geringerer als Scharnhorst, der die Schule leitet, nimmt sich seiner väterlich an —, da muß er erkennen, daß er manchen Kursen nicht folgen kann.

Aber Scharnhorst hat ihn bereits erkannt, er läßt ihn nicht von seiner Hand. In Nachtstunden, in unablässigem Lernen und Studieren holt er nach, was ihm in der Jugend versagt war. Beim Verlassen der Kriegsschule war er von 40 Offizieren nach Kenntnissen und Fähigkeiten unbestritten der erste. Er hatte aber nicht nur ein Fachwissen errungen, er hatte sich um die geistigen Bewegungen seiner Zeit bekümmert, er hatte die großen Dichter der Zeit gelesen und in sich aufgenommen, Verse Schillers und Goethes zitiert er in seinen Briefen; er hat Kants Philosophie kennengelernt. Scharnhorst war sein Schicksal geworden. „Er ist der Vater und Freund meines Geistes", sagt Clausewitz von ihm. Durch seine Vermittlung wurde er Adjutant des Prinzen August, eines Bruders des 1806 bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. War diese Stellung an sich kaum ein Glück für Clausewitz, so war sie doch der Anlaß zu dem größten Glück seines Lebens. Als Adjutant des Prinzen kam er in stete Berührung mit den Hofkreisen. Hier lernte er die Frau kennen, ohne die er nicht der geworden wäre, der er wurde.

Die am 3. Juni 1779 geborene Gräfin Marie von Brühl war weniger ausgezeichnet durch äußere sinnliche Schönheit als durch Adel der Seele, Hoheit des Geistes, Anmut des Herzens und ein für echte Kultur offenes Gemüt.

Noch ehe Carl von Clausewitz in den Feldzug von 1806 zog, lernte er Marie kennen. Kurz

vor dem Ausmarsch gestanden sie sich ihre Liebe; aber erst im Dezember 1810 waren die äußeren Möglichkeiten gegeben, den Ehebund zu schließen.

Während dieser für Preußen und alle, die ihr deutsches Vaterland liebten, so schweren Jahre hielten sich die beiden Menschen allen Anfechtungen, allen Bedrohungen persönlicher Art trotzend, nicht nur ihre Liebe und Treue, sondern gaben sich auch gegenseitig Kraft, unter dem harten Schicksal der Zeit zu bestehen.

Carl von Clausewitz nahm an dem unglücklichen Krieg von 1806 teil und wurde bei Prenzlau gefangen und mit dem Prinzen August in die Gefangenschaft nach Frankreich abgeschoben, aus der er erst Ende 1807 zurückkehrte. Die Jahre 1808 und 1809 verbrachte er als Bürochef Scharnhorsts und Offizier im Generalstab in Königsberg. Ende 1809 kehrte er mit dem Hofe nach Berlin zurück. In den Jahren 1810—11 kam zu den erwähnten Ämtern noch das eines Lehrers an der Kriegsschule für Offiziere und des militärischen Erziehers des Kronprinzen.

Als aber im Jahre 1812 Preußen an der Seite Napoleons gegen Rußland zog, verließ Clausewitz mit vielen anderen den Dienst im preußischen Heer, um in das russische einzutreten. Ehe er diesen Schritt tat, schrieb er die „Drei Bekenntnisse" nieder, von denen das erste berühmt wurde. Es ist nicht nur ein Dokument dafür, wie meisterlich und souverän Clausewitz die deutsche Sprache beherrschte, sondern auch der gültigste Ausdruck seiner geistigen Haltung, ohne die ja eine solche Sprachgestaltung nicht möglich wäre.

Da er der russischen Sprache nicht mächtig war, vermochte er in Rußland wenig Entscheidendes zu leisten. An der Handlung aber, die eine neue Epoche in der Geschichte einleiten sollte, an der Konvention von Tauroggen, hat er entscheidenden Anteil genommen. Als Vertreter des russischen Generals Diebitsch zu den Verhandlungen mit Yorck gesandt, war er es, der den immer zweifelnden Yorck zur Entscheidung überredete. Als Mitarbeiter Scharnhorsts und Gneisenaus nahm er an den Vorarbeiten für die Erhebung tatkräftig teil.

Am Entscheidungskampf selbst aber konnte er nur unzulänglichen Anteil nehmen. Wiederholte Bemühungen der Freunde suchten Clausewitz' Wiederanstellung in der preußischen Armee zu erreichen — allein der König blieb unerbittlich in seiner Ablehnung. So konnte er den ersten Teil des Feldzuges nur als russischer Verbindungsoffizier im Hauptquartier Blüchers mitmachen.

Nach dem Waffenstillstand wurde er Generalquartiermeister des Grafen Wallmoden, der die russisch-deutsche Legion führte. Diese kam aber erst im Frühling 1814 auf den eigentlichen Kriegsschauplatz. Und erst am Feldzug von 1815 konnte Clausewitz wieder als preußischer Offizier teilnehmen. So ging der große und entscheidende Kampf zu Ende, ohne daß Clausewitz, der in sich den Drang zum Höchsten besaß, der mit leidenschaftlicher Liebe seinem Vaterland diente, seine großen Kräfte und Fähigkeiten hätte bewähren können.

Und doch meinte es das Schicksal gut mit ihm, es gewährte ihm eine Mußezeit von zwölf Jahren, während der er, zum Direktor der Allgemeinen Kriegsschule ernannt, nur Verwaltungsarbeiten zu leisten hatte. Diese Mußezeit gab ihm die Möglichkeit, das Werk zu schaffen, das seinen Nachruhm begründet. Das Buch „Vom Kriege"*) hat in Strategie und in Wissenschaft eine grundlegende Umwälzung hervorgerufen. Es hat die Kriegswissenschaft zur Kriegskunst erhoben, indem es die mechanistische und rationalistische Auffassung ablöste durch eine organische und schöpferische, und den Krieg nicht als Zweck, sondern als Mittel zu höheren Zwecken betrachtet. In ihm wurden zuerst auch die geistigen und moralischen Kräfte einbezogen.

Drei Generationen großer Soldaten und Schlachtenlenker haben bis auf unsere Tage diesem Werk ihr Bestes zu danken. Die meisten haben das ausdrücklich bekannt. So ist Clausewitz, dessen Leben und Schicksal ein tragisches war, der viel Entsagung auf sich zu nehmen hatte, zum unsichtbaren Schlachtenlenker der Zukunft geworden. Bei Königgrätz und Sedan, bei Tannenberg und wo immer große Entscheidungen errungen wurden, stand

*) General Carl von Clausewitz: „Vom Kriege", als Volksausgabe herausgegeben von A. W. Bode mit einer Einleitung von Oberst a. D. Konstantin Hierl (Verlag H. Schaufuß, Leipzig)

er unsichtbar unter den Feldherren. Sein Geist wehte durch ein Jahrhundert deutschen Soldatentums.

Aber nicht etwa am Schreibtisch des Generals wurde dieses männliche Buch niedergeschrieben, sondern an dem der treuen Weggenossin. Ungezählte Seiten sind von ihrer Hand selbst niedergeschrieben. Alle Einzelheiten, so ist uns überliefert, wurden mit ihr durchgesprochen.

Als der General im Jahre 1831 — als Generalstabschef Gneisenaus — an die Ostgrenze zog, wurden die Papiere verpackt und versiegelt. Zwischen Rußland und Polen war ein Kampf ausgebrochen, die preußische Armee, die Gneisenau befehligte, war zur Beobachtung entsandt. Aber sie hatte bald gegen einen Feind zu kämpfen, der nicht mit dem Schwert besiegbar war — die Cholera. Der russische General Diebitsch erlag ihr als erster. Ihm folgte Gneisenau und am 16. November 1831 Clausewitz; in Berlin war ihr der geistige Führer der Epoche, Hegel, erlegen.



Marie von Clausewitz

Clausewitz stand noch auf der Höhe des Lebens, aber die Stimmung, mit der er aus der Welt ging, war eine müde, wenn nicht verzweifelte. Er sah viel menschliche Schwächen, Kleinheit, Beschränktheit und Dummheit. Er war mit seinen Gedanken und seiner Weltschau auf einsamer Höhe. Nur Marie teilte mit ihm diese Einsamkeit. In ihre Hände legte er das große Werk, sie sollte es, das war früher schon bestimmt, nach seinem Tode herausgeben. Sie hat es getan, bis sie bei der Arbeit an dem letzten Bande zusammenbrach und am 28. Januar 1836 starb. Sie wurde an seiner Seite auf dem Militärfriedhof in Breslau begraben.

Groß und erhaben, männlich und stark ist das Werk, das Carl von Clausewitz hinterließ. Wo es wahrhaft wirksam wird, entfaltet es große geistige und sittliche Kräfte. Seine Sendung ist noch keineswegs erschöpft und geht nicht nur den Soldaten an. Ergreifend und zur Liebe zwingend aber ist die Persönlichkeit, der menschliche Charakter seines Schöpfers. Er war ein Preuße und ein Deutscher, er war ein Soldat und ein Künstler zugleich.

Denn ihm war die Fähigkeit verliehen, das, was ihn erfüllte und bewegte, in einer Sprache niederzulegen, die zu dem Gültigsten, Wundervollsten und Großartigsten zu zählen ist, was von deutschen Sprachschöpfern hervorgebracht wurde. Clausewitz war ein großer Meister unserer Sprache, sein unsterbliches und grundlegendes Werk „Vom Kriege" bliebe — selbst dann, wenn es je seinem Gehalt nach überholt werden könnte, was wir nicht glauben — ein Sprachdenkmal von unvergänglichem Werte. Verehrungswürdig aber müßte uns — unabhängig von seiner historischen Bedeutung und seinem Verdienste, der Gründer der modernen Strategie zu sein — Clausewitz durch seine seltene Menschlichkeit bleiben.

Dieses sein Menschentum hat sich niedergeschlagen in seinem Werke, das wir ein geistiges Selbstbildnis nennen möchten — aber vielleicht mehr noch in dem Briefwechsel mit seiner Braut und Frau, der zum Schönsten gehört, was wir in dem reichen deutschen Erbe an kostbaren Briefen bewahren. Will man diesen Briefwechsel einem anderen an die Seite stellen, so kann er nur dem verglichen werden, den Wilhelm und Caroline von Humboldt miteinander geführt haben.

Stimmen der Liebe

Die beiden nachfolgenden Briefe entnehmen wir dem von unserem Mitarbeiter Otto Heuschele herausgegebenen und eingeleiteten Werk: „Carl und Marie von Clausewitz / Ein Leben im Kampf für Freiheit und Reich“ (Verlag H. Schaufuß, Leipzig)

Carl an Marie von Clausewitz

Soissons, den 9. April 1807.

... Das heitre Erwachen der schönen Natur fordert zur stillen Freude auf — ich fühle das mit jedem Frühlinge so gut als ein anderer; aber ich muß mir den Vorwurf machen, daß in diesem freundlichen Lichte die Schatten mir noch greller hervortreten, die in meiner Seele wohnen seit meinem Eintritte in die Welt, seitdem ich an den Erscheinungen derselben erkannt habe, wie viel der einzelne Mensch für sie werden kann, und wie wenig meine ganze Lage geeignet sei, das Ziel zu erreichen, auf welchem mein leidenschaftlicher Blick haftete. Mein Eintritt in die Welt geschah auf dem Schauplatze großer Begebenheiten, wo das Schicksal der Nation entschieden wurde — mein Blick fiel also nicht auf den Tempel, in welchem die Häuslichkeit ihr stilles Glück feiert, sondern auf den Triumphbogen, in welchem der Sieger einzieht, wenn der frische Lorbeerkranz seine glühende Stirne kühlt. Vielleicht auch von der Natur zu reichlich mit jener Eitelkeit versehen, die wir Ehrgeiz nennen, habe ich nur selten das schöne Bewußtsein des Daseins und Wirkens ohne einen bitteren Rückhalt gefühlt. Zwei Ereignisse meines Lebens aber haben einen ganz ungestörten, ungeschwächten Eindruck der Freude auf mich gemacht und mich wenigstens auf Augenblicke alles vergessen lassen. Das eine war die Auszeichnung, welche man mir angedeihen ließ, als man mich an die Spitze von vierzig jungen Leuten stellte, die alle in Eigenschaften des Geistes und erworbenen militärischen Kenntnissen wetteiferten. Dieser Vorzug hat mich nicht glauben lassen, daß ich es allen an Geisteseigenschaften zuvortäte, aber er hat mich überzeugt, daß ich am meisten im Geiste desjenigen gedacht hatte, der dieser Anstalt vorstand (Scharnhorst); und da ich diesen fähig glaubte, auf dem Schauplatze großer Begebenheiten einen großen Wirkungskreis schön auszufüllen, so war der Lohn unaussprechlich süß für mich. Das zweite Ereignis ist der erworbene Besitz Deiner Liebe! Du glaubst nicht, liebe Marie, welch einen großen Fortschritt ich dadurch gegen das Ziel getan zu haben glaube, was ich erringen möchte. Ich hatte das Bedürfnis zu lieben, und welcher Mensch von Gefühl kennt dieses schöne Bedürfnis nicht! — aber eine Liebe, die mich in den gewöhnlichen Kreis des Lebens hineingezogen hätte, würde Bitterkeit und Unzufriedenheit mit mir selbst erzeugt haben; aber ein so ganz ausgezeichnetes Wesen zu lieben, das beschleunigt den Schritt in der edlen Bahn! Aber nicht bloß das, sondern das Bewußtsein schon, ein seltenes, hohes Gut errungen zu haben, läßt mich diese Verbindung mit ungestörter Freude feiern; denn Dein reicher innerer Gehalt sichert mir die Dauer meiner eigenen Liebe; meine Vernunft sagt mir dies ebenso deutlich als mein Herz.

Marie an Carl von Clausewitz

Giewitz, den 8. Dezember 1808.

Die innige Liebe, die uns vereinigt, ist der wohltätige Balsam, den der Himmel uns gab für alle Wunden des Lebens, und solange er auch für Dich seine heilende, beruhigende Kraft behält, werde ich nicht aufhören, mich glücklich zu preisen. In großen Leiden hilft kein schwacher Trost; die Seele muß sich mit ihrer ganzen Kraft auf dasjenige stützen können, was ihr bleibt, um einen großen Verlust mit Fassung zu ertragen. Die Stütze, die nie versagt, ist die Religion, und ist w a h r e L i e b e nicht auch Religion? Ist sie nicht das schönste, das heiligste Geschenk der Gottheit, durch welches uns ihr Dasein, ihre Güte, ihre väterliche Fürsorge klar werden müßte, wenn wir auch keinen anderen Beweis derselben hätten? Der Gott, der uns schon in dieser vergänglichen, unvollkommenen Welt die L i e b e gab und uns durch ihr höheres Licht mitten unter allen rauhen Kämpfen der Wirklichkeit den Blick in seinen Himmel öffnete, wird es wohl mit uns machen, sei es hier, sei es in einer anderen Welt. Dies Vertrauen müsse uns nie verlassen und uns nicht erlauben, mit Bitterkeit zu murren über die

Opfer und Prüfungen, die uns auferlegt werden.

Auch Dich möge dies Vertrauen ganz erfüllen, mein teurer Carl, und Dich in der Überzeugung bestärken, daß die Kämpfe Deiner edlen Seele nicht verloren sind, wenn sie auch hier keinen sichtbaren Nutzen stiften sollten; an innerer Kraft und Vollkommenheit nimmst Du doch dabei zu, und vielleicht war dies die Art, wie Du Deine Bestimmung erfüllen solltest, und wenn Du ihr treu bleibst, hast Du nicht umsonst gelebt. Überhaupt bin ich fest überzeugt, daß ein edler Mensch **nie** umsonst lebt, wenn er auch nie in den Fall kommt, der Welt einen bestimmten Nutzen zu leisten. Sein bloßes **Dasein** ist eine Wohltat für die Welt, und nie ist diese Wohltat größer als in Augenblicken, wo wahre Tugend so selten ist; sie würde ja ganz sterben unter dem Drucke der Zeit und dem allgewaltigen Einflusse des Egoismus, des Leichtsinnes und der Herrschsucht, wenn sie nicht in einigen reinen, unbestechlichen und unwandelbaren Gemütern fortlebte und der Zukunft den Funken bewahrte, der einst wieder in helle Flammen auflodern wird. Unter diejenigen zu gehören, welchen dieses heilige Geschäft anvertraut ist, scheint mir eine so schöne, so edle Bestimmung, daß auch der ewige, schmerzliche Kampf, der damit verbunden ist, sie einem großen Gemüte nicht zu sehr verbittern sollte. So erscheinst Du mir, mein Carl, als einer der wenigen, die mit ganzer Seele einer besseren, kräftigeren Zeit angehören, und wenn auch das Unglück des Vaterlandes Dein edles Streben in Fesseln schlägt, so wird es doch für die Zukunft nicht verloren sein.

Blick in vergangene Zeit:



Archiv Franckh

Das Schillerzimmer des Schillermuseums in Marbach,

das die harmonische Einfachheit, die Klarheit der Linien, den Sinn für häusliche Kultur und Geselligkeit in jenem Zeitalter des beginnenden 19. Jahrhunderts widerspiegelt

Hundert Jahre Abstieg

Schicksal eines Hauses

Von E. G. Erich Lorenz

Richard Euringer: Die Fürsten fallen. (Grethlein & Co. Nachf., Leipzig)

Geschichte, so wie sie gelehrt wird, gleicht einer musikalischen Komposition, die fein säuberlich, unter Vermeidung jeglicher störender Verschnörkelungen, auf den Notenblättern der gewaltigen Daseinsmusik in Erscheinung tritt. Zahlen reihen sich wie Achtelnoten, Fuge folgt auf Fuge, und alles Geschehen wird zu einem, wenigstens von der Warte des Enkels aus betrachtet, verstandesmäßig zu begreifenden geschichtlichen oder politischen Konzert, in dem die Handelnden Fürsten, Fürstinnen, Päpste, Kammerherren und Diplomaten sind. Sie spielen die Instrumente, indes die Völker bestenfalls im Parterre sitzen, zumeist jedoch das Dämonische des ganzen Vorgangs, den sie nicht zu begreifen vermögen, auf ihren Schultern zu tragen haben.

Aus dem Spiel, das allein die Eingeweihten erfassen, wächst erst dann zu wahrer Größe und geradezu erschütternder Tragik das Schicksalhafte, wenn der Vorhang sich hebt, und der Dichter mit seherischer Kraft der Musik die Komödie zugesellt. Leibhaftig wird Form, Gestalt, Leben, Blut, Handlung, was bislang nur totes Zeichen gewesen ist.

Wir Menschen wollen dem Schicksal den Puls fühlen. Wir Menschen wissen nichts damit anzufangen, wenn es heißt: „Da Maximilian III. Anno 1777 kinderlos starb, erlosch mit ihm die wittelsbach-bayrische Linie."

Hier fehlt noch die Farbe. Hier fehlt die Musik. Und hier beginnt Euringer, den Griffel zu führen, Schicksal aufzuzeichnen:

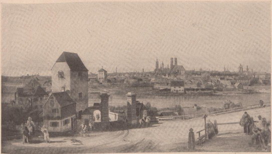
> Es wurde still um den Brunnenhof. An der Gambe Maximilians faserte eine Saite auf, platzte mit rundem Knall, Marie Antonie schloß das Spinett. Sie legte ein gepreßtes Veilchen zwischen die Noten des „Stabat mater" . . . Um die kalten Gänge fror der Hof. Die ernsten Augen des Kinderlosen suchten über die Dächer der Veste. Es wird still im kurfürstlichen München. Es raschelt in den Kanzleien Wiens . . . Bauer, stirb! Mach voran! Oder friß dir das ewige Leben! Dein Hof verfällt. Dein Land fällt hin!

In Wien, in Dresden, in Paris lauert man auf den Tod dieses Bauernkönigs mit unersättlicher Gier nach jenem Stück Land, das Bayern heißt, wartet man darauf, daß die Ärzte dem Siechen das Herz aus dem Brustkorb nehmen und in die goldene Kapsel Herrgottsruh für die Mutter Gottes in Andechs schließen. Doch nicht Wien, nicht Dresden und nicht Paris bestimmen den Erben. Nach dem Willen des Sterbenden wird es Graf Karl Theodor von der Pfalz, der nicht daran dachte, nicht einmal wußte, wo dieses Bayern liegt und es erst mit der Stielbrille im Flickwerk der Länder herausfinden muß.

> „Es fand sich zwischen Forsten und Moor, barbarisch zwischen Gletschern und Sümpfen", war zwar Urerbe, aber nicht Rokokoglanz eines Heidelberger Musenhofes.

Wien lag auf der Lauer. Joseph schliff hinterm Rock der behäbigen Mutter den Degen. Zu Straubing rollten die Werber auf fähnchenbesteckte Bretterpodien Bier, schlugen den Zapfen in den Banzen, hoben den Tannenwedel zum Musizierstock und lehrten die Bayern: „Eljen! Hoch! Hurra! Es lebe Maria Theresia!" Österreich beanspruchte ein ganzes Drittel Bayerns. Dagegen war Herzog Karl von Zweibrücken, und der Preußenkönig Friedrich II. stand auf seiner Seite. So zog man in den Krieg um die bayrische Erbfolge. Als das böse Lied zu Ende war und Joseph den Degen einsteckte, geriet der Preußen-Fritz „zwischen verfluchte vier Frauenzimmer: Maria Theresia, die kätzige Katharina, die Sächsin, und Maria Anna". Am grünen Tisch ward das Schicksal eines Landes und seines Volkes entschieden. Fritz holte sich wenigstens Bayreuth, und Joseph nahm sich den gewünschten Zipfel. Siebzigtausend Landeskinder fluchten auf Karl Theodor.

Das war zur gleichen Zeit, als Friedrich Schiller mit Mannheimer Komödianten „ein wüstes Zeittheater aufführte! In Tyrannos! Auf, bayrischer Hiesel der böhmischen Wälder!"



B. B. Canaletto, München im Jahre 1761 Aus H. Kreisel, München (Deutscher Kunstverlag, Berlin)

Dem Pfalzgrafen wurde es zu bunt:

Er packte den halben Komödienstadel, hundert Haiducken und dreißig Mätressen, fünfzig Pfaffen und drei Zwerge, hundertfünfzig Musikanten, Tänzer, Grafen, Katzen und Hündchen, Körbe von Orangenbäumchen, Kübel voll Champagnerwein.

So zog er nach München. Rheinwein wurde ins bayrische Bier gegossen, Mozart an den Isarstrand gerufen, damit er eine Oper komponiere; es duftete nach Orangenblüten. Betreßte Dienerschaften trugen in Sänften galante Damen zum Stelldichein, und den Bäuerinnen mit ihren Eierkörben tröpfelte das Nasenloch von dem Blendwerk in allen Gassen.

München wurde umgebaut, Basteien fielen, Tore sanken hin, Forsten erstanden und achtzehn Dörfer im Donaumoos, in denen er seine Pfälzer ansiedelte.

Aber auch Karl Theodor blieb kinderlos. Wieder schacherte man in Wien und bot dreieinhalb Millionen Gulden Abstandsgeld für den Verzicht auf Erbanspruch. Der Erbe, Pfalzgraf von Zweibrücken, schwur: „Unter den Trümmern Bayerns begraben, werde er ihnen Antwort geben." Das Schicksal des Landes lief blutig ab wie die Revolten, die in Frankreich, in Ungarn, an allen Ecken und Enden Europas gleich Schwären aufbrachen. Moreau lag vor Nymphenburg, lag im seidenbespannten Stuhle vor dem Kamin, auf dem die Pendule Karl Theodors tickte. In Paris aber rief man schon: „Vive l'empereur!" In ferner Wüste gedieh der Skorpion Bonaparte.

Kinderlos ist der Preußenkönig ins Grab gesunken. Nun sterben auch die Romanows aus, Katharina ermordete den eigenen Gatten. Aber Bayern hat einen Kronprinzen, Ludwig, den Sohn Max Josephs. Der ist Patenkind Louis' XVI.; Napoleon Bonaparte vermählte Ludwigs Schwester Augusta seinem Stiefsohn Eugène Beauharnais, dem Vizekönig von Italien. So wird Politik gemacht, so werden Länder und Menschen zueinander, voneinander gebracht. Sie werden dabei ebensowenig gefragt wie die Fürsten, die man an den Arm galanter Frauenzimmer bindet. „Tränenlos in einem Winkel bäumte Ludwig seinen Degen." Doch er greift ihn nicht fester, er steckt ihn in die Scheide zurück, flieht nach dem sonnigeren Süden, anstatt Bayern aufzusuchen. „Wend' ich das Schicksal einer Welt, die untergeht?" Nein, er wird es nicht wenden. Er haßt Napoleon und findet nicht die Kraft, ihm zu widerstreben. Er verliert sich im Lande der ewigen Sonne, indes Bonaparte Preußen zertritt. Endlich ging Ludwig nach Bayern zurück. Die Lebensgefährtin hatte ihm der Korse bestimmt. Ludwig riß den Degen nicht aus der Scheide.

Napoleon zog nach Rußland, das ihn mit Eis und Entbehrung besiegte. Die Große Armee ging in Trümmer, Preußen stand auf, Stein um Stein fügten neue Männer ein neues Reich,



Das Antiquarium in der Münchener Residenz
Aus H. Kreisel, München (Deutscher Kunstverlag, Berlin)

und ein deutscher Rektor las den Aufruf „An mein Volk" begeisterten jungen Menschen vor.

Noch bleibt der Ablauf europäischen Menschenschicksals blutgetränkt. Man schlägt sich bei Dresden, bei Leipzig, achtmal hunderttausend Menschen zerfleischen sich wie Schlächterhunde. Den letzten Akt dieses gewaltigen Dramas spielen zwei Männer in Fontainebleau mit der gleichen Verbissenheit, Bonaparte und Fürst Metternich. Der Anfang aller Konferenzen ist da. Man wird sie fortan hundert Jahre, tausend Jahre hindurch abhalten, Allianzen schließen und das Chaos kontrollieren!

Auf dem Kongreß zu Wien sitzt auch der Bayern-Kronprinz Ludwig. Manchmal fuhr er aus der Haut, wenn er das Gerede hörte! Dann freute ihn kein Sieg, kein Walzer, kein Ölbild. Dann kränkte er sämtliche Staatsminister, benahm sich patzig zu Souveränen, fuhr sich durch die Zwirbelhaare, nannte Palastdamen alte Chaisen und verwünschte den Kongreß. „Wir haben Tirol verloren! Und warum? Weil erwachte Völker sich nicht mehr tyrannisieren lassen von verkalkten Kabinetten! Nichts von allem hat Bestand, was hier zusammengestümpert wird! Ein Gran gesunden Menschenverstands, und ein bißchen Herz für das, was wir nicht begriffen haben!"

Das Schicksal aber geht seinen Weg: Bonaparte wird nach Elba verschickt und verläßt es wieder, in Paris neuer Aufruhr, neues Blutvergießen, Europa ringt um Entschlüsse. In Waterloo fällt die Entscheidung, St. Helena liegt außerhalb der Welt, in der fortan Geschichte gemacht werden soll.

Kronprinz Ludwig schreibt Gedichte: „Teutsche, reichet euch die Bruderhände / Eintracht ziehe unter unser Dach / Zwietracht sei für ewig nun zu Ende / Heißgeliebtes Vaterland, sei wach." Er steht mit der Interpunktion auf dem Kriegsfuß. Doch dabei wird wenigstens kein Blut vergossen.

Dann irgendwo ein Feldlager der Verbündeten. Ludwig, Kronprinz von Bayern, und Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen werden zum Diner erwartet! Doch such' einer die beiden unter Abertausenden!

Das Scheitholz krachte. Reisig qualmte. Funken sprühten zum Sternhimmel auf. Glühwürmchenschwärme tanzender Mädchen. Das schönste Feuerwerk für Soldaten. Sie hatten die Röcke aufgeknöpft. Das „Eiserne" im Knopfloch. Die Feldmützen hinterm Ohr wie echte Landsmannschafter. Stiefel voll

Dreck. Den Kopf im Stroh, Arm um die Schulter des Kameraden. Sie stimmten es an — sie sangen es, hundert Männer im Mannschaftschor: „Wem soll der erste Dank erschallen?" Von allen Feuern stieg es auf, wie ein Dom in der Sommernacht: „Dem Gott, der groß und wunderbar / aus langer Schande Nacht uns allen / in Flammen aufgegangen war . . ."

„. . . ist", schrie Ludwig! „Ist . . . Kameraden!"

Sie stürzten zu den Feldkesseln. Sie klappten die Blechbecher aneinander, daß das siedheiße Gebräu über die Monturen schoppte. „Nie vergessen, Kameraden! Wir machen es wirklich. Wir machen es wahr. Deutschland! — Donnernd dreimal: Deutschland!" Es würgte sie vor Ergriffenheit. „Fritz!" — „Ludwig!" . . .

Deutschland lebte in ein paar Köpfen. In München krönte man Ludwig zum König; er holte sich den Revolutionär Görres heran, dem kein Staat mehr Asylrecht gab. Ihm zeigte er in der Plankammer die Modelle seiner zwanzig Projekte. Vor allen andern steht ihm Walhall am nächsten, und hier soll Platz haben, wer ein deutscher Mann gewesen. So begann ein König zu bauen, während die Welt weiter in allen Fugen krachte. In München feiert man Oktoberfest, in Paris Umsturz, in Leipzig hat Wagner das Licht der Welt erblickt. Das Schicksal zieht neuer Menschen Bahnen, auch die des Nihilisten Bakunin, dessen Sterne einst blutrot aufgehen sollen. In der Arbeiterkaserne am Palais du Luxembourg unter den pulvergeschwärzten Blusenmännern des „dritten Standes" ging der russische Koloß um, bis man ihn mit Geld abspeifte und außer Landes schickte. In Wien war das anders: Herr Metternich ließ sich nicht fortschicken, er zog es vor, von selbst zu verschwinden. Und in München stellte ein neuer Kronprinz, einer der vielen Maximiliane, seinen Vater Ludwig zur Rede:



Blick von der Ludwigskirche auf die Ludwigsstraße (Universität und Siegestor)
Aus H. Kreisel, München (Deutscher Kunstverlag, Berlin)

„Sie haben uns Deutschland gelehrt! Sie, der Herzog Ihrer Stämme, Sie, der König Ihrer Künstler, Sie, der Bauherr Ihrer Bürger, Sie, der Vater der Soldaten! Landsmann Ihrer Landsmannschaften! Sie, der Saugraf Ihrer Bauern! Und Sie haben uns Deutschland gelehrt! Wer hat uns Ihr Herz entwendet?!"

In Preußen ritt ein König in Lützows Freischarfarben auf den Barrikaden umher, „dem ein Symbol zu geben, was die Fürsten, nicht die Völker vergessen hatten seit der großen Schlacht bei Leipzig. An der Elbe, irgendwo auf seiner Klitsche nahm ein struppiger märkischer Junker, alter Göttinger Korpsier, seine Gutsbauern zusammen und ließ sie auf die ‚Polacken' los, die am Kirchturm von Schönhausen die schwarz-rot-goldne Flagge hißten." Zur selben Stunde dankte Ludwig in München zugunsten seines Sohnes Maximilian ab. Dies geschah am 20. März 1848, niemand hatte ihn dazu gezwungen. Ein paar Jährlein danach gab

es in Bayern zwei Ludwige, den „alten König" und den jungen Thronfolger. Sie hatten vieles gemeinsam, vor allem das gute, menschliche Herz.

Aber der eine macht Schulden, indem er Burgen baut; der andere, indem er Unsummen an Richard Wagner verschwendet. Der Hofkassier schüttelt bedenklich den Kopf. Das Volk murrt, revoltiert, Ludwig läßt nicht von Wagner. Dann führt er wieder einmal Krieg, diesmal mit Preußen, aber matt und lau, bis er einen großen Fetzen gut bayrischen Landes verliert. Die Preußen rücken auf Wien, Deutschland wächst.

Über allem aber, was schicksalhaft umherschlich und Menschen wie Halme knickte, durch alle Trauer, allen Wahnsinn, durch Tränen und Sterben schritt noch immer der „alte" König, Ludwig I. Zweiundachtzig Jahre alt ist er geworden, ein schneeweißer Aristokrat mit elfenbeinzarter Stirn. Sein Leibarzt ist immer um ihn.

Der nächste Krieg, den Bayern an der Seite Preußens gegen Frankreich führten, brachte ihnen Lorbeeren ein, Weißenburg, Wörth und Sedan. Ihr König, Ludwig II., blieb unbeteiligt. Der saß in seinem Schlosse zu Linderhof und dachte an Rheingold, Siegfried und Götterdämmerung, bis schließlich Bismarck, im Ringen um das deutsche Kaisertum, seine Großmut anzurufen gezwungen ist. Und Ludwig, der Bayer, schenkt Deutschland seinen Kaiser: „Oberstallmeister Graf Holnstein! Klemmen Sie sich auf Ihr Dampfroß wie Münchhausen auf die Kugel, platzen Sie ins Hauptquartier!" An den Hohenzollern Wilhelm richtet Ludwig diesen Brief, daß der Kurfürst einmal noch sich den deutschen Kaiser küre! Das war das Letzte. Hinterher kam die Umnachtung.

„Er braucht kein Oberstzeremonienmeister und kein solchen Firlefanz mehr. Eine Insel kauft Er sich im Chiemsee — Geld gnug hab'n wir ja —, daß Ihm keiner mehr was dreinred't. Und ein Goldschloß baut Er sich, noch eins, und dann nochmal eins, bis 'm Hofkassier zu dumm wird. Und der Hofmechaniker muß ihm ein Versinktisch bauen, daß Er bloß noch auf'n Knopf drückt, und der Braten steigt herauf in dritten Stock, und Er braucht kein Menschen mehr außer sein hochgelobten Gickel und sein hochgebenedeiten Gottesknabenkönigludwig."

Als Irrgewordener ging der König in den Starnberger See und nahm den Arzt mit auf die Todesreise. Die Legende ging im Lande Bayern um, es geschahen Zeichen und Wunder.

Im Augenblick, da der Trauerkondukt des letzten Königs die St. Michaelskirche erreichte, schlug ein Blitzstrahl durch die Kuppel. Der Leichnam wurde nicht versehrt. Der Hof erbleichte vor Betäubung . . . Beim Schließen des mächtigen Sarkophags ereignete sich ein Zwischenfall. Von den Nonnen der Blindenanstalt, die in der zweiten Reihe knieten, stieß eine einen kleinen Schrei aus. Da sahen es auch die Sargwächter: Während sich der dunkle Deckel über Ludwigs Leiche senkte, öffneten die geschlossenen Knospen auf seiner Brust die blühenden Blüten. Ein Duft Jasmin schwang durch den Weihrauch.

Die Legenden wuchsen wie eine wilde Rosenhecke und rankten sich über dem Grabe des letzten Bayern.

„Wie eine Blume sproßt der Mensch auf und wird gebrochen."

Zwei neue Bildbücher

Die Münchner Bilder zu diesem Aufsatz entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages dem Bande „München" von Heinrich Kreisel aus der Reihe „Deutsche Lande / Deutsche Kunst", herausgegeben von Burkhart Meier (Deutscher Kunstverlag Berlin). Hier werden „Gesicht und Charakter" der deutschen Städte ihrem innersten Wesen nach in Bild und Wort auf beispielhafte Art in ihren künstlerischen und baulichen Hauptdenkmälern dem Betrachter nahegebracht, ihre Schönheit und der Reichtum breiten sich in überraschender Fülle aus, ihr Werden und ihre Gliederung sind sinnfällig geworden, vom ältesten Stadtkern an bis zum heutigen Stadtbilde.

Die beiden Bilder zu unserm Beitrag über Emil Strauß, den Posaunenengel vom Freiburger Münsterturm (S. 49) und das Schwarzwaldtal (S. 51) entstammen dem Bilderwerk von Hans Retzlaff „Volksleben im Schwarzwald" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig) mit einführendem Text von Wilhelm Fladt. In lebendiger Darstellung werden hier das Volksleben und die Landschaft, die Hausformen und das bäuerliche Brauchtum in ihrer eigenartigen Entwicklung nahegebracht — eine mustergültige Leistung von volkskundlicher Bedeutung, die alles Wesentliche mit glücklichem Griff erfaßt hat.

„Dem Himmel bin ich auserkoren"

Don Quichotte in USA.

Von Karl Blanck

Thornton Wilder: Dem Himmel bin ich auserkoren. Roman. (E. P. Tal & Co. Verlag, Wien)

Wir sind dem amerikanischen Dichter Thornton Wilder schon früher begegnet, mit seinem Roman „Die Brücke von San Luis Rey" (Weltstimmen, Jahrgang 1933, S. 231 ff.) und anderen Werken, wie die „Frau aus Andros" und „Cabala" — als einem Manne, der in der Alten und Neuen Welt, wie in Gegenwart und Vergangenheit zu Hause ist. Jetzt aber treffen wir ihn zum erstenmal auf dem Boden seiner engeren Heimat — und lernen durch ihn „Gods own country" selbst kennen, ein ganz besonders auserwähltes Stück von des Herrgotts Tiergarten mit allerlei wunderlichen Exemplaren, von denen wir bislang noch nichts geahnt haben.

Da geschehen im krisenhaften Spätsommer 1930 an verschiedenen Orten des Staates Texas einige merkwürdige Dinge: auf den Löschunterlagen der Hotelschreibtische prangen frischgeschriebene Bibelsprüche, an einem Unterhaltungstheater werden die Plakate abgerissen, in einem Pullmanwagen kniet ein junger Mann im Schlafanzug vor seinem Bette und spricht sein Nachtgebet, ohne auf die Wurfgeschosse zu achten, die ihm von allen Seiten an den Kopf fliegen. Eine junge Dame, die am nächsten Morgen ihre Frühstückszigarette auf der Plattform des Wagens geraucht hat, findet an ihrem Platz im Wageninnern eine Visitenkarte mit der handschriftlichen Bemerkung: „Frauen, die rauchen, taugen nicht zu Müttern." Dann gibt es eine große Auseinandersetzung im Rauchwagen, weil ein junger Mann seinem Gegenüber klarmachen möchte, daß er gut tun würde, dem Alkohol und dem Nikotin abzusagen. Bei dieser Gelegenheit fliegt die Aktentasche des jugendlichen Eiferers aus dem Wagen und muß von der nächsten Station aus mit einem Mietauto wiedergeholt werden.

Ein Fall von religiösem Wahnsinn? Oder sektiererhafte Betriebsamkeit?

Der junge Mann selbst, der sich als George Brush, Reisender in Schulbüchern, vorstellt, macht einen ganz sympathischen Eindruck: hochgewachsen, kräftig gebaut, mit freundlichem, offenem Wesen und ernsten Augen. Wir treffen ihn an seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag in der Hotelhalle in Wellington, während er gerade wieder auf einem frischen Löschblatt die Worte hinsetzt: „Gott sieht alles." Ihn selbst sieht dabei zunächst ein alter Neger, der gerade die Spucknäpfe sauber macht und ihn vor dem Zorne des Hoteldirektors und des Stammgastes Mr. Blodgett warnt. Aber unser Freund kennt keine Menschenfurcht. Er schüttelt Mr. Blodgett die Hand, entwaffnet ihn durch seine echte Harmlosigkeit, weckt seine Neugier durch zaghafte Anspielungen auf eine Liebesgeschichte, die sein Gewissen anscheinend schwer belastet, und schließlich verabreden die beiden Reisenden eine Zusammenkunft für den nächsten Abend in Oklahoma City.

Auf einem einsamen Spaziergang hält Brush zu Ehren seines Geburtstages eine große Selbstprüfung ab und faßt einen Entschluß, den er noch am gleichen Tage in der Nachbarstadt Armina ausführt, indem er sein ganzes Sparkonto auf der dortigen Bank auflöst und auf die Zinsen verzichtet. Der Kassierer starrt ihn fassungslos an, als er zur Erklärung hinzufügt: „Ich glaube nicht an Zinsen."

Diese Ketzerei wiederholt er im Büro des Bankpräsidenten, in das er wegen seines ungewöhnlichen Verhaltens geladen wird. Der Präsident hat selbst schwere Sorgen, weil die große Bankkrise auch seine Unternehmen erreichen wird. So fragt er den sonderbaren Besucher: „Darf ich fragen, warum Sie es für gut fanden, gerade jetzt Ihr Geld abzuheben?"

George zögert nicht lange:

„Warum? Das will ich Ihnen gern sagen, Mr. Southwick. Sehen Sie, ich habe in letzter Zeit sehr viel über Geld und Banken nachgedacht. Ich habe

die ganze Sache noch nicht völlig durchgedacht — das werde ich erst können, wenn mein Urlaub kommt, im November — aber ich habe wenigstens erkannt, daß ich für meine Person an das Geldsparen nicht mehr glaube. Bisher war ich gewohnt, daran zu glauben, daß es einem gestattet ist, ein wenig Geld zu sparen — wie etwa fünfhundert Dollar —, für das späte Alter, wissen Sie, oder für den Fall, daß der Blinddarm platzt, oder daß man sich plötzlich verheiratet — für die unvorhergesehenen Fälle, wie man sagt. Nun aber sehe ich ein, daß das alles falsch ist. Ich habe ein Gelübde getan, Mr. Southwick. Ich habe das Gelübde freiwilliger Armut getan."

„Was für ein Gelübde?" fragte Mr. Southwick, während ihm die Augen aus dem Kopf traten.

„Freiwilliger Armut — wie Gandhi. Ich habe immer einigermaßen danach gelebt. Worauf es ankommt, das ist, nie irgendwo Geld aufgespart zu haben. Verstehen Sie?"

Mr. Southwick trocknete sich die Stirn.

„Wenn mein monatlicher Gehaltsscheck kommt", fuhr Brush ernsthaft fort, „schenke ich sogleich alles Geld weg, das vom vorhergehenden Monat übrig ist, aber ich habe immer gewußt, daß das im Grunde nicht ehrlich ist. Ehrlich gegen mich selbst, meine ich —, denn die ganze Zeit hatte ich fünfhundert Dollar in dieser Bank hier versteckt. Aber von nun an, Mr. Southwick, werde ich keine Banken mehr brauchen. Die Tatsache, daß ich dieses Geld hier hatte, war ein Zeichen, daß ich in Furcht lebte."

„Furcht?" rief Mr. Southwick. Er schlug so heftig auf die Glocke auf seinem Schreibtisch, daß sie mit einem Krach zu Boden fiel.

„Jawohl", sagte Brush, und seine Stimme schwoll, je klarer ihm die Wahrheit wurde. „Niemand, der Geld in einer Bank aufgespeichert hat, kann wirklich glücklich sein. Das ganze hier eingeschlossene Geld wird gespart, weil die Menschen sich vor unvorhergesehenen Fällen fürchten."

Niemand, der Geld in der Bank hat, kann wirklich glücklich sein, und es ist kein Wunder, wenn die Kunden Mr. Southwicks bei Nacht nicht schlafen können und sich den Kopf zerbrechen, was mit ihnen geschehen soll, wenn sie alt und krank werden oder die Banken in Schwierigkeiten geraten . . .

„Hören Sie auf, hören Sie auf!" schreit Mr. Southwick und läßt den unerwünschten Propheten als gefährlichen Unruhestifter verhaften. Ein riesiger irischer Polizist redet ihm gut zu:

„Kommense mit! Machense keene Mätzchen und kommense hübsch ruhig mit." Brush erwidert: „Sie brauchen mich nicht zu stoßen — ich komme mit Freuden."

Im Gefängnis unterhält er sich sehr angeregt mit dem Polizisten, der ihm die Fingerabdrücke abnimmt und bittet ihn um ein paar Abzüge von den Aufnahmen fürs Verbrecheralbum, um seiner Mutter damit eine Freude zu machen. Der Beamte hält das für einen schlechten Scherz und will wütend werden. Auch vor dem Polizeikommissar wiederholt George sein Bekenntnis, daß Banken eine unmoralische Einrichtung seien, und wird wegen dieser staatsgefährlichen Ansichten von dem irischen Polizisten schleunigst zum Bahnhof geleitet. Unterwegs fragt ihn der Riese vertraulich: „Sagense mal, mein Junge, woher wissense, daß die Mariana-Bank wackelt? Wer hat's Ihnen gesteckt?"

George erwidert: „Ich habe nicht nur die Mariana-Bank gemeint — alle Banken."

Der Ire aber ruft schleunigst zu Hause bei seiner Mary an: sie soll sofort ihren Hut aufsetzen und das ganze Geld von der Bank herunterholen.

Und Mr. Southwick wälzt sich in dieser Nacht schlaflos auf seinem Lager hin und her. Er hat Furcht, Furcht, wie seine Bankkunden sie haben.

So verläuft George Brushs erstes Auftreten gegen die Verwerflichkeit der Bankguthaben. Am nächsten Abend erklärt er im Hotelzimmer Mr. Blodgett und seiner „Kusine" Margie McCoy seine Theorie der freiwilligen Armut. Gehaltserhöhungen machen ihn nervös. Und er bekommt immerzu Gehaltserhöhungen — denn er ist wirklich ein tüchtiger Reisender, der sogar die Bücher alle gelesen hat, die er vertreiben soll.

Mrs. McCoy stellt sich vor ihn hin, stemmt die Hände in die Hüften und beugt sich vor, um ihn genau zu betrachten; dann fragt sie ihn, ob er sie eigentlich veralten will. Und wenn er einmal heiratet — was dann?

„Woher wissen Sie, daß Ihre Frau damit einverstanden sein wird, jedes Monatsende das ganze Geld wegzuwerfen, und woher wissen Sie, daß Ihre Frau bereit sein wird, mit freudiger Erwartung dem Armenhaus entgegenzusehen, so wie Sie?"

„Oh, das wird sie!" beteuerte Brush.

„Sie sind verlobt, nicht wahr?" fragte Blodgett.

„Ich bin . . . ich bin so gut wie verlobt. Tja, ich weiß eigentlich nicht so recht, ob ich verlobt bin oder nicht."

„Ist sie ein . . . ist sie ein nettes Mädchen, wie?"

„Das weiß ich nicht, auch nicht — nicht sicher." Brush sah Blodgett an. „Ich sollte lieber nicht davon reden", sagte er. „Das gehört alles zu dem großen Fehler, den ich begangen habe. Sie haben ge-

sagt, Sie wünschen nicht, daß ich heute abend solche Dinge erwähne."

„Ich kann jetzt alles vertragen", sagte Mrs. McCoy. „Nach der großartigen Armutsidee kann ich alles vertragen. Gestern morgen war's anders. Auf leeren Magen konnt' ich's einfach nicht. Los! Erzählen Sie uns, was geschehen ist!"

Ganz so einfach geht das aber doch nicht; die Beichte fällt dem reuigen Sünder nicht leicht. Wir erfahren zunächst einmal, daß er Sehnsucht nach einem echt amerikanischen Heim hat, einem Heim mit sechs Kindern, daß er einen schönen Tenor besitzt und überall gern als Kirchensänger auftritt, daß er bei einer solchen Gelegenheit einmal ein Mädchen kennengelernt hat, das sonst durchaus richtig war — bis sie nach Tisch eine Zigarette ansteckte: da war es natürlich vorbei. Ein andermal hat er sich im Regen verirrt, darf bei einem Farmer in der Scheune übernachten — da kommt eine der Farmerstöchter heimlich zu ihm in die Scheune — und nun muß er sie doch heiraten, nicht wahr?, obgleich er sie kaum richtig gesehen hat, obgleich er nicht genau weiß, wie sie mit Vornamen heißt, und obgleich er die Farm ihres Vaters bei späteren Besuchen in der Gegend nicht hat wiederfinden können. Mrs. McCoy sucht ihm den Gedanken auszureden — vergebens: er muß das Mädchen heiraten — ja, er i s t doch eigentlich schon mit ihr verheiratet! Schlimm genug, daß er den Fehler noch nicht hat wieder gutmachen können.

„Manchmal glaube ich, ich werde vielleicht so mutlos werden, daß ich krank werde — oder noch Schlimmeres. Denn was steckt hinter jeder Krankheit? Mutlosigkeit. Das ist auch eine meiner Theorien. Ich habe die Theorie, daß jede Krankheit davon kommt, daß man die Hoffnung auf etwas verloren hat. Wenn die Menschen dahinter kommen, daß sie nicht so tüchtig sind, wie sie dachten — im Geschäft oder sonst — oder wenn sie Unrecht getan haben und es nicht wieder gutmachen können, dann werden sie allmählich krank. Sie glauben, daß sie leben wollen, aber insgeheim wollen sie es nicht. Jedenfalls werde ich das Ganze noch genau durchdenken, nächsten November, wenn ich Urlaub habe. Ich bin so bedrückt von der Sache, daß ich im Frühjahr die Grippe bekommen habe. Ich war nie in meinem Leben krank."

Die Frau fühlt sich durch diese Reden gepeinigt, die sie für glatten Unsinn erklären möchte, und die sie doch seltsam aufwühlen. Und sie kann ihn nicht davon überzeugen, daß er das Leben viel zu schwer nimmt.

Dann treffen wir ihn in dem Wochenendlager Camp Morgan, wo er ein einflußreiches Mitglied des stattlichen Erziehungsausschusses, den Richter Corey, aufsuchen muß, um ihm seine Schulbücher ans Herz zu legen. Richter Corey ist der Typus des jovialen amerikanischen Politikers, dem es immer um seine eigene Volkstümlichkeit geht und der alles verspricht, um nichts zu halten. Er tut so, als ob er George Brush schon jahrelang kennte, und kann sich doch nicht einmal seinen Namen merken, den er fortwährend verballhornt. Als er von seinem Anliegen hört, gerät er geradezu in Verzückung: „Fein, großartig! Freue mich immer über Geschäfte, die die Allgemeinheit angehen. Wir wollen uns nach dem Essen ein wenig darüber unterhalten." Und als Brush sich nicht so leicht abfertigen läßt und weiter von seinen Büchern spricht, da schwärmt Richter Corey weiter: „Klingt alles großartig, Jungchen. Müssen famose Bücher sein. Ich möchte kein Wort davon verlieren. Schreiben Sie mir bestimmt einen Brief darüber!" Aber Brush hat ihm schon drei Briefe geschrieben — schön: seine Sekretärin wird sie bestimmt für ihn aufheben, und nachher muß George mit an seinem Tisch essen, und jetzt wird er ihn mit seiner Tochter Mississippi bekannt machen — ein famoses Mädel — er darf auch eine kleine Kanufahrt mit ihr machen — keine Handgreiflichkeiten natürlich. — Holla, Sippy — hier ist Jim Bush, einer der feinsten Kerle, den du dir vorstellen kannst . . .

Aber die Bootsfahrt läuft nicht sehr gut ab; Sippy erzählt von ihren alkoholischen Neigungen und steckt sich eine Zigarette an — und „Jim Bush" hält ihr eine kleine Vorlesung, nach Punkten geordnet, was alles ein Mädchen nicht tun soll. Nicht laut lachen, keine unnötigen Bewegungen mit Händen oder Augen — keinen Alkohol, keine Zigaretten — und während er gerade im schönsten Predigen ist, bekommt das Mädchen einen hysterischen Anfall, bei dem sie in einem Atem weint und lacht.

Dann kommt Georges großer Augenblick, wo er seine Lieder zum Besten gibt und mitten im allgemeinen Beifall verschwindet, um sich beim Geschirrwaschen sehr ernsthaft mit einer grauäugigen Werkstudentin zu unterhalten, in der er einen Menschen von der richtigen Art entdeckt — so wie die anderen eben nicht sind. Er berichtet ihr von seinen ersten Erlebnissen und Enttäuschungen und von seiner Trauer, daß die Leute immer zuletzt auf ihn wütend werden, wenn er es noch so gut und ehrlich meint, mit dem, was

er sagt; ob sie ihn denn auch so unausstehlich findet? — Gewiß nicht! Aber zum Schluß stellt sich dann doch heraus, daß sie als Biologin über Dinge, wie die Abstammung des Menschengeschlechts und vieles andere ganz anders denkt, als er es in seinem frommen Bibelglauben wahrhaben will. Sogar das Zigarettenrauchen findet sie nicht ganz so verwerflich, wie es ihm erscheint: „Ich bin erstaunt, daß Sie zu den Menschen gehören, die noch immer so etwas für wichtig halten. Ich habe gerade zu glauben angefangen, daß Sie der einzige junge Mann sind, den ich kenne, der nicht dämlich ist." Als sie dann allein ist, kann sie trotz ihrer Müdigkeit lange nicht einschlafen und murmelt immer wieder vor sich hin: „Er ist total verdreht!"

In der gleichen Nacht rettet Brush noch einen Selbstmordkandidaten, den die Wirtschaftskrise zur Verzweiflung getrieben hat. Zur Belohnung trägt ihm Richter Corey noch einmal sein Töchterlein an; dafür will er sich dann auch seiner Schulbücher annehmen. Aber unser Held ergreift doch lieber die Flucht — als den besseren Teil der Tapferkeit.

Wir treffen ihn wieder in einer Pension, die ihm zeitweise als Heim dient, bei der gutmütigen Mrs. Queenie: sie erzählt ihm gerade von dem frommen Pater Pasziewski, der auf wunderbare Weise seine Gallensteine durch Jordanwasser kuriert hat. Die Freunde aber, mit denen George bei Mr. Queenie zusammenhaust, sind rechte Weltkinder, die ihn gern verspotten und nur um seiner schönen Stimme wegen noch unter sich dulden. So reden sie ihm jetzt ein, er sei schwer krank, packen ihn ins Bett und flößen ihm als angebliche Medizin so lange Alkohol ein, bis er selbst ganz toll und übermütig wird. Nach einer großen Prügelei singen sie zuerst ein fröhliches Lied und gehen dann zusammen auf den Bummel, um die ganze Stadt unsicher zu machen.

Am Sonntag aber führen sie ihn als berühmten Sänger in ein zweifelhaftes Haus ein. Er merkt nichts davon, behandelt die weiblichen Insassen des Hauses als Damen und wird von ihnen ebenso freundlich und anständig behandelt. Als die Freunde ihn hinterher aufklären, welchen Streich sie ihm gespielt haben, bekommt er zuerst einen Wutanfall. Dann aber besinnt er sich und dankt ihnen dafür, daß sie ihn dorthin geführt haben ... weil er jetzt wieder etwas gelernt hat — nämlich, daß Menschen, die von allen verachtet werden, besser sein können, als ihr Ruf — und als die, die sie verachten, wenn man nur gut zu ihnen ist und sie keine Verachtung fühlen läßt. Das spricht er nicht aus — die andern würden ihn doch nicht verstehen. Schon sein Dank allein, die Tatsache, daß er wieder einmal ganz anders reagiert, als sie erwartet haben, genügt, sie in Wut zu versetzen. Sie glauben sich von ihm verhöhnt, den sie selbst verspotten wollten, und fallen über ihn her, bis er bewußtlos ins Krankenhaus gebracht wird. Sie wollen ihn auch nicht mehr unter sich dulden und geben ihm den guten Rat, sich künftig nicht mehr in fremde Angelegenheiten zu mischen und andere Leute auf ihre eigene Art selig werden zu lassen. Aber er will von ihnen keine Ratschläge annehmen — von ihnen nicht .. „Ich habe vielleicht einen Vogel — möglich! — Aber ich will lieber allein verrückt sein als so vernünftig, wie ihr Kerle vernünftig seid!" Und jäh brechen aus ihm die Wut und die Überhebung des Einzelgängers hervor, der vergeblich gegen die Verbohrtheit und die Selbstgenügsamkeit der Masse anrennt: „. . . ich bin nicht verrückt. Die Welt ist verrückt. Alle Menschen sind verrückt, außer mir — das ist die Sache. Die ganze Welt ist verrückt!"

Bei seiner nächsten Eisenbahnfahrt gerät er mit einem andern Wanderapostel zusammen, der ihm die freiwillige Armut beibringen will, ihn auf seine Bibelfestigkeit prüft und durch seinen Bekehrungseifer fast den ganzen Wagen rebellisch macht. Es ergibt sich, daß der fromme Eiferer eine große Familie hat, der es durchaus nicht gut geht. Seine Selbstsicherheit verringert sich unter Georges Fragen beträchtlich. Beim Abschied bekommt er zehn Dollar als Geschenk und verabschiedet sich mit gesenkten Augen. Darauf gerät George in eine spiritistische Sitzung, entlarvt ein angebliches Medium und verhaut seinen Überzeugungen zuwider einen unverschämten Burschen, der sich gegen eine arme alte Lehrerin frech benommen hat. Hinterher tut ihm seine eigene Heldentat wieder leid — nein, man soll schlechte Menschen nicht schlecht behandeln, sondern gut, um sie zu beschämen und dadurch zu bessern: das ist Gandhis Theorie.

Endlich ist es ihm auch durch ein Detektivbüro gelungen, das Mädchen aus der Farm ausfin-

dig zu machen, das er heiraten will. Aber Roberta mag nichts mehr von ihm wissen, weil sie seinetwegen zu viel durchgemacht hat, und es kostet ihn noch schwere Mühe, sie umzustimmen.

Von Mrs. Queenie erfährt er, daß es dem guten Pater Paszievski sehr schlecht geht; das Jordanwasser hat doch nicht auf die Dauer geholfen, und der Pater ist sehr betrübt, weil die jungen Leute, die er zur Frömmigkeit erzogen hat, sich einem schlechten Lebenswandel ergeben haben. Von seinen früheren Freunden aus der Pension liegt einer todkrank und vertraut ihm auf dem Sterbebette die Fürsorge für sein Kind an, die kleine Elisabeth, die George sofort adoptiert. Der Tod des Freundes hat ihn schwer erschüttert:

„Ich will nicht mehr weiterleben, Queenie — ich will nicht weiterleben in einer Welt, wo solche Dinge geschehen können! Etwas ist faul in der Welt, durch und durch faul! . . . Ich glaube ja, daß es einen Gott gibt — aber warum läßt er sich so viel Zeit, die Welt zu ändern? Warum enttäuscht er vorsätzlich Menschen wie Pater Paszievski, und warum läßt er seine Kerls wie Herb so verkommen?"

„Mr. Brush, man darf solche entsetzlichen Sachen nicht denken. Ich will Ihnen nicht zuhören."

„Aber gibt es denn keine Erklärung?"

„Ich will nichts hören."

Queenie bedeckte die Ohren mit den Händen. Plötzlich erhob sich Brush, faßte mit festem Griff Queenies Handgelenk und starrte ihr in die Augen. Leise, wie zu sich selbst, sagte er: „Queenie — wäre es nicht furchtbar, wenn ich meinen Glauben verlöre?"

Auf seiner nächsten Reise wird er wieder einmal verhaftet, weil er mit einem Kinde freundlich gesprochen hat und deshalb für einen Kinderräuber gehalten wird, und weil er einen Einbrecher mit seiner Beute entkommen läßt, obgleich er ihn in seine Gewalt bekommen hat. Ja, er hat dem Verbrecher sogar noch geholfen, das versteckte Geld zu entdecken — nur um ihn nach Gandhis Methode moralisch zu entwaffnen und zu beschämen. Der Richter, der über diesen seltsamen Fall zu entscheiden hat, ist selbst ein Original und hat seinen hellen Spaß an dem merkwürdigen Angeklagten, der ihm einen Vortrag über den Begriff des indischen „Ahimsa" hält, über die Macht des Geistes der Gewaltlosigkeit, der auch den Gewalttäter überwältigt. Die Leute im Gerichtssaal merken, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgeht — etwas, was sie zwar nicht begreifen, was aber doch irgendeinen verborgenen Sinn haben muß, und der Richter Carberry, der ein sehr kluger Richter ist, gibt ihm nach dem Freispruch noch den Rat, langsam voranzugehen: es hat keinen Zweck, die Menschen vor den Kopf zu stoßen; die meisten sind nicht sehr für Ideen zu haben. Beim Abschied schütteln sie einander die Hände — zwei Männer, die sich gegenseitig achten gelernt haben.

Mit George zusammen und auf seine Verwendung hin ist auch ein Filmregisseur aus dem Gefängnis entlassen worden, Burkin, der sein Fanatismus, zu s e h e n, um die Menschen kennenzulernen, in falschen Verdacht gebracht hat. In seinem Auto fahren sie davon. Unterwegs werden sie von einem Fußgänger gebeten, ihn eine Strecke weit mitzunehmen. Wer ist es? Natürlich der Einbrecher, an dem nun George seine Theorien so lange weiter erprobt, bis der Ärmste wie von Furien gehetzt wieder davonjagt. Auch mit Burkin, der die Logik in Brushs Ideengang anerkennt, ihm aber Unreife und Nebelhaftigkeit seines Weltbildes vorwirft — ohne ihm doch überlegene Wahrheiten entgegensetzen zu können, gibt es noch einen Streit, der die Schicksalsgefährten wieder auseinandertreibt.

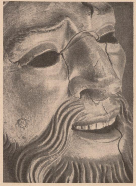
Und mit der Ehe geht es natürlich auch schief — das Gute läßt sich nicht erzwingen! Roberta mag ihn ganz gern; sie achtet ihn auch, aber sie will doch lieber für sich allein leben — sie sind beide zu verschieden. Nein — das will er nicht wahrhaben: sie sind einmal verheiratet, sind ein Fleisch geworden, so müssen sie auch verheiratet bleiben bis in den Tod! Jawohl!

Gut, daß er einstweilen doch wieder auf die Reise gehen und sein „echt amerikanisches Heim" verlassen muß. Aber etwas in ihm ist zerbrochen: er ist im Begriff, seinen Glauben wirklich zu verlieren. Wo ist in alledem, was er erlebt und mitangesehen hat, die göttliche Gerechtigkeit? Was hilft es, gut sein zu wollen? Helfen zu wollen? Und nun geschieht, was er vorausgesagt hat: im Gefühl des eignen Versagens wird er krank, diesmal sehr ernsthaft krank. Schon scheint es mit ihm zu Ende zu gehen, und ein Methodistenprediger bemüht sich, seine Seele zu retten. Aber er will nicht mehr gerettet sein, weil er selbst niemanden retten konnte, weil er ungläubig und ganz verzweifelt ist. Da kommt ein Brief von Mrs. Queenie, mit einem letzten Gruß von dem toten Pater Paszievski, den er selbst nicht einmal persönlich ge-

kannt und der ihn gleichwohl als einen wahrhaft Gläubigen, als Mitglied der gleichen unsichtbaren Kirche, als einen Bruder im Geist und in der Liebe erkannt hat. Er hat ihm ein kleines Geschenk hinterlassen, das der Sendung beigefügt ist — einen Löffel — nichts weiter — aber dieser Löffel ist ein wahrer Talisman, Träger einer Zauberbotschaft, die den Verzweifelten zum Glauben an das Gute und damit ins Leben selbst zurückruft . . .

So zieht er wieder davon, ein Pilger auf Erden, der keine Heimat hat, aber viele Brüder und Schwestern, denen er helfen kann — nicht mehr durch Worte, sondern durch die Tat. Vorbild, nicht Lehre — darauf kommt es an.

Was ist mit diesem fahrenden Ritter des Geistes, dessen Name George Brush heißt? Ist er ein Narr oder ein Weiser in einer Narrenwelt, wie die weisen Narren des Shakespeare, Don Quichotte oder Parsival, der reine Tor? Oder am Ende gar ein echter Ritter und Retter der Seelen, wie sein Namensheiliger: Sankt Georg, der den Drachen überwindet — Abbild des wahren Menschen, der erst durch Irrtum und Schuld hindurch muß, um reif zu werden, das Geheimnis des Schweigens und der Bereitschaft zu erlernen!





Die Welt der Maske

Ilse Schneider-Lengyel, Die Welt der Maske (R. Piper & Co., München)

Geheimnisvoll und immer von neuem lockend und drohend ist das Antlitz der Maske. Von Urbeginn lebt die Maske mit den Völkern. Der Mensch der Steinzeit malte ihr Gesicht an den Fels, seine Beute damit bannend. Der Neger trug sie an hohen kultischen Festen, er wandelte sich und wurde selbst die Macht, die die Maske verkörperte. Trägerin des Kultes war die Maske bei den Völkern der Mayas, bei den Indianern Nordamerikas, bei den Eskimos, in Tibet und in der Südsee. Zauberwirkung hatten die Masken der Perchten, Verkleidung und Verkörperung waren die Masken des griechischen Theaters und die des japanischen Nô-Spieles.

Das Buch „Die Welt der Maske" von Ilse Schneider-Lengyel sammelt in guten Wiedergaben photographische Aufnahmen von Masken vieler Völker und Zeiten. Aus jedem der Blätter des Buches sieht ein Gesicht. Drohend und bezwingend, vernichtend und neu erschaffend ist das Antlitz der Maske, und voller Geheimnis ist ihr Ursprung — voller Geheimnis ist sie selbst noch heute. Ihr Sein verwandelt ihren Träger, sein Tanz wird von ihr geführt und er selbst zu einem neuen, unmenschlichen Wesen. Die Maske zwingt ihm ihr Wesen, ihr Leben auf, sie verdeckt sein Gesicht, sie macht ihn zum Opfer und zum Richter, sie läßt ihn den gemeinsamen Willen seines Stammes oder seines Volkes ausführen.

Sie ist die Urgewalt, die ewig Fortlebende, Unzerstörbare; sie ist die immer Wiederkehrende, aus dem nach dem Tanz sie verzehrenden Feuer auferstehend und neu sich bildend.

Die Maske lebt erst mit der Bewegung, sie erwacht aus ihrer Starre mit dem Schritt, mit dem Tanz ihres Trägers. Erst bewegt erfüllt sie ihre Bestimmung und wird zum Wesen.

Die wenigen Narrenläufe in Schwaben, die noch bestehen, und die Maskentänze im Schwarzwald und an anderen Orten in Deutschland sind die geringen Überreste alten Maskenkultes, die Masken der Fastnacht nur noch entwürdigte Verkleidungen, deren Träger sich nur noch selten über das Vergnügen erheben können. Und doch lebt auch in ihnen noch ein Rest von der alten Macht der Maske.



Drei der Bilder des Buches werden hier gezeigt. Unheimlich und erschreckend in ihrer fremdartigen Wildheit die Maske aus Westafrika, Südnigerien, Alt-Calabar (auf Seite 76 unten), die heute das Museum für Völkerkunde in Leipzig aufbewahrt. Figuren der bäuerlichen Perchtenspiele sind die beiden anderen Masken. Eine Nikolausmaske aus Süddeutschland, geheimnisvoll und überlegen lachend aus der Lust des Tanzes heraus und aus der Freude am Sein. Die zweite der Masken aus dem südlichen Deutschland stammt wohl aus Tirol. Fest geprägt ist die wuchtige Nase, die das Gesicht dieses Bauern teilt. Die starken Brauen und das Gewinde des Schnurrbarts umrahmen es und halten sein Leben.

Die Aufnahmen des Buches sind zum großen Teile sehr gut. Bei einigen ist die Absicht der Verfasserin gelungen, die Maske gewissermaßen in der Bewegung, im Ausdruck darzustellen. Nicht immer läßt sich das aber durch erzwungene Ausschnitte und Abdeckungen erreichen. Manche Masken fordern mehr Sachlichkeit und auch mehr Wissen um das in ihnen Liegende.

Dieter Keller

Herzlichen Glückwunsch!

Aus dem reizenden altväterischen „Glückwunschbuch für alle Gelegenheiten", gesammelt und verlegt von Ernst Heimeran in München, das wir unsern Lesern zur fleißigen Benützung für künftige Fälle ans Herz legen möchten.

Seiner Gnaden

Und so wünsche ich, daß Ew. Gnaden in dem neuen Jahre länger leben möchten als in dem alten.

Dem glücklichen Bräutigam

Von G. A. Bürger

O selig, wer sein Mädchen hat,
O selig lebt der Mann!
Drum greife jeder rasch zur Tat,
Und schaffe sich eins an!

Die andere Seite spricht . . .

Von Wilhelm Busch

Sie hat nichts und du desgleichen;
Dennoch wollt ihr, wie ich sehe,
Zu dem Bund der heil'gen Ehe
Euch bereits die Hände reichen

Kinder, seid ihr denn bei Sinnen?
Überlegt euch das Kapitel!
Ohne die gehörigen Mittel
Soll man keinen Krieg beginnen!

Trinkspruch auf einen Dichter

Von Joseph von Eichendorff

Auf das Wohlsein der Poeten,
Die nicht schillern und nicht goethen,
Durch die Welt in Lust und Nöten
Segelnd frisch auf eignen Böten!

Zum Wochenendhaus

Aus der Biedermeierzeit

Ich wünsche dir, wo die Natur
Der Gegend Reiz am schönsten schmückte,
Ein kleines Hüttchen, einfach nur,
Doch räumlich gnug für zwei Beglückte.

Haus in der Sonne

Von Joseph von Eichendorff

Brech der lustige Sonnenschein
Mit der Tür euch ins Haus hinein,
Daß alle Stuben so frühlingshelle;
Ein Engel auf des Hauses Schwelle
Mit seinem Glanze säume
Hof, Garten, Feld und Bäume,
Und geht die Sonne abends aus,
Führ er die Müden mild nach Haus!

Ritt ins Ostland

Von K. H. Bühner

Edwin Erich Dwinger: „Die letzten Reiter" (Eugen Diederichs Verlag, Jena)

Im Frühjahr 1919 befindet sich die Rote Armee auf siegreichem Vormarsch gegen Westen und bedroht auch altes deutsches Kulturland. Riga ist schon von den Russen besetzt; Verwüstungen und Zerstörungen geschehen gleichzeitig mit zahllosen furchtbaren Morden am baltischen Adel.

Um dem Schreckensregiment ein Ende zu bereiten, schließen sich deutsche Truppen freiwillig zusammen. Das reitende Freikorps Mannsfeld ist unter ihnen. Es rekrutiert sich aus alten Frontsoldaten und aus jungen Studenten. Das sicherste Mittel, um das Abendland vor der bolschewistischen Überrennung zu bewahren, scheint den Kommandanten dieser Freiwilligenverbände die Besetzung Kurlands, des alten deutschen Lehensgebiets im Nordosten.

Der lettische Adel hat jedem Deutschen, der an der Befreiung Kurlands von den fürchterlichen roten Banden mitwirkt, genügend Land versprochen, um nach dem Siege selbständig siedeln zu können. Die Freikorps, die Freiwillige Baltische Landeswehr und die lettischen Truppen allein genügen jedoch nicht, um die Bolschewisten zurückzutreiben. Auf einer Kommandeurtagung in Libau wird darum beschlossen, die Verbindung zu den deutschen Grenztruppen aufzunehmen. Aber der lettische Abgeordnete Meiranis zögert, die Zustimmung zu den von der lettischen Regierung ausgestellten deutschen Ansiedelungsverträgen zu geben. Schließlich willigt er doch ein, unter der einzigen Bedingung, daß die deutschen Grenztruppen vorläufig auf der Operationsbasis der östlichen deutschen Grenze verharren.

Die Nachricht von der bevorstehenden Unterzeichnung des Versailler Vertrags erschüttert die auf Vorposten stehenden deutschen Soldaten aufs tiefste. Baron von Mannsfeld findet die rechten Worte für das, was alle jene tapferen Deutschen beseelt, wenn er ihnen bekennt:

„Kurland muß deutsch werden . . . Wir wollen keine Weinreisenden werden noch vor Bratenröcken die Hand zum Helm heben. Wir wollen diese Nachkömmlinge der alten Ordensritter nicht wie Vieh schlachten noch von kulturlosen Analphabeten zu Knechten machen lassen! Wir wollen das große Opfer unserer Nation nicht jämmerlich verraten noch unsere Heimat wie einst dies Land den Bolschewisten überliefern! Nein, das wollen wir nicht! Das aber wollen wir: Hier einen Brunnen graben, aus dem das wahre Deutschland quillt, zu jeder Zeit für den bereit, den es danach verlangt. Und ein Stück Land für unsere Enterbten, auf dem uns ein Geschlecht erwachsen soll, das einst dies Weimar-Deutschland wieder aufrollt, an seine Stelle das alte Potsdam-Deutschland setzt! Und wenn sie in der Heimat meinen, der große Krieg sei jetzt zu Ende, so sagen wir mit allen Stimmen: Er fängt erst an. Und nicht im Westen liegt es mehr — nur noch, wo unsere Fahnen flattern — steht das wahre Deutschland!"

Auf der letzten Führerbesprechung wird das Ziel der militärischen Operation festgelegt: Der rechte Flügel, der von der ersten Garde-Reserve-Division gebildet wird, marschiert in der Richtung auf die Stadt Bauske, die Mitte, die Eiserne Division, auf Mitau, die Baltische Landeswehr, der linke Flügel, auf Schlock.

Gleich zu Anfang des Vormarsches wird die Stadt Auts unter geringen Verlusten eingenommen. Dieser überraschende Schlag reißt die im Kurländischen Hof zu Mitau residierenden bolschewistischen Kommissionen aus aller Sicherheit: Sie flüchten in einem überstürzten Tempo. Um dem Feind keine Zeit zu geben, verlassen die Freikorps kurz nach ihrem Einzug die Stadt wieder.

Die Russen hasten an allen Fronten zurück; aber sie schleppen die Gefangenen mit sich fort. Da sie ihre Opfer beim Nahen des Gegners töten werden, gilt es die Flüchtenden in überraschenden Angriffen zu erreichen und ihnen keine Zeit mehr zum Töten der Geiseln zu lassen. So kann eine rasch eingesetzte Kavallerieabteilung einmal einhundertacht Menschen, meist baltische Adlige, aus den Händen der Russen retten und zurückbringen.

Die Stadt Mitau wird von drei Seiten zugleich gestürmt und nach einem heftigen Widerstand eingenommen.

Über der weitere Vormarsch wird schon fraglich, als der lettische Nationalrat die Einlösung der den Deutschen gegebenen Versprechungen von 60 Morgen Land für jeden Teilnehmer an der Befreiung des Baltenlands mit der Begründung zurücknimmt, daß die deutschen Truppen nichts dazu berechtigt hätte, den Präsidenten der lettischen Regierung für abgesetzt zu erklären. Es wird auch ein möglicher Friedensschluß der Entente mit den Bolschewisten angekündigt, in dem von den Freikorps die sofortige Räumung des Baltenlands gefordert würde. Der Präsident stützt sich bei seinen Forderungen auf England, das dem Lande seinen Schutz gewährt; er geht, mit englischer Hilfe im Rücken, sogar so weit, die Auslieferung von zwei Offizieren zu verlangen, weil der eine einen unter Lettlands Militärhoheit stehenden Offizier entführte und der andere die lettische Regierung für abgesetzt erklärt habe. Der Antrag wird höhnisch abgelehnt. Die Deutschen wollen weiter kämpfen, weiter für die Einlösung der gemachten Versprechungen, weiter für die Erhaltung des Deutschtums im Osten, gegen den Bolschewismus und seine Barbarei.

Da wird den Freikorps von der englischen Kommission klipp und klar eröffnet, daß ihr Verband nicht mehr als regulär betrachtet würde und daß man sie als Meuterer ansehe und behandle, sollten sie ferner an Kämpfen gegen die Russen teilnehmen. Schließlich endet die erregte Unterredung mit der merkwürdigen, vieldeutigen und oberflächlichen Zusicherung der englischen Offiziere, daß England auf beiden Seiten kein Unrecht dulden werde. Die Erlaubnis, die Offensive bis Riga fortzusetzen, haben sich die Deutschen jedoch selber und stillschweigend gegeben. Am 20. Mai 1919 ist der Befehl des Verbandes allen bekannt.

Die deutsche Regierung verweigert darauf den Freikorps die Genehmigung des weiteren Vormarsches, so daß man gezwungen ist, die Eroberung Rigas der Baltischen Landeswehr zu überlassen, während sie die Rückendeckung und Stärkung übernehmen.

Der Vormarsch beginnt mit einem Durchstoß der Landeswehr durch die russische Front. In drei großen Säulen wird gegen Riga marschiert. Eine Hauptsorge des Stabes ist die Sicherung der Dünabrücken. Es gilt, sie zu erreichen, ehe die Bolschewiken zur Flucht ansetzen. Am Eckankopf vor Riga halten sich die Russen in einer gut ausgebauten Stellung. Eine gewaltige Feuervorbereitung durch die zu den Balten kommandierte Batterie Schlageter macht den feindlichen Brückenkopf reif zum Sturm.

Nach feiner mit geringen Verlusten durchgeführten Eroberung geht es in fliegendem Tempo und eilendem Ritt auf Riga zu. Bolschewistische Abteilungen, die in der Ferne parallel auf die Stadt zustreben, werden überholt. Im Anblick dieses Wettrennens wird den Deutschen die Tollkühnheit ihres Unternehmens schmerzlich klar: Während sie als Vorhut vielleicht schon in Riga sein werden, kommt das Gros des Heeres erst viel später.

Nach einer anstrengenden Parforcejagd erreichen die ersten Deutschen Riga. Die Einwohner begrüßen die Befreier. Die aufgescheuchten Bolschewisten sammeln sich wieder. Ein zurückgelassener Transport Truppen und Geschütze wird von Schlageters Batterie unter mörderisches Feuer genommen. Der letzte Sturm wird von der Tapferkeit der Baltikumkämpfer getragen. Unter den zahlreichen Toten ist auch Baron Manteuffel, der geniale Führer der Baltikumtruppen.

Die Geiseln, die die Russen in der Zitadelle einsperrten, empfangen das Geschenk der Freiheit als ein Wunder. Kurland ist deutsch. Aber die bange Frage erhebt sich für jeden einzelnen der Kämpfer: Wird nun die große Hoffnung auf Land und Siedlungsmöglichkeit erfüllt werden?

Seit der Eroberung Rigas sind Monate vergangen, und noch immer ist die Lage der selbständigen Freikorps ungeklärt. Um die einsetzenden Verhandlungen zwischen Lettland und Estland zu erleichtern, räumen die deutschen Truppen zunächst einmal Riga und suchen außerhalb der Stadt am Ufer der Düna Quartier. Inzwischen haben die baltischen Barone von der Regierung ein Ultimatum erhalten, wonach sie sich nach einem gewissen Termin endgültig von den Freikorps trennen sollen.

Die Befreier Lettlands aber beginnen zu ahnen, daß sie sich selber das Grab schaufelten, als sie Riga stürmten und die Bolschewiken vertrieben. Ihre Hoffnung auf eine gerechte Lö-

jung ihrer Sache ist im Schwinden. Da verspricht man ihnen noch einmal die Erfüllung ihrer Verträge — diesmal ist es der weißrussische General Awaloff, der die rote Front von Riga aus aufzurollen gedenkt. Mitten im neuen Planen trifft die Freikorps der Abberufungsbefehl der deutschen Regierung. Und alle Verträge, die die Kämpfer geschlossen haben, werden für gegenstandslos erklärt . . .

Trotzdem ihr Ausharren jetzt aussichtslos geworden ist, wollen sie nicht in die vielverlästerte Heimat zurück; sie wollen das alte Baltenland nicht verlassen, in dem ihr Blut floß und in dem sich ihre Kameradschaft Tag für Tag aufs neue bewährte. Sie wollen nicht schlechter sein als die zwei Millionen Tote des Weltkriegs — deshalb bleiben sie. Sie sagen zu allen Forderungen, die man von Regierungsseite an sie stellt: Nein! — selbst auf die Gefahr hin, von ganz Deutschland verfemt zu werden. Die Kunde, die von Zeit zu Zeit aus Deutschland zu ihnen herüberdringt, läßt sie immer deutlicher erkennen, daß sie in der Heimat nur auf Mißverständnis und Haß stoßen würden . . .

Zaghaft kommt der Herbst 1919. Die Haltung der lettischen Bevölkerung gegen die deutschen Freikorps wird immer feindseliger. Die Anschläge häufen sich.

Da ergreift Awaloff, der Führer der Weißgardisten, endlich die Offensive gegen die Roten und verspricht den zusammengeschmolzenen deutschen Truppen noch einmal jenes Land, das ihnen noch keiner hat geben können . . .

Die Freikorps sind zu einer Mitwirkung bereit; der Kampf beginnt von neuem. Riga, in dem sich die Letten verschanzt haben, soll zum zweitenmal erobert werden, bevor es an die russische Front geht. Aber es bleibt bei dem Plan. Seine Ausführung wird aus militärischen und taktischen Gründen unterlassen: Man will mit der Nichteinnahme Rigas dokumentieren, daß man auf Lettland keinerlei Eroberungsabsichten hat. Aber die Letten greifen dennoch im gesamten Kampfgebiet mit unerwartet starken Kräften an.

Der Widerstand der roten Truppen wächst zur gleichen Zeit: eine Armee der Weißgardisten nach der andern wird geschlagen! General Denikin im Süden ist zusammengebrochen, Admiral Koltschak befindet sich auf unaufhaltsamem Rückzug. Trotzkis Arbeiterbataillone ernten Sieg um Sieg.

Die weiße Front bricht nach kurzer verzweifelter Gegenwehr zusammen. Und nun, da Judenitschs Heer auch nicht mehr besteht, ist das Unternehmen der Freikorps aussichtslos geworden: denn nur im Zusammenwirken mit Awaloff hatten sie noch Siegesmöglichkeiten.

Der Rückmarsch der Deutschen setzt ein. Einbrüche der Russen in ihre Front folgen auf Niederlagen. Stellung um Stellung wird unhaltbar. Bald liegen die Deutschen wieder in den alten Gräben, die sie im Sommer ausgehoben hatten, der so voll Hoffnungen war. Der Tod lichtet die Reihen, es fehlt an Munition und an Lebensmitteln. Wehmütig und gedrückt erreichen sie Mitau. Es ist Winter geworden, bald haben sie Doblen hinter sich. In Autos muß noch einmal ein Durchbruch versucht werden, der letzte . . .

Bei Kalinschki überschreiten sie die lettische Grenze. Damit dem Feind nichts in die Hände falle, zerstören sie ihre Geschütze. Die meisten Pferde sind entweder gestorben oder erschossen — die letzten Reiter werden zur Fußtruppe.

In Telsche empfängt die Ermüdeten und Geschlagenen ein russischer Kommandeur und bietet ihnen Quartier an, sofern von deutscher Seite keine Übergriffe vorkommen. Die Konvention kann angenommen werden. In einigen Tagen ist die Grenze erreicht. Da bricht für die Deutschen die gräßliche Frage auf: Was fangen wir in Deutschland an? — Die Arbeiter werden sie boykottieren; in die Reichswehr können sie nicht aufgenommen werden, da sie die deutsche Regierung als Verbrecher behandelt. Der Vorschlag, im Moor zu siedeln, um endlich den Traum von der eigenen Scholle zu Ende träumen zu können, begegnet dem harten und zugleich hoffenden „Trotzdem", das auf der Fahne des Freikorps Mannsfeld steht.

Dann kommt der schwerste Schritt für sie in ihrem ganzen Leben: Der Schritt über die Grenze zu Deutschen, die sie beschimpfen werden, weil sie das Vaterland mehr liebten als sie.

Aber sie tragen den Glauben an den Neubau des Reiches im Herzen, und das ist für die Helden der Freikorps der schönste Gewinn ihres Rittes im Ostland.

Lied auf der Heide

Von

O. H. Waibling

Walter Vollmer, Die Schenke zur ewigen Liebe (Propyläen Verlag, Berlin)



Das Häuschen der Tante Lina

Dieser Roman „Die Schenke zur ewigen Liebe" ist das neueste Werk eines jungen deutschen Dichters: Walter Vollmer. Die Stadt Dortmund, in der und in deren Nähe sich die Handlung des Buches begibt, hat dem Dichter dafür die goldene Plakette verliehen.

Es ist die stets vom Tode bedrohte Welt der Bergleute, in die wir geführt werden. Aber noch keiner hat, so scheint es, diese Welt bisher so gesehen und die Unterwelt des Kohlenberges mit der Oberwelt des Ackers und Gartens und der Überwelt Gottes verflochten, keiner hat so das Geheimnis des Todes dem des Lebens einbezogen.

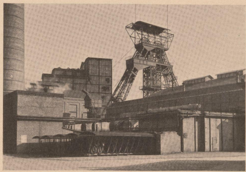
Da stellt der Dichter den alten Feuermann Heinrich Klaas vor uns hin, wie er durchs Revier schreitet und dem Tod leibhaftig begegnet. Er zeigt ihn, wie er die Grube für immer verläßt und auch den Sohn Wilm von ihr fortnimmt, damit ihn der Kohlenberg nicht auffrißt. Er soll Gärtner werden. Bis aber eine Stelle für ihn gefunden ist, wird er bei Tante Lina den Garten betreuen. Ja, da läßt sich's wohl leben — aber das Heimweh nach der Grube, nach ihrer Gefahr und ihrem Glück, nach den Kameraden, das schweigt nicht im Blut eines rechten Bergmannes, und ein solcher war Wilm Klaas gewesen. Nun steht er da im Frühling und gräbt den Garten um, führt den Mist bei, schweift in die Heide hinaus, die er nicht kennt, die ihn aber anspricht und anruft wie ein seltsames Lied.

Im grauen Vorfrühlingstag liegt ein Ahnen dieser fernen Zeit. Jahrhunderte sind über die Sandwege dahingegangen und mit ihnen Krieger und aufrührerische Bauern, Büßerzüge und Hochzeitsgänge, knarrende Söldnerkarren und große Kaufmannsfuhren; Feuersbrunst und Sturm, glühende Sommersonne und leichenblasse Winter haben ihnen zu allen Zeiten gutes und böses Geleit gegeben.



Und das ist die Schenke zur ewigen Liebe . . .

Ein leises Lied geht in der dunklen Heide, das nicht jeder hören kann, weil es so seltsam klingt, als führe der Wind über die Saiten einer großen Harfe. Die rätselhafte Mutter unseres Lebens singt im Nebel unsichtbar ihren Kindern den ewigen Traumgesang des Lebens. Vor Tagen, als es Frühling werden wollte und der Himmel hoch und blau am Sonntagmorgen über den hellen Birken stand, zeigte die Heide nicht ihr wahres Gesicht. Heute, wo alles grau in grau dasteht, wo die Ginstersträucher vor Nässe tropfen und die Föhrenkronen mit den Wolken ringen, ist sie wahr und unbestechlich wie alle Natur.



Die Zeche wartet

Hier in der Heide trifft er mit zwei Gestalten zusammen, die sein Schicksal bestimmen, mit Krüger, dem Schenkwirt, und Juhlin, seinem kleinen kroatischen Begleiter, dieser Verkörperung alles Bösen und Teuflischen. Um eines alten Gaules willen, der von diesen Gesellen geplagt wird, und für den Wilm Klaas sich einsetzt, kommt es zu einer Rauferei. Wilm Klaas kann zwar noch fliehen, der Streit aber ist damit nicht beendet. Indessen der alte Klaas sich Sorgen um seines Sohnes Zukunft macht, geht dieser seinem Schicksal entgegen. Draußen in Krügers Schenkstube, der Schenke bei den Pappeln, trifft es ihn in Gestalt von Dörte Feldmann, einem prächtigen, geraden Menschenkind. Während der Alte seine dunklen Begegnungen und Zwiegespräche mit dem Tode hält, hat Wilm die seinen mit der Liebe. Dörtes Vater ist der Kastellan auf Schloß Westerfilde. Wilm und Dörte lieben sich auf den ersten Blick, und ihre Liebe ist nicht von jener Art, die nur das Äußere meint und nicht ins Innere, ins Schicksal greift. Zwei junge, zukunftsgläubige Menschen treffen sich und halten sich fürs Leben. Wie ein Volkslied berührt die einfach-schlichte Gestaltung, die der Dichter dieser Begegnung gibt.

Zwar hat der alte Klaas seit einiger Zeit allerlei gegen Wilm. Es gefällt ihm nicht, daß er sich in jene Rauferei eingelassen hat; auch meint er, das mit dem Mädchen sei nicht ganz in Ordnung, und überdies hat der Krüger den Sohn beim Vater schlecht gemacht. So hat er seine Sorgen um ihn und weiß nicht, ob das richtig war, was er mit Wilm beschlossen hat, als er ihn von der Grube fortnahm. Aber schließlich sind alle diese Sorgen nur Ausdruck seines eigenen Heimwehs nach dem Kohlenberg und so geschieht es, daß er eines Nachts wieder einfährt und wieder eine seiner Begegnungen mit dem Tode hat, aber der Tod ist nicht zu sprechen, das gewagte und gefährliche Unternehmen endet noch harmlos mit einer Fußverletzung, die den alten Klaas ans Zimmer bindet.

Da kommt eines Tages Wilm mit Dörte und ihrem Vater zu ihm — und alles ist wieder gut. Der alte Klaas erkennt, was für ein prächtiges Mädchen Dörte ist. Als er gar hört, daß Wilm Gastwirt werden soll, und zwar in der Schenke bei den Pappeln, wo bisher der Krüger wirtschaftete, ist seine Freude groß. Dies aber war so gegangen: dem Krüger geht es seit langem schlecht, die Gäste werden selten, die Frau ist ihm davongelaufen, und Juhlin, der Genosse, macht ihn innerlich kaputt. Dörtes Vater aber, der für seine Kinder gespart hat, ermuntert Wilm, die Wirtschaft zu kaufen.



„Ein leises Lied geht in der dunklen Heide"

Bald wandelt sich die halbverfallene und verrufene Kneipe Krügers in die „Schenke zur ewigen Liebe". Wilm, von seinen Kameraden von der Grube unterstützt, erneuert das alte Haus. Da wird geschreinert und gehämmert, da wird gestrichen und gefegt, da kommen neue Lampen und neue Klingeln, da kommt alles herein, was eine saubere Schenke nötig hat. Alles wird vor Dörte geheim gehalten, sie soll es erst beim Einzug vorfinden. Aber schon drohen die beiden alten Genossen, Krüger und Juhlin, nicht nur mit neuen Raufereien und Prügeleien, sondern auch mit Feuer und Brand; Juhlin sieht bereits die „Schenke zur ewigen Liebe" in Flammen aufgehen. Dunkle Gerüchte, böse Gespräche gehen im Bergmannsdorf um. Aber Wilm läßt sich nicht schrecken. Nach einer schönen Hochzeit macht das Paar auf dem Kahn eines Schleppzuges eine „wunderselige Hochzeitsreise". Ergreifend und schön gestaltet der Dichter die Landschaft, wunderbar weiß er die Sage vom Werwolf, der im Bourtanger Moor die Schiffe überfällt, lebendig zu machen. Hier ist eine jener zahlreichen Stellen des Buches, wo auch die jenseitigen Mächte in die Handlung eingeführt werden, wo die Wirklichkeit zum Märchen und die Sage zur Wirklichkeit wird, wo Liebe und Tod, die großen Lebensmächte, selbst Gestalt annehmen.

Wilm Klaas hat das Fensterchen aufgestoßen. Die nebelschwere, weiche Luft, die vom Meer kommt, zieht herein, der Himmel ist hell, fast violett, mit ziehenden, weißen Schwaden darin. Aber der dunkle Moorwald atmet den strengen Geruch nach Erde und jungem Laub und rauscht ganz leise in seinen Wipfeln den Schlafgesang eines Lebendigen. Es steht eine herrliche Nacht vor dem Fenster.

Viel wunderbarer aber ist, daß plötzlich eine Stimme irgendwo singt. Klar und rein schwebt der Gesang plötzlich durch die Nacht dahin. Es ist ein Gesang, als riefe wahrhaftig ein hellstimmiger Wächter Gottes unter dem Firmament das Lob seiner Erhabenheit in das Schattenreich der dunklen Geister.

Solch eine Stimme haben sie nie gehört. So kann einfach ein Mensch nicht singen, so mühelos und in verhaltener Ruhe, als fänge die innerste Menschenseele selber tröstlich von der Überwindung aller Angst in dieser Welt. Dabei geht die Melodie wild und voller Sehnsucht daher. Der Wald nimmt sie auf, sie geht über das Wasser dahin und ist klar und rein in stiller Nacht am weiten Bourtanger Moor zu hören.

Nun fällt mit tiefem Akkord eine Handharmonika ein. Ein Mensch singt da sein einsames Seemannslied . . .

Plötzlich sieht Wilm Klaas, daß Dörte weint, so ergriffen ist sie. „Wilm, Wilm! Kommen wir auch wieder nach Hause? — Was ist das für eine Welt hier?"

Auch dieser Nacht folgt ein neuer Morgen. Das Paar ist erschüttert. Sie reden wenig. Sie steigen aus und fahren so rasch als möglich zurück, ihr neues Leben zu beginnen:

... eine Freude, wenn man unter den Pappeln erleben kann, was die Liebe zuwege bringt! Den Traurigen tröstet sie, dem Schwachen hilft sie auf, den Stummen macht sie reden, und alle verwandelt und überkleidet sie mit einem neuen Gewand, darin die Zeichen der Hoffnung und des Opfermutes eingewirkt sind, solange sie lebt. Wäre Gott nicht schon da, die Liebe würde ihn erschaffen! Aber so ist sie in das tiefe Geheimnis unseres Daseins in dieser Welt einverwoben und ist unerklärbar, unbezwingbar und kommt und geht, wie sie will und hat ihr heiliges Recht an uns, weil wir Menschen sind, die ihrer bedürfen wie des täglichen Brotes in aller natürlichen Bosheit der Welt. Sie ist eine Kraft, die selig macht. Wer noch nicht um eines anderen Willen den Himmel hat zur Erde hinab ziehen wollen, hat nicht gelebt, und wäre er hundert Jahre geworden! Und wer noch nicht um eines anderen Willen mit dem leibhaftigen Tod hat anbinden wollen, komme es, wie es wolle, weiß auch vom Leben nicht mehr als der Spatz auf dem Hof.

Die alte Schenke ist verwandelt, viele Gäste kommen, das Geschäft blüht und die Menschen sind glücklich. Oft zittern sie im geheimen vor diesem Glück und fürchten ein Verhängnis. Das aber naht auch schon. Juhlin stiftet das Unheil. Er kommt in die Schenke und reizt den Wirt, der ihn unter dem Beifall der Gäste an die Luft setzt. Aber er rächt sich. Eines Nachts kommt er mit zehn finsteren Genossen und überfällt den Wilm. Dieser wird gestochen, weiß sich aber zu wehren und richtet Juhlin bös zu. Wilm kommt zur Untersuchung ins Gefängnis. Zwar wird seine Ehre gerettet, er wird frei, während Juhlin ins Zuchthaus wandert, aber mit dem Ruhme der Schenke ist es vorbei. Böse Gerüchte laufen um, die Gäste bleiben wieder aus, die Schulden wachsen und mit ihnen kommen Sorgen und dunkle Tage. Und so fährt Wilm eines Tages wieder in die Grube ein und kehrt zu Tod und Gefahr zurück. Nach einem schwermütigen Winter kommt, als der Schnee schmilzt, ein fröhliches Tauffest, an dem nicht nur ein Junge getauft wird, sondern auch die Nachricht eintrifft, daß die Brauerei für Wilm eintritt und ihm die Zahlungen stundet. Kaum aber ist der frohe Klang des Festes verklungen, als der Tod wieder vor der Tür steht:

Der Tod umgeht die Schenke unter den Pappeln! Er ist nicht immer da, nein, es können Wochen darüber hingehen, der Schnee schmilzt und die Grabenläufe werden grün darüber, und in den glänzenden Weidensträuchern hängt schon der rote Schleier frühesten Frühlings, aber er vergißt das Haus nicht! Er klopft sogar in stürmischen Nächten an die verschlossenen Fensterläden, oder er ruft laut aus der dunklen Heide herüber, der unerbittliche, geheimnisumwitterte Herrscher dieser Welt!

In der Grube brennt es! Wilm Klaas ist dabei. Es sind schreckliche Stunden, die er erlebt. Doppelt schrecklich aber werden sie für Wilm, als er vor die Wahl gestellt wird, sein Leben zu retten oder sein Leben zu wagen, um Krüger, seinen Feind, zu retten. Wird er die Bergmannsehre preisgeben um seines Lebens willen oder wird er sein Leben über die Ehre stellen? Er entscheidet sich für die Ehre und rettet den Feind. Indessen gelingt es auch, die totumdrohte Gemeinschaft der Eingeschlossenen zu retten. Dörte aber, die selbst todkrank darniederliegt, geht in diesen Nächten, da sie vergebens auf Wilm wartet, jenen harten Opfergang, der nur großer, erprobter und geläuterter Liebe zu gehen verstattet ist. Sie geht dem Tod entgegen und trifft ihn leibhaftig und bietet sich selbst an, damit er Wilm, um des Kindes, des Sohnes willen, verschone. Sie meint, dem Tod begegnet zu sein, sie meint, mit ihm gesprochen und sich selbst zum Opfer dargebracht zu haben — es war aber kein anderer als Heinrich Klaas, mit dem sie gesprochen hat. Und doch weicht der Tod von ihr und gibt gleichzeitig auch Wilm frei. Sie finden sich alle wieder, die Alten und die Jungen, die Kameraden von der Grube und die Gäste der „Schenke zur ewigen Liebe". Und auch der frühere Schenkwirt Krüger, geläutert durch die Begegnung mit dem Tod, wird in diese neue Gemeinschaft aufgenommen.

Nur einer von allen ahnt die tiefsten Zusammenhänge dieses Schicksals: der Feuermann! Er ist jetzt auf der Höhe angekommen, von wo er das Land weithin übersehen kann. Der Anblick überwältigt ihn so, daß er stehen bleiben muß. Die Zechen grüßen ihn, wie nur er sie verstehen kann. Er sehnt sich immer noch nach ihnen und wird dieses Heimweh sein Leben lang nicht los werden, und dabei weiß er doch, wie böse sie sind! In unendlicher Höhe verliert sich der stille Rauch ihrer Schlote. Der Sonnenschein läuft über das Häusermeer, ganz leichter Dunst steht über den fernen Städten.

Es ist ein seltsames Land mit seltsamen Menschen! Es ist ein Land, das Millionen Schicksale zu einem gewaltigen Erlebnis zusammenschweißt, zum Erlebnis jener großen Gemeinschaft aller Schaffenden, die das Vaterland bedeutet!

Die Bilder zu diesem Aufsatz stellen den Schauplatz des Romans dar: die Brandheide und die Zeche Dorstfeld bei Dortmund.

Lebenslauf einer deutschen Weltdame

Von

Hans Härlin



Marie von Bunsen, Talleyrands Nichte (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart/Berlin)

Die Herzogin Dorothea von Sagan ist eine der glänzendsten Erscheinungen in dem geschichtlichen Drama, das mit der französischen Revolution gewaltig anhub und in der politischen Zerfahrenheit und Erschlaffung der nachnapoleonischen Jahrzehnte kläglich versandete. Die weltkundige Verfasserin hat den Lebensabriß Dorotheas zu einem umfassenden und geschichtlich zuverlässigen Zeitbild gestaltet.

Dorothea ist als jüngste Tochter des Herzogs Peter von Kurland auf dem Schloß Friedrichsfeld bei Berlin am 24. August 1793 geboren. Ihre Mutter war eine geborene Reichsgräfin von Medem, eine Schwester des berühmten Schöngeists Elisa von der Recke. Um die Zeit von Dorotheas Geburt spielten die Verhandlungen ihres Vaters mit Katharina II. wegen seines Verzichts auf das Herzogtum Kurland. Die Zarin erwies sich als sehr nobel, der glänzend Abgefundene zog sich als schwerreicher Privatmann mit dem Titel und den Standesvorrechten eines Herzogs auf seine Herrschaft Sagan zurück. In dem dortigen, früher wallensteinischen Schloß spielte sich Dorotheas Kindheit ab. Ihre Eltern waren fröhliche Lebensgenießer, beide zu sehr Gesellschaftsmenschen, um sich allzu viel um ihre Kinder bekümmern zu können. Die vier Töchter nannte man die „kurländischen Grazien"; ihre Mutter hat viele berühmte Männer, darunter auch Goethe und Friedrich den Großen bezaubert. Ihre Anmut ist von allen Seiten beglaubigt, während sich dies von ihrer Tugend nicht behaupten läßt. Das Vorbild der Eltern sollte sich auf alle ihre Töchter, wenn auch in verschiedener Stärke, auswirken.

Nach dem Tode ihres Vaters im Jahre 1800 sah Dorothea sich erst recht sich selbst und der Laune der Dienerschaft überlassen. Ihre Mutter lebte als lustige Witwe im Trubel der Geselligkeit. Baron Arnsfeld, ein schwedischer Flüchtling, mußte sie auf die ungewöhnlichen Geistesgaben und die völlig vernachlässigte Schulbildung ihres Töchterleins aufmerksam machen. Nun erst bekam Dorothea gute Lehrmeister. Im Sommer lebte man auf dem Schloß Löbichau im Meiningischen, die übrige Zeit meist im kurländischen Palais in Berlin, der späteren russischen Botschaft. Dieser Herrensitz

Unter den Linden gehörte Dorothea. Sie fühlte sich auch schon in ihrer Kinderzeit durchaus als Besitzerin und sprach gerne von „ihren Wagen und ihren Pferden". Sie wußte gut, daß der üppige Haushalt von ihrem Vermögen bestritten wurde. Berlin mit seiner reichen geistigen Anregung hatte sie sehr gern.

Mit dreizehn Jahren war sie schon eine sichere Weltdame. Sie empfing ihre Gäste aus dem Hochadel, aber ebenso Berühmtheiten der Gelehrtenwelt und des Theaters, die alle von der geistigen Gewecktheit und der berückenden Anmut des kleinen Fräuleins entzückt waren. Die Königin Luise war gütig mit ihr, und der ein Jahr jüngere Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV., ein lieber Lern- und Spielkamerad. Aus dieser kindlichen Vertrautheit wurde eine Freundschaft fürs Leben.

Nach damaliger Art sprach man natürlich schon frühe von möglichen Heiratskandidaten. Ihr Lehrer Piattoli lernte als Vertreter ihrer Mutter bei Erbschaftsauseinandersetzungen in Petersburg den polnischen Fürsten Adam Czartoryski kennen und freundete sich mit ihm an. Chartoryski war damals in jeder Hinsicht eine der glänzendsten Erscheinungen Europas, hochbegabt, leidenschaftlicher polnischer Patriot und nächster Freund des Zaren Alexander I. Er war 23 Jahre älter als Dorothea und seltsamerweise noch unverheiratet. Piattoli sah in ihm den würdigen Gatten seiner ungewöhnlichen Schülerin. Im Jahre 1807 waren Dorothea und ihre Mutter vor den einmarschierenden Franzosen nach Mitau geflüchtet, dort sah sie den strahlenden Helden zum erstenmal. Sie schwärmte für ihn, aber Czartoryski benahm sich sehr zurückhaltend, die Sache zog sich hin, es gab allerlei Schwierigkeiten, und schließlich riß Dorotheas Mutter die zartgesponnenen Beziehungen durch. Sie war eine Napoleonschwärmerin und lernte im Jahre 1808 bei der Kaiserzusammenkunft in Erfurt Talleyrand sehr nahe kennen. Der bewarb sich für seinen Neffen Edmond um die Hand der reichen Erbin. Der sehr standesbewußten kurländischen Prinzessin schien eine Verbindung mit einem unbekannten und allem nach herzlich unbedeutenden Herrn von Talleyrand nichts weniger als verlockend, auch hoffte sie immer noch auf ihr männliches Ideal Czartoryski. Die skrupellose Mutter brachte die Nachricht auf, Chartoryski habe sich verlobt. Dies war eine glatte Lüge. Dorothea gab dem ständigen Druck nach und nahm die Werbung des Talleyrand-Neffen an. Es war eine mehr als kühle Verlobung. Sie sagte zu ihm, sie leiste dem mütterlichen Wunsch folge, er sei ihr völlig gleichgültig, aber nicht zuwider. Er werde ihren Trennungsschmerz von Vaterland und Freunden begreifen. Er antwortete: „Aber gewiß, das ist doch selbstverständlich. Ich heirate ja auch nur auf Wunsch meines Onkels. Denn in meinem Alter zieht man natürlich das Junggesellenleben vor."

So war die Verlobung, und so wurde die Ehe. Edmond Talleyrand war ein tüchtiger Offizier, aber als Mensch haltlos, ein Verschwender, ein Spieler und Freund nichtigster Liebesabenteuer. In Dorotheas Lebenserinnerungen spielt er gar keine Rolle. Obwohl sie drei Kinder hatten, sagte sie später einmal traurig: „Ich bin ja wohl Gattin und Mutter gewesen, ein Familienleben habe ich aber nie gekannt." Sie trennten sich bald. Edmond lebte später meist in Florenz und wurde von Dorothea anständig unterhalten.

Auffallend war, wie sich die blutjunge deutsche Frau bei der sonst gegen Fremde so fühlen französischen Gesellschaft durchsetzte. Es war ein unbehaglicher Betrieb am Hof Napoleons, in dem sie weniger den Welteroberer als den allzu gefügigen Gatten der österreichischen Kaisertochter sah. Mit 35 Kolleginnen war Dorothea Palastdame; auf Reisen war es manchmal ein harter Dienst. Der Onkel ihres Gatten, der zur Zeit ihrer Hochzeit 55 Jahre alt und der offenkundige Geliebte ihrer Mutter war, scheint sie zuerst übersehen zu haben. Talleyrand steckte sein Leben lang in Frauengeschichten, war aber dafür bekannt, daß er gegen seine verabschiedeten Geliebten außerordentlich aufmerksam war. Auch nach dem Erlöschen zärtlicher Gefühle hatte er sie gerne um sich. Neben seiner hohen staatsmännischen Begabung war er bis in sein Alter ein Verführer, wie es wenige gab. Seine zweite Leidenschaft war seine grenzenlose Habsucht. Er brauchte sehr viel Geld für seine glänzende Hofhaltung. Die Monarchen, denen er nacheinander diente, hat er alle betrogen, für Frankreich hat er Unglaubliches geleistet.

Diesem Mann, der auf dem Wiener Kongreß als Vertreter eines besiegten Landes lächelnd einer Welt in Waffen die Stirn bot,

war seine Nichte Dorothea nicht lange vorher nahegetreten. Ihn, der mit der Liebe immer nur gespielt hatte, erfaßte als Sechzigjährigen die heftigste Leidenschaft. Die starke geistige Anziehung, die er auf sie ausübte, ließ Dorothea sein Alter übersehen, auch muß man wohl die große gesellschaftliche Stellung in Rechnung ziehen, die er als einflußreichster Mann Europas einer Geliebten zu bieten hatte. Auf dem Wiener Kongreß spielte Dorothea die Rolle der Hausfrau des französischen Bevollmächtigten. Mit ihren guten Beziehungen zum Zaren, zum König von Preußen und vielen Staatsmännern der Gegenseite war sie ihm außerordentlich nützlich. Sie hat sich nie unmittelbar in die Politik gemischt, aber mittelbar den stärksten Einfluß ausgeübt. Dies zeigte sich auch bald nach der negativen Seite. Als sie Talleyrand nach dem Wiener Kongreß wegen eines viel jüngeren Grafen Clam längere Zeit verließ, war er ganz gebrochen. Zwei Monate lang versagte er derartig, daß alle Staatsgeschäfte stockten. Aber Dorothea kehrte wieder zu ihm zurück und blieb dann bei ihm bis zu seinem Lebensende.

In der Zeit zwischen 1816 und 1830 scheint sie neben der Erfüllung ihrer Hausfrauenpflichten ihr Leben recht genossen zu haben. Aber man war damals in der Zeit der Romantik und der romantisch verliebten Staatsmänner sehr milde in der Beurteilung einer schönen, geistvollen Frau. Talleyrands Palais in der Rue St. Florentin in Paris blieb der politische Brennpunkt Europas. Wellington und Metternich waren gerngesehene Gäste. Neben diesem bewegten gesellschaftlichen Betrieb liebte Dorothea das Landleben auf ihrem Schloß Rochecotte in der Touraine. Hier zeigte sie die besten Seiten ihres Gemüts und Charakters. „In Rochecotte begann jene liebevolle soziale Fürsorge, die später in Sagan ausreifte und ihrem Andenken einen edlen, dauernden Glanz verleihen sollte."

Der Sturz des Königs Karl X. im Juli 1830 traf den Praktiker Talleyrand natürlich nicht unvorbereitet. Louis Philippe vertraute ihm den damals ganz besonders wichtigen Botschafterposten in London an. Der Hausfreund Wellington erwirkte Dorothea dort alle Rechte einer wirklichen Botschafterin. Die königliche Familie und der englische Hochadel kamen ihr sehr freundlich entgegen.

Mit Talleyrands bestem Mitarbeiter, dem Diplomaten Adolf von Bacourt, verband sie von dieser Zeit an eine treue Liebe. Ihre vier Jahre als Botschafterin waren eine besonders schöne Zeit für die nun sommerreife Frau. Ihrem guten Rate folgend, trat Talleyrand nach vier sehr erfolgreichen Jahren in London vom politischen Leben zurück, ehe ihn das Alter übermannte.

Auf seinem herrlichen Schloß Valençay genoß er als großer Grundherr unter Dorotheas Fürsorge noch einen schönen Lebensabend. Im Mai 1838 ist er als Vierundachtzigjähriger gestorben. Für Dorothea und ihre Tochter Pauline war es ein schweres Stück Arbeit gewesen, den zuallerletzt auch noch mit dem lieben Gott Diplomatisierenden zur Unterschrift einer Unterwerfungs-Erklärung zu bringen, ohne welche die Kirche die letzten Weihen verweigert hätte. Es reichte eben noch. Er selbst hatte in den letzten Tagen gesagt: „Etwas Unaristokratischeres als die Gottlosigkeit gibt es gar nicht."

Dorothea war die Gesamterbin und zeigte sich bei den nicht leichten Testamentserörterungen von ihrer vornehmsten Seite. Es zog sie nun doch wieder nach Deutschland. Sie verhandelte mit ihrer Schwester Pauline wegen der Übernahme von Sagan. Friedrich Wilhelm IV. verlieh der bewunderten Freundin dieses Fürstentum als Thronlehen. Es war ein stolzer Besitz, und Dorothea war reich genug, um in ihrer halb souveränen Stellung die gütige Herzogin sein zu können. Am preußischen Hof nahm sie eine bevorzugte Stelle ein, mit geistvollen Männern wie dem Fürsten Pückler-Muskau und Alexander von Humboldt stand sie in freundschaftlichen Beziehungen.

Im Jahre 1843 lernte sie den Fürsten Felix Lichnowsky kennen. Er war eine blendende Erscheinung, die schöne Herzogin wurde in ihrem fünfzigsten Jahr von der stärksten Leidenschaft ihres Lebens gepackt. Sein furchtbares Ende in Frankfurt traf Dorothea schwer, aber sie füllte auch weiterhin ihre bevorzugte Stelle mit Würde aus. „Haltung" war das Leitwort ihres Lebens. Sie starb im Jahre 1862, von Tausenden ihrer nächsten Umgebung aufrichtig betrauert. Bis in ihre letzten Augenblicke war sie die liebenswerte, anmutvolle Gestalt einer erlöschenden Kultur.

Münchhausens Wiederkehr

Von Will Tissot

Vladislav Vančura: Das Ende der alten Zeiten (Bruno Cassirer Verlag, Berlin)

Diese heitere und recht lehrreiche Geschichte hat Bernhard Sper aufgeschrieben, und so muß füglich zuerst von ihm berichtet werden. Der besagte Sper war Bibliothekar auf einem herzoglichen Schloß in Böhmen, das den schönen Namen Kurzweil führt. Anno achtzehn nahm des Besitzes sich ein tüchtiger Republikaner an, Herr Stoklas, der infolge guter Beziehungen zu den landwirtschaftlichen Parteien später das Ganze für ein Butterbrot kaufte. Herr Sper wurde gewissermaßen als Inventar in seiner Stellung belassen. Seine Tätigkeit besteht außer im Bücherschmökern in Unterrichtsversuchen bei Michaela und Kitty Stoklas — von denen die eine zwanzig, die andere dreizehn zählt — im Anstellen philosophischer Betrachtungen, den Unterhaltungen zarter Beziehungen zu Wirtschaftsfräuleins und Erzieherinnen und den Bemühungen, sich halb als Domestik, halb als gelehrter Mann angenehm zu machen.

Der Spätherbst ist gekommen, und Herr Stoklas bekommt den Einfall, eine Jagd im fürstlichen Stil zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit schweift unser Sper durch den Wald und stößt auf ein seltsames Paar: ein großer hagerer und sehr vornehm dreinschauender Mann, vor dem ein anderer kniet.

Der hatte einen wilden Bart und Haare, die ihm auf die Schulter fielen . . . Er zog sich den Rock aus, warf den Brotsack auf die Erde, hieb mit der Faust auf die Erde und schlug mit den Füßen um sich. Er redete russisch: „Eure Exzellenz, nehmt es mir nicht übel, aber ich rühre mich nicht von hier, ich tue keinen Schritt weiter. Was bringt der Dienst bei Euch schon ein? Was soll dieses ewige Wandern? Warum macht sich Eure Durchlaucht nicht irgendwo ansässig? Warum schlagen wir uns durch diese Wälder, Herr Oberst?" — „Schon gut, schon gut", erwiderte der, „weißt du nicht, daß heute Mittwoch ist?" Sowie er das sagte, warf der Bärtige die Tasche wieder hin. „Waßyl", sagte Seine Durchlaucht mit einem Lächeln, das sich auf allen denen, die es sahen, widerspiegelte, „Waßyl, hier irgendwo in der Nähe wohnt mein alter Bekannter, ich könnte wetten, daß er uns erwartet." — „Was sagt Ihr da, Exzellenz? Wonach gelüstet Euch wieder?" Unter solchen Gesprächen gingen sie zum Jagdschloß. Sie erblickten es jedoch erst, als sie bereits zwanzig Schritte davor standen . . . Der Herr wies auf die Türe, als gehörte das Haus ihm. — „Das wievielte Jahr schlagen wir uns schon durch die Welt", sagte der Bärtige, „wir waren in Sibirien, auf dem Balkan, und was haben wir davon? Ein paar Schrammen auf dem Maul! Überall raufen Sie sich herum, Durchlaucht, und wenn alles vorüber ist, wirft man uns hinaus. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich seit Konstantinopel nicht sattgegessen habe." „Schwatze nicht", erwiderte der Herr, „wenn du willst, kannst du hier zu Mittag essen. Nur ein wenig Phantasie, und alles wird sich ändern."

Und in der Tat, es kann nicht schöner klappen. Gerade treffen die Diener mit dem Jagdfrühstück ein. Wer wagt zu zweifeln, daß hier noch ein illustrer Jagdgast eintraf? Dem man auftafeln muß?

Stoklas und seine Gäste erscheinen. Der unbekannte Gast taucht in der Menge unter, bewegt sich mit schöner Selbstverständlichkeit vornehm von Gruppe zu Gruppe. Bis es ihm einfällt, ironische Bemerkungen zu machen, von weidmännischen Stümpern und so Ähnlichem sich verlauten zu lassen. Da stellt sich denn heraus, daß ihn kein Mensch kennt. Der Forstmeister bekommt den Auftrag, ihm draußen etwas Interessantes zu zeigen.

„Gut", erwiderte der Oberst, „ich verstehe, aber gewähren Sie mir noch eine kleine Weile." Nach diesen Worten wandte er sich wieder an die anwesenden Herren und fuhr fort: „Ich fürchte, Sie haben meinen Namen überhört. Ich bitte um Vergebung, ich murmle manchmal in den Bart. Ich bin Fürst Alexander Megalrogow, Oberst Nikolaus des Zweiten. Es war mir ein Vergnügen, mit Ihnen heute einige Stunden zu verbringen. Ich danke. Guten Tag."

Kaum ist er hinaus, schlägt die Stimmung zu seinen Gunsten um. Vor allem die Frauen sprechen für ihn, auch andere sind bezaubert von seiner seltsamen Art. Wer weiß denn, was er alles durchgemacht hat, er scheint doch ein alter Offizier der Wrangelarmee zu sein. Auch Marcel, der Botenjunge, ist glücklich, als er den Obersten suchen darf. Enttäuscht kommt er zurück, da taucht plötzlich Waßyl an der Saaltür auf. Man bestürmt ihn: „Wo ist dein Herr?" — „Wo sollte er sein", sagt Waßyl seelenruhig, „im blauen Zimmer! Er schickt sich an, zu Bett zu gehen."

Nun ist Fürst Alexander schon eine ganze Weile Gast im Schloß. Er hat sich eingerichtet, wie es ihm am besten scheint, ist überall und nirgends, reitet, führt die Töchter spazieren, läuft mit der Peitsche knallend, scheltend, anordnend durch Haus und Hof, durch Feld und Forst. Oder sitzt plaudernd am warmem Kaminfeuer.

Einmal sprach er vom Reiten, ein andermal von der Farbe der Kleider, wieder ein andermal von Puschkin . . . Warum er anfing? Nur deshalb, weil er eine schöne Stimme hatte. Er scherte sich einen Daus um den Sinn des Satzgefüges. Das soll nicht bedeuten, daß der Fürst dumme und nichtige Reden führte. Im Gegenteil: jeder fand Reiz, Anmut und Schönheit darin, denn der Oberst erwähnte nie, daß Fräulein Susanne abgetretene Schuhe trage und gegen Lohn diene. Nie sagte er, daß Herr Stoklas unter den Leuten als Emporkömmling gelte, daß er durch die Zeitungen geschleift werde und einen Prozeß um die Anerkennung des Kaufes von Kurzweil führe. Nie vernahm jemand nur auch ein Wort darüber, was uns in Gesprächspausen und traumlosen Nächten bedrückte. Er tat so, als läge niemandem von uns an Geld und den Dingen des harten Daseins. Jeden erhob er zum Edelmann. Michaela zeichnete ihn aus, Marcel war überall hinter ihm her, Kitty vernarrte sich in ihn, Kornelia, die hübscheste aller Beschließerinnen, zog sich eine neue Wolljacke an, nur damit er sie beachte, und Susanne lachte, wenn der Fürst lachte, und wenn er schwieg, faltete sie die Hände im Schoß. — In Zeiten der Ruhe glich Alexander einem weisen Philosophen, erinnert ihr euch noch, daß er am ersten Tag ein wenig zuviel von sich sprach? Das hörte bald auf. Nachdem er angedeutet hatte, wer er sei und woher er komme, wurde er zurückhaltend. Erwartete man, daß er von seiner Familie beginnen werde, sprang er auf ein ganz anderes Thema über. Er drückte seine vornehme Herkunft nur durch Benehmen und Neigungen aus.

Er lehrte Kitty und Marcel seinen Unsinn und dachte sich mit dem gleichen Vergnügen Geschichten für den Viehknecht wie den Herrn aus. Er log wie gedruckt. Doch das Merkwürdigste daran war, daß Alexander Nikolajewitsch selber glaubte, was er sagte. Er war ein Nappelkopf. Verbiß sich zuerst in seine eigenen Lügen und hielt sie dann für die lauterste Wahrheit.

Er führt auch ein militärisches Tagebuch und lebt ganz in der Vorstellung, auch jetzt noch im Dienste des Zaren zu stehen, im Kampfe Weiß gegen Rot. Eines Tages wird er gerufen werden, seinem obersten Kriegsherren Bericht über seine Züge zu geben . . .

Was den bärtigen Wasyl angeht, so ist er das niedere Abbild seines großen Herrn. Während Alexander sich im Salon produziert, ergötzt — mehr ungewollt — Wasyl die Gesindestube. Dort sitzt er, sich wärmend, spielt vor Dienern und Köchinnen auf der Ziehharmonika, frißt und säuft sich voll, erzählt alte Abenteuer, greift nach drallen Armen und wird unerwartet still und verklärt, wenn er die Wiederkehr des Zaren gläubig-fest verkündet oder mitten in der Erzählung vor der heiligen Mutter Gottes das Kreuz schlägt.

Der erste, mit dem der Oberst es verdirbt, ist Bernhard Sper. Nicht genug, daß er ihm alle Bücher durcheinander bringt, er verdrängt ihn auch aus Kornelias Umarmungen. Sper wendet sein enttäuschtes Herz Susanne, der französischen Erzieherin, zu. Aber alles Gefühl, das er entfacht, dient nur dazu, daß Susanne ihm ihr Geheimnis offenbart: sie liebt den Fürsten. Man kann sich denken, daß Sper nun wohl den Fürsten hassen muß. Aber ihr glaubt nicht, wie schwer es ihm fällt. Er kann doch nicht gegen sein eigenes Vorbild angehen! — Inzwischen hat auch anderwärts der Oberst an Nimbus nicht unerheblich eingebüßt. Da sind so mancherlei Zwischenfälle mit dem Personal; es nimmt ihn keiner mehr recht für voll. Und dann die Geschichte mit Charousek. Das ist ein Nachbar, mit dem Herr Stoklas gute Freundschaft halten möchte; der Fürst bezichtigt ihn jedoch offen des Forstdiebstahls. Die ernstesten Gegner sind die Freier Michaelas. Sie sind sich zwar bislang untereinander feind gewesen — nun aber Alexander Nikolajewitsch auch Michaela den Kopf verdreht, finden sich die beiden, Johann Hofleitner und Dr. Einöhrl, der Rechtsanwalt, zum Bündnis zusammen. Stoklas selbst ist sich über den Obersten noch unschlüssig: ist er vielleicht doch ein Betrüger — oder ist er am Ende doch ein richtiger Fürst? Sper dagegen schließt sich der neuen Front an. Über jede Falle, die man Alexander stellt, freut er sich wie ein Stint. Und wünscht in einem andern Winkel seines Herzens, der Bewunderte möge doch im letzten Augenblick mit Eleganz die Hürde überspringen, die die Spießbürger ihm gelegt haben. Dabei müßt ihr bedenken, daß Alexander mittelbar die Schuld hat, wenn Bernhard Sper jetzt die schiefe Bahn betritt. Es läßt dem Armen nun und nimmer Ruh; er möchte Susanne aus den Fingern des Fürsten retten. Sein Plan ist, ihr die Heimkehr nach Paris zu ermöglichen. Dazu wiederum braucht er vor allem Geld. Die Möglichkeiten eines Bibliothekars sind gering. Die Auswahl

allerdings ist reich. Oper wählt schließlich die Einbanddeckel der Südböhmischen Chronik. Ein holländischer Händler ist zufällig in der Gegend.

Achthundert Kronen hat Oper voll Zittern eingestrichen. Da trifft ein Brief von seiner guten Schwester ein. Aufruf an Bernhards Familiensinn. Benötigt werden tausend Kronen. Wie wankt das gute Herz des Bibliothekars! Soll er Susanne, soll er der Schwester helfen? Da kommt — Kornelia. Vom Obersten bitter enttäuscht, wirft sie sich Oper an die bewährte Brust. Im Trösten werden alte Bande neu geknüpft.

„Bernhard", sagte die Freundin, „du siehst, ich hab diesen Menschen überhaupt nicht gern, aber ich will ihn ein wenig strafen. Ich möchte nach Prag in den neuen Posten. Könntest du mir nicht tausend Kronen verschaffen?"

Kornelia siegt mit sechshundert Kronen. Betrübt bedenkt Oper das Ergebnis:

„Susanne bleibt in der Nähe Alexanders, meine teure Schwester wird den Zuschuß nie erleben, und Kornelia wird sich für das Geld, das ich ihr gab, einen Hut oder Pyjama kaufen."

Immer schlechter stehen die Sachen des Obersten. Stoklas begreift allmählich doch, wie gefährlich ein Mann wie Alexander für Kitty, Michaela und Marcel sein kann. Oper hat es sich nicht länger verkneifen können, Alexander seine offene Meinung kundzutun und hat dafür eine Ohrfeige eingesteckt. Nun läuft er rachsüchtig herum und überredet schließlich Herrn Johann, den Obersten zum Fechtwettkampf zu fordern. Es geht ums Ganze: falls der Oberst siegt, so soll alles, was er erzählte, für bare Münze genommen sein; wenn er jedoch verliert, so wird man mit ihm als einem Lügner verfahren. Nun kreuzen sie in der Bibliothek die Klingen. Hui, kann der Herr Johann aber fechten! Der Fürst wird mehr und mehr zurückgedrängt. Nicht mal verteidigen kann er sich; dafür schwätzt er in einem fort. Ehe man gesehen, hat ihm Herr Johann das Rapier aus der Hand geschlagen. Besiegt! Dr. Einöhrl naht sich mit der Narrenkappe: Hut und Perücke des Barons Münchhausen. Sie lachen, daß das ganze Schloß zusammenläuft. Alexander selbst bleibt unerschüttert:

„Ich behalte, was ich mir verdient. Von nun an will ich nur noch Lügen sagen. Um die Vorteile auszunützen, die mir Hut und Name verleihen, werde ich lügen." — „Herr Baron", ließ sich Johann gleich darauf vernehmen, „ich sehe, Sie halten Ihren Degen in der Hand, ist vielleicht noch eine Runde gefällig? Wollen Sie sich vielleicht noch die Beinkleider zu Ihrem Hut verdienen?" — „Warum nicht", entgegnete der Fürst, „was gilt die Wette?" — „Alles", erwiderte Johann.

Und sie tun einen zweiten Gang.

Der Atem stockte uns. Jetzt erst sah man, was es heißt, einen Angriff führen! Der Fürst in seinem Narrenhut wechselte mit knappen Bewegungen den Degen von der Rechten in die Linke, und aus der linken in die rechte Hand, wobei er aussah wie ein Raubvogel, dessen Schnabel im nächsten Augenblick zuhackt. Er versetzte Herrn Johann so viele Hiebe als er wollte ... Herr Johann wäre hundertmal tot gewesen, wenn es ums Leben gegangen wäre.

Man kann sich die Gesichter denken! Für Alexander jedoch ist es nicht mehr als schöner Abgang. Denn er fühlt klar, er ist im Tiefsten seines Wesens erkannt. Der Glanz der alten Zeiten: aus Echtheit und Pose gemischt, berückend und unfruchtbar zugleich — noch einmal ist er durch ihn entzündet worden — aber das Ende ist nah.

Bevor er geht, spielt er Oper noch einen Streich. Der Bibliothekar hat reuig den Holländer mit dem Einband zurückbestellt. Der Fürst jedoch vermutet in dem Händler einen feindlichen Spion und entreißt ihm den Deckel, in dem er einen Geheimbefehl versteckt wähnt. In Stoklas' Händen landet das Stück. Oper sieht sich schon hängen, aber es geht noch einmal vorbei.

Fürst Alexander rüstet zur Abfahrt. Es wird höchste Zeit. Herr Stoklas erhebt keinen ernsten Einspruch. Denn die Herzen der Entzündlichen sind seit seinem Siege erneut entflammt. Und von den Mädchen erwartet eine jede insgeheim, daß sie, und sie allein, in Kürze von dem Fürsten zur Begleiterin auserwählt werde. Er wird die Geister, die er rief, nicht wieder los.

„Ich reise morgen früh!" verkündet er eines Abends und macht sich bereits um Mitternacht heimlich auf den Weg. Oper schleicht ihm nach, es entsteht Alarm im Schloß. Kornelia kommt und schreit. Denn da steht Susanne. Reisefertig. Da weiß der Oberst sich nicht anders zu helfen: durchs nächstgelegene Fenster empfiehlt er sich. Waßhl und Marcel — das sind die einzigen, die ihm dennoch folgen.

Sic transit ... Der Glanz der alten Zeiten ist erloschen ...

Skizzenbuch

Wettlauf der Wörter / Von Hans Bauer

Wieviel Wörter kennt die deutsche Sprache? Der neue Brockhaus weist gegen 200 000 Stichwörter auf, der Duden einige 10 000 mehr. Aber was sind „deutsche Wörter", was nicht? Ich schlage die erste beste Seite des Duden auf. In der ersten Spalte sind unter etwa 20 Wörtern gleich vier, mit denen ich nichts anzufangen weiß. „Fervent" und „Feston" lassen sich als entbehrliche Fremdwörter denunzieren, aber „Fesen" (Getreidehülse) und „Feßler" (eiertragender Frosch) sind im weiteren Sinne durchaus deutsche Wörter. Sind sie es auch im engren Sinne? Wie ist es mit den Stationen des Reichskursbuches? Gehört der Name des Dorfes Hundeloch zum deutschen Sprachschatz? Wie ist es mit den Bezeichnungen für die 400 000 Insektenarten, die die Zoologie aufzuzählen vermag?

Es ist mit der Feststellung, die deutsche Sprache habe soundsoviel hunderttausend Wörter, wenig getan, denn, wenn schon für die Menschen gilt, daß ihr Wert unterschiedlich ist, so gilt dies in weit höherem Maße für die Wörter. Es seien hier unter Verwendung des sich im Häufigkeitswörterbuch von Kaeding vorfindenden Materials einige Betrachtungen über den Rang der deutschen Wörter angestellt. Das schon vor einigen Jahrzehnten für Zwecke der Stenographie zusammengestellte Buch ist zwar heute, wo Technik und Zeitwandel in Kriegs- und Nachkriegstagen auch an dem Sprachbild nicht spurlos vorübergegangen sind, nicht mehr unbedingt zuverlässig; aber ein neueres Werk dieser Art gibt es nicht.

Das häufigste Wort der deutschen Sprache ist der Artikel „die". Es folgen „der" und „und". Das mag den Erwartungen entsprechen. Aber ist es nicht überraschend, daß diese drei unscheinbaren und inhaltsleeren Wörter bereits 10 Prozent der gesamten deutschen Sprache ausmachen! Weiter geht es mit „zu", „in", „ein", „an", „den", „auf", „das", „von", „nicht", „sie", „er", „es". Jetzt haben wir bereits ein Viertel der Sprache! Die 66 häufigsten Wörter bilden die Hälfte, die 320 häufigsten beinahe drei Viertel der gesamten deutschen Sprache. Pronomina, Zahlwörter, Artikel, Präpositionen, Konjunktionen, kurz, die Formwörter, die allerdings, von einem anderen Blickpunkt aus gesehen, ziemlich genau zwei Drittel der Sprache bestreiten, sind uninteressant, weil gesichtslos.

Wie aber steht es nun mit den Begriffswörtern? Das häufigste Verbum ist, mit großem Vorsprung, „nehmen", wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß hier wie bei den übrigen Verben Wortzusammensetzungen zerschlagen und die vorgefundenen Bestandteile den Einzelwörtern gutgeschrieben wurden. Es folgen „lassen", geben", „halten", „sehen", „leben", „geben". Am neugierigsten sind wir auf die Hauptwörter. Welches marschiert an der Spitze? Das Wort „Zeit". Es folgt (überraschenderweise) „Ordnung". Dann geht es weiter mit „Haupt", „Herr", „Lage", „Mann", „Hand", „Wesen", „Auge", „Mensch", „Stellung", „Jahr", „Welt", „Gesetz".

Insgesamt wurden bei der Verfertigung des sehr umfangreichen und gründlichen Wörterbuches in 110 Sammelstellen möglichst verschiedenartige Bücher und Aufsatzreihen durchgelesen (von der Zeitschrift für Spiritusindustrie bis Shakespeare) und 11 Millionen Wörter katalogisiert. Ermittelt wurden 258 173 selbständige Wörter, so daß also jedes Wort im Durchschnitt 42mal auftrat. Wie sieht so ein „Durchschnittswort" aus? „Töpfer" und „Wange" sind etwa welche. Einige Beispiele für ausgesprochen unterdurchschnittlich häufige (jedoch auch wieder nicht ausgefallen seltene) Wörter: „Türschwelle", „Schonzeit", „Pate", „Wankelmut", „Peinlichkeit". Einige Beispiele für ausgesprochen überdurchschnittlich, jedoch nicht extrem häufige Wörter: „Tisch", „Stunde", „Tod", „Heimat".

Nun aber folgt etwas nahezu Erschütterndes: Durchaus seltene Wörter, nämlich solche, die unter den 11 Millionen untersuchten Wörtern nur je ein einziges Mal angetroffen wurden, gab es nicht weniger als rund 127 000. Mit anderen Worten: Jedes zweite Wort im Schatz der deutschen Sprache ist selbst in der Schrift-Sprache nahezu ungebräuchlich, um wieviel mehr in der Sprech-Sprache! Ermittlungen dieser Art sind vor allem für die Technik der Erlernung fremder Sprachen wichtig. Es ist für den Ausländer sinnlos, sich mit Wörtern zu belasten, die er so gut wie überhaupt nicht an den Mann bringen kann.

Ein letzter Ausblick auf die Buchstaben. Die Vokale rangieren in der Reihenfolge „e", „i", „a", „u", „o". Unter den Diphthongen sind „ei" und „au" die häufigsten. „E" ist, mit 15 %, der häufigste aller Buchstaben überhaupt. Unter den Konsonanten steht „n" mit 10 % an der Spitze. Es folgen „r", „s", „t", „d". Die seltensten sind „v", „p", „j", „q" und selbstverständlich „x" und „y". Die Kenntnis dieser Rangordnung ist bedeutsam für die Stenographie und für die Tastatur der Schreibmaschine. Von der letzteren ist zu sagen, daß ihre (international festgelegte) Buchstabenfolge das Wissen um die Buchstabenhäufigkeit nur mangelhaft berücksichtigt.

Ahnenforschung im Lichte der Familiennamen

Wer sich mit seiner Familiengeschichte befaßt, wird sich naturgemäß auch fragen, woher der Familienname kommt und was er bedeutet. Da macht denn mancher eine sonderbare Entdeckung, indem er einen Sinn oder eine Ableitung herausfindet, an die er bisher gar nicht gedacht hatte.

Cascorbi wird man wohl beispielsweise für einen italienischen Namen halten — und doch bedeutet er Käskorb (schon 1398: Käskorp, 1607 Kesekorb, 1695 Käßkorb, latinisiert in Cascorbius und Casecorbius, seit 1768 Cascorb und Cascorbi). Überhaupt soll man sich nie mit der jetzigen Form eines Namens begnügen, auch wenn dieser noch so klar und deutlich zu sein scheint. Man soll vielmehr die etwaigen früheren Formen seines Namens zu ermitteln suchen, und wenn es gelingt, die älteste erreichbare Form festzustellen, wird man in den meisten Fällen auch einen Sinn darin finden, nötigenfalls mit Hilfe eines Sprachforschers.

Die meisten Namen sind in der zweiten Hälfte des Mittelalters „fest" geworden. Sie sind also mindestens 600 bis 700 Jahre alt, doch reichen manche bis in die Zeit der Völkerwanderung hinauf.

Ein Schwab, Schwabe oder Schwob wird über seine Herkunft nicht im Zweifel sein, aber im Einzelfall wäre erst festzustellen, wo der Name entstanden ist, denn die Elsässer z. B. nennen alle Deutschen Schwoben. Wer Flemming heißt, ist der Nachkomme eines Flamen. Heißt er aber Flammang, so hat er eben wegen seiner Abstammung seinen Namen in einem französischen Sprachgebiet erhalten. Ebenso verhält es sich mit dem Namen Lallemang. In einer französischen oder wallonischen Gegend wurde er l'Allemand (der Deutsche) genannt. und als seine Nachkommen ins deutsche Sprachgebiet zurückkehrten, verunstaltete man den Namen in Lallemang. Wir haben im Deutschen allerlei niederländische und flämische Namen, wie Devrient (de Vrient, der Freund), bei denen man kaum noch an eine ausländische Herkunft denkt. Der Name Krawatte oder Cravat oder Cravatte lautet richtig Kroat. Lamparter bedeutet zwar Lombarde, aber dieser Name wurde im Mittelalter auf die Wechsler angewandt, weil die Lombarden lange Zeit auch bei uns Geldgeschäfte betrieben hatten.

Bei Familiennamen, die aus einem Ortsnamen entstanden sind, liegt die Sache verhältnismäßig einfach. Überhaupt ist die Zahl der von Ortsnamen entlehnten Familiennamen viel größer, als man gewöhnlich annimmt. Wer bei einem Namen im Zweifel ist, schlage einmal in einem umfangreichen Ortslexikon nach. In vielen Fällen wird er ihn dort finden. Allerdings muß er dann auch festzustellen suchen, ob die Ahnenreihe sich bis zu dem Orte zurückführen läßt. Es gibt aber auch Familiennamen, die von unbestimmten Ortsnamen, z. B. Flurnamen herrühren, z. B. Achternkamp (Hinter dem Feld) oder Kottsieper (von Kotten, Häuschen, und Siepen oder Siefen, feuchtes Tal). In solchen Fällen wird es nur selten möglich sein, die Gegend genau zu ermitteln.

Vornamen, die zu Familiennamen wurden, sind oft so gekürzt oder verstümmelt, daß man schon einige Erfahrung in der Namenforschung haben muß, um aus einem Fazi einen Bonifatius und aus einem Nis einen Dionysius zu erkennen. Kehrein ist verunstaltet aus Quirin, Zierfaß aus Servatius oder Servaz.

Ein großer Teil der Namen sind der Beschäftigung oder dem Berufe entlehnt. Daher kommt es, daß die häufigsten Familiennamen Berufsnamen sind: Schmidt, Müller, Bäcker (Becker), Hofmann, Schulze, Schneider usw. Der Schmied wurde Schmied oder Schmidt, Schmitt, Schmitz genannt. Aus den Namen läßt sich auch der starke Anteil der Bewohner an der Land- und Waldwirtschaft wie auch am Kriegswesen feststellen. Ledebur ist ein Bauer auf der Lehde (niederdeutsch: wüste Niederung mit Wildwachs). Waitzenbauer ist dagegen einer, der so guten Boden hat, daß er Weizen ziehen kann. Anacker aber ist ein Mann „ohne Acker" (mittelhochdeutsch àne = ohne). Der Wißmann war ein Wiesenmann, d. h. ein Wiesenbauer. Der Widemärker ist der Aufseher über die Holzmark (vom altdeutschen witu, Holz, Wald). Schauer war in den mittelalterlichen Städten ein Schaumeister, der in behördlichem Auftrag darauf zu achten hatte, daß die von Handwerkern gelieferten Waren gut und brauchbar seien. In Niederdeutschland ist Schauer oder Schauermann jetzt ein Handlanger bei Schiffen. Dimmler oder Dümmler bedeutete ursprünglich Däumler. Das war einer, der beim Foltern die Daumenschraube anlegte. Das mußte auch gelernt sein . . .

T. Kellen

Büchersprüche

Von Friedrich von Logau (1604—1655)

An den Leser

Leser, wie gefall ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

Von meinem Buche

Sind in meinem Buche Possen,
die dich, Leser, so verdrossen?
Ei, vergönne mir zu schreiben,
Was du dir vergönnt zu treiben!

Macht des Geistes

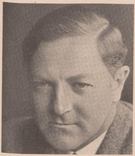
Kühne Faust und blanker Degen
Bringen Würd' und Ruhm zuwegen;
Ruhm und Würde muß sich legen,
Stützt die Feder nicht den Degen.

Unsterblichkeit

Wer verlachte dich, Papier?
Paart sich kluge Hand mit dir,
Wird der Marmor nicht bestehn,
Werden Zedern eh' vergehn,
Hält das Eisen nicht Bestand
Dauert nicht der Diamant.
Eher wirst du nicht gefällt,
Eh' mit dir verbrennt die Welt.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Richard Euringer

Richard Euringer, der jetzt im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet, in der Stadt Essen als Leiter der Stadtbüchereien lebt, wurde in der alten Reichsstadt Augsburg am 4. April 1891 geboren. Seine Vorfahren waren Bauern, Künstler und Soldaten. Erstes entscheidendes Erlebnis: In einem Band „Über Land und Meer" fand der Knabe einen Holzschnitt, der den Sturz des Nordpolforschers Andrée aus den Wolken schilderte. Und die Katastrophe bei Echterdingen, die Graf Zeppelins Flugschiff zerstörte, löste in dem Gymnasiasten ein Gedicht aus, das die Zeitung abdruckte. Dann trat er in das Regiment ein, das den Militär-Luftschiffer Major Parseval hervorgebracht hatte. Ein erstes Flugzeug, das sich anno 1913 über den Kasernenhof verirrte, entschied in dem jungen Gamaschenleutnant den künftigen Fliegeroffizier. Der Weltkrieg führte ihn an die Westfront und an den Suezkanal. Er überflog die Sinaiwüste, diente als U-Boot-Überwachungsflieger, wurde Leiter der bayrischen Fliegerschule 4 auf dem Lechfelde, erlebte die letzten Abwehrschlachten im Westen. Nach der Revolution nahm er seinen Abschied. Die Inflationsjahre bestand er in Aushilfsberufen, so als Sägewerksarbeiter und Holztrifter im Gebirge. 1925 siedelte er nach Westfalen über, vermählte sich mit Trude Bockhoff aus niedersächsischem Geblüt. An der niederländischen Grenze, zu Stadtlohn i. W., schrieb er, einsam zurückgezogen, das Kriegsbuch „Fliegerschule 4", dann den sozialen Roman aus dem Industriegebiet „Die Arbeitslosen", „Die Deutsche Passion 1933", „Die Jobsiade", „Drei alte Reichsstädte" und das epische Hauptwerk „Die Fürsten fallen".

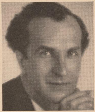


Edwin Erich Dwinger über sich selbst:

Ich bin in Kiel geboren, an Wind und Wasser aufgewachsen, väterlicherseits Schleswig-Holsteiner, mütterlicherseits russischen Blutes. In der Schule glänzte ich nicht durch Fleiß, sondern als Sänger und Tierpfleger. Alle Terrarien und Aquarien standen unter meiner Obhut, auch zu Hause wimmelte es von Hunden und Eidechsen. Mathematische Arbeiten ersetzte ich schon damals durch „dichten", ein Erbteil meiner herrlichen Mutter, die eine große Sängerin und heimliche Dichterin war.

Als der Krieg kam, lief ich von der Schule, um als Kriegsfreiwilliger mitzukämpfen. Das große Abenteuer währte nicht lange, schon im Sommer 1915 wurde ich schwer zerschossen gefangen. Es ging durch manches Höllenlager bis nach Ostsibirien; fast alle meine Kameraden rafften Seuchen dahin. Ich schrieb Tagebuch, das hielt mich aufrecht. Im Jahre 1918 floh ich aus der Mongolei, geriet in den Hexenkessel zwischen Weiß und Rot, wurde wieder gefangen, floh von neuem.

Als ich die Heimat wiedersah, war ich jung und alt, man gab mir noch zwei Lebensjahre. Da verkroch ich mich in den Allgäuer Bergen, erwarb 1921 ein kleines Gut, wurde mein eigener Knecht. Wider Erwarten gesundete ich seelisch und körperlich, begann zum drittenmal zu schreiben. Zuerst erschien mein erstes Buch „Karsokoff", einige Jahre später „Die 12 Räuber" und weiter noch „Das letzte Opfer". Im Herbst 1928 erschien „Die Armee hinter Stacheldraht", im Herbst darauf der II. Teil „Zwischen Weiß und Rot". Dem abschließenden Band der sibirischen Trilogie „Wir rufen Deutschland" sind jetzt „Die letzten Reiter" gefolgt.



Josef Maria Frank

Josef Maria Frank wurde am 3. Juli 1895 in Mayen in der Eifel geboren. Hier verbrachte er seine frühe Kindheit; später zog seine Familie fort auf ein einsam gelegenes Mühlengut im Eifelwald. Schon aus dieser Zeit erwächst seine innige Verbundenheit mit der Natur, mit Bäumen, Blumen und Tieren.

Später besuchte er das Gymnasium und das Internat in Oberlahnstein. Schon während seiner Schulzeit schrieb er Gedichte und kleine Geschichten.

So kam er zu dem Beruf, den er sich schon lange erträumt hatte: er war tätig als Reporter und Reiseberichterstatter, sah fremde Länder und Kontinente.

In dieses Erleben hinein brach der Weltkrieg, das Fronterlebnis. In der Zeit nach der Revolution mit ihren politischen Unruhen fand Josef Maria Frank den Weg in die Stille, zu seinen kulturhistorischen Werken „Neckarfahrt" und „Straße der Reliquien" sowie zu dem kleinen Roman „Anus Multorum". Alle diese Bücher sind inzwischen vergriffen.

In diesen Jahren begab sich Frank wieder auf die Wanderung — zu den Menschen selbst: In Mietskasernen, Siedlungen, Industriewerken, Bergwerke und Häfen und Asyle, auf die Landstraße.

Zurückgekehrt, nahm er seinen Platz am Schreibtisch wieder ein, von dem ihn nur zeitweilig einige kurze Studienreisen entfernten.

Aus seiner Feder erschienen (im Verlag Universitas Deutsche Verlags A.-G., Berlin) die nachstehend aufgeführten Bücher:

„Berliner Capriccio" (1932),

„Keine Angst vor morgen" (1933),

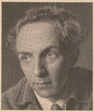
„Der Mann, der Greta Garbo liebte" (1933),

„Die letzten Vier von St. Paul" (1934),

„Per und Petra, ein Bornholm-Roman (1935).

Der Roman „Die letzten Vier von St. Paul" ist jetzt unter dem Titel „Die letzten Vier von Santa Cruz" von der Ufa verfilmt worden.

„Per und Petra" wird in einem späteren Heft der Weltstimmen gewürdigt werden.



Walter Vollmer

erzählt uns sein Leben selbst:

Die früh verstorbene Mutter war der letzte Sproß eines heute erloschenen, schon im 15. Jahrhundert an der Ruhr nachweisbaren Bauerngeschlechtes. Väterlicherseits waren die Vorfahren „Stockwestfalen", Bergleute und Häusler aus dem Ravensbergischen. Geboren wurde ich am 2. Juli 1903 zu Westrich, einem bäuerlich bestimmten Industriedorf auf einer Anhöhe westlich Dortmunds, die den Blick über eine Industrielandschaft freigab, darin ich als Junge 86 Schornsteine zählte. Erste dichterische Versuche: Kriegsgedichte (der Lehrer nahm das Heft für immer an sich), dann auf Tapetenrollen eine rührend-dramatische Nachdichtung von Ganghofers „Klosterjäger", später eigenwillige Schulaufsätze, die nicht zensiert wurden, da sie zu sehr „persönlichen Bekenntnissen" glichen, schließlich aber nach der Reifeprüfung heilsamer Sturz aus bürgerlich-ästhetischer, erdichteter Ideenwelt in die gesündere Welt unter Tage, in die harte Kameradschaft der Kumpels. Daher: „Das Rufen im Schacht", mein erstes Buch. Insgesamt vier Jahre praktischer Bergmann mit Hauerprüfung, Studium in Clausthal, zwischendurch Schriftsteller und Dramaturg, will Journalist werden (gut, daß es unterblieb!), die philologische Promotion fällt im letzten Augenblick aus, dann strenges Studium der evangelischen Theologie, will Pfarrer werden (ebenfalls gut, daß es unterblieb!) und zuletzt entschlossene Hingabe allein an das dichterische Werk. Manches mußte noch aus elenden Geldbeschaffungsgründen geschrieben werden (hat aber auch sein Gutes), Zeitungsromane u. ähnl.

Wesentlicher dichterischer Wurf war erst der Roman „Die Ziege Sonja"; Bekenntnis zur Heimat: ein bebildertes Bändchen „Land an der Ruhr" und vor allem mein letzter Roman aus dem Lande der Bauern und Bergleute, aus dem vielgesichtigen, nicht nur grauen Revier: „Die Schenke zur ewigen Liebe." Meine ganze Liebe gilt der Epik, und wenn ich gestalten soll, kann es nur nächtens, nie bei Tage geschehen. Mein Ehrgeiz geht dahin, im kommenden Jahr eine sprachlich und gestalterisch beste Leistung mit einer guten Erzählung, einem ganz schmalen Bändchen, zu vollbringen.

Kurz und gut!

Der Bilderduden

Der Große Duden, bisher bestehend aus den Einzelbänden „Rechtschreibung der deutschen Sprache"; „Stilwörterbuch der deutschen Sprache" und „Grammatik der deutschen Sprache" wird durch einen vierten Band, das „Bildwörterbuch der deutschen Sprache" ergänzt. (Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Otto Basler mit 342 Tafeln in Strichätzung und 6 Farbentafeln. Bibliographisches Institut in Leipzig. 795 Seiten, Preis RM 4.—.)

In diesem Buche wird der begrüßenswerte Versuch gemacht, Wort und Bild zu einem lebendigen Erlebnis für den Leser werden zu lassen, das Wort durch das Bild zu ergänzen und umgekehrt die Sache durch das Wort zu erläutern. In zwölf Einzelkapiteln wie: Mensch, Familie, Haus, Arbeit, Beruf, Wissen, Forschen, Glaube, Staat, Tier und Pflanzen usw., ist das menschliche Gesamtleben, wie es im Wortgut der deutschen Sprache erscheint, zusammengefaßt und dargestellt. 30 000 Dinge sind mit 21 000 Stichwörtern dargestellt. Die Arbeitsleistung, die hierzu notwendig war, ist bewundernswert. Man kann sich stundenlang mit diesem Werk beschäftigen, ohne zu ermüden; blättert man es an, so liest man sich fest und erlebt die schönsten geistigen Abenteuer. Und noch eines darf nicht unerwähnt bleiben: dieses Buch, das ernster und sachlicher Belehrung dient, bietet doch zu gleicher Zeit auch die angenehmste Unterhaltung und Belustigung, ja die Belehrung, die wir hier erhalten, wird uns fast immer auf eine anmutige und schwerelose Art zuteil. Alles in allem ein hocherfreuliches und nützliches Werk, für das die Deutschen ebenso dankbar sein werden wie jene Ausländer, die die Sprache erst erlernen. Beide werden dieses Buch nie vergebens befragen und nie ohne Erfolg zu Rate ziehen.

O. H.

Bücher vom eigenen Leben

Arthur von Brauer war einer der wenigen Diplomaten, die Bismarck nicht nur während der Zeit, da dieser auf der Höhe seiner Macht stand, sondern auch nach seinem Sturze, die Treue hielten. Bismarcks Gestalt steht deshalb beherrschend im Mittelpunkt von Brauers Erinnerungen: „Im Dienste Bismarcks"[1]). Attaché in Bukarest und Petersburg, Orientreferent im Auswärtigen Amt in Berlin, Generalkonsul in Kairo, Badischer Gesandter in Berlin, Badischer Ministerpräsident, das sind kurz die Hauptstationen der diplomatischen Laufbahn Arthur von Brauers, dem die eigene Person nichts, der Dienst fürs Vaterland aber alles galt. Eine wahrhaft vornehme Persönlichkeit offenbart sich in dieser schlichten, aber wirkungsstarken Erzählung ihres Lebens. Die maßgebenden Persönlichkeiten der deutschen Politik und Diplomatie ziehen noch einmal, lebendig gezeichnet, oft kritisch, aber niemals verächtlich betrachtet, an uns vorüber; es ersteht ein lebenerfülltes Bild der letzten deutschen Jahrzehnte vor dem Krieg.

„50 Jahre Diplomat in der Großen Welt"[2]) nennt der spanische Staatsmann und Gesandte Marquis Francisco de Reynoso seine Erinnerungen, die ein Stück miterlebter Weltgeschichte darstellen. Der Raum seines Lebens und Wirkens ist nicht der engbegrenzte Raum einer Nation, sondern vieler Nationen, ja der halben Welt. Von den höchsten Höhen in dunkle Tiefen und wieder hinauf in Höhen führt ihn sein Schicksal, nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben. Durch seine lebendig erzählten Erinnerungen dürfen wir an diesem überreichen Leben teilhaben, lernen unzählige Menschen kennen und blicken in die Geheimnisse der Diplomatie und der Politik.

„Mein Leben mit Conrad von Hötzendorf"[3]) nennt Gina Gräfin Conrad von Hötzendorf das Lebensbuch, das sie dem Andenken ihres Gatten widmet. Es ist weniger ein Buch der großen Welt als ein solches einer großen Seelen- und Herzensgemeinschaft, einer nicht alltäglichen und wahrhaft schicksalhaften Liebe. Darüber hinaus werden freilich auch in diesem Buche schwere Schicksalstage aus dem Großen Kriege und der Nachkriegszeit lebendig. Einen besonderen Wert erhält das Buch dadurch, daß in ihm eine Anzahl Liebesbriefe Conrad von Hötzendorfs veröffentlicht sind; sie gehören zu den schönsten Briefen, die aus unserer unmittelbaren Gegenwart bekannt geworden sind.

„Ich schwöre mir ewige Jugend"[4]), dies Schleiermacher-Wort wählte sich der Hofprediger und Soldatenpfarrer an der Potsdamer Garnisonkirche, Johannes Keßler, zum Titel seiner Erinnerungen, die von den Tagen Bismarcks bis zum Herbst 1934 reichen. Ein Buch, reich an inneren und äußeren Erlebnissen, an Begegnungen mit vielen großen Gestalten der Diplomatie, der Politik, der Kunst und Dichtung, der Wissenschaft und des Heeres; aber auch mit vielen Namenlosen. Dazu ein Werk voll starker Gläubigkeit und nachdrücklicher Mahnung. Die Erinnerungen eines Siebzigjährigen, der wahrhaft jung geblieben ist in Herz und Seele.

O. Heuschele

1) Im Dienste Bismarcks / Persönliche Erinnerungen von Arthur von Brauer. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. 438 S. RM 9.50.

2) 50 Jahre Diplomat in der großen Welt / Erinnerungen von Marquis Francisco de Reynoso. Verlag Carl Reißner. Dresden. 280 S. RM 6.80.

3) Mein Leben mit Conrad von Hötzendorf. Sein geistiges Vermächtnis. Gina Gräfin Conrad von Hötzendorf. Verlag Grethlein & Co. Nachf., Leipzig. 218 S. RM 5.80.

4) Ich schwöre mir ewige Jugend / Erinnerungen von Johannes Keßler, Hofprediger. Paul List Verlag, Leipzig. 366 S. RM 6.50.

Schicksale des Krieges

Noch immer ist die Auseinandersetzung mit dem Kriege nicht beendet, und solange unser Geschlecht lebt, das ihn in sich und an sich selbst durchgemacht hat, wird sie auch niemals erlöschen. Mag sich auch einzelnes in der Erinnerung allmählich trüben und verwirren, so ersteht doch die Bedeutung alles dessen, was der einzelne mit der Gemeinschaft erlitten hat, desto mächtiger und sinnvoller in seiner Gesamtheit vor uns auf. Was Menschen damals schuldlos erdulden mußten und was sie erdulden konnten, ohne daran zugrunde zu gehen, zeigt das in seiner Schlichtheit ergreifend echte Erinnerungsbuch von Erna Leibfried-Kügelgen „Deutsche Mutter in Sibirien" (Verlag Koehler und Amelang, Leipzig). Eine deutsche Frau und Mutter aus altem baltischem Geschlecht, aber mit einem in Rußland lebenden Reichsdeutschen verheiratet, teilt mit ihrem Manne und mit ihren Kindern alle Härten, Entbehrungen und Gefahren der sibirischen Verbannung, Krankheit, Not, Kälte und Hunger, und behauptet sich in aller Erniedrigung der Gefangenschaft; das jüngste Kind geht auf der Rückkehr zugrunde — aber über alle Leiden siegt die seelische Verbundenheit, die Treue und der Opfermut echter Gattenliebe. (226 S. RM 4.80)

Auch das „serbische Tagebuch" von Gerhard Gesemann „Die Flucht" (Albert Langen-Georg Müller Verlag, München) ist erfüllt von der einfachen menschlichen Weisheit des Herzens — eines der schönsten, echtesten und überraschendsten Dokumente aus der Zeit der ungeheuerlichsten Wirrnis: ein deutscher Lehrer in Belgrad gerät mit in den Strudel der serbischen Flucht vor den eigenen Landsleuten — aber er findet so wenig Haß, so wenig Feindschaft, so viel Verständnis und Achtung vor der eigenen Art, so viel wahre Herzlichkeit und ursprüngliche Ritterlichkeit unter den einfachen Menschen, namentlich unter den Bauern, die doch selbst ihre Heimat und ihren ganzen Besitz verloren haben, daß es in seiner schlichten Selbstverständlichkeit wie ein Wunder an Güte erscheint. Einmal unterbrechen die Soldaten bei seinem Eintritt die Lektüre der Zeitung, aus der einer von ihnen gerade vom russischen Einfall in Ostpreußen vorgelesen hat: „Lies das nicht jetzt — es ist sein Vaterland, es könnte ihn betrüben." Sie teilen auf der Flucht mit ihm, dem Fremden, dem „Feinde", den letzten Bissen, und einer nimmt ihm den Rucksack ab: „Komm, ich werde dir den Rucksack bis in die Stadt tragen, und du gibst mir ein Stück Brot, wenn du eins hast. Hast du keins, so mag uns Gott helfen." (224 S RM 4.80)

Karl Friedrich Boreé, der Erzähler von „Dor und der September" schildert in seiner neuen Erzählung „Quartier an der Mosel" (Rütten und Loening Verlag, Frankfurt a. M.) die Erlebnisse einer deutschen Batterie auf dem Rückmarsch aus dem Felde im November 1918, Bestand und Lösung kameradschaftlicher Gemeinschaft und militärischer Unterordnung, Zusammenprall von Pflicht und Auflehnung, strenger Bindung und anarchischem Zerfall, von Kriegsmüdigkeit und neuerwachter Lebensgier. Das alles ist offenbar gleichfalls aus ernsthaftem Nachklang eigenen Erlebens erwachsen, mit vielen echten Zügen und Gestalten, aber ohne die Kraft der letzten Durchdringung und Neugestaltung. So bleibt der Eindruck zwiespältig, wie die Hauptfigur eines jungen Offiziers, der aus seiner maßvollen Haltung durch die Herausforderung eines einzelnen Meuterers zu jähem Ausbruch getrieben wird — zwiespältig, wie die ganze Zeit des Niedergangs und Übergangs selbst, aus der hier ein Ausschnitt herausgegriffen und wieder fallen gelassen wird. (325 S. RM 4.80) K. B.

Märchen von heute

Daß auch das „Kunstmärchen", das Werk eines einzelnen Dichters, wieder zum Volksmärchen, zum wirklichen Allgemeingut werden kann, das haben uns die Hauffschen und die Andersenschen Märchen bewiesen — und auch in Manfred Kybers „Gesammelten Märchen", die jetzt (bei Hesse u. Becker, Leipzig) zu einem stattlichen Bande zusammengefaßt sind, lebt noch viel echter Märchengeist — nicht mehr in voller Ursprünglichkeit, aber doch in einer eigenen Form der Nachbildung und Durchdringung, die ihren besonderen Reiz besitzt. In diesen Geschichten von Kindern und Tieren und allem, worin noch das Wunder wach ist, waltet nicht nur das farbige Spiel der Phantasie, sondern auch viel reine Güte und stille Weisheit aus einem Herzen, das alles irdische Geschehen, Leben und Tod, Himmel und Hölle im klaren und ernsten Sinnbild zu erfassen und zu beseelen vermochte. (319 Seiten RM 4.80)

Auch in Ruth Schaumanns Märchensammlung „Der singende Fisch" (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin; mit 20 farbigen Tafeln nach Pergamentminiaturen der Dichterin) lebt noch echter Märchensinn, etwa im Geiste der Romantik, zumal in der Liebhaftigkeit, die an Clemens Brentano erinnert: schwingendes Spiel mit fern verklingendem Gesang, ein wenig sanft verworren, wie ein schöner Traum. Vom eigentlichen Märchen freilich ist mehr das zarte und bunte Kleid da als das Wesen. (306 S. RM 6.80)

Dem Geiste der mittelalterlichen Legenden nahe ist Hermann Hesses „Fabulierbuch" (S. Fischer Verlag, Berlin) Geschichten von Heiligen und Pilgern, von Rittern und Sängern, von frommen Einsiedlern, von Zauberern und armen Sündern, von Weltfahrern und Träumern, von Weisen und Narren — ein märchenhaft reiches und buntes Welttheater, eine geheimnisvolle Chronik aus allen Zeiten und Weiten, voll von allen Wundern des Lebens und der Träume, ein Schiff auf großer Fahrt ins Unbekannte, beladen mit Kostbarkeiten und von tausend Gestalten in seltsamen Gewändern belebt, die uns doch in aller Fremdartigkeit fast brüderlich vertraut erscheinen: das ist — auch ohne den äußeren Märchenaufputz — rechte Märchenart, die zugleich die Art des wahren Erzählers ist. (341 Seiten RM 6.80) C.

Sven Hedin: Die Flucht des Großen Pferdes

Von Hans Härlin

Im August 1933 beauftragte die chinesische Zentralregierung in Nanking den großen schwedischen Forscher Sven Hedin mit der Festlegung zweier Autostraßen im ungefähren Zug der uralten Seidenstraße zwischen dem eigentlichen China und seiner riesigen, aber nur lose angegliederten Westprovinz Sinkiang. Wie Hedin im Vorwort ankündigt, werden seine Erlebnisse auf dieser schwierigen, durch die inneren Wirren Ost-Turkestans gefährdeten Erkundungsfahrt insgesamt drei Bücher ergeben. Das vorliegende, das sich hauptsächlich mit dem Krieg in Sinkiang von 1931 bis 34 beschäftigt, ist das erste, das zweite soll die 2700 Kilometer lange Autofahrt durch Ost- und Innerasien behandeln, das dritte eine Kanufahrt auf dem neuen Flußlauf des Tarim zum See Lop-nor und die Erforschung der Lop-Senke.



General Ma, „Das Große Pferd"

Das „Große Pferd", um das die Handlung dieses ersten Buches schwingt, ist der junge Tunganen-General Ma Chung-yin, der weiterhin nur mit Ma bezeichnet werden soll, was auf Chinesisch sowohl Mohammed wie Pferd bedeutet. Die Tunganen sind Chinesen, die sich zum Islam bekennen, und sich vermutlich auch rassisch von den eigentlichen Chinesen unterscheiden. In dem heillosen Durcheinander, das nach der Ermordung des guten Gouverneurs Yang Tseng-sin im Jahre 1928 in Sinkiang ausbrach, sind diese Tunganen zu furchtbarer Rührigkeit erwacht, ihr Führer Ma versuchte, sich in Ost-Turkestan ein eigenes Reich zu gründen. Nach einer gedrängten Übersicht über die neuere Geschichte Sinkiangs be-



Aushebung zum Kriegsdienst

Sämtliche Bilder dieses Aufsatzes aus: Sven Hedin, „Die Flucht des Großen Pferdes". Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

handelt Hedins Buch die Schlußkämpfe, in denen Ma dem rechtmäßigen Generalgouverneur Sheng Shih-tsai unterlag. Für die Schwierigkeit des Nachrichtendienstes in Innerasien ist es außerordentlich bezeichnend, daß die Zentralregierung dieses Gebiet als leidlich befriedet betrachtete und ihren Beauftragten Hedin in ein politisches Chaos hineinfahren ließ, von dem er und seine Begleiter ums Haar verschlungen worden wären.

Anfang Januar 1934 befand sich die Autokarawane, bestehend aus vier Last- und einem Personenwagen mit einer Besatzung von 15 Köpfen europäischer und chinesischer Herkunft, in der Gegend des Edsin-gol in der Westhälfte der Wüste Gobi. Der Rundfunk von Nanking verlautbarte: „Die Kämpfe in Sinkiang haben aufgehört; weitere Einzelheiten sind nicht bekannt." Trotz beträchtlicher Zweifel nahm Hedin die schwere Verantwortung für die Weiterfahrt nach Westen auf sich. Er kannte die Strecke von früheren Fahrten her — aber wie hat sich hier alles zum Schlimmen verändert! In den früher leidlich besiedelten Gegenden stehen nur noch Ruinen von Bauernhöfen; nirgends eine Spur von Menschen. Die ersten, die sie treffen, halten ihnen die Gewehrmündungen entgegen. Es sind Soldaten von Mas Armee, die zu beiden Seiten der sogenannten Straße in guter Deckung hinter Erdwällen liegen und deren Führer sich gewaltig wichtig macht. Er hat sogar einen Stempel und will in Hami, der östlichsten Stadt Sinkiangs, beim Kommandanten anfragen, was mit diesen seltsamen Leuten zu geschehen habe, die da plötzlich von Osten her angefahren kommen. Der Bescheid lautet: Sofort weiter nach Hami, alle Waffen einsammeln und auf ein Auto verbringen, zwei Soldaten sind als Wache mitzugeben.

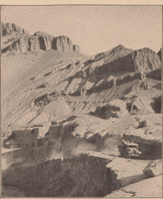
Die Oase Hami wird erreicht: auch hier nichts als niedergebrannte Bauernhöfe und verwüstete Gärten. Ein Offizier und drei Soldaten stürzen hinter einer Mauer hervor. Schrecklich, wie diese Innerasiaten mit ihren Schießeisen umgehen — immer gleich im Anschlag und den Zeigefinger am Abzug. Neues Palaver, der Offizier setzt sich auf den vordersten Lastwagen, und das ist gut, denn nach kurzer Fahrt stürzen schon wieder zehn äußerst schießbegierige Kerle aus einer Ruine hervor. Es geht weiter durch „Elend, Trümmer und Verwüstung". So sieht's auch in der Stadt Hami selbst aus, die schon zu Marco Polos Zeiten durch ihre Gärten und herrlichen Früchte berühmt war.

Ein höflicher Kommandant Chang prüft ihren wunderschönen großen Expeditionspaß und verzichtet auf die Einsicht in ihre zahlreichen Einzelpässe. General Ma sei irgendwo bei Turfan, schätzungsweise 500 Kilometer weiter westlich, in zwei Tagen können seine Befehle da sein, welche Wege der Karawane offenstünden. Der Hof der Autobus-Gesellschaft von Hami öffnet gastlich seine Tore. Die nächsten Tage gehen auf die üblichen Besuche und Bewirtungen drauf. Über die Kriegslage ist nichts Sicheres zu erfahren; mit der Hauptstadt Urumtschi ist jede Verbindung abgeschnitten. Die widersprechendsten Gerüchte schwirren durcheinander. Es heißt, Urumtschi sei von Ma belagert und werde bald in seine Hände fallen, aber dann hört man wieder vorsichtige Andeutungen, daß es mit der Sache Mas schlecht stehe. Die zahlreichen Türken hassen sowohl die Tunganen wie die eigentlichen Chinesen, was natürlich rundum herzlich erwidert wird. Außerdem steckt das ganze Land voller Räuberbanden, die von völkischen Idealen nichts wissen. Hami wird von Ma gründlich ausgesogen; immer wieder sieht man Transporte waffenloser Ausgehobener, die westwärts getrieben werden.

In Hami beginnt auch schon der Benzinbettel, der dem Führer Hedin die nächsten Wochen verdüstern soll. Er verfügt noch über 8500 Liter, und an dieser herrlichen Quelle wollen nacheinander die verschiedensten Machthaber saugen. Natürlich erklärt der Fahrtleiter, daß er seinen bestimmten Auftrag von Nanking habe und nicht frei über seinen Betriebsstoff verfügen könne. Man sieht das wohl ein — aber andererseits ist eben Kriegszustand und man will ja doch nichts geschenkt haben, sondern stellt bereitwilligst Benzinanweisungen auf Turfan oder Kutscha oder jede beliebige andere Stadt aus. Es kann für die Expedition doch nur angenehm sein, wenn sie das viele Benzin nicht den ganzen schlechten Weg zu schleppen braucht. Hedin kennt sein Innerasien und handelt die gewünschte Menge auf ein Drittel herunter. Um 270 Liter erleichtert, dürfen sie westwärts weiterfahren. Das Große Pferd hat telegraphiert, daß sie je eher desto besser aufbrechen sollen.

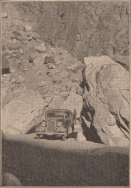
Unter der Eskorte eines tunganischen „Obersts" und der nötigen Begleitmannschaft wird die Reise nach Turfan angetreten. Der Herr Oberst ist ein bekannter Massenmörder, und die Hoffnung auf seinen Schutz ist viel fraglicher als die Aussicht, von ihm abgemurkst zu werden. Die Wegverhältnisse sind hier und später einfach schauderhaft. Schlammpfützen, halsbrecherische Löcher, unvermutete Gräben und trügerische Brükken reihen sich aneinander. Wer in Ost-Turkestan autofahren will, muß ein ausdauernder Erdarbeiter und geschickter Brückenbauer sein. Trotzdem dringen sie vorwärts. Ihr Einzug in das nächtliche Turfan ist hochromantisch. Die fünf Autos stellen eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges dar.

Hier weiß man schon etwas mehr vom Krieg. Mas Armee scheint eine Stellung am Dawancheng-Paß südöstlich von Urumtschi zu halten, und allem Anschein nach steht es dort wirklich nicht gut. In Turfan wimmelt es von verdächtigem Gesindel; sie müssen immer auf der Hut sein, denn Benzin und Lebensmittel reizen zu Raub und Gewalttat. Der Expeditionsarzt Dr. Hummel wird Tag und Nacht von einer stetig anwachsenden Kundschaft belagert. Meist ist es Armenpraxis, aber einer seiner Patienten ist ein General, dessen erfolgreiche Behandlung ihnen später gute Früchte tragen soll.



F. A. Brockhaus Verlag

Auf gefährlichem Wege im Sängimtal



F. A. Brockhaus Verlag

Enge Pforte zwischen Felsen bei Arghai-Bulek

Am 22. Februar können sie Turfan verlassen. Der Weg führt schon durch richtiges Kriegsgebiet. Sie sehen Pferdeleichen, Uniformfetzen, Packsättel und andere Kampfspuren. Mehrmals orgeln Flieger über ihnen. Und ihre Begleitsoldaten sind die frechsten, faulsten, feigsten und nichtswürdigsten Lümmel, die man sich vorstellen kann. Sie rauchen auf den Benzinfässern und knallen ins Blaue, um die vermuteten Räuber fernzuhalten. Die so Behüteten wissen nie, ob ihnen nicht unversehens eine Kugel ihrer Schutzwache in den Rücken fährt. Beim Ausschaufeln der festgefahrenen Wagen mitzuhelfen — das ist natürlich weit unter deren Würde. Einmal braucht man zwei Stunden zu sechs Kilometern. Das einzig Tröstliche sind die Aus-

blicke auf den Bogdo-ola, eine der Zierden des gewaltigen Tien-schan-Gebirges, an dessen Südrand der Weg hinführt. Die Täler, durch die sie sich gefahr- und mühevoll durchwinden, sind von phantastischer Wildheit.

Die nächste Stadt, Khara-schar ist leidlich erhalten. Das Leben im Bazar und auf den Straßen sieht friedensmäßiger aus als in Turfan. Man ist nicht unhöflich mit ihnen, aber Wachsamkeit tut auch hier not. Durch die trügerische Eisdecke des Flusses Khaidu-gol müssen sie sich mit Mühe eine Fahrrinne schneiden, um den Fuhrpark auf einer Fähre ans andere Ufer schaffen zu können.

Bei der Einfahrt in Korla merken sie gleich, daß hier „dicke Luft" ist. Im Namen des Kommandanten läßt man es an der üblichen Höflichkeit fehlen. Der Kommandant selbst läßt sich verleugnen, der Führer ihrer seitherigen Eskorte wird grob und verlangt für den folgenden Tag ein Lastauto mit Benzin zur Verfügung des Generals Ma, der es ihm bei Todesstrafe befohlen habe. Jetzt dämmert es ihnen, warum man ihrer Fahrt nach dem Westen nichts in den Weg legte. Wenn seine Front bricht, braucht Ma ihre Kraftwagen zur Flucht — und jetzt hat er sie da, wo er sie braucht. Nun können seine Gefolgsmannen die Maske abnehmen und es den „weißen Teufeln" zeigen. Hedin weigert sich natürlich, das Auto herzugeben. Er dürfe in den inneren Streitigkeiten Sinkiangs nicht Partei ergreifen. Der Begleitführer wird blaß vor Zorn, ein Wink und seine Soldaten fallen über Hedin und seine Leute her:

Jeder Soldat kannte seine Rolle, die er viele Male vorher gespielt hatte. — Eine schwielige Faust entwand meiner Hand die Taschenlampe. Mit einem gewaltsamen Ruck riß einer der Gesellen die Knöpfe meiner Joppe auf, zog sie mir aus, während ein anderer mir das Hemd aus dem Hosenbund riß, um es mir über den Kopf zu ziehen. Ein teuflischer Räuber hielt die ganze Zeit die Mündung seiner Pistole mitten auf mein Herz gerichtet. Starke Hände ergriffen mich bei den Handgelenken und fesselten mir die Hände auf dem Rücken. Yew, Georg und Effe standen bereits da mit nacktem Oberkörper, die Hände wie in einem Schraubstock auf dem Rücken gebunden. Jeder hatte eine oder mehrere Pistolen einen Zoll vom Herzen. Die Büttel hielten den Finger am Drücker. Wenn einer von ihnen auf dem dunklen, unebenen Hof gestolpert wäre, wäre ein Schuß losgegangen, und das Zeichen wäre gegeben gewesen.

Jetzt rasselten die Gewehre, die zum Schuß fertig gemacht wurden. Die Soldaten stellten sich uns gegenüber auf. Die Mündungen der Gewehre waren auf uns gerichtet. Das einzige, was noch fehlte, war: „Legt an! Feuer!"

In einem Augenblick wurde mir die Lage in ihrer ganzen Tragweite klar. In einer Sekunde flog mein Leben an mir vorbei, die liebe Heimat im Norden, die jungen Menschen, für deren Leben ich die Verantwortung trug, die Expedition, für die ich der Zentralregierung Rechenschaft abzulegen hatte. In einer halben Minute sind wir erschossen! Jesus im Himmel, das darf nicht geschehen, das Leben meiner drei Kameraden und mein eigenes Leben sind mehr wert als ein Lastauto. Blitzschnell rief ich Georg zu:

„Wir werden erschossen! Versprich ihnen ein Auto für heute abend!" —

Der Angerufene folgt der Weisung und übersetzt Hedins Worte. Die unmittelbare Lebensgefahr geht vorüber, und Georg Söderbom, der schwedische Missionarssohn aus Nordchina meldet sich freiwillig zur Führung des versprochenen Lastwagens. Es gibt einen schweren Abschied, alle glauben, daß sie den Prachtmenschen und lieben Kameraden zum letztenmal gesehen haben. Aber dieser Georg hat seinen besonderen Schutzengel. Am dritten Tag kommt er ganz vergnügt wieder angefahren, er hat Mas Befehle und eine Begleitmannschaft von zwölf Soldaten nach Kutscha gebracht und die stolzen Herren, die anfangs zu großer Eile drängten, auf dem hierzu durchaus geeigneten Weg derartig durcheinandergeschüttelt, daß sie ganz klein wurden und ihn bereitwillig wieder entließen.

Hedin versucht nun, mit der ganzen Karawane nach Südosten in der Richtung auf den Lop-nor auszubrechen, wird aber nicht weit von Korla ziemlich stark beschossen und muß wieder zurück. In Korla erwartet er mit den verängstigten Stadtbewohnern die Ankunft Mas mit seiner geschlagenen Armee, was soviel wie Plünderung bedeutet. Sie vergraben ihren Silberschatz und harren in möglichster Geduld. Sie hören, daß General Ma in Korla eingeritten sei und bald wird ihnen mitgeteilt, daß er ihre sämtlichen Lastwagen mit Führern und dem nötigen Benzin zur Fahrt nach Aksu benötige. Bei einem Krankenbesuch im Quartier des verwundeten Kavalleriegenerals begegnet Dr. Hummel „einem jungen stattlichen Offizier von freundlichem, energischem Aussehen" in einem engen Gang. Dieser betrachtet ihn eingehend, ohne zu grüßen. Er ist es selbst, das

Große Pferd. Hummel erkennt ihn nach einem Bild, das er in Peking sah. Aber schon ist er weg und wird nicht mehr sichtbar. Einige Flieger der siegreichen Armee des Gouverneurs Sheng belegen Korla mit Bomben, ohne viel auszurichten.

Die vier Lastwagen müssen gestellt werden. Ma, sein Stab und die nötigen Maschinengewehre fahren ab, und in Korla geht es bös zu. Es wird ruchlos geplündert, aber in den gut abgeriegelten und verrammelten Hof, in dem Hedin und die Seinen ihre Lebensmittel, den Benzinrest und das vergrabene Silber bewachen, wagen die zuchtlosen Horden nicht einzudringen. Endlich rücken die Sieger ein, es ist ein Kosakenregiment unter einem General Wolgin; allmählich werden es 2000 Mann. Der Gouverneur Sheng hatte in seiner Not das nachbarliche Rußland um Hilfe gebeten, die ihm nicht ungerne gewährt wurde. Das Hilfskorps setzte sich aus „Roten" und „Weißen" zusammen, die sich aber ganz gut zu vertragen scheinen.

Hedin wird dreimal gründlich verhört. Auf den ungerechten Vorwurf, die Flucht des Großen Pferdes begünstigt zu haben, gibt er tüchtig heraus. Die russischen Offiziere behandeln ihn mit Achtung, lassen ihn und sein Warenlager aber streng bewachen. Es gibt ein langes Warten auf die entführten Lastwagen. Endlich trifft ein Zettel von Georg ein, und bald kommen alle vier Wagen zurück. Die Fahrer wurden während der ganzen Fahrt von dem flüchtenden General Ma ausgezeichnet behandelt und verpflegt. Dieser war mit seinem Fahrer Georg richtig gut Freund geworden. Die beiden jungen Tollköpfe hatten sich während der wilden Fahrt eine Menge zu erzählen. Georg sang seinem gefährlichen Freund verrückte chinesische Liedchen vor, und dieser versicherte ihm beim Abschied, daß „er es nie in seinem Leben so schön gehabt habe". Die Stabsoffiziere waren natürlich der Ansicht gewesen, daß die vier Fahrer nach geleisteten Diensten erschossen werden müßten, aber Ma, von dem man sich sonst die tollsten Grausamkeiten erzählte, hatte sich diesmal als Gemütsmensch erwiesen und alle vier mit seinem Dank und einigen guten Pelzen heimgesandt.



F. A. Brockhaus Verlag

Der Silberschatz wird vergraben
Links Sven Hedin mit der Laterne

Vom Gouverneur Sheng trifft nun die Weisung ein, da der Weg nach Urumtschi noch zu unsicher sei, erlaube er Hedin, mit seiner Karawane an den Lop-nor zu fahren und dort zwei Monate lang die vorgesehenen Forschungsarbeiten zu betreiben. Endlich darf man sich wieder rühren nach dem langen erzwungenen Herumliegen, und die Russen sind auf einmal sehr darauf bedacht, sie rasch auf den Schub zu bringen.

Das Buch schließt mit einem Abschnitt, der wie ein Jubelruf des altbewährten Forschers klingt:

Und so brachen wir auf zu einer der bezauberndsten Reisen, die ich je im Herzen Asiens gemacht habe. Denn jetzt kehrte ich nach dreiundvierzig Jahren in mein altes Reich rings um die Ruinen von Lou-lan und zu dem wandernden See zurück. Wir zogen in eine andere Welt, die feierlich und vornehm war und durchbraust von den Winden der Wüste.

Frieda Hauswirth-Sarangadhar Das: Schleier vor Indiens Frauengemächern

Von

Gertrud von Hollander



Als vor einigen Jahren Katharine Mayos Buch „Mutter Indien" die Augen der Welt auf die nach den europäischen Begriffen geradezu unfaßlichen Zustände in Indien lenkte, setzte unverzüglich eine Flut von Entgegnungen aus indischen und ausländischen Kreisen ein, um die von der Verfasserin gemachten Beobachtungen abzuschwächen oder gar erbittert zu widerlegen. Der am häufigsten wiederkehrende Vorwurf, den sich die amerikanische Journalistin gefallen lassen mußte, war die Feststellung, daß sie in knapp vier Monaten Indien durcheilt und Eindrücke zusammengetragen hatte, die notwendigerweise an der Oberfläche hafteten, so daß Einseitigkeit und Verzerrung selbstverständlich wurden.

Auch das vorliegende Buch der Schweizerin Frieda Hauswirth über die indische Frauenfrage muß sich wiederholt und ausführlich mit den leidenschaftlichen Anklagen der Miß Mayo auseinandersetzen. Die Tatsache freilich, daß Frau Hauswirth Sarangadhar Das als Frau eines indischen Universitätsprofessors acht Jahre ununterbrochen das Leben einer gebildeten Hindufrau geführt, ganz Indien bereist hat und mit allen Teilen der Bevölkerung in Berührung gekommen ist, verleiht ihren Beobachtungen eine besondere Glaubwürdigkeit. Das indische Problem, so meint sie, ist so ungeheuer vielgestaltig und für abendländische Begriffe so undurchsichtig, daß der Außenstehende in seinem Urteil gar nicht vorsichtig genug sein kann.

Mit großer Behutsamkeit unternimmt es die Verfasserin, eins der wichtigsten indischen Probleme herauszugreifen und unserem Verständnis nahezubringen: Die indische Frauenfrage. Und während das Buch der Miß Mayo mit einer journalistischen Blendlaterne grelle Schlaglichter warf, lüftet diese Frau den Schleier vor Indiens Frauengemächern mit einem in jahrelanger Schicksalsgemeinschaft erworbenen Verständnis.

„Einer Frau Bildung geben, heißt einem Affen ein Messer in die Hand drücken", heißt ein bekanntes brahmanisches Sprichwort. Da die allmächtige Priesterkaste der Brahmanen über zwei Jahrtausende hindurch das Geschick ihres Landes durch eine despotische Gesetzgebung fast ausschließlich bestimmte, mußte sich diese Auffassung von der Zweitrangigkeit der Frau als geistiges Wesen verhängnisvoll auswirken. Vor allem waren es die Gesetze des Brahmanen Manu mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt, die den Frauen auf ungezählte Generationen hinaus unlösbare Fesseln auferlegten. Während uns die alten Veden in prachtvollen Epen und Gesängen von Priesterinnen berichten und von Herrscherinnen, die es den Männern an Geist und Einfluß gleich taten, nehmen die Gesetze Manus der Inderin fortan alle Selbständigkeit und machen sie zur willenlosen Sklavin des Mannes. Von nun an kann sie sich den Himmel nur noch durch ihr Dienen um den Gatten gewinnen. Er ist ihr Führer, ihr „Guru"

in allen Dingen; ihm hat sie bedingungslos zu gehorchen. „auch wenn der Gatte ausschweifend ist und aller Tugend bar". Dagegen hat der Mann das Recht, seine Frau wegen sehr geringfügiger Vergehen zu verstoßen. Auch war es ihm ohne weiteres gestattet, mehrere Frauen zu haben, während umgekehrt für den weiblichen Ehepartner selbstverständlich das Gebot der Monogamie unverletzlich und selbst nach dem Tode des Mannes eine Wiederverheiratung undenkbar war. Ganz besonders grausam jedoch verfährt dieser erstaunliche Gesetzgeber mit den unfruchtbaren Frauen:

Da Kinderlosigkeit als Folge schlechten Karmas, das sie in ihrem früheren Leben angehäuft hatte, betrachtet wurde, durfte eine unfruchtbare Frau im achten Jahre ihrer Ehe verstoßen werden, wobei es stets als ausgemacht galt, daß die Schuld bei ihr lag. Eine Mutter, die nur Mädchen geboren hatte, durfte im elften Jahre verstoßen werden, eine Mutter, deren Kinder sämtlich gestorben waren, im zehnten.

Auch die Bestimmungen des täglichen Zusammenlebens von Mann und Frau sind für abendländische Begriffe verblüffend:

Der Gatte für die Gattin ihr Gott ist, ist es unziemlich, daß sie mit ihm zugleich speist. Sofern sie, ihres Ranges uneingedenk, in seiner Gegenwart ißt, wird sie „keine kräftigen Söhne zur Welt bringen". Streng befiehlt Manu, daß die Frau erst essen darf, nachdem sie ihren Gatten bedient hat. Das, was er ihr übrig läßt, ist Prasad, Götterbrot. Daher ißt selbst noch heute die indische Frau oft die Reste vom Teller ihres Gatten; noch häufiger kommt es vor, daß sie bis mittags oder noch länger nichts anrührt, weil einer der Männer, ja selbst ein Knabe der Familie noch nicht zum Essen heimgekommen ist. In Abwesenheit ihres Mannes pflegt sie sich ihrer Lieblingsspeisen zu enthalten oder zu fasten.

Die uns aus den Veden überlieferte fast göttliche Frauenverehrung stand in der brahmanischen Epoche höchstens noch den Müttern zu und auch ihnen nur, wenn sie Söhnen das Leben gegeben hatten. Leider erwies sich diese Überbewertung männlicher Nachkommenschaft als die Hauptursache zahlloser Übelstände, an denen das Dasein der Hindufrau auch heute noch leidet. Da nur ein Sohn die Familienriten vollziehen konnte, durch die man den Segen des Himmels erwarb, war das Verlangen nach möglichst frühzeitiger männlicher Nachkommenschaft ein mächtiger Antrieb für das Aufkommen der Kinderehen. Geistig und körperlich vollkommen unentwickelt treten diese Kindfrauen in den Ehestand und damit in den Familienverband des Mannes ein, in dem oft hundert und mehr Köpfe auf engem Raum zusammenleben.

Die junge Frau, die neu aufgenommen wurde, war nicht nur ihrem Manne, sondern jedem älteren Familienmitglied bedingungslosen Gehorsam schuldig und zwar sowohl den Männern wie ihren Schwägerinnen und insbesondere der Schwiegermutter und ältesten Frau.

In raffinierter Weise verstanden es die priesterlichen Gesetzgeber ferner, die Lehre vom Karma, der unabwendbaren Schicksalsbestimmung, zur Demütigung der Frauen zu benutzen.

Gebar z. B. eine Mutter nur Mädchen, so war es, weil sie in einem früheren Leben in ihren Mutterpflichten den Söhnen gegenüber säumig gewesen war und deswegen nun die üblen Folgen ihres Tuns demütig hinzunehmen hatte. Nur so kann es verständlich werden, warum die sonst so weichen und sanftmütigen Inder den Frauen oft in einer uns so grausam anmutenden Weise begegnen. Wenn ein Mann starb, so wurde sein Tod der armen Frau zur Last gelegt, weil sie in einer früheren Existenz untreu war und übel handelte — und kein Fluch war zu furchtbar, um ihr entgegengeschleudert zu werden, besonders wenn es sich um eine Kindwitwe handelte. Wurde einer Frau ihr Kind frühzeitig durch Tod entrissen, so lag die Schuld nicht etwa daran, daß es aus einem unentwickelten Körper geboren und in licht- und luftlosen Räumen großgeworden war, sondern natürlich wiederum an der mütterlichen Sündhaftigkeit.

Für diese sanften, demütigen Geschöpfe in den dumpfen Frauengemächern Indiens bedeutete das Auftreten Buddhas ein gewaltiger Anruf, der die erste große Freiheitsbewegung der indischen Frauenwelt einleiten sollte. Etwas von dem heldenhaften Geiste jener altindischen Frauengestalten muß sich trotz Unterdrückung und künstlich gezüchteter Minderwertigkeitsgefühle in der Zenana, dem indischen Frauengemach, behauptet haben, sonst hätte das machtvolle Wort und Beispiel dessen, der alle Schranken zwischen den Kasten, Rassen und Geschlechtern einriß, kaum einen so starken Widerhall gerade bei den Hindufrauen gefunden. Vor allem die Frauen strömten dem Buddha zu, der ihnen Gleichberechtigung verhieß und den Kampf mit der allmächtigen Priesterkaste aufnahm.

Es ist tragisch, daß gerade diese Gleichberechtigung, vor allem auch in religiöser Beziehung, die

Aufnahme von Frauen in die geistlichen Orden, der sozialen Befreiung der Frau hinderlich wurde. Nur allzu bereit, ihrem öden und durch tausend starre Vorschriften eingeengten Dasein zu entfliehen, strömten die Frauen zu Tausenden in die buddhistischen Nonnenklöster, statt tatkräftig für die Anwendung buddhistischer Lehren im öffentlichen Leben einzutreten und damit ihren Mitschwestern zur Freiheit zu verhelfen. Damit aber arbeiteten sie letztlich den Brahmanen in die Hände und erleichterten ihnen den Kampf gegen eine Lehre, die gerade die besten Frauen, die Angehörigen der obersten Kasten, ihren häuslichen Pflichten entzog, und so mögen ausgerechnet die gläubigsten Jüngerinnen Buddhas nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, den Sieg des Brahmanismus herbeizuführen.

Hatte das Auftreten Buddhas für die Hindufrauen wenigstens vorübergehend eine Befreiung bedeutet, so brachte ihnen der Einfall der mohammedanischen Eroberer eine beträchtliche Verschlimmerung ihrer Lage; übernahmen doch die indischen Männer tragischerweise von den neuen Herren des Landes nur die für die Frauenwelt ungünstigen Sitten. Da zudem die Eindringlinge Mangel an Frauen hatten und bald ihre Blicke nach den Inderinnen zu werfen begannen, mußten die Inder ihre Frauen noch strenger behüten und gänzlich von der Außenwelt abschließen. Von nun an durfte sich keine Frau mehr unverschleiert auf die Straße wagen, und da der Koran den Raub verheirateter Frauen verbietet, war ein weiterer mächtiger Anreiz gegeben, Töchter bereits im zartesten Kindesalter zu verheiraten.

Ebenfalls ungünstig für die Stellung der indischen Frau war die starke Zunahme der Polygamie durch das Beispiel der fremden Eroberer, während auf der anderen Seite vernünftige Reformversuche der Mohammedaner an dem starren Widerstand der einheimischen Priesterkaste zerbrachen. Auch die Unsitte der Witwenverbrennung überdauerte die mohammedanische Invasion und behauptete sich noch später unter der britischen Vorherrschaft, bis endlich die indische Frau selbst ihre Sache in die Hand nahm.

Die Sahamarana oder Witwenverbrennung, die Miß Mayo zu den wildesten Anklagen veranlaßte, war von einem auf freiwilliger Selbsthingabe der Witwen beruhenden Brauch mit der Zeit zu dem grauenhaftesten Gewissenszwang entartet. Die dieser Sitte zugrunde liegende idealistische Vorstellung einer unwandelbar treuen Gemeinschaft der Gatten im Leben wie im Tode erhält eine etwas eigentümliche Beleuchtung durch die Tatsache, daß sie nur für den weiblichen Ehepartner Gültigkeit besaß, während sich der Witwer möglichst rasch nach einer neuen Gefährtin umzusehen pflegte. Das Leben einer Frau stand nun einmal niedrig im Kurs, besonders wenn sie kinderlos war oder nur Töchter geboren hatte.

Am schlimmsten erging es den Frauen, die im jugendlichen Alter und bevor sie noch Söhne geboren hatten, im Hause ihrer Schwiegermütter verwitweten; ihnen wurde das Leben oft zur Hölle gemacht, da die Schuld am Tode ihres Gatten ihnen zugeschrieben wurde.

Sie mußte auf dem härtesten Lager schlafen, oftmals auf einem Steinboden, durfte nur eine einzige spärliche Mahlzeit täglich zu sich nehmen . . . Eine weitere Verschärfung ihres Loses erfuhr sie, da schon ihre Gegenwart als verflucht und unglückbringend galt, dadurch, daß es ihr versagt war, an irgendeiner fröhlichen Veranstaltung oder Familienfeier teilzunehmen. Überdies wurde sie häufig durch nahe männliche Verwandte um ihren Vermögensanteil gebracht. Auf alle Fälle war und blieb sie das unbezahlte Mädchen für alles in der Familie . . .

Diese in Unfreiheit und Unselbständigkeit in der kleinlichen Geschäftigkeit der Zenana dahinlebenden Hindufrauen, die weder lesen noch schreiben konnten und so gut wie gar keine geistigen Interessen hatten, denen zudem Sitte und Brauch die Ausübung der „anmutigen Gesellschaftskünste" verboten, ließen ihr Heim veröden und vermochten ihre Männer nicht mit feineren Banden an sich zu fesseln. Es ist dem gebildeten Hindu kaum zu verdenken, wenn er es vorzog, seine Mußestunden fern von seinem „wohlanständigen" Heim in der Gesellschaft von Mädchen zu verbringen, die ihn mit Gesang und Tanz zu unterhalten wußten. Ganz ähnliche Gründe, wie sie den Japaner die Gesellschaft der in allen geselligen und musischen Künsten bewanderten Geishas suchen lassen, trieben gerade den anspruchsvollen Inder zu den Devadasi, den Freudenmädchen der Tempel.

Die Freude an einer schönen und gepflegten Umgebung verschwand fast unmerklich aus dem Leben der Männer. Doch auch innerhalb ihrer eigenen Wohnräume ließen die Frauen ihren praktischen Schönheitssinn nicht mehr zur Geltung kommen. Die Zenanas waren meist überfüllt, schlecht beleuchtet und

Indische Frauen

Aufnahmen von Harald Lechenperg aus dem Werke „Das Rätsel Indien" (Ullstein Verlag, Berlin)





Oberes Bild:
Häusliches Leben — Würde der Arbeit

Unteres Bild:
Auf der Straße — Der Herr der Schöpfung spaziert allein unterm Regenschirm voran — die Frauen trotten schutzlos hinterher

Die beiden Bilder dieser Seite wie auch das Tempelbild auf S. 11 entnehmen wir mit Erlaubnis des Ullsteinverlags dem Bildbuch von Lechenperg „Das Rätsel Indien", in dem uns das indische Leben entgegentritt, wie es wirklich ist — nicht aus der Hotel- und Autoperspektive des Durchschnittsreisenden: „Unvorstellbare Armut und märchenhafter Reichtum, moderne Maschinentechnik und uralter Götterglaube, tiefste Demut und wildester Fanatismus."

gelüftet und wimmelten von kleinen Kindern . . . Die Frauenwohnung wurde zum häßlichsten und ungepflegtesten Teil des Hauses . . .

Während die amerikanische Journalistin aus ihren Beobachtungen den Schluß zieht, daß die von ihr geschilderten Mißstände auf eine Unfähigkeit der Hindu schließen lassen, in ihrem Lande Ordnung zu schaffen — während sie ernsthaft der Meinung ist, daß nur durch ein energisches Eingreifen der englischen Schutzherren der drohende Verfall der indischen Rasse aufzuhalten ist, kommt die den Indern soviel näherstehende Indo-Schweizerin zu wesentlich anderen Folgerungen.

Obgleich unter der durch viele Jahrhunderte hindurch ungebrochenen Priesterherrschaft Kastenwesen, Familienverband, Kinderehe und Frauenversklavung zu einer Verödung des kulturellen Lebens auf fast allen Gebieten geführt haben, lebt in den Tiefen der indischen Seele ungebrochen jene alte heilige Kraft, die nur darauf wartet, von den geeigneten Führern neu entfacht zu werden, um das sanftmütige Hinduvolk einer nationalen Wiedergeburt und einem kulturellen Wiederaufstieg sondergleichen entgegenzuführen. Was weder den Engländern noch den christlichen Missionaren gelingen konnte, das brachten in verhältnismäßig kurzer Zeit jene Reformer und Führer zustande, die dem indischen Volk im Laufe der letzten Jahrzehnte aus seinen eigenen Söhnen und Töchtern erwuchsen. Merkwürdigerweise waren diese Reformer zumeist die Söhne brahmanischer Priester, „weiße Raben", die sich gegen die Gesetze der eigenen Kaste auflehnten und gleichzeitig mächtige Verkünder eines neuerwachten Nationalbewußtseins wurden. Der Widerhall, den ihr flammender Appell in allen Teilen des Landes fand, ließ die gesamte Welt verwundert aufhorchen:

Als Einzelpersönlichkeiten haben sie nicht die Spur einer Möglichkeit, erfolgreich gegen die eiserne Struktur von Kaste und Familienverband anzugehen. Sobald aber irgendeine äußere Tatsache auftritt und an das aufgespeicherte und wogende Chaos ihrer Hemmungen zu appellieren vermag, strömen die jungen Menschen in Massen heraus gleich Wasserfluten bei geöffneten Schleusen. Einer großen und ungewöhnlichen Persönlichkeit, einem Führer, folgen sie dann mit aller Inbrunst des „Wahrheitsuchers" für den es keine Vorschriften mehr gibt und den keine Macht der Erde mehr zurückzuhalten vermag.

Es ist begreiflich, daß diese Reformbestrebungen von ausgesprochen nationalistischer Färbung bei der englischen Regierung so gut wie gar keine Unterstützung fanden. Und die Inder legen Wert darauf, immer wieder zu betonen, daß sie den Kampf gegen die großen sozialen Mißstände wie Kinderehe, Witwenverbrennung und Frauenunterdrückung aus eigenem Antrieb aufgenommen haben.

Seit dem Auftreten Buddhas hat keiner der indischen Reformatoren auf das gesamte indische Volk und besonders auf die Frauenwelt eine so nachhaltige Wirkung auszuüben vermocht, wie Gandhi, der mit seinem machtvollen Ruf „Bande Mataram" („Dient der Mutter") gerade die Herzen der durch Jahrhunderte Bedrückten gewaltig entflammte. Was niemand für möglich gehalten hatte, wurde in erstaunlich kurzer Zeit Wirklichkeit: die Frauen traten aus Haus und Verschleierung heraus in die Öffentlichkeit und wurden zu unerschrockenen Vorkämpferinnen der nationalen Bewegung. Hindufrauen beteiligen sich an dem Boykott ausländischer Waren durch Postenstehen und trotzen den Polizisten der Regierung, wandern gelassen ins Gefängnis und fordern stürmisch vor dem Nationalkongreß Selbstverwaltung. Indiens Frauenwelt hat die Schranken durchbrochen, in denen Priesterdespotismus sie jahrhundertelang darniederhielt zum Schaden der gesamten Nation. Allenthalben entstehen Organisationen, die durch Gründung von Schulen und Einrichtung von Kursen die katastrophale Unbildung der indischen Frau zu beseitigen suchen. Bald wird es eine beträchtliche Anzahl von einheimischen Ärztinnen geben, tüchtige Lehrerinnen, Sozialbeamtinnen und Politikerinnen werden den Kampf gegen uralte Vorurteile und orthodoxe Engstirnigkeit zum guten Ende führen — nicht in blinder Nachahmung westlicher Einrichtungen, sondern durch Besinnung auf die dem indischen Volke innewohnende Kraft und Weisheit.

Ein Mensch auf der Suche

Francis Yeats-Brown: Bengali

Von Tim Brauer

Ein englischer Reiteroffizier, Jäger und Sportsmann, der schon in aller Jugendfreude zu den Quellen altindischer Weisheit hinstrebt, sich mit ernsten Priestern und frommen Einsiedlern anfreundet, um in die Rätsel der Jogalehren einzudringen — das ist gewiß nichts Gewöhnliches. Aber ob es ihm auch gelingen wird, an sein Ziel zu gelangen — das wird noch davon abhängen, ob es ihm auch wirklich ernst ist mit der geistigen Versenkung oder ob es für ihn nicht schließlich auch nur ein „guter Sport" ist, einen Blick in eine andere Welt hinüber zu tun.

Mit seinen beiden Bulldoggen Brownstone und Daisy trifft der junge Leutnant Yeats-Brown zu Silvester 1905 in seinem Standquartier an der indischen Grenze ein. Schon auf der Reise durch das weite menschenwimmelnde Land hat ihn das fremde Leben mächtig angerührt, und jetzt eröffnet sich wieder ein ganz neues Dasein unter den freiwilligen Reitern aus dem stolzen Gebirgsstamm der Afridis. Schon am ersten Abend hört er unter den englischen Kameraden von mancherlei Mordtaten, die ebenso gut auf das natürliche Freiheitsgefühl, wie auf den religiösen Fanatismus dieser mohammedanischen Grenzvölker zurückzuführen sind. Aber die jungen Offiziere lassen sich durch solche ernsten Dinge nicht weiter in ihrem natürlichen Frohsinn stören, sie jagen, spielen Polo und feiern Zechgelage, bei denen sie ihre ganze Umgebung auf den Kopf stellen.

Ein besonderer Schlag für sich sind die einheimischen Offiziere, bärtige Riesen mit unaussprechlichen Namen und Titeln, die sie mit ruhiger Würde zu tragen verstehen. Und die Mannschaften aus dem afghanischen Grenzgebiet sind lauter verwegene und kriegslustige Burschen, die nur aus Liebe zu Ruhm und Ehre die Waffen tragen. Die gemeinsamen Angelegenheiten werden unter freiem Himmel auf dem „Durbar" nach Art eines Things verhandelt. Die feierliche Handlung wird leider durch eine große Hunderauferei gestört, bei der die beiden Bulldoggen sich besonders hervortun. Auf diesen Anfang folgen tolle Zeiten, in denen der junge Engländer immer stärker in die Gewalt des fremden Landes gerät — eine phantastische Welt, an deren Wirklichkeit er hinterher kaum noch selber zu glauben vermag:

> Nein, ich kann nicht glauben, daß ich es vor Hitze unter einem Laken nicht aushielt, daß ich zum Frühstück sechs Glas Sodamilch hinunterstürzte und zweimal in der Woche monatelang Malariafieber hatte, daß mein Gehirn wie ausgehöhlt war und meine Leber anschwoll und mein Zorn so leicht überkochte wie die Lava des Stromboli. Aber so war es tatsächlich. Wie andere Maschinen arbeiten eben auch Geist und Körper des Menschen bei verschiedenen Temperaturen ganz verschieden, und Indien wäre ein glücklicheres Land, wenn die Engländer — und insbesondere die britische Regierung in der Heimat — dies stets bedenken wollten.

Schönes und Schreckliches folgen in traumhafter Fülle, und als dann das Regiment nach dem Süden reitet, drei Monate lang durch das unendliche Land, da zieht ihn der Zauber Indiens immer tiefer in sich hinein, mit seltsamen Erlebnissen in den Tempelgärten von Lahore und einem Besuche im heiligen Delhi. Dort freundet er sich mit einem Brahmanen an und äußert auch den Wunsch, in die Jogalehre eingeweiht zu werden, da ihn die Erkenntnisse der westlichen Zivilisation nicht mehr befriedigen. Der Priester aber warnt ihn, sich über diese Dinge in falschen Vorstellungen zu ergehen:

„In der Yogalehre gibt es keine Geheimnisse zu ergründen, wohl aber sehr viel zu lernen. Yoga ist nicht eine Medizin, die man in einem Zuge trinkt, auch keine starre Glaubenslehre, sondern eine Folge von Übungen. Man beginnt von Anfang an und schreitet allmählich fort, denn solange man die erste Übung nicht gemeistert hat, kann man die zweite nicht bewältigen. Es ist genau so wie mit der Integralrechnung — doch mit dem Unterschied, daß Yoga sowohl eine körperliche wie geistige Selbsterziehung ist. Da steht geschrieben: Wie man die Süße des Honigs nur mit der Zunge kosten und auch mit tausend Worten nicht schildern kann, so kann man Yoga nicht mit den Sinnen erfassen und niemals mit Worten erklären. Du stammst aus einer Zivilisation, die aus dem Intellekt einen Götzen gemacht hat. Du kommst aus einem andern Klima — bist jung und davon überzeugt, daß du irgend etwas nur zu fagen brauchst, und schon ist es da. In Indien aber sind die Dinge immer ganz anders, als sie scheinen. Wir sind ein uraltes Volk, und unsere Religionen — denn ihrer sind viele — sind voll Schönheit und Vergänglichkeit. Hüte dich vor dieser Schönheit, ich warne dich! Aber wenn es dir ernst damit ist, Sahib, will ich dir von der ersten Yogastufe erzählen. Sie besteht in der Erziehung zur Schonung alles Lebens, das da erschaffen ist, zur Tapferkeit, Verschwiegenheit, geistigen Sammlung, zur Treue und Redlichkeit, zur Selbstbeherrschung, Reinheit, Heiterkeit, zur Ausdauer und Keuschheit — — und zur Demut", setzte er wie zwischen Gedankenstrichen hinzu.

In Agra lebt ein Neffe des Priesters, der dort die niedrigsten Dienste tut, um diese Demut zu lernen. An ihn soll der Wißbegierige sich wenden. Er heißt Schiwanand Joschi.

Einstweilen aber nimmt ihn wieder das Soldatenleben in Anspruch, er zeichnet sich im Poloturnier aus, ist fröhlich mit den Fröhlichen. Und doch lassen ihn die Gedanken an den ewigen Wandel der Dinge, an Werden und Vergehen im Irdischen und die zeitlose Erhabenheit und unfaßbare Gesetzmäßigkeit der Weltordnung nicht mehr los.

Eines Tages beim Reitunterricht faßt er einen jungen Afridi besonders scharf an, weil er sich allzu ungeschickt anstellte. In dem jungen Soldaten kocht die Wut, seine Augen schießen Blitze, aber er schweigt verbissen. In der folgenden Nacht dringt er bei dem weißen Offizier ein, um ihn zu töten. Der aber ist zufällig noch wach und empfängt ihn mit der Frage: „Was gibt's, Bruder? Komm herein und erzähle mir, was los ist!"

Wir gingen auf einen Liegestuhl zu, und er setzte sich zu mir auf die Armlehne.

„Du hast mich öffentlich beschimpft", murmelte er. „Es tut mir leid, wie du wohl wissen dürftest." Schweigen.

„Du hast einen Dolch unter deinem Rock", sagte ich ihm auf den Kopf zu.

„Ja, Sahib."

„Die Disziplin ist hart, aber es geht nicht ohne sie beim Militär. Du mußt unbedingt tun, was man dir befiehlt. Ja, sogar wenn du gemaßregelt wirst!"

„In meiner Heimat würde ein Mann diese Worte mit dem Tode büßen!"

„Du bist jung und ich bin jung. Laß uns Freundschaft schließen!"

So gewinnt er die Zuneigung des jungen Naim Schah, der später sein getreuer Bursche und Begleiter in manchem Abenteuer seines Lebens wird.

Im Jahre 1912 ist er Regimentsadjutant, aber der Bürodienst mit seinem Aktenstaub sagt ihm nicht sonderlich zu, und so erbittet er sich einen zehntägigen Urlaub, um nach Agra zu fahren und dort Schiwanand Joschi aufzusuchen, von dem der Priester in Delhi gesprochen hat. Der fromme Büßer erwartet ihn bereits: sein Lehrer, sein Guru, der weise Paramahansa Bhagawan Sri, hat es ihm vorausgesagt, daß ein Fremdling aus dem Westen zu ihm kommen wird. Da drängt es den jungen Engländer, den unbekannten Meister selbst aufzusuchen, der sein Kommen vorausgesehen hat. Er weilt jetzt in Benares — also auf in die Stadt der Tempel am heiligen Strom!

Dort findet der Suchende auf einem Badeplatz unter den Pilgern und Büßern, die im Wasser des Ganges Reinigung finden, eine junge Inderin, die sich seiner annimmt und ihn zu dem Paramahansa führt. Der aber verkündet ihm, daß der Weg zur Erkenntnis nur im eigenen Herzen zu finden, nicht verstandesmäßig zu erfassen ist. Die Europäer glauben zu sehr an den Erfolg ihrer Erfindungen:

„Ihr könnt die Nacht durch Elektrizität in Tag verwandeln, aber deshalb gewinnt ihr nicht mehr Zeit zum Nachdenken. Ihr könnt auch Nachrichten durch Drähte senden und dergleichen mehr, aber vielleicht geschieht das ohne reifliche Überlegung. So betet ihr in England die Schlote eurer Fabriken an und vergrößert mit all euren Erfindungen nur das Elend. Auch wir verehren das Schaffen, doch in einem tieferen Sinne — als Inbegriff der Erneuerung und als Ausrottung der Unwissenheit. Gleichzeitig aber lehren wir die sechs Gebote: Schweigen, Lauschen, Sinnen, Begreifen, Wägen und Handeln! Wir halten den Menschen ferner dazu an, sich in seinen Gefühlen zu mäßigen, sich richtig zu halten



Die Bengalireiter ziehen durch das Bergland
Umschlagbild von „Bengali"

und zu bewegen, seinen Atem, sein Gemüt und seinen Geist zu beherrschen und sich innerlich zu erbauen. Von Stufe zu Stufe, also ähnlich wie eure Mathematiker, die manchmal von einer Formel ausgehen, die nur eine Hypothese ist und der praktischen Erfahrung widerspricht, schwingen wir uns allmählich bis zur Erkenntnis Gottes auf. Und dann brechen wir das Gerüst hinter uns ab."

Zunächst einmal soll er mit den Atemübungen beginnen — das ist das richtige Mittel, um inneren Frieden zu gewinnen . . .

Nach seiner Rückkehr in den Dienst, ins Soldatenleben, wird es ihm erst recht bewußt, welch ein Widerspruch in der abwechselnden Jagd nach höherer Erkenntnis und auf wilde Eber liegt. Entweder muß er dem Ahimsa, der Schonung alles Lebendigen, huldigen oder mit Leib und Seele ein Bengalireiter sein. Und als bei einer solchen Eberjagd sein treues Pferd ums Leben kommt, da vergeht ihm für eine gute Weile die Freude an dergleichen Abenteuern.

Dann aber kommt das große Abenteuer, das noch viel mehr kostbares Blut gekostet hat und das auch sein Schicksal, wie das unsere, auf Jahre hinaus bestimmt.

Im Mai 1914 ist er gerade auf Urlaub mit seinen Eltern an der Riviera:

Als der deutsche Kaiser auf der „Hohenzollern" in die kleine Bucht von Portofino einlief, hißte ich ihm zu Ehren den „Union Jack" am Maste meines Segelboots und fühlte mich sehr geschmeichelt, als er für den Gruß dankte. In der Galauniform eines Admirals, mit glitzernden Ordenssternen und Tressen geschmückt, stand er im strahlenden Sonnenschein auf der Kommandobrücke: eine sehr majestätische Erscheinung. Er machte großen Eindruck auf die Fischer von Portofino und auf meine Wenigkeit. Über dem zauberhaften Land und Meer lächelte unendlicher Frieden.

Und dann kommen noch ein paar vergnügte Sommertage in London, mit Tanz und Festen — und schon bricht der große Sturm los, der auch die stolzen Bengalireiter in den Schlamm der französischen Schützengräben hineinweht. Nach einer schweren Erkrankung bekommt Yeats-Brown einen Heimatsurlaub, und dabei geht ihm nach all den furchtbaren Erlebnissen an der Front der Begriff der Heimat erst recht klar auf: „Ich war ein Sohn dieses Landes und aus seinem Schoße hervorgewachsen wie die Saat, wie das Gras, wie die Eibe, unter der ich saß. Wie etwas unendlich Heiliges schwebte die Heimat mir damals vor Augen, und so schlug ich denn für immer Wurzeln in ihr — inmitten einer Welt, die aus den Fugen war."

Aber noch einmal treibt es ihn in die Weite — er meldet sich zu den Fliegern, lernt in der Türkei den Orientkrieg kennen, wird bei einem verwegenen Handstreich mit seinem Begleiter gefangen und sitzt zwei Jahre hinter Kerkermauern: da hat er nun Zeit genug, sich in Atemübungen nach Jogaart zu üben. Aber schließlich reißt ihm doch die Geduld, er macht einen Fluchtversuch, wird wieder eingefangen und muß den wüsten Traum der Gefangenschaft weiter erdulden:

Wie ich zunächst wegen des gefälschten Passes, den man in meiner Rocktasche gefunden hatte, zum Abschaum Konstantinopels in ein finsteres Verlies geworfen und später zu Einzelhaft verurteilt wurde; wie ich ein Besteck aus der Gefängniskantine verschwinden ließ und damit einen hübschen Kurzschluß inszenierte; wie ich Freundschaft mit einem Neffen des Sultans schloß, der hinter Mauern saß wie ich, weil er seinem Erzieher eine Kugel in den Kopf gejagt hatte . . . wie Robin und ich wieder ausbrachen; wie wir vierzehn Tage vor dem Waffenstillstand noch General Liman von Sanders sein Auto stahlen, einen prächtigen Mercedes, den wir im Hinterhof unseres Domizils versteckten und durch einen Tanzbären bewachen ließen — alle diese Erlebnisse klingen so unwahrscheinlich, daß ich nicht ausführlich auf sie eingehen will.

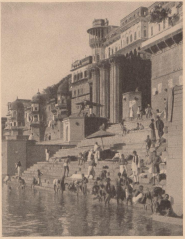
Als Major kehrt er zu seinem Regiment zurück und schlägt sich wieder mit den ewig aufsässigen Bergvölkern der nordindischen Grenze herum. Dann werden die Freiwilligenregimenter aufgehoben; er selbst hat beim Trainieren einen schweren Sturz mit dem Pferde getan, landet im Lazarett und reicht seinen Abschied ein.

Nach seiner Genesung begleitet er noch in amtlichem Auftrag einen amerikanischen Schriftsteller und seinen Photographen auf ihrer Reise durch Indien. Bei dieser neuen Pilgerfahrt durch das Riesenland bewundert er von neuem den Reichtum der alten längst vergangenen Kulturen aus ferner Vorzeit und das unerschöpfliche Leben der Gegenwart, das immer wieder über Tod und Verwüstung triumphiert.

Beim Tempelfest des Dschagganath in Puri bei Kalkutta, wo der Wagen des „Herrn der Welt" inmitten einer blumenstreuenden Volksmenge von dreitausend Pilgern durch das Löwentor in den Tempel gezogen wird, hat er wieder ein ernsthaftes Gespräch mit einem indischen Priester, der ihm vieles erklärt, was für den Europäer sonst widerspruchsvoll und unbe-

greiflich erscheint, und der ihm hinter den sichtbaren Sinnbildern dieses Götzenkults das Unsichtbare und wahrhaft Göttliche deutet. In Begleitung seines getreuen Naim Schah besucht er auch einen Jogi, der echte Wunder vollbringen kann. Und schließlich trifft er wieder mit Bhagawan Sri, dem Guru, und mit Schiwanand zusammen. Bei ihnen findet er auch Hastini, das junge Mädchen, das ihn einst in Benares geführt hat und nun Schiwanands Gattin geworden ist; denn die Ehe ist dem Schüler der Weisheit unverwehrt, und Hastini ist eine gute Gefährtin auf seinem Wege.

Sanft fragt ihn der weise Meister nach seinem Schicksal im Kriege, und so sprechen sie auch über das Vaterland, die beiden Menschen, von denen der eine aus dem Abendland stammt und der andere aus dem großen Mutterlande Indien. Auch hier findet der Guru die rechten Worte:



Tempel am Ganges
Aus Lechenperg „Das Rätsel Indien" (Ullstein Verlag, Berlin)

„Es ist gut, wenn man sein Vaterland liebt. Denn Krieg ist eine Krankheit, welche die Vaterlandsliebe heilen kann. Schiwa muß seinen Zins fordern, bis die Menschen ihn so sehen, wie er wirklich ist. Kriege sind Fieber. Sie kommen wie das Fieber, wenn eine Krankheit droht, und vergehen wie das Fieber. Und wäre das Fieber nicht, dann bliebe dem Kranken nur der Tod. Besser ist es freilich, weder Krankheit noch Fieber zu kennen, sondern die Liebe."

Die Liebe, die den Tod überwindet — kann man sie lernen?

Zuerst einmal muß man die innere Ausgeglichenheit erlernen, denn nur in der Stille kann die Liebe erblühen. Man muß damit beginnen, die ganze Schönheit der Welt zu atmen und damit in sich aufzunehmen, das Wunder des Ichs, das jedes neugeborene Kind mit seinem ersten Schrei verkündet, den Duft der Gärten und alles Lebendige, das in und um uns erblüht.

„Früher oder später wirft du einer von uns sein, weil im Menschen ein Trieb steckt, der stärker ist als alle äußeren Mächte. Wenn du vom Atem, der nur ein Hauch des großen Atems ist, mehr gelernt hast, wirst du bemerken, daß die Zeit den Menschen narrt, und wissen, daß sie nicht in den Rahmen unseres Ermessens fällt."

„In dieser Morgenstunde ahne ich dies."

„Ja, du beginnst die Liebe zu ahnen. Aber der sterbliche Geist kann ihre Höhen und Tiefen nicht fassen. In den Upanischaden steht geschrieben, daß am Anfang weder Zeit noch Wandel war, weder Sprache noch Gestalt, weder das Etwas noch das Nichts. Da kam die Liebe in diese Leere, als ein Atemholen der Schöpfung, und Welten wurden geschaffen. Natur und Wille wurden sodann geformt und beide durch die Liebe verbunden, damit die Drei ein Ganzes ergäben. Jede Religion der Welt verkündet dies."

So hat sich dem Pilger nach langer Irrfahrt die Pforte der Weisheit aufgetan; er hat das große Geheimnis der Liebe erfahren, das wahrhaft Göttliche, das in uns selber lebt . . .

Der Lama mit den fünf Weisheiten

Lama Yongden und Alexandra David-Neel: Mipam

Von Karl Blanck

Dies ist der erste Roman aus Tibet, den ein Tibeter geschrieben hat — aber nicht, um von dem geheimnisvollen Lande, dem er selbst entstammt, neue romanhafte Vorstellungen zu wecken, sondern um an ihre Stelle echte und unverfälschte Bilder von Dingen und Menschen zu setzen, ohne doch den märchenhaften Zauber zu zerstören, der das weltentlegene Hochland am Himalaja umgibt. Und auch Alexandra David-Neel hat sich damit begnügt, die Aufzeichnungen getreu zu übersetzen und im beständigen Einvernehmen mit ihrem Pflegesohn, dem Lama Yongden, nur soweit zu ergänzen, wie es die zusammenhängende Handlung eines Romans erlaubt und verlangt. So kommt dem eigenartigen Werke eine ungewöhnliche kulturgeschichtliche Bedeutung zu.

Es ist bekannt, welche überragende Bedeutung das religiöse Leben und die Priesterherrschaft in diesem Reiche der unzähligen Bergklöster besitzt. Es ist auch bekannt, daß die Weltanschauung dieses Volkes auf den buddhistischen Geheimlehren von der Seelenwanderung aufgebaut ist. Es ist weniger bekannt, daß neben dem Buddhismus noch eine tibetische Urreligion fortbesteht, mit einem primitiven Dämonenglauben und eigenen Zauberpriestern, den sogenannten Böns — wie es auch die buddhistischen Mönche auf einer höheren Stufe verstehen, seltsame Geheimkünste zu entfalten, die sie ihrer beispiellosen Kraft der seelischen Durchdringung verdanken. Von hier aus wird uns auch die Lehre von der Wiederverkörperung der alten Heiligen aus der geistlichen Führerklasse der Lamas in ihrem tieferen Sinne verständlich — als eine ewige Kette der Geister, die sich immer wieder durch Tod und Geburt erneuert, ohne jemals abzureißen.

Das also ist die Geschichte von Mipam, dem Lama mit den fünf Weisheiten, wie sie der Lama Yongden mit seiner Adoptivmutter David-Neel für die Menschen des Abendlandes aufgezeichnet hat:

Dem Dorfschulzen Abu Puntsog, das heißt dem „Ohm Puntsog", wird der dritte Sohn geschenkt. Wunder geschehen bei seiner Geburt:

> Vor der Morgendämmerung verbreitete sich übernatürliche Helle unter den hohen Bäumen am Waldrand, wo die ländliche Wohnung seiner Eltern stand. Auf dem Strohdach ließ sich ein Vogelpaar mit goldenem Schopfe nieder, obwohl es nicht die Jahreszeit war, in der solche Vögel nach jener Gegend wandern. Nach einer langen, für Pflanzen und Tiere harten Trockenzeit erquickte plötzlich, während die Sonne schien, reichlicher Regen die Erde. Ein großer Leopard zeigte sich unweit der Wohnung. Er benahm sich friedlich, würdig und furchtlos, richtete seine Blicke gespannt auf das Zimmer, in dem das Kind geboren ward, und die Mutter des Neugeborenen versicherte, ringsum den Gesang unsichtbarer Wesen gehört zu haben.

Dafür gibt es nach Ansicht der Umgebung nur die eine Deutung: der Neugeborene ist kein gewöhnliches Kind, sondern die Wiederverkörperung eines großen Heiligen, des wundertätigen Mipam Dulsthop, der vor mehreren hundert Jahren an den Eishängen des Himalaja gehauft hat. Erst vor kurzem ist seine siebzehnte Wiedergeburt, der mächtige Mipam Rimpotschu, gestorben, als Herr über fünf Klöster und viele leibeigene Pächter. So gibt es in den Augen des stolzen Vaters keinen Zweifel, daß seine Seele in dem Knaben wiedergekehrt ist, der darum auch den Namen Mipam, der Unbesiegliche, erhält.

Einige Jahre später ist die Wahl des neuen Lama, der als Wiederverkörperung des Heiligen gilt. Außer Mipam gibt es noch ein ganzes Dutzend von jugendlichen Anwärtern. Drei von ihnen werden von den Oberen des Hauptklosters ausgesucht und zu den üblichen Proben herangezogen: sie müssen aus einem Haufen von

Kleidungsstücken und Gebrauchsgegenständen diejenigen herauszufinden, die dem verstorbenen Lama gehört haben und noch andere Beweise ihrer Wesensgleichheit mit dem Heiligen bringen. Aber Mipam wird nicht einmal zur engeren Wahl zugelassen. Und doch wiederholen sich die Wunder um ihn. Nur die Mutter weiß davon, während der Vater sich dem dumpfen Groll über seine Enttäuschung hingibt.

Der Knabe selbst wächst still und unauffällig heran, von den Dorfjungen gelegentlich noch wegen seiner verlorenen Ansprüche verspottet. Meist muß er das Vieh seines Vaters hüten. Eines Abends fehlt der Leitstier, und die Angst vor der Strenge des Vaters treibt das Kind auf der Suche immer weiter in den Wald und die Nacht hinein, bis es vor Erschöpfung einschläft. Als Mipam am nächsten Morgen erwacht, umgibt ihn goldenes Licht. Ein paar Schritte entfernt liegt ein mächtiger Leopard, der ihn aufmerksam betrachtet. Er selbst empfindet keine Angst, sondern nur Bewunderung für die Schönheit des Tiers. Als ihn sein Bruder Doghal, den der Vater nach ihm ausgesandt hat, in so gefährlicher Gesellschaft entdeckt und auf den Leoparden einen vergifteten Pfeil abschießen will, wirft sich der Knabe dazwischen und empfängt eine Wunde, die der Bruder ausschneiden muß, um die Wirkung des Giftes aufzuhalten. Mipam zuckt bei der schmerzhaften Operation nicht einen Augenblick lang.

Aber eine andere Wunde brennt in ihm. Eines Tages ist er verschwunden, und der Vater glaubt ihn schon für immer verloren. Der Knabe aber hat aus dem Gebaren des Leoparden begriffen, daß auch die wilden Tiere nur deshalb dem Menschen feindlich gesinnt sind, weil der Mensch selbst sie als Feinde behandelt. So ist er ausgezogen, um das Land zu suchen, in dem die Geschöpfe einander liebend begegnen. Ein frommer Einsiedler, den er unterwegs trifft, lobt diese Gesinnung und nennt ihn einen Sohn des Tschenrezigs, des göttlichen Schirmherrn über das Land Tibet, in dem die Tugenden der Güte und des Mitleids zum Sinnbild erhoben sind. Aber er fügt hinzu: „Das Land, das du suchst, liegt nicht da, wo du hingehst. Es ist Sache der Leute deines Stammes, es zu schaffen. Kehre heim. Dein Vater Tschenrezigs wird dir eines Tages den Weg zeigen, den du einschlagen mußt."

Noch ein andrer Einsiedler, der in der Nähe seiner Heimat wohnt und den er um Rat fragt, erkennt das Außergewöhnliche in diesem neunjährigen Knaben und hält ihn für die Verkörperung eines verstorbenen Heiligen.

Auch er lehrt ihn Güte und Mitleid als Schlüssel wahrer Zaubergewalt zur zukünftigen Erreichung seines Traumlandes und warnt ihn liebevoll: „Du wälzest in dir Gedanken, die für ein Kind deines Alters sehr schwer sind. Wenige erwachsene Menschen können ihre Last ertragen. Du scheinst zu einem hohen Schicksal berufen."

Bei der Heimkehr wird er vom Vater mißhandelt; aber auf die Fürsprache des Einsiedlers hin kommt er nun zu einem Verwandten, dem Sterndeuter Schesrap, der ihn durch die Aufnahme in seinen eigenen Mönchsorden auf die künftige Klosterlaufbahn vorbereiten will. So wird Mipam Sterndeuter, vielmehr zunächst Schüler oder Diener eines Sterndeuters — ein kindlicher Novize im langen Mönchsgewand, der unverständliche Worte herbeten muß, deren Sinn der weise Lehrer vermutlich selbst nicht kennt. Auf diese Weise lernen die Schüler schließlich ganze Bücher auswendig, von denen sie nicht eine einzige Silbe verstehen. Viele von ihnen können überhaupt nur buchstabenweise lesen, ohne aus den einzelnen Schriftzeichen die Worte zusammenzusetzen. Mipam aber, der ein wunderbares Gedächtnis besitzt, lernt auf diese Art die ganze Bibliothek des Sterndeuters auswendig herunterzuplappern.

Im Alter von dreizehn Jahren lernt er die Tochter des reichen Kaufmanns Tenzing aus Lhasa, die zehnjährige Dolma, kennen und beschließt nach der ersten Begegnung, sie zu heiraten; denn sein Mönchsorden fordert keine Ehelosigkeit. In fünf Jahren will er um sie werben. Das Mädchen ist einverstanden; ihr Vater ahnt nichts von dieser Kinderverlobung und lädt den fleißigen jungen Mann ein, ihn zu besuchen, wenn er erst in Lhasa studiert, um ein großer Gelehrter zu werden.

Mipams Freundschaft mit Dolma bringt ihn auch im Palast des Landesfürsten, zu dessen Untertanen seine eigene Sippe gehört, mit den fürstlichen Kindern zusammen, und die Fürstin behält ihn in ihrem Dienst. So beginnt ein neues Leben für ihn; aber er langweilt sich bald in

seiner Untätigkeit. Nachts muß er mit in der fürstlichen Schlafkammer bleiben, um dem Fürsten Branntwein oder der Fürstin Bier zu bringen, wenn sie Durst verspüren. Mipam fühlt sich oft von einem wahren Ekel vor diesen schnarchenden Menschen erfüllt, mit denen er das Zimmer teilen muß — ja, sein eigenes Leben erscheint ihm sinnlos, wenn er an die seligen Träume von einem besseren Dasein in der Hütte des Einsiedlers zurückdenkt.

Auch die Fürstin ist auf ihre Art fromm. Sie lädt einen geistlichen Lehrer ein, um sich von ihm in die mystischen Geheimlehren der Jogi einweihen zu lassen. Der weise Meister ist durchaus kein anspruchsloser Asket. Ein besonderes Gebäude muß für ihn und sein Gefolge errichtet werden. Er bringt außer zwei geistlichen Schülern auch seinen eigenen Leibkoch mit, und der Fürst stellt ihm ein schönes, isabellfarbenes Reitpferd zur Verfügung. Die Fürstin aber und ihren aufgeblasenen Hofgeistlichen steckt der weise Lama einstweilen auf drei Monate in zwei lichtlose Kammern, in denen sie sich nach seiner Anleitung ungestört ihren geistlichen Übungen hingeben können. Mipam wird damit betraut, seiner Herrin durch einen kleinen Schalter in der wohlverschlossenen und versiegelten Tür die Mahlzeiten in ihre Klause hineinzureichen. In seiner freien Zeit befreundet er sich mit den beiden Schülern des Meisters. In ihrem Umgang wird ihm die eigene Unwissenheit erst richtig klar. Auch der Meister findet Gefallen an dem lernbegierigen Jungen und zeigt sich nicht abgeneigt, ihn bei seinem Abschied mit sich zu nehmen.

Aber es kommt alles ganz anders. Das Schicksal mischt sich ein. Es beginnt ein wahres Trauerspiel, das alle in sich hineinzieht. Dolma kommt zu Besuch, und die beiden Liebenden werden bei einem Zwiegespräch durch den ältesten Prinzen, einen rohen und dünkelhaften Burschen, gestört, der Dolma zu mißhandeln droht und von Mipam gebührend gezüchtigt wird. Vor der Rache des Fürsten gibt es nur eine Rettung: eilige Flucht über die Berge. Als Dolma schließlich vor Hunger und Müdigkeit schon fast dem Zusammenbruch nahe ist, da treffen sie einen Einsiedler, auf dessen Geheiß Mipam Nahrung aus dem nackten Felsen schlägt. Und als der Vorrat zu Ende ist, findet er mitten auf dem Wege ein Säckchen mit Fleischpulver, das wahrscheinlich ein Pilger verloren hat. Aber Dolma ist von dem doppelten Wunder erschüttert; sie glaubt immer fester an Mipams göttliche Berufung.

Inzwischen ist die Zeit für den Aufenthalt des Lamas am Fürstenhofe abgelaufen; die beiden Büßer werden befreit. Eine Fürsprache für Mipam beim Fürsten lehnt der Meister ab:

„Es hat keinen Zweck", sagte er, „der Junge geht seinen Weg; man darf ihm keine Hindernisse bereiten. Ich hätte ihn gern mitgenommen, aber mächtige Ursachen führen ihn anderswohin. Er möge gehen, wohin er muß."

Das isabellfarbene Pferd, das der Fürst ihm zur Verfügung gestellt hat, nimmt der Lama mit und verweigert den nachgesandten Boten die Herausgabe. Ihm gilt es nicht als Leihgabe, sondern als Geschenk, und der Fürst soll sich hüten, seine Macht auf die Probe zu stellen.

Der Fürst aber, der auch Mipams Flucht mit dem Verhalten des Lamas in Verbindung bringt, tobt über die neue Herausforderung und läßt einen Hexenmeister kommen, der durch seinen Dämonenzauber dem fernen Lama Schaden an Leib und Leben zufügen soll. Aber der Zauber mißglückt auf lächerliche Art. Ein zweiter Zaubermeister wird herbeigeholt, der über furchtbare Mittel verfügt. Wieder mißglückt der Zauber: der magische Pfeil, der den Lama aus der Ferne töten soll, trifft den Prinzen, der sich in die Nähe gewagt hat, um ein Kleidungsstück Mipams in die Schußrichtung zu legen und den Verhaßten dadurch in die Rache an dem Lama hineinzuziehen. Der Zauberer aber liegt tot in seinem ummauerten Häuschen. Auf seinem Halse sieht man die schwarzen Würgemale einer Riesenhand. Die Zaubergewalt des Lama hat sich stärker erwiesen als die Macht der feindlichen Dämonen.

Neben dem toten Prinzen findet man Mipams Weste, und der Fürst, der den wirklichen Zusammenhang nicht kennt, glaubt fest an Mipams Anteil bei dem Gegenzauber, der ihm den Sohn geraubt hat. So müssen Mipam und Dolma, die bei Freunden von Dolmas Vater Unterschlupf gefunden haben, jetzt Abschied nehmen. Um den Nachstellungen des Fürsten, unter denen auch Mipams Eltern schwer leiden müssen, zu entgehen, soll der Jüngling in Kaufmannskleidung mit einer Handelskarawane über die chinesische Grenze nach Dangar

ziehen, während das Mädchen zum Vater nach Lhasa zurückkehrt. Vorher erneuern sie ihr Verlöbnis im Tempel des Tschenrezigs. Dolma erinnert den Freund daran, daß ihn einst auf seiner ersten Flucht ins Land der Freundschaft der Einsiedler als Sohn des Tschenrezigs bezeichnet hat.

Unwillkürlich erhebt Mipam vor dem Altar seine Lampe, die er nach dem Gebrauch der Pilger mit sich führt, und aus der Tiefe seines Wesens quillt der Wunsch auf:

„Möchte ich dein Sohn sein!"

Plötzlich schlägt die Flamme der Lampe hoch auf und beleuchtet das Standbild des Gottes und den jungen Beter inmitten des strahlenden Tempels. Dolma weicht erschrocken zurück, Tränen seliger Ergriffenheit füllen ihre Augen, und beim Abschied bittet der Sakristan, der sie geführt hat und Zeuge des wunderbaren Augenblicks geworden ist, den jungen Mann demütig um seinen priesterlichen Segen.

Die Reise beginnt. Unterwegs erfährt Mipam, daß die langhaarigen Rinder, die geduldigen Yaks, die als Tragtiere für die Waren dienen, am Ziele in Dangar verkauft werden sollen, um geschlachtet zu werden, da sie für den Rückweg durch flinke Maultiere ersetzt werden können. Wieder ergreift ihn das heilige Mitleid mit dem Geschöpf, das der Mensch verfolgt; er weint vor Verzweiflung über seine Machtlosigkeit gegenüber dem Leiden der Welt und opfert alles Geld, das Dolmas Vater dem ritterlichen Beschützer seiner Tochter mitgegeben hat, um wenigstens einigen von den Tieren das Leben zu retten. Kurz vor dem Ziele noch kehrt er zur Nacht in einem nahen Kloster ein und begegnet dort einem geheimnisvollen Lama, der als irrsinnig gilt, aber in Wirklichkeit über die Gabe der inneren Erleuchtung verfügt und hellsichtig in Mipams Vergangenheit zu lesen versteht. Man muß durch die Wand hindurch sehen lernen, die uns von der Erkenntnis des eigenen Wesens, des eigenen Ursprungs, der eigenen Bestimmung trennt:

„Das Mädchen, an das du denkst, nicht wahr? Um die handelt es sich. Seit langem, langem treffen sich eure Wege zu eurem Glück oder Unglück. Oft genug seid ihr im vergangenen Leben den gleichen Weg gegangen. Ihr habt euch getrennt und wiedergefunden. Und nun ist sie auf deinen Weg zurückgekehrt. Doch die Reisegefährten halten nicht stets gleichen Schritt. Der eine geht langsamer, schlägt einen Seitenweg ein, hält sich in einer Gastwirtschaft am Wege auf oder setzt sich erschöpft unter einen Baum, während der andere sich sputet und vorbeigeht. Geh, geh, junger Kaufmann! Eine Wand ist vor dir, deren Steine Gedanken sind; ein Nebel umgibt dich, der aus Einbildungen besteht. Ha, ha, ha, ich bin wahnsinnig, mein Junge. Wahnsinnig, wie die, die glauben, durch die Wände zu sehen, wahnsinnig, wie die stumpfen Geister, die das für Unsinn erklären, was sie nicht begreifen können . . ."

Aus Mipam wird nun in Dangar wirklich ein Kaufmann — und sogar ein recht guter Kaufmann, der in seinen Unternehmungen eine glückliche Hand hat. Die Mönche des gastlichen Klosters vertrauen ihm ihre Waren an, die er mit den geretteten Yaks über die Grenze bringt und in China verkauft. Bald kann er Dolmas Vater auch das anvertraute Geld zurückschicken und sich dem Ziele seines jetzigen Daseins nähern: als wohlhabender Kaufmann den reichen Tenzing um die Hand seiner Tochter zu bitten, ohne eine Abweisung befürchten zu müssen. Daß er in aller Erwerbstätigkeit seiner höheren Bestimmung nicht ganz untreu geworden ist, das zeigt sich in der freundschaftlichen Begegnung mit Mr. Simon, dem ärztlichen Helfer des englischen Missionars. Über die Trennung des religiösen Bekenntnisses hinweg finden sich die Beiden in dem einen Glauben an das Gute, in der tätigen Liebe für die Mitgeschöpfe. Mipam möchte dem christlichen Freunde gern die eigentlichen Lehren der tibetanischen Religion klarmachen, damit er keine falschen Begriffe über die wahre Weisheit des Ostens in sein Land zurücknimmt. Aber Simon erwidert:

„Mein Land — ich glaube nicht, daß ich dorthin zurückkehre. Ich werde in China bleiben. In meinem Lande fehlt es nicht an Ärzten — hier bin ich nützlicher. Und dann . . . begreife ich Ihren Gedanken: er ist gut und rührt mich. Ich danke Ihnen dafür; doch es ist zwecklos. Ich suche mich nicht zu bilden, zu begreifen, irgendwas zu erreichen. In mir gibt es nur ein Gefühl: Mitleid. Ich will keinen anderen Führer."

Mipam begriff, daß jedes Zureden zwecklos wäre.

„Eines Tages im Walde", sagte er bewegt, „als ich noch ein kleiner Junge war, sagte ein Einsiedler zu mir, ich sei der Sohn des Tschenrezigs, des großen Erbarmenden. Sie sind sein Sohn, Mr. Simon."

„Alle, die Erbarmen mit den Unglücklichen haben, sind Söhne des gleichen Vaters", entgegnete der Australier und reichte Mipam die Hand nach der Sitte des Westens.

Damit nehmen sie Abschied voneinander. Eine Schreckensbotschaft hat Mipam erreicht: sein eigener Bruder Dogyal, dessen Pfeil ihn einst bei der Begegnung mit dem Leoparden ungewollt traf, ist von Dolmas Vater in das Geschäft aufgenommen und adoptiert worden, um Puntsogs Familie zu helfen. Der alte Tenzing hat in ihm einen brauchbaren Helfer gewonnen und will ihn nun mit Dolma vermählen. Mipam macht sich sofort auf den Weg nach Lhasa, mit reichen Geschenken, und wird von Tenzing gastfreundlich aufgenommen. Doch der Alte bleibt fest: der Plan ist längst mit Mipams Vater vereinbart — schon vor jenem Kinderverlöbnis bei der ersten Begegnung der Liebenden. Aber nach der Landessitte des mittleren Tibet kann Mipam als Dogyals Bruder zugleich auch Dolmas zweiter Gatte, ihr Nebenmann, werden. Eine solche Teilung widerspricht seinem geläuterten Empfinden aufs tiefste, er will nichts davon wissen und Dolma allein besitzen.

Das Mädchen selbst ist müde und traurig, sie wagt als gehorsame Tochter nicht, sich dem Willen des Vaters offen zu widersetzen. So bleibt nur eine heimliche Entführung, für die eine weibliche Mittlerin in Anspruch genommen werden muß, um alles vorzeitige Aufsehen zu vermeiden. Aber das Mädchen scheut auf der Schwelle des Vaterhauses zurück, als Mipams Abgesandte sie anfaßt, um die Zögernde auf die Straße zu ziehen: „Ich kann nicht!" stammelt sie, von der fremden Berührung zu Tode erschreckt. Ein Knecht erscheint, verjagt die Fremde. Dröhnend schließt sich das Tor.

So bleibt Mipam nur noch der Verzicht. Er hinterläßt Dolma noch eine letzte Botschaft, daß er sie stets lieben wird und ihr Versprechen mit sich nimmt; es wird sich in einer anderen Welt erfüllen. Und doch kann er noch immer nicht alle Hoffnung aufgeben und kämpft während seiner ganzen Reise mit dem Gedanken an Umkehr. Nach Dangar will er nicht wieder zurück, eingedenk eines rätselhaften Wortes, das ihm der geheimnisvolle Lama in dem gastfreundlichen Kloster beim Abschied mitgegeben hat: „Die letzte Nachtwache! Das Morgenrot und das Erwachen sind nahe. Gehe ihnen entgegen und kehre nicht nach Dangar zurück!"

Von reisenden Mönchen wird er an einen Seher verwiesen, um sich Rat und Auskunft zu holen; von hier aus aber gelangt er auf seltsamem Wege, wider eigenen Willen, durch einen scheinbaren Irrtum, in das großartige Felsenkloster von Ngarong, das schon vor achthundert Jahren begründet und im Lauf der Jahrhunderte zu einer ganzen Felsenstadt mit einem herrlichen Tempel und unzähligen Einsiedlerklausen geworden ist. Und hier offenbart sich ihm auf wunderbare Weise das Geheimnis seiner Bestimmung. Schon unterwegs nahen sich die Tiere des Waldes ohne Scheu — die frommen Brüder haben sie durch Schonung und Fürsorge an Menschennähe gewöhnt. So ist er doch noch in das Land der Freundschaft gelangt, das er von Jugend an gesucht hat. An untrüglichen Zeichen, von denen er selbst nichts ahnt, erkennen die Mönche in ihm die Wiederverkörperung ihres Begründers, des Mipam Rintschen, der um der fünf Weisheiten willen, die er suchte, einst seine junge Frau verlassen hat. Auch ihre Seele ist seither immer wiedergekehrt, um den treulosen Gatten an der Erkenntnis dieser Weisheiten zu hindern. In Dolma hat sie ihre letzte und edelste Verkörperung und damit ihre Erlösung gefunden.

Nach seinem Abschied ist Dolma zu Tode erkrankt; ihre Seele will ihm die Treue bewahren und verläßt den sterbenden Leib, um ihm zu verkünden, daß sie nach ihrem Tode in männlicher Gestalt wiedergeboren werden und als sein Schüler zu ihm noch in diesem Leben zurückkehren wird, um von ihm die Weisheiten zu erfahren, die er ihr einst versagt und um deretwillen er sie vorzeiten verlassen hat. Um den Weg der Heiligung zu betreten, ist sie noch vor ihrem Ende Nonne geworden und hat den Boten, die ihm ihren Tod melden sollen, mit untrüglicher Sicherheit den Ort angegeben, an dem er jetzt weilt und von dem niemand sonst etwas ahnt.

Als die Boten im Kloster eintreffen und ihm ihr letztes Geschenk und ihren letzten Gruß überbringen, da läßt er jeden Zweifel fahren, der ihn noch immer hindert, ein so seltsames Schicksal zu begreifen. Die Wand ist gefallen, die seinen Blick begrenzt hat. Er bekleidet sich mit dem Abtsgewand und begrüßt die versammelten Mönche:

„Meine Söhne, euer Lama ist wiedergekehrt."

Nora Waln / Süße Frucht — bittre Frucht China

Von Dr. Curt Elwenspoek

Um dies gleich vorwegzunehmen: Nora Waln hat mit ihrem „House of Exile" (deutsch: „Süße Frucht — bittre Frucht China"), das bereits in zehn verschiedenen Ländern erschienen ist, ein ungewöhnliches Buch geschrieben, das uns unerwartete Einblicke in die chinesische Seele gewährt.

Zudem entbehrt das Buch nicht einer tragischen Aktualität. Sind nicht die Zeitungen in jedem Jahre immer wieder erschreckend voll von den nicht enden wollenden Meldungen über die chinesischen Überschwemmungskatastrophen, die stets Millionen Menschen den Tod bringen und unvorstellbare Werte vernichten? Wie ein Leitmotiv zieht sich durch das Buch Nora Walns, die mit den Augen des Chinesen zu sehen gelernt hat, die immer wieder aufflackernde Warnung: Vernachlässigt die „großen Drei" nicht, den Yang-Tse, den Gelben Fluß und den großen Kanal, deren Dämme und Deiche seit mehr als zwei Jahrzehnten bröckeln! Aber man hat sie vernachlässigt und die bittere Frucht ihres Zornes ernten müssen.

Was weiß nun Nora Waln zu berichten? Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand einer ihrer Vorfahren, ein Waln aus Pennsylvanien, in Handelsverbindung mit dem reichen Hause Lin, einer chinesischen Apotheker- und Drogisten-Familie, deren einer Zweig seit Jahrhunderten in einer großen, „Haus der Verbannung" genannten, Siedlung bei Ho-pei im Norden des Landes ansässig war. Diese Handelsbeziehung führte zu einer Freundschaft, die sich mit chinesischer Selbstverständlichkeit von Generation zu Generation vererbte; denn in China ist nicht der Einzelne Träger des Lebens, sondern die Familie. Die Zeit spielt bei einem Volke, dessen Sprache keinerlei Zeitformen kennt, keine Rolle.

Eines Tages wird die junge Studentin Nora Waln in ihrem amerikanischen College von der Dame Shun-ko aus dem Hause Lin, die mit ihrem Mann Amerika bereist, angerufen und als Tochter jenes längst verstorbenen Waln nach China eingeladen. 5 Jahre später zieht Nora Waln als „Tochter aus Zuneigung" und damit als gleichberechtigtes Familienmitglied der Familie Lin in das Haus der Verbannung ein, um nun drei Jahre als Chinesin unter Chinesen zu leben. Sie lernt das wunderbar disziplinierte, patriarchalische Leben in einer edlen chinesischen Familie kennen, in all seinen sinnvollen Formen, mit all seinen uralten Bräuchen und seinen Gesetzen. Sie erwirbt das väterliche Wohlwollen des „Ältesten" wie auch seiner gestrengen Gattin, der ehrwürdigen „Dame des höchsten Ansehens". An allen Arbeiten, an Festen und Leichenbegängnissen nimmt sie drei Jahre lang teil; auch die strenge, ja grausame Familien-Justiz lernt sie kennen.

In der Zeit, da der Reis Frucht trug, erfuhren wir, daß Ko-nen schwanger war. Sie hatte im Ehebett nicht empfangen, und ihr Mann lebte nun aus Geschäftsgründen in Kanton, wo er von neuem gefreit und drei Söhne gezeugt hatte.

Eine Ehefrau kann wegen Ungehorsams in ihr Vaterhaus zurückgeschickt werden, denn Eintracht ist der Grundton des Zusammenlebens in den Höfen des Hauses. Wenn aber eine Braut das Vaterhaus als Jungfrau verläßt, dann gilt spätere Unkeuschheit als ihres Mannes Schuld, er allein hat die Pflicht, die Strafe über sein Weib zu verhängen — Tod durch Erwürgen.

Der Älteste des Hauses der Verbannung berief den Gatten Ko-nens heim. Er kam. Er sah seine Frau. Und er versetzte die ganze Heimstatt in Staunen, als er einen Familienrat in der Ahnenhalle zusammenrief und erklärte, daß er Willens sei, das Kind, das Ko-nen unter ihrem Herzen trage, als sein eigenes anzunehmen. Aber die Heimstätte verweigerte die Zustimmung.

In China darf während der Schwangerschaft an einer Frau keine Strafe vollzogen werden. Seit seiner Ansprache im Ahnensaal weigerte sich Ko-nens Ehemann, der die Heimstätte erst nach der Geburt wieder



Der Ahnherr Waln, der Hausfreund der Familie Lin

verlassen durfte, am Familienleben teilzunehmen, auch nahm er keine Nahrung als nur Reiswasser zu sich.

Der Verdacht fiel auf seinen Vetter, einen Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, der im Erntemond eine Tochter der Hos, die Nichte Shun-kos, hätte heiraten sollen. Das Haus Ho forderte augenblicklich die rote Karte der Zustimmung und sandte die Verlobungsarmreifen zurück.

Ko-nen hatte mit siebzehn Jahren geheiratet. Jetzt war sie zweiundzwanzig. Ich hatte sie immer für reizlos gehalten — die Lins auch. Aber sie wurde durch ihren Zustand nicht verunstaltet wie die meisten Frauen. Sie blühte auf. Ihre matten Augen fingen an zu leuchten, ihr Haar bekam Glanz. Ihre Blässe verwandelte sich in rosige Zartheit. Unter dem Gewand, das bis dahin flach angelegen hatte, schwellten ihre Brüste in lieblicher Rundung.

Trotz der allgemeinen Ablehnung gedieh sie zu strahlender Schönheit, und als ihre Zeit um war, gab sie, fast ohne zu leiden, einem Sohn das Leben. Tags darauf, als ihre Dienerin Frühstück brachte, hatte sie Goldfarbe geschluckt und auch ihrem Kind davon zu schlucken gegeben. Schön, wie so manche Kinder der Liebe, ruhte es tot in der Toten Arm.

Die Sünde eines Sohnes kann die Heimstatt im tiefsten Grunde faulen machen und die ganze Familie dem inneren Verfall ausliefern. Keine Sünde aber ist so verräterisch wie die „Überschreitung der Schwelle der Orchideentür".

Er, der im Verdacht stand, die Frau seines Vetters erkannt zu haben, wurde zu einer Unterredung vor der versammelten Sippe beschieden, an der drei Vertreter des Kantoner Linhauses teilnahmen. Im Kreis der Tafeln, die seine Vorfahren verkörpern, wurde er angeklagt von seiner nächsten Verwandten, seiner eigenen Mutter. Seine Schuld stand ohne jeden Zweifel fest. Er war allgemein beliebt gewesen — dennoch fand sich unter all den Lins — Männern, Frauen und Kindern — keiner, der seine Stimme für ihn erhoben hätte. Eine einzige Stimme hätte ihn retten können — oder aber das Erscheinen zweier grauer Tauben auf dem Dach der Ahnenhalle.

Enterbt wurde er, ausgetrieben, verdammt für immer, den Namen eines Ausgestoßenen zu tragen. Keinen Platz sollte er haben, seinen Leib einst inmitten der Seinen in die Erde zu betten — keine Lebenstafel in der Ahnenhalle — kein Recht auf das Erbe, weder für sich noch für seine Nachkommen. Nur ein baumwollenes Gewand und Strohsandalen gab man ihm mit, dazu ein Päckchen Reisnahrung für drei Tage.

Auf einer kurzen Reise in ihre pennsylvanische Heimat lernt Nora Waln einen englischen Diplomaten in chinesischen Diensten kennen — „ein inneres Gefühl sagte mir im ersten Augenblick, daß dieser Mann mich heiraten würde" —, der später bei den Lins um ihre Hand anhält.

Nora Walns Gatte hat zuerst seinen Sitz in Nanking. Das erste Jahr der Ehe verrinnt im gesellschaftlichen Leben der diplomatischen Kreise der Hauptstadt. Ein sehr anziehender Briefwechsel mit ihrer „Mutter aus Zuneigung" fällt in diese Zeit — März 1924. Schon ist von Sun-Yat-sen die Rede und von dem bolschewistischen Agitator Michael Borodin. Dann muß das junge Paar infolge Versetzung plötzlich nach



Nora Waln — die Tochter des Hauses Lin

Kanton übersiedeln, sehr zum Entsetzen seiner nord-chinesischen Dienerschaft, denn:

Fürchte nicht den Himmel,
Fürchte nicht die Erde —
Doch sei klug und fürchte dich
Vor allen Kantonleuten.

Den tiefgehenden Gegensatz zwischen Nord und Süd erfährt Nora Waln in Kanton, wo sie an der Seite ihres Gatten die nächsten zehn Jahre mit geringen Unterbrechungen auf der kleinen Diplomaten-Insel, dem Eiland Shameen im Perlenfluß, wohnt, auf das schmerzlichste. Zunächst empfindet sie die Spannung zwischen Chinesen und Weißen sehr stark. Kein Chinese betritt ihr Haus, auch nicht ihre Verwandten von jenem Zweige der Familie Lin, der in Kanton ansässig ist. Nur zwei ihrer Wahl-Schwestern aus dem Hause der Verbannung, Su-ling, die sich der revolutionären Partei angeschlossen hat und sich europäisch kleidet, und Mai-da, ihre Lieblingsschwester, mit der sie jahrelang im Hause Lin das Zimmer geteilt, besuchen sie. Mai-da hat gegen den Wunsch ihres Herzens, das einem Mandschu-Prinzen Erhörung gehört, auf Befehl der Familie heiraten müssen und sich selbstverständlich damit abgefunden. Bei Su-ling aber trifft unsere Dichterin Sun-Yat-sen und Borodin.

Eines Tages stand Sun-Yat-sen an Su-lings Tisch und bat um eine Tasse Tee. Als man ihn erkannte, hörte jedes Gespräch auf; alles war still. Seit 40 Jahren hatte er dafür gekämpft, China frei und unabhängig zu machen. Er hatte die morsche Mandschu-Dynastie gestürzt — aber wie oft er auch geglaubt hatte, eine wahrhafte nationale Republik aufrichten zu können, stets war es ein Fehlschlag. Freilich war sein Ruf makellos. Alle diese jungen Menschen vergötterten ihn. Dann sprach er, und seine Rede war der beste Appell für Volksherrschaft, den ich je hörte. Man empfand seine Festigkeit, seinen Mut und seine Ehrlichkeit. Seine Augen strahlten, seine Wangen waren gerötet, sein ganzes Gesicht leuchtete, sein Leib war straff und kraftvoll. Es schien mir unfaßlich, daß dieser Mann an einer tödlichen Krankheit leiden sollte. Nach der Ansprache stellte er seinen Gefährten vor — Herrn Michael Borodin. Herr Borodin sei aus Rußland gekommen, um zu helfen, eine einige Republik aufzurichten. Borodin verbeugte sich. Er machte nicht den Fehler, selbst das Wort zu ergreifen.

Aber die Kuomintang, Sun-Yat-sens Partei, zerbröckelte schon damals. Seine eigenen Truppen begingen die wüstesten Ausschreitungen. Die Bürger lehnen sich dagegen auf, und der Bürgerkrieg ist die Folge. Aus dem Freund Borodin wird ein gefährlicher Vergifter der chinesischen Jugend, und wir erleben die Erhebung der chinesischen Nationalisten gegen den Bolschewismus, zugleich auch gegen Japan-England. Die Zeit der schweren Kämpfe, die 1927 einsetzen, muß Nora Waln zum Teil in England und in Italien zubringen. Aber mit beispielloser, geradezu abenteuerhafter Kühnheit erkämpft sie sich den Weg zurück an die Seite ihres Mannes.

Inzwischen hat Marschall Chiang-Kai-Shek versucht, Ordnung zu schaffen. Aber im Herbst 1930 ist das chinesische Volk von den endlosen politischen Kämpfen so zermürbt, daß es „für beinahe unanständig galt, sich mit Politik zu befassen". Aber Chiang-Kai-Shek bleibt weiter bemüht, das chinesische Volk zu einer Nation zu vereinigen.

Während der immer wieder aufflackernden Straßenkämpfe des Bürgerkrieges, den Nora Waln aus allernächster Nähe miterlebt, ist Mai-das Mann, selbst ein revolutionärer Kämpfer, von einem geheimen Vollzugs-Komitee beiseitegeschafft worden. Unmittelbar nach seinem Tode hat Nora Waln von ihm einen Brief und ein Päckchen erhalten mit der Bitte, es nach Ablauf der drei Trauerjahre seiner Frau Mai-da zu übergeben.

Wir holten das Paketchen von der Bank und öffneten es. Ein Brief lag darin, am Tage seines Todes geschrieben:

„Meine liebste Liebe!

Der Mond bleibt nicht lange rund, die vom Sonnenuntergang gefärbten Wölkchen sind bald zerstreut. Bevor ich Deinen Schleier hob und wir uns kennenlernten, drang der Klatsch an mein Ohr, daß Du Dein Herz einem anderen geschenkt hättest. Widerstrebend nur ging ich unsere Ehe ein, die nach altem Brauch geschlossen wurde; doch sechs Jahre hindurch hast Du mich glücklicher gemacht, als die Götter sind, und hast mir so viele Freuden geschenkt, wie sie einem Mann nur selten zuteil werden. Glück weitet den Verstand — andauerndes Glück, langes Leben und Gesundheit sind die Dinge, die der Mensch begehrt. Ich habe das erste und das letzte gehabt. Ich weiß, daß ich das zweite nicht haben kann. Ich habe mich auf politische Irrwege begeben; es wird nicht mehr lange dauern, bis ich eines Tages aus Deinen Armen weggehe und daß mein Leib, ohne meine Seele, Dir zurückgesandt wird. Härme Dich nicht länger, wenn die Zeit der Trauer vorbei ist. Forsche nicht nach den Einzelheiten meines Todes. Nachforschungen würden mich nicht zum Leben auferwecken, Dich aber könnten sie in Gefahr bringen.

Dir, meine süße Blume, wünsche ich lange Jahre des Glücks. Nach den Sitten unseres Landes kann ich Dir kein Privatvermögen hinterlassen. An dem Tag, an dem Du dies liest, wird mein Besitz an die Familie übergegangen sein. Er wird das Vermögen der Sippe beträchtlich vergrößern, und wenn ich diesem Brief ein Geschenk beilege, glaube ich nicht, unrecht zu handeln. Ich möchte, daß Du selbständig bist. Obwohl Du einen anderen liebtest, bist Du doch stets gütig zu mir gewesen; nun möchte ich Dir helfen, den Mandschu zu heiraten, den die politische Lage seines ererbten Vermögens beraubt hat."

Dem Umschlag lagen bei: 7000 Pfund in englischen, 100 000 Franken in französischen Geldnoten und 32 000 Dollar in amerikanischen Staatspapieren.

Es folgt dann die Epoche des Anti-Japan-Bundes.

Überall in China steigerte ein Vorfall nach dem anderen die Spannung zwischen den beiden Ländern. Tag um Tag mußte sich die Nankinger Regierung mit Bürgerkrieg und Innenpolitik beschäftigen — und indessen rückte Japan vor. Und die Studenten schrien nach Krieg. — Um diese Zeit erwarb Erh-sung, der Mandschu-Prinz, den Mai-da so lange Jahre liebte, das chinesische Bürgerrecht. In aller Stille heirateten die Beiden.

Und noch einmal kehrt Nora Waln als Tochter im Hause der Verbannung ein, und zwar, um dem Familienrat das Manuskript ihres Buches zur Genehmigung vorzulegen, deren sie als gehorsame Tochter des Hauses Lin bedarf.

Am ersten Nachmittag nach meiner Ankunft las Yeng-peng dem Ältesten auf chinesisch den Brief des Verlegers vor, der mich bat, ihm mein Buch über China zu schicken. An den folgenden Nachmittagen las er mein ganzes Manuskript vor, das ich nur einschicken wollte, falls die Familie es erlauben würde.

Der Familienrat diskutiert: „Es ist gewiß eine Leistung für eine geschwätzige Frau, so viele Blätter vollzuschreiben", sagt der eine Onkel. Ein anderer: „Das, was auf dem Papier steht, ist nichts als der gewöhnliche Tageslauf in irgendeiner Familie. Da sollte man besser eine Auswahl der Klassiker schicken, damit die Leser der Außenwelt einen Begriff von der Größe Chinas bekommen." Aber Kuei-tzu, die Dame des höchsten Ansehens, nun 96 Jahre alt, spricht: „Gelehrsamkeit ist nichts für eine Frau. Wollte sie die Klassiker übersetzen, würde sie sich ohne Grund die Augen verderben. Sie braucht nichts zu wissen als die Kunst, Männer zu behandeln. Und das kann jede Frau, wenn sie gut kochen kann!"

Und die alte Dame nimmt Nora Waln in ihr Zimmer und gibt ihr das eifersüchtig gehütete Rezept für ihren Honig-Ingwer.

Aber Shun-ko, ihre „Mutter aus Zuneigung", der wir dafür Dank wissen wollen, erwirkt der Dichterin vom Ältesten die Erlaubnis, ihr Buch zu veröffentlichen.

Menschen in China / Zwei neue Werke von Pearl S. Buck

Mit dem Roman „Das geteilte Haus" (Paul Zsolnay, Berlin-Wien-Leipzig) beendet Pearl S. Buck die Chronik des Hauses Wang. Wang, der Tiger, der sein Leben lang auf eigene Faust und Rechnung Krieg geführt und geplündert hat, ist alt und hinfällig geworden, aber noch immer ist er der Herr im Hause. Sein Sohn Wang Yuan, den er mit Strenge behandelt, obwohl er ihn liebt, verläßt seine Heimat, weil der Vater ihn zu einer Heirat zwingen will. Jahrelang lernt und studiert er und erhält nach seiner Rückkehr aus Amerika eine Stelle als Lehrer in der neuen südlichen Hauptstadt. Obgleich Wang Yuan von seinem Vetter, einem der führenden Revolutionäre, auf diesen Posten berufen ist, wehrt er sich doch stets gegen eine verpflichtende Bindung an den Kreis der gewaltsamen Erneuerer. Die nie vergessene Sehnsucht nach der Verbundenheit mit der Erde, die das Leben seiner Vorfahren bestimmt hat, führt Wang Yuan beim Tode seines Vaters endgültig zu einem naturnahen Dasein an der Seite einer von ihm verehrten Frau zurück.

Stärker noch als dieser Roman, der eine gewisse Breite, ja Langatmigkeit aufweist und die ursprüngliche, instinktive Darstellungskunst oft vermissen läßt, wie sie die Dichterin in ihren früheren China-Büchern bewies, ist ihr Novellenband „Die erste Frau" (ebenda). Wiederum sind es die Menschen und das Land China, die hier gestaltet sind: Menschen im Zusammenstoß zweier Weltanschauungen, des alten und des modernen China — und Menschen, deren Leben durch die furchtbaren Überschwemmungen der großen Flüsse gefährdet oder sogar vernichtet wird. So erzählt Pearl S. Buck von der Mutter, die ihr ganzes Geld für das Studium des Sohnes geopfert hat und nun, da sie im Alter bei ihrem modernen Sohne und seiner modernen Frau lebt, kaum noch geduldet wird. Oder sie berichtet vom Schicksal eines Chinesen, dessen Haus abgerissen wird, um Raum für die neue, breite Straße zu gewinnen. Realistisch stark und doch zart ist die Gestaltung dieser Geschehnisse, die eine Vorstellung des chinesischen Lebens von gestern und heute geben.

M. Weidenbach



Rechts:
Eine Dame reist in der Sänfte



Links:
Erntearbeit

Unten:
Große Wäsche



Frauen in China

Diese Bilder aus dem chinesischen Frauenleben sind Aufnahmen von Frau Nora Waln, die uns ebenso wie das Bildnis ihres Ahnherrn Jacob Shoemaker Waln (auf Seite 118) zur Verfügung gestellt wurden, um unseren Lesern einen Einblick in chinesisches Kleinleben, heute wie vor Jahrhunderten, zu geben.

A. T. Hobart / Petroleum für die Lampen Chinas

Von Dr. Herbert Kranz

Nach den Romanen aus dem heutigen China Pearl S. Bucks und der Nora Waln erscheint mit A. T. Hobart ein neuer amerikanischer Autor in deutscher Übersetzung, dessen Werk, ein starker Band (448 Seiten), von China erzählt. Frau Bucks Eigenart ist es, chinesisches Leben fast ganz vom Chinesen her wiederzugeben — Hobart aber setzt es sich zur Aufgabe, das unendliche Land und seine so schwer zu durchschauenden Menschen vom Ausländer aus zu schildern, den das Schicksal von Amerika nach China verschlägt und der dort nun mit den Chinesen leben muß.

Was der Verfasser zu sagen hat, zeigt er am Schicksal des jungen Amerikaners Stephen Chase. Der sitzt in China „gegen den Norden zu, dort wo die roten Ebenen der Mandschurei sich Sibirien nähern" und soll hier nun für die American Oil Company an die Eingeborenen Petroleum verkaufen. Das geht wohl, aber nicht sehr gut, und der intelligente Junge sieht auch, warum es eigentlich nicht besser geht: die Chinesen haben ja gar keine Lampen, in denen sie Petroleum brennen könnten!

Wenn es nur möglich gewesen wäre, abends zu lesen! In Verzweiflung hatte er Kin (den Diener) veranlaßt, eine Kerze auf den niedrigen Tisch innerhalb des Netzes aufzustellen. Es war eine von den chinesischen Kerzen, seine eigenen waren zu Ende gegangen. Die Flamme war schwach, der harte Bambusdocht rauchte und Flocken von Ruß fielen auf die Seiten seines Buches. Er kroch unter seinem Netz hervor und ging in den Hof hinaus. Hier war es still und einsam. Er schlenderte in den gegenüberliegenden Hof. Eine Tür stand offen und er sah im Innern ein schwaches Licht. Träge kam er näher. Er sah die übliche Ziegelplatte, und auf dieser lagen, in einer Reihe, die Köpfe ihm zugewandt, schlafend die kleinen Lehrlinge des Ladens. Sein Auge wurde jedoch von etwas Ungewohntem angezogen. Am Ende des K'ang (der Schlafbank) beugte sich ein Junge über ein chinesisches Buch. Auf dem Tisch an seiner Seite stand eine primitive Lampe! Im Halse eines Ziegels, der mit Bohnenöl gefüllt war, durch einen Zimpfropfen gesteckt, brannte ein Wattebausch.

„Ich habe auch gelesen und sah dein Licht", sagte Stephen. Er sprach sanft und hoffte den Jungen nicht erschreckt zu haben. Das Kind war trotzdem erschreckt, wie es alle Kinder vor Stephens fremdartiger Erscheinung waren. Doch die Maske seiner Gleichgültigkeit war vollendet.

„Ai, Hochzuverehrender."

„Woher hast du deine Lampe?" erkundigte sich Stephen.

„Ach, das ist ja gar nichts", erwiderte der Junge.

„Hast du sie selbst gemacht?"

„Nein, nein, ich habe sie in der großen Stadt an der Küste gekauft, als ich dort war."

Stephen wußte jedoch, daß der Junge sie selbst angefertigt hatte, denn der Tiegel war einer von seinen eigenen leeren Senffrüchtetiegeln; das Schild klebte noch daran.

„Er maskiert seine Tat unwillkürlich, wie es seine Eltern tun", dachte Stephen. Doch plötzlich war die Erwiderung des Jungen von keiner Wichtigkeit mehr. Der Knabe hatte eine Lampe geschaffen, wenngleich eine primitive! Hier herrschte ein Wunsch nach Veränderung — und „Licht war für Stephen das Sinnbild des Fortschritts".

So kommt der Amerikaner darauf, von seiner Gesellschaft Hunderttausende kleiner Lampen verschenken zu lassen; nachdem diese im Lande sind, steigert sich der Absatz des Petroleums natürlich sehr, und durch diesen Einfall Stephens gewinnt er auch bei seiner Gesellschaft, er wird befördert, er scheint das Leben bezwungen zu haben, selbst hier, wo das Leben so unerhört schwer ist, weil es sich dem Amerikaner immer wieder verschließt.

Die Chinesen, mit denen er umgeht, sind ihm nah, aber zugleich ganz fern — nie sieht er ihr wirkliches Gesicht, sondern immer nur eine Maske; er lebt mit ihnen, er verdient Geld an ihnen — und zugleich ist er ihnen ausgeliefert, ja sie enteignen ihn auf eine völlig unsichtbare Weise. Aufs unheimlichste wird das an seinem Diener Kin offenbar; in zwei Tagen sind zwei Pfund Kaffee verbraucht, zwei Dutzend Bananen erscheinen auf der Abrechnung, die gar nicht auf den Tisch gekommen sind, Kohlen sind eben gebracht worden und sogleich wieder ist die Kiste leer — ein entnervender Kleinkrieg

um die Dinge des täglichen Lebens setzt ein — aber Kin ist unentbehrlich und kann nicht fortgeschickt werden. Shafe und seine Frau sind wie in einem unsichtbaren Netz: er bekommt eine Gehaltszulage, er hofft, etwas sparen zu können — aber im selben Augenblick erhöhen sich alle Ausgaben, sie wissen nicht, wo ihr Geld bleibt — aber Kin weiß es. Er erhöht die Preise, er nimmt von jeder Ausgabe einen Tribut für sich, nur ein paar Kupferstücke immer, aber er wird reich dabei, der Unentbehrliche! Doch ist er nicht etwa ein Schuft, ein Gauner — er ist ein vortrefflicher Diener, ohne ihn könnte Stephen hier überhaupt nicht leben: er ist als Chinese unerschütterlich in seinem Wesen und unwiderstehlich in seinem passiven Widerstand gegen alles, was er nicht will.

In diesem aufregenden Verhältnis zwischen Herrn und Diener wird deutlich, was der Verfasser überhaupt mit seinem Buche zeigen will: die Amerikaner machen Geschäfte, sie kommen voran in China, selbst als die Revolution das Petroleumgeschäft zunichte macht, können sie „groß verdienen", weil sie sich rasch auf die Lieferung von Benzin für Automobile umstellen — die Firma floriert, aber die einzelnen Weißen müssen das hart büßen, denn dieser rätselhafte Osten mit seiner schrecklichen Einsamkeit und seinen undurchsichtigen Menschen ist stärker als sie, und jeder bezahlt die Rechnung mit einem zerstörten Leben. Stephens Kind stirbt, seine Frau muß sich von ihm trennen, dem einzigen Chinesen, der ihm nahe gekommen ist, bringt diese Freundschaft mit dem Weißen den Tod — und dabei ist es nicht einmal möglich, sich von diesem mörderischen Lande zu lösen, denn nachdem Stephen hier die besten Jahre seines Lebens zugebracht hat, kann er „drüben", in Amerika, den Lebenskampf nicht wieder von vorn anfangen. Er ist dem fremden Lande verfallen und wird hier zugrunde gehen — das Land ist stärker als die fremden Eindringlinge, die hier „Geld machen".

Und das ist es, was die fremden Eindringlinge im Tiefsten schwächt: nur um des Geldes willen, nur um rücksichtslos zu verdienen, kommen sie ins Land, es ist ihnen nicht mehr als eine Beute, und von daher haben sie eben dem ungeheuren Gewicht des Chinesentums kein angemessenes Gegengewicht entgegenzusetzen — kein Glaube, keine Überzeugung, kein nationaler Gedanke steht hinter der Petroleumgesellschaft, sondern nur der brutale Wille, rasch reich zu werden. „Petroleum für die Lampen Chinas" heißt in Wirklichkeit „Geld in die Taschen der Aktionäre", und wenn der Held des Buches sich fragt, wofür er nun eigentlich die unsäglichen Opfer seines Lebens gebracht hat, so muß er sich sagen, daß alles umsonst war, wie jedes Leben, über dem keine Fahne weht.

Ein Tor wird geöffnet

Von A. T. Hobart

Aus dem Roman:
„Petroleum für die Lampen Chinas"

Stephen saß schweigend da, so unbeweglich wie der hochgewachsene Chinese an seiner Seite und bemühte sich, nicht zu denken. Das Nichtstun war das Schwerste, das er zu lernen hatte — die gewohnte Spannung seines Geistes aufzugeben und passiv zu werden. An diesem Abend nagte der Wunsch, etwas zu tun, an ihm, wie Hunger am Magen. Nur mit allerhöchster Schwierigkeit konnte er seinen Geist von den Dingen seiner eigenen Welt fernhalten.

Die Matrosen der Barkasse bewegten sich um sie herum und bereiteten alles für die Nacht vor, dann sprang einer nach dem andern, in blaue Gewänder gekleidet, in kleine Boote, um zu einem Gastmahl in die Stadt zu fahren. Nun sprach Berater Ho und eröffnete die Konversation mit den üblichen, leeren Formalitäten. Stephen fühlte sich ermüdet und gelangweilt, als er auf die so oft wiederholten Phrasen, die für ihn bedeutungslos waren, antwortete. Dann neigte sich Ho zu ihm hin, als hätte er Furcht, daß selbst die stillen Gewässer um sie Ohren haben könnten und sprach sehr leise. Stephens Langweile verschwand. Der Augenblick, auf den er gewartet hatte, war gekommen. Obwohl er die Bedeutung von Hos Bemerkung nur halb verstand — wußte er doch eines: Aus dem enggewundenen Ball chinesischer Geschäftsmethoden, einem kokongleichen Erzeugnis von Jahrhunderten, war ihm ein kaum sichtbarer Faden gereicht worden. Stephen hatte eine phantastische Vorstellung, daß seine Finger nach dem Faden langten, daß sie aber zu kurz waren, um ihn zu erfassen. Um dies zu können, müßten sie so lang sein, wie die Hos, die auf dessen seidenbekleideten Knien ausgespreizt lagen.

Dann hatte er ihn mit seinen kurzen Fingern doch erfaßt. Ho sprach von Gilden, der verborgenen Kraft im chinesischen Leben, wie im chinesischen Geschäft. Das war der Faden, der für ihn den Kokon abwickeln würde. Eine Gilde von Petroleummenschen, die ehemalige, geheime, bindende Organisation der Chinesen, die jetzt das moderne Petroleumgeschäft beaufsichtigte, obwohl er es nicht vermutet hatte, wie sie jahrhundertelang das Seidengeschäft, das Reis- und Teegeschäft beaufsichtigt hatte. Sogar Gaukler hatten ihre Gilden.

Minuten verstrichen. Er mußte schweigen. Selbst wenn sein Stillschweigen Ho unbegreiflich erscheinen mochte, war es besser, als das Risiko auf sich zu nehmen, etwas Falsches zu sagen. Wieviel Verstehen erwartete man von ihm? Stephen bemühte sich, den Kokon abzuwickeln.

Dennoch wagte Stephen nicht zu sprechen, aus Furcht, das Vertrauen zwischen ihnen zu zerstören. Als er es schließlich doch tat, geschah es mit der Offenheit, mit der er zu einem seiner Landsleute gesprochen hätte; er wußte, daß er dies konnte, denn Ho war sein Freund. Es gab in China eine Freundschaftskammer, in der die Menschen ihre Masken ablegten. Die hatte er betreten. Sehr schlicht sagte er:

„Lehrer, willst du mir helfen?"

Berater Ho antwortete ihm ruhig: „Dies ist eine persönliche Angelegenheit zwischen uns beiden. Dir will ich helfen, nicht dem Geschäft der fremden Besitzer des Lichtes."

Ho gab ihm nun sparsame Aufklärungen über die Persönlichkeit und Stellung einzelner Agenten. Er sprach ganz leise, damit ihn die Ohren der Nacht nicht hörten. In Stephen stieg eine Ahnung auf, wie verwickelt das Leben jedes einzelnen Menschen in diesem uralten Lande war. Jeder von ihnen gehörte zu Klans und Gilden, die durch Jahrhunderte immer verzweigter wurden. Jeder einzelne erbte die Verwicklungen seines Vaters und die seiner Vorfahren. Und dennoch vertraute ihm Ho genügend, um mit ihm ziemlich offen zu sprechen. Er fühlte sich beschämt und stolz zugleich.

Doch plötzlich war diese Intimität vorüber. Ho stand würdevoll, unnahbar und formell auf und sprach wieder in den konventionellen Phrasen. Einen Augenblick war Stephen bestürzt. Hatte er ihn beleidigt? Dann bemerkte er, daß dies nur Höflichkeit war. Ho wollte ihn zu nichts verpflichten und hatte darum die Maske der Formalität wieder vorgenommen, wie vor dem Moment, in dem sie die Geheimkammer der Freundschaft betreten hatten. Man beschloß einen Abend nicht mit Vertraulichkeiten. Die Formalitäten, die Stephen zu Beginn der Unterhaltung so banal erschienen waren, langweilten ihn jetzt nicht mehr. Er sah ihren Zweck ein. Sie befreiten beide von der Verlegenheit der Intimität.

Kurz darauf ging Berater Ho in seine Kabine.

„Strom — du Schicksal!"

Strom, du Schicksal, ein neues Werk von A. T. Hobart (Zinnenverlag, Leipzig, Wien, Berlin) behandelt wieder den Kampf eines fremden Pioniers um die friedliche Eroberung Chinas, des riesigen Landes, das sich selbst nicht zu helfen weiß und dem wirtschaftlichen Vordringen der Ausländer mit natürlichem Mißtrauen gegenübersteht. Diesmal geht es um die Bezwingung des Yang-Tse-Kiang, des gewaltigen Stroms, den der Amerikaner Eben Hawley für die Dampfschiffahrt erschließen will. Ein Leben lang setzt er seinen starken Willen an das ersehnte Ziel, dem er nur Opfer um Opfer bringt, bis die aufschäumenden Wellen der chinesischen Revolution auch sein Werk zu überschwemmen drohen, wie die Flut des Stromes das fruchtbare Leben fortschwemmt. Aber es ist dem starken Mann wenigstens vergönnt, auf seinem Posten noch bis zum Ende auszuharren, und auch die Chinesen können dem Toten die Achtung nicht versagen, der ein Leben lang allen feindlichen Gewalten Trotz geboten hat. Bemerkenswert ist auch hier der berufliche Idealismus dieser Wirtschaftspioniere, die durch die ernste Auffassung von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe allmählich mit dem fremden Lande zusammenwachsen, das sie doch nur ungern duldet und immer wieder zurückstößt. Ihr einziger Lohn für alle Mühsale und Entbehrungen bleibt das Bewußtsein ihrer Taten und in seltenen Fällen auch das Vertrauen und das Verständnis der wenigen Freunde, die sie inmitten aller Feindschaft unter den Chinesen gefunden haben.   ck.

Etsu Inagaki Sugimoto

Eine Tochter der Samurai

Von Marianne Weidenbach

An der Nordwestküste Japans, in der Provinz Echigo, ist die Heimat des Samurai-Geschlechtes der Inagaki. In dieser Gegend gibt es im Gegensatz zu den östlichen und südlichen Teilen des Landes einen langen Winter mit Schneefällen vom Dezember bis in den März und April hinein. Hier also wächst die kleine Etsu auf. Das Leben ihrer Familie und ihre Erziehung sind von der uralten Tradition der Samurai, des militärischen Lehnsadels in Japan, bestimmt. Da Etsu zur Priesterin erzogen werden soll, erhält sie einen weit umfassenderen und strengeren Unterricht, als er sonst für Mädchen üblich ist. Diese Strenge äußert sich auch in einer rein körperlichen Disziplin, da man leibliche Entbehrungen für unerläßliche Vorbedingungen zur Erlangung geistiger Erkenntnisse hält. Trotz mancher Härten würde es ihr jedoch nie einfallen, sich gegen die Anordnungen ihrer Eltern aufzulehnen oder viel nach Gründen und Ursachen zu fragen, denn sie weiß genau, daß sie sich als Samurai-Tochter wortlos zu fügen hat, kein Mitleid erwarten darf und daß es als Schande gilt, unbeherrscht zu sein oder gar zu weinen. Obwohl der Unterricht anstrengend ist, verbringt sie doch viel Zeit mit Spielen und liebt es, sich an Wintertagen in der Gesindestube Sagen und Märchen erzählen zu lassen, oder bei der „ehrwürdigen Großmutter" auf einer Matte zu sitzen und deren Geschichten zu lauschen.

Den ersten großen Schmerz erlebt Etsu beim Tode ihres Vaters. Öde und leer scheint ihr nun die Zeit zu vergehen, bis eines Tages die Nachricht eintrifft, daß ihr Bruder, der vor vielen Jahren nach Amerika gegangen ist und auf den sie sich kaum mehr besinnen kann, wiederkehrt. Kurze Zeit nach seiner Heimkehr heiratet Etsus Schwester, und das bedeutet, daß sie vom Tage ihrer Vermählung an nach japanischer Sitte für ihre Familie gestorben ist und in Zukunft nur noch zu der ihres Mannes gehört, wenn sie auch immer noch besuchsweise in ihr altes Heim kommen kann.

Inzwischen ist Etsu vierzehn Jahre alt geworden, und ihre Familie beschäftigt sich mit der Frage ihrer Verheiratung. Die Briefe, die ihr Bruder seit langem mit einem ihm befreundeten und in Amerika lebenden Japaner wechselt, werden häufiger, und eines Tages wird eine langdauernde Familienratsversammlung abgehalten, in der die Verlobung Etsus beschlossen wird.

Ich machte eine lange, tiefe Verbeugung, indem ich mit der Stirn den Fußboden berührte. Dann ging ich hinaus und kehrte zu meinem Pult und zu meiner Schreibarbeit zurück. Ich dachte nicht einmal daran, zu fragen: „Wer ist es?" Ich dachte überhaupt nicht an meine Verlobung als an eine persönliche Angelegenheit. Für mich war es Familienangelegenheit. Wie jedes japanische Mädchen hatte ich seit frühester Kindheit gewußt, daß ich ganz selbstverständlich eines Tages zu heiraten hätte. Aber das war etwas Unvermeidliches, was noch weit weg lag, mit dem man sich beschäftigen mußte, wenn die Zeit heranrückte. Aber ich freute mich nicht darauf. Ich fürchtete es auch nicht. Ich dachte überhaupt nicht daran. Das war einfach die Haltung aller Mädchen in dieser Frage.

Erst als wenige Monate darauf das förmliche Verlöbnis stattfindet, erfährt Etsu, daß Matsuo, des Bruders japanischer Freund in Amerika, ihr Bräutigam ist. Von dieser Zeit an ist jeder Augenblick ihres Lebens mit Vorbereitung und Übung für ihre Zukunft erfüllt, denn Etsu weiß, daß es für sie jetzt nur eine Aufgabe gibt: sich möglichst gut für das ihr unbekannte Leben in einem fremden Lande vorzubereiten. Ihr Bruder gibt den entscheidenden Rat, indem er eine

englische Erziehung in Tokio für das Richtigste erklärt. Mehrere Jahre besucht Etsu nun eine Missionsschule und sieht bei dieser Gelegenheit zum erstenmal Amerikanerinnen, die sie um ihrer Natürlichkeit und Unbefangenheit willen bewundert. Der Einfluß dieser Schule ist ihr zwar unbewußt, aber er greift doch bestimmend in ihre Entwicklung ein. Bedeutungsvoller noch als der Entschluß, zum Christentum überzutreten, ist das Gefühl der Freiheit, das sie bei der traditionsgebundenen und erstarrten Samurai-Erziehung bisher nie kennengelernt hat. Von ihren Lehrerinnen ermutigt, wagt sie nun auch, von ganzem Herzen fröhlich zu sein und bewundert deren Kunst, eine heitere Atmosphäre der Lebensfreude und Lebensbejahung um sich zu schaffen.

Nachdem die letzten Vorbereitungen zu Hause erledigt sind, fährt sie nach Amerika. Matsuo, der ihr erst sehr modern, fortschrittlich und fremdartig erscheint, bringt sie zu einer Dame, die Etsu liebevoll aufnimmt und ihnen beiden in ihrem Haus die Hochzeit ausrichtet. Nach der Verheiratung ziehen sie in eine eigene Wohnung bei einer Amerikanerin, die für Etsu und Matsuo zur zweiten Mutter wird und an der sie mit großer Liebe und Dankbarkeit hängen.

Während ihres ersten Jahres in Amerika hat Etsu eine Unmenge neuer Eindrücke von anderen Sitten, unbekannten Gewohnheiten und fremden Lebensanschauungen in sich zu verarbeiten. Sie hat die Fähigkeit, sich sehr leicht anzupassen, und so merkt sie nur gelegentlich, daß ihr Benehmen und ihre Gedanken freier und natürlicher geworden sind, als es ihrer Samurai-Erziehung entspricht:

„. . . Unsere Förmlichkeit ist zu übertrieben; sie verkümmert unser Seelenleben. Ich hasse es geradezu, hier glücklich zu sein, während zu Hause alle diese geduldigen, unterdrückten Frauen, zum Schweigen verurteilt, in ihrem stillen Heim sitzen. Unser Leben in Japan — das des Mannes sowohl, wie das der Frau — gleicht unseren mit den Wipfeln zur Erde niedergezwungenen Bäumen, unseren von Mauern eingeschlossenen Gärten, unseren . . .“

Ich unterbrach mich plötzlich, dann fügte ich langsam hinzu: „Ich werde zu geradezu und zu amerikanisch! Das paßt nicht zu meiner Erziehung.“

Etsu und Matsuo, die verlobt worden sind, ohne sich zu kennen, führen eine glückliche Ehe und freuen sich an den zwei Mädchen, die Etsu zur Welt bringt: Hanano und Chiyo. Aber jäh wird das zufriedene und liebgewordene Leben in Amerika durch den plötzlichen Tod Matsuos zerstört. Etsu und ihre beiden Kinder müssen das Land, das sie so gut aufgenommen hat, verlassen und nach Japan zu Matsuos Familie zurückkehren. Etsus große Sorge gilt nun der Zukunft ihrer Kinder, die in Japan nach dem Tode des Vaters der Familie gehören; Etsu als Mutter hat nur eine untergeordnete Stellung und muß sich dem Beschluß des Familienrates fügen. Noch ehe ein solcher einberufen wird, teilt Etsu einem der Verwandten mit, daß Matsuo eine freisinnige Erziehung nach amerikanischem Muster für seine Kinder gewünscht habe, und daß sie darum bäte, die Erziehung ihrer Kinder selbst leiten zu dürfen. Diese Erlaubnis wird ihr erteilt.

Das neue Heim in Tokio ermöglicht Etsu in vielen Dingen eine gewisse Handlungsfreiheit, deren sie nach dem jahrelangen Leben in einer ganz anders gearteten Umgebung bedarf. Aber es fällt ihr schwer, sich von neuem an das Leben in Japan zu gewöhnen, und sie sieht mit Kummer, daß besonders Hanano eine immer stärkere Sehnsucht nach Amerika empfindet.

Als Hanano fünfzehn Jahre alt ist, kommt im Familienrat eine Angelegenheit zur Sprache, die Etsu fürchtet: in japanischen Familien, in denen es keinen männlichen Erben gibt, ist es zur Erhaltung des Geschlechtes Sitte, einen Sohn zu adoptieren und ihn mit der ältesten Tochter zu verheiraten. Nachdem Etsu diese Frage so lange wie möglich auf taktvolle Art ablehnend beantwortet hat, muß sie schließlich mit Gegenvorschlägen kommen, die über das Schicksal ihrer Töchter entscheiden, und so bittet sie um die Erlaubnis, ihre Kinder auf einige Jahre zur Vollendung der Studien nach Amerika nehmen zu dürfen. Nach erregten Auseinandersetzungen wird diese Bitte genehmigt, und die letzten Wochen bis zur Abreise vergehen in froher Geschäftigkeit. Zuvor aber fährt Etsu mit ihren Kindern in die Heimat und anschließend daran zu ihrer Schwester, bei der Hanano und Chiyo zum ersten- und letztenmal den kümmerlichen Rest ehemaliger Kostbarkeiten der Inagaki-Familie sehen.

Frohen Herzens schiffen sich Etsu und ihre Kinder kurze Zeit darauf nach Amerika ein . . .

Da Frau Sugimoto aus einer der ältesten und von artfremden Einflüssen am wenigsten berührten Familie stammt, kennt sie den japanischen Charakter von Grund auf. Und da sie nach jahrelangem Aufenthalt in den Staaten auch amerikanisch denken gelernt hat, weiß sie, welche Rätsel und Fremdartigkeiten ihre Heimat für Außenstehende enthält. Das von ihr gezeichnete Bild Japans ist zuweilen von einer stillen Wehmut erfüllt, einer gefaßten Traurigkeit, deren Ursprung in dem Zusammenprall uralter, mit inniger Hingabe gepflegter, aber doch allmählich erstarrender Überlieferungen mit der amerikanischen Zivilisation liegt. Ihr Roman, der durch seine Schilderung der Umwelt und der Samurai-Familie Inagaki, der Darstellung eines absterbenden, feudalen Japans und eines stark von Amerika her beeinflußten Japans kulturhistorischen Wert besitzt, ermöglicht ein wirkliches Verstehen der japanischen Seele.

Die beherrschte und ruhige Höflichkeit und das „rätselhafte Lächeln" der Japaner sind schon oft falsch gedeutet worden. So ist es ein Verdienst von Frau Sugimoto, wenn sie gerade auch über diese Dinge schreibt:

Japaner zeigen ihre Gefühle nicht. Bis in die neuere Zeit hinein wurde die Unterdrückung starker Gefühle sorgfältig jedem japanischen Kinde der besseren Klasse anerzogen. Heute besteht darin viel mehr Freiheit als früher, aber der Einfluß der früheren Erziehung ist überall, in der Literatur und in den Gebräuchen des Alltagslebens, zu sehen. Bei aller heiteren Freundlichkeit im gewöhnlichen Gespräch herrscht eine gewisse steife Etikette, die jedes Übermaß von Gefühlsausbrüchen in Schach hält. Sie diktiert die Gebräuche bei Tod und Geburt und regelt alles, was dazwischen liegt: die Arbeit, das Spiel, Essen, Schlafen, Spazierengehen, Laufen, Lachen und Weinen. Jeder Gefühlsausdruck liegt in Ketten gefesselt — aus freien Stücken — mit den Fesseln der Höflichkeit. Ein lustiges Mädel lacht — hinter ihrem vorgehaltenen Ärmel. Ein Kind schluckt seine Tränen hinunter und schluchzt: „Ich weine nicht." Eine von Schmerz zerrissene Mutter wird lächeln, wenn sie dir sagt, daß ihr Kind stirbt. Ein bekümmertes Dienstmädchen wird kichern, wenn sie gesteht, daß sie ein kostbares Stück Porzellan zerbrochen hat. Das ist höchst irreführend für einen Fremden, aber es zeigt das Bestreben, bescheiden im Hintergrund zu bleiben. Ein Zurschautragen des eigenen Gefühls gilt als ungebildet.

Aber so ruhig und beherrscht sich der Japaner auch gibt — in seinem Innersten ist er keineswegs kalt und gefühlsarm. Genau wie wir empfindet er Freude und Trauer, Haß und Liebe; nur ist seine Art, Gefühle zu äußern, anders als unsere, darum ist sein Verhalten für unsere Begriffe oft undurchsichtig. —

Frau Sugimoto, die in zwei Weltteilen zu Hause ist, weiß, wie groß die Schwierigkeiten sind, die einem völligen Verständnis zwischen Japan und den übrigen Ländern im Wege stehen. Im Unterbewußtsein mag noch heute vielfach die alte Abneigung der Japaner gegen die „roten Barbaren" lebendig sein, die auf „schwarzen Schiffen" uneingeladen in das heilige Japan eingedrungen sind, die wie Händler redeten und Schuld daran sind, daß das japanische Volk nicht mehr so friedfertig und zufrieden wie in früheren Jahrhunderten ist. Schon als Kind hört Etsu solchen Worten ihrer Großmutter zu und kann doch nicht begreifen, warum eigentlich eine Verständigung so schwer sein soll.

„Höre, kleine Enkelin", antwortete Großmutter und hielt sich sehr aufrecht, „wenn die Götterkinder und die roten Barbaren nicht gegenseitig ihre Herzen näher kennenlernen, mögen die Schiffe fahren und fahren, und ihre Länder werden einander doch niemals näherkommen."

Jahre vergingen, und Etsu-bo, das kleine Mädchen, das damals Großmutters Geschichte von den „schwarzen Schiffen" und den „roten Barbaren" gelauscht hatte, fuhr eines Tages selbst auf einem Schiff, das sich ohne Segel fortbewegte, zu dem fernen Lande der „roten Barbaren". Dort lernte sie, daß die Herzen auf beiden Seiten der Erde dieselben sind; aber das ist ein Geheimnis, das den Völkern des Ostens ebenso verborgen ist, wie den Völkern des Westens. Das gibt noch ein anderes Kapitel zu Großmutters Erzählung, aber nicht das letzte.

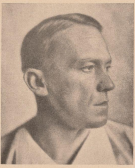
Die roten Barbaren und die Götterkinder haben ihre Herzen gegenseitig noch nicht kennengelernt; ihnen ist das Geheimnis — noch immer — ein Geheimnis! Aber die Schiffe fahren — fahren — —

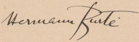
Zwischen diesen Worten ist die Trauer und Enttäuschung darüber zu lesen, daß sich bis zum heutigen Tage die Völker diesseits und jenseits des Meeres im Grunde genommen nicht nähergekommen sind. Aber wenn irgend etwas dazu beitragen kann, das Kennenlernen und gegenseitige Verstehen zu fördern und zu erleichtern, so ist es dieses Buch von Frau Sugimoto, das in dichterisch reifer Form einen wahrheitsgetreuen Einblick in das japanische Leben und in die japanische Seele gibt.

Unsere neue Buchbeilage:

Hermann Burtes „Warbeck“

Aus Shakespeares Welt und aus seinem Geiste ist das Schauspiel „Warbeck“ des alemannischen Dichters Hermann Burte geboren — die neue Buchbeilage der „Weltstimmen“, deren Vorspruch und 1. Auftritt wir hier wiedergeben, um unsere Leser in den Gedankengang des Werkes einzuführen. Der Dichter, der durch seinen Roman „Wiltfeber“ und sein Drama „Katte“ bekannt geworden ist, behandelt im „Warbeck“ die Gestalt jenes englischen Kronprätendenten aus der Zeit Heinrichs VII., dessen Schicksal auch Schiller zur Gestaltung gereizt hat. Burte sieht in ihm den echten Königssohn, den letzten Plantagenet, der der Gewalt unterliegt, weil er es im Gefühl seines Rechts verschmäht, selbst zu Mord und Blut zu greifen. So stirbt er königlich, weil er nicht als König zu leben vermag.





Warbeck / ein Schauspiel

Chorus zum Spiele

Bevor das Spiel beginnt, vernehmt den Chor!
Hier drängt aus alten Gängen die Geschichte
Als Gegenwart gewaltig sich hervor:
Was dunkel unterging, taucht in das Lichte,
Leiht allen Kämpfern Euer willig Ohr:
Heut sitzt Ihr über Könige zu Gerichte!
Gönnt ihren Gründen gütige Geduld,
Dem heißen Haß und Hader milde Huld!

Die Herrin Muse kennt kein Fern und Nah,
Sie wandelt über Länder hin und Zeiten,
Sie weiß, was immer auch ihr Auge sah:
Es bleibt im wechselnden Vorübergleiten
Als Kern der Welt das Herz des Menschen da,
Wo Wunsch und Wahn im Wesen wütend streiten:
Sein Blut im Wandel durch den Lehm entscheidet,
Was Mann und Volk erstrebt, erlebt, erleidet!

Die du den Ball im Augenblick umfliegst,
O Phantasie! empor auf deine Bahnen!
Getreue Botin, die du liebend schmiegst
An das Geschehnis deinem Sinn im Ahnen,
Die du gelinde jenes Graun besiegst,
Wenn aus dem Spiegel eigene Züge mahnen —
Zeig uns im Tower den gewölbten Saal
Und laß geschehn: Denn es geschah einmal!

Erster Akt

Der Schauplatz im Tower von London. Gewölbter Raum. Feuer im Kamin. Fackeln an den Wänden. Wächter an der Tür

Erste Szene

Lord Surrey, Lord Dawbeny

Dawbeny
Um Mitternacht geheimer Rat im Tower?

Surrey
Der König will beim Hofe das Gericht
Und beim Gericht den Henker nahe haben!

Dawbeny
Das klingt sehr ernst! Was ist es mit dem König?
Nehmt an, ich wisse nichts, und sagt mir: Alles!

Surrey
Bedenkt die Lage dieses Königreichs,
Und dann versteht den Kummer unsers Herrn.
Die Schlacht im Bosworthfelde ist geschlagen —
(Schon bald zehn Jahre her!) Der Dritte Richard
Als Erztyrann besiegt, entkrönt, getötet!
Der Krieg der weißen und der roten Rose,
Sein wildes Wüten löst sich wohlig auf
Im süßen Kosen eines Ehebettes:
Heinrich von Lancaster ist Englands König,
Elisabeth von York ist ihm vermählt,
Schon wellen Milch und Blut in einer Ader —
Schon wächst ein Prinz der Mündigkeit entgegen —
Dies England, dreißig Jahre lang durchtobt
Vom Bürgerkrieg, dem Bankert aller Kriege,
Liegt nun in Frieden da, ein blühnder Garten, —
Und alle diese Segnung jäh gefährdet,
Genesung weggejagt, das Fieber heimisch,
Der König ohne Schlaf, das Volk im Wahn,
Verrat ermutigt, die Getreuen wankend,
Der Thron umstritten, Tudor angefochten:
Durch den Prätender Herzog Richard York.

Calderon auf der deutschen Bühne



Aufn. Illenberger

Im Württembergischen Staatstheater in Stuttgart wurde kürzlich Calderons Lustspiel „Dame Kobold" in einer neuen deutschen Bearbeitung von Otto von Taube aufgeführt. Trotz der lebendigen Darstellung und der sprachlichen Erneuerung bleibt das launige Stück stark zeitgebunden. Aber es gewährt uns doch einige leicht satirisch gefärbte Einblicke in die spanischen Sitten jener Zeit mit ihren allzu hochgetriebenen Begriffen von ritterlicher Ehre und weiblicher Zucht. Und es zeigt uns zugleich, wie weibliche List im Rahmen eines anmutig-drolligen Gespensterspiels Mittel und Weg findet, der häuslichen Strenge zu spotten und auch der Liebe zu ihrem natürlichen Recht zu verhelfen.

Dawbeny
Wo lebt der Kerl, wo steht sein Heer im Feld?
Ruft mich zurück aus Irlands Kot und Nebel,
So peitsche ich das Bübchen heim zur Mamme.

Surrey
Es ist ein Puppenprinz, ein Affenwerk,
Von Edwards arger Schwester ausgedacht,
Von Margarete, Witwe Karls des Kühnen,
Die in Antwerpen sitzt und Ränke spinnt!
Sie will auf einen Sproß des Hauses York
Die Krone Englands lenken! Diese Juno
Bewegt die obern und die untern Mächte,
Mit schlauen Briefen Kaiser, Papst und Fürsten,
Den König aber, unsern gnädigen Herrn,
Mit Hexenkünsten, dunkeln Zauberkräften,
Er sieht Gespenster —

Dawbeny
Wehrt man sich am Tage,
So bleiben nächtlich die Gespenster aus:
Heinrich der Siebente ist wahrer Erbe
Der Krone König Edwards des Vierten,
Denn dessen beide Söhne starben ja,
Im Tower hingeschlachtet vom Tyrannen.

Surrey
Nur einer starb, so lehrt uns Margarete.
Der Jüngere lebt, die Mörder schonten ihn,
Und dieser Lebende ist Thronbewerber!
Sie zog ihn auf, sie stellt ihn kühnlich dar
Als Prinz von England vor Europas Augen.
Der Bursch an sich ist nur ein hübscher Junge,
Gefährlich erst durch Mächte, die ihn brauchen.
Wer Englands Feind, ist falschen Richards Freund!
Der Kaiser Max, der König Karl von Frankreich,
Philipp der Erzherzog, der Papst, Hispanien!
Vor allem hier im Herzen unserer Macht,
In England, gibt es Narren, die ihm glauben,
Die tun, als glaubten sie, und fliehn ihm zu:
Antwerpen ist ein Brutnest von Verrätern!

Dawbeny
Geschütze, Harnisch, Piken, Geld, Soldaten!

Surrey
Der König weiß aus Briefen sicherer Art,
Wie jener falsche Richard wirklich heißt.
Ein Schifferknecht von Tournai ist sein Vater,
Und Perkin Warbeck heißt er, Perkin Warbeck.

Dawbeny
Der König Peterlein, genähte Puppe!

Surrey
Die Einen lachen, doch die Andern glauben!
Um diesen Popanz teilt Europa sich
Macht gegen Macht, und Meinung gegen Meinung,
Der Anlaß winzig, die Lawine groß!

Paul Ernst

Zum siebzigsten Geburtstag des Dichters

Von Otto Heuschele

Paul Ernst wurde am 7. März 1866 in Elbingerode im Harz geboren. Sein Vater war dort Grubensteiger. Nach dem Besuch der Gymnasien in Clausthal und Nordhausen studierte er in Göttingen, Tübingen und Berlin Theologie. In Basel promovierte er mit einer nationalökonomischen Arbeit und widmete sich später vielfach noch landwirtschaftlichen und rechtswissenschaftlichen Studien. Er beschäftigte sich insbesondere praktisch mit den sozialen Fragen und wurde 1896 Redakteur der Berliner Volkstribüne. Er hat den Sozialismus kennengelernt und mußte sich darum als einer der ersten wieder von ihm trennen. In den beiden autobiographischen Werken „Jugenderinnerungen" und „Jünglingsjahre" hat Paul Ernst dieses eigene Werden nachgestaltet und gleichzeitig ein eindringliches Bild der geistigen, gesellschaftlichen und politischen Lage Deutschlands während dieser Zeit gegeben. Später lebte der Dichter lange Jahre in Weimar, in vielfältigem Verkehr mit den führenden Geistern des damaligen Deutschland. Von hier siedelte er nach Oberbayern über. In St. Georgen in der Steiermark, wo er sich ein Gut erworben hatte, starb er am 13. Mai 1933.

An Paul Ernsts Schaffensbeginn stehen Dramen und Novellen. Von den Dramen, die in drei Bänden der Gesamtausgabe vorliegen, wurden vor allem: „Brunhild", „Chrimhild", „Der heilige Crispin", „Manfred und Beatrice", „Kassandra" und ganz besonders „Preußengeist" bekannt und vielfach gespielt. Ernsts Dramen stehen in strengem Gegensatz zu den ihre Zeit beherrschenden, oft mit Psychologie überladenen Dramen des Naturalismus und Impressionismus, sie suchen aus der „fruchtbaren Situation" die eigentliche dramatische Handlung zu entwickeln und stellen so in gewissem Sinne eine Fortsetzung des klassischen deutschen und des Hebbelschen Dramas dar.

In den zahlreichen Bänden seiner Novellen, Erzählungen, Geschichten strebt Paul Ernst nach einer strengen Form, die sich an den Stilbegriff anlehnt, den die Renaissance für diese Gattung vorschrieb, und eine Gestaltung der Geschehnisse in knappsten Formen erstrebt. Unter diesen unzähligen Novellen und Erzählungen ernster und heiterer Art befinden sich zahlreiche Meisterwerke; vor allem die in dem Bande „Geschichten von deutscher Art" vereinten Stücke verdienen neben die schon klassisch gewordenen Prosadichtungen des deutschen Schrifttums gestellt zu werden. Den kleineren Prosadichtungen sind die Romane: „Saat und Hoffnung", „Der schmale Weg zum Glück" und „Das Glück von Lautenthal" an die Seite zu stellen.

Diese Werke, die an sich schon das Lebenswerk eines schaffenden Menschen darstellen, werden ergänzt und erweitert durch die sechs Bände theoretischer Schriften: „Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus", „Grundlagen der neuen Gesellschaft", „Der Weg zur Form", „Ein Credo", „Erdachte Gespräche" und „Das Tagebuch eines Dichters".

Es wäre aber ein Irrtum, wollte man diese Prosaschriften als die Werke des Denkers, Kämpfers und geistigen Führers Paul Ernst bezeichnen, im Gegensatz zu den Werken des Dichters. Wir sehen in dieser Verbundenheit von Dichter und Denker, von Gestalter und geistigem Kämpfer gerade das Große und Außerordentliche dieses Mannes, der wahrhaft wieder einmal ein gesammeltes Lebenswerk geschaffen hat. Dieses Werk will errungen und erarbeitet sein, es fällt dem Leser nicht immer leicht zu, aber es gewährt ihm, was nur die wahrhaft großen, das heißt umfassenden und von einer Persönlichkeit geschaffenen Werke gewähren: Lebensführung, Lebenskraft und Lebenserfüllung.

„Die große Kunst hat es nur mit dem Adel zu tun", hat er geschrieben und damit den Leitspruch für sein eigenes Schaffen gegeben. Er war ein Aristokrat des Geistes, und sein Werk ist ein lebendiges Bekenntnis zur Idee des geistigen Adels: „Der Dichter will nicht belehren und nicht bessern, er will erschüttern und erheben" oder „Die Dichter sollten nicht auf der Ebene der großen Menge stehen, sondern die höchsten Gedanken haben, welche ihrer Zeit erreichbar sind". „Man mache sich klar, daß ein Künstler das, was er geben muß, nicht durch das bequeme Mittel des Gedankens mitteilen kann; sondern daß er ein neues Weltbild in sich trägt, so gut er vermag."

Das sind einige wenige Kernsätze, die für das Wesen dieses männlichen Dichters sprechen. Vielleicht tritt dieses wahrhaft Männliche in keinem seiner Werke so stark an den Tag wie in dem Epos „Das Kaiserbuch", der Arbeit seiner letzten Lebensjahre. Der Versuch, die altdeutsche Kaiserzeit in einem mächtigen Verswerk darzustellen, ist wahrhaft großartig, und wenn man sich erinnert, daß diese Dichtung in der Zeit der größten deutschen Not geschaffen wurde, so ahnt man, welch eine überzeitlich-ewige Macht durch dieses Dichters Mund zu uns sprach.

Skizzenbuch

Hüter deutschen Volksguts

Zum 150. Geburtstage Wilh. Grimms am 24. Februar

In eine sturmbewegte Zeit fällt das Leben der Brüder Grimm — eine immer wieder aufgewühlte, immer wieder befriedete Idylle, unzerstörbares Vorbild wahrhaft schöpferischer Gemeinschaft. Über der Stunde ihrer Geburt dämmert schon der erste blutige Morgenschein der französischen Revolution auf, deren Gang in den nächsten Jahrzehnten das Schicksal Europas, das ihrer hessischen Heimat und auch das ihre mitbestimmen wird. Noch steht ihre Heimat unter der Fremdherrschaft des Narrenkönigs Jérôme, als 1812 der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen" erscheint, mit deren Sammlung aus dem Munde des Volkes sie schon in dem Unglücksjahre 1806 begonnen haben. Sie tragen schwer am Schicksal ihres Volkes, dessen schönstes Erbe sie in unermüdlicher Arbeit der Nachwelt gesichert haben, für die verschollenen Wunder deutscher Vorzeit von dem Augenblick an entzündet, da Jacob Grimm als Marburger Student in der Bibliothek des großen Rechtslehrers Savigny zum ersten Male der Bodmerschen Sammlung der deutschen Minnesänger begegnet. Schon in jene Tage fällt auch das brüderliche Bekenntnis Jacobs, an dem sie ein ganzes reiches Leben lang festgehalten haben: „Lieber Wilhelm, wir wollen uns einmal nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin tun, so müßte der andere gleich aufsagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewohnt, daß mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte." Unwillig erdulden sie gemeinsam das fremde Joch, dessen herrische Willkür nach dem Maßstabe fremder Gesetze auch Jacob Grimm erst endgültig seiner künftigen Bestimmung näher bringt: „Wie hätte mir das die Rechtsstudien überhaupt nicht verleiden sollen? Ich tröstete und labte mich immer stärker am Altertum unserer edlen Sprache und Dichtkunst, aus welchem auch Seitenpfade in das altheimische Recht einschlugen."

Doch auch das Ende der französischen Herrschaft und die Wiederkehr des hessischen Fürstenhauses nach Kassel bringen ihnen keine Förderung; der Kurfürst hat keine Ahnung, welche Stellung im deutschen Geistesleben schon die beiden schlecht bezahlten Bibliothekare einnehmen, die er zunächst bei der Beförderung übergeht und dann mit „flachem Abschiede" gehen läßt, als sie von der hannoverschen Regierung an die benachbarte Universität Göttingen berufen werden. Erst als es zu spät ist, wird er über die Bedeutung eines solches Verlustes für sein Land aufgeklärt und macht vergebliche Anstrengungen, den Fehler wieder gutzumachen. Aber auch aus Göttingen, wo neben vielem andern Jacobs „Deutsche Mythologie" entsteht, vertreibt sie fürstliche Ungunst: sie sind unter den „Göttinger Sieben" des Jahres 1837, die gegen den Verfassungsbruch des neuen Königs protestieren und deshalb das Land räumen müssen. Wieder versäumt die hessische Regierung aus ängstlicher Rücksicht die Gelegenheit, die Brüder im Lande festzuhalten, obgleich die hessische Ständeversammlung Mittel zur Verfügung stellt. Um der deutschen Freiheit willen, der sie gedient haben und die von den Regierungen verraten worden ist, verzichten sie sogar auf eine staatliche Unterstützung bei der Vorarbeit für das „Deutsche Wörterbuch", die ihnen von Berlin aus geboten wird. Erst nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. folgen sie dem Rufe nach Berlin, den der neue König, der „Romantiker auf dem Throne", auf das stille Einwirken der Freundin Bettina hin an sie ergehen läßt. So vollendet sich ihre Laufbahn; ihre Arbeit schreitet unaufhaltsam weiter durch alle Wirrnisse der Zeit, über die Sturmtage des Jahres 1848 weg, und erst Wilhelms Tod am 16. Dezember 1859 endet ihre Gemeinschaft. Aber ihr Werk besteht fort, und ihr Name lebt im Gedächtnis ihres Volkes, dem ihr Leben gewidmet war. Eine handliche, aber auch zum Teil recht subjektiv gehaltene Auswahl aus ihrem gemeinsamen Werk mit erläuternden Zwischenbemerkungen ist soeben in der Reihe der Krönerschen Taschenausgaben (Alfred Kröner Verlag, Leipzig) erschienen: Will Erich Peukerts „Die Brüder Grimm — Ewiges Deutschland — ihr Werk im Grundriß."

Kbl.

Hilde Müller gegen Duden

Ketzerische Gedanken zu einem Preisausschreiben

Der Verlag des Duden hatte, um für die neue Auflage seines Wörterbuches zu werben, ein Preisausschreiben erlassen. Es galt, die Fehler zu entdecken, die das Tagebuch Hilde Müllers enthielt, einer jungen Dame, die (trotz der Besorgnisse, die die Mutter für ihr weiteres Fortkommen geltend macht) keineswegs zu den besonders mangelhaften „Beherrschern" der deutschen Sprache zählen dürfte. Das Ergebnis des Preisausschreibens liegt nunmehr vor. 15 000 haben sich um die Lösung bemüht — gewiß nicht gerade Menschen, die wenig Umgang mit dem Sprachgut pflegen. Obendrein hatten sie die Möglichkeit, den Duden ausgiebig zu wälzen. Einige hundert Einsender sind der Lösung nahegekommen, nicht ein einziger aber hat sie wirklich erfüllt . . .

Es ist eine Tatsache, daß praktisch kaum irgend jemand die Rechtschreibung, wie sie der Duden zur Norm erhoben hat, bis ins letzte beherrscht. Ein Mangel der Schreibenden? Ein Mangel des Duden? Der Duden ist ausgezeichnet und unentbehrlich, aber er ist nicht die Vollkommenheit schlechthin. Ein Beispiel für mehrere: Während in einer seiner letzten Auflagen das Wörterbuch mit der Begründung, die volkstümliche Schreibweise fördern zu wollen, „Kuvert" neben „Couvert" für gleichberechtigt erklärte, wird diesmal nur noch „Kuvert" gelten gelassen. Aber ist es folgerichtig, dem Fremdwort das „C" und das „ou" zu nehmen, indessen die fremde Endsilbe zu belassen? Und wenn schon ausschließlich „Kuvert", warum dann auch weiterhin „Cousine" neben „Kusine", und warum „Jalousie" ohne eine die deutsche Sprechweise berücksichtigende Nebenform?

Die entscheidenden Unsicherheitsquellen kommen aber, übrigens auch im Falle des Tagebuchs der Hilde Müller, aus den großen und kleinen Anfangsbuchstaben und aus den Binde- und Kuppelungsstrichen. Einige Kritiker fahren dieserwegen ziemlich hart mit dem Duden ins Gericht, zeihen ihn der Unübersichtlichkeit und verlangen radikale Vereinfachung. Die Frage bleibt nur, ob ein Wörterbuch, das sie selbst nach der von ihnen empfohlenen Methode anfertigen würden, des allgemeinen Beifalls und wahrer Volkstümlichkeit sicherer wäre als der Duden.

Die Regeln, die außerordentlich vielen allerdings, die unser Wörterbuch aufstellt, scheinen weniger anfechtbar zu sein in dem, was sie verlangen, als durch die Tatsache, daß sie mit Unbedingtheit verlangen. Eine Sprache fordert Norm, darüber kann es keinen Streit geben. Aber ist es erforderlich, daß sie auch in ihren entlegensten Bezirken aus eitel Bindung besteht? Um einen hinkenden Vergleich zu gebrauchen: Die Verkehrsregelung in der Großstadt ist sinnvoll und unumgänglich, aber wenn von einem Hundegespann gefordert wird, daß es auch in der weltentlegenen Dorfgasse unter allen Umständen rechts fahre, so kann aus Wohltat Plage werden. In dem Falle des Dativ-e neigt der Duden bereits dazu, der Melodik des Satzbaues und landschaftlichen Eigentümlichkeiten des Schreibenden ein Selbstbestimmungsrecht einzuräumen. Aber wenn er hier so weitherzig ist, warum kreidet er es dann der Hilde Müller als Fehler an, wenn sie schreibt, daß sie (schmetternde Wiedergabe des tatsächlichen Schriftbildes in der Zensur!) eine „1" (statt einer „Eins") in Mathematik erhielt, oder daß Hans, statt an der „Hauptstraßenecke", an der, doch weit übersichtlicheren, „Hauptstraßen-Ecke" auf sie gewartet habe? Auch Wilhelm-Wundt-Straße" und die feine Unterscheidung der Schreibweisen bei „Blücherpark" und bei „Mailänder Brücke" scheinen nicht das Alleinseligmachende zu sein, wie übrigens auch, zwar nicht vor dem Duden, wohl aber vor der Sprachlogik, das allein Seligmachende und sogar das allein selig Machende, je nach dem Zusammenhang und nach der Betonung, Gnade finden könnten.

Die Sprache fließt. Wenn die Duden-Rechtschreibung unverletzlich wäre, wie könnte es dann überhaupt geschehen, daß der neueste Band anders aussieht als die vorangegangenen? Über den Gesetzen eines Rechtschreibungsbuches steht etwas Höheres: die Schöpferkraft der Schreibenden. Vieles im Duden, durchaus das meiste, hat einen Anspruch darauf, für heute und morgen als Norm zu gelten. Anderes indessen täte gut, nur als Vorschlag aufzutreten, der auch anderen Möglichkeiten noch Raum läßt.

Hans Bauer

Wir lesen bei andern:

In der »Württemberger Zeitung« aus einer Plauderei von Dr. W.

„Landratten sprechen Seemannsdeutsch"

Für das ältere Bild „die Zügel ergreifen" sagte man mehr und mehr „ans Ruder kommen" (gemeint ist das Steuerruder), besonders von Staatsmännern und Parteigrößen, die allerdings oft wieder „ausgebootet" wurden. Wem es schlecht geht, der „hält sich gerade noch über Wasser" oder „sitzt auf dem Trockenen", ist „gescheitert", hat „Schiffbruch gelitten" oder „ist unten durch" (eigentlich unter Sturzseen). Man spricht von einem „Hoffnungsanker" und „wirft seine Sorgen über Bord", man „steuert auf sein Ziel los" — oft „mit vollen Segeln", „nimmt einem andern den Wind aus den Segeln", „kommt in das richtige Fahrwasser" und — — „läuft in den Hafen der Ehe ein". „Schiffe" gibt es auf dem Lande in allen möglichen Verwendungen: in der Kirche, an der Nähmaschine, in Brauereien (Kühlschiff) und im Küchenherd. Einen guten Freund wird man „mitlotsen", „ins Schlepptau nehmen" und schließlich „fortbugsieren". Ein flinkes Mädchen heißt „kleine Krabbe", und wenn sie sich mit allzu viel Putz behängt, dann ist sie eben „aufgetakelt" wie ein mit einer Menge von Tau- und Segelwerk versehenes Schiff. Aus dem Holländischen stammt der Seemannsausdruck „flau": zugrunde liegt niederländisch flauw = matt, ohnmächtig, gleichgültig, besonders vom Winde. Manchen Ausdrücken und Wendungen sieht man es wirklich nicht an, daß sie aus der Seemannssprache stammen. Wer „sein Schäfchen ins Trockene bringt", zieht sein Schiffchen nach Beendigung des Fischfangs ans Land: das niederdeutsche schepken = Schiffchen wurde im Binnenland nicht verstanden und der Hochdeutsche machte kurzerhand „Schäfchen" daraus. Die Schiffstaue der englischen Marine waren früher durch einen eingewebten roten Faden als Staatsgut kenntlich gemacht. Danach hat Goethe („Wahlverwandtschaften" II, 2) Anlaß gegeben zur Bildung der Redensart „sich wie ein roter Faden hindurchziehen". Sogar die „Auto-Panne" gehört hierher: sie stammt aus der französischen Seemannssprache, und zwar aus der Wendung „en panne" = mit beigesetzten Segeln, das heißt stillstehend.

Dichter unserer Zeit

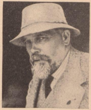
Eine Reihe von Lebensbildern



Friedrich Griese

ist Mecklenburger, als Sohn eines Kleinbauern am 2. Oktober 1890 in Lehsten bei Waren geboren, in bäuerlicher Arbeit aufgewachsen und verwurzelt, bleibt auch als Lehrer dem dörflichen Leben und der heimischen Landschaft nahe, die überall ernst und schwermütig hinter seinem Werk steht. Er reift langsam, bis die Stimme der Ahnen aus ihm zu reden beginnt. Als Dreißigjähriger veröffentlicht er seine ersten Bücher. 1923 erscheint die Sammlung „Das Korn rauscht", 1925 die größere Erzählung „Die alten Glocken", 1927 der Erzählungsband „Die letzte Garbe", kurz darauf sein bekanntestes Werk, „Winter", die Geschichte vom Untergang eines Dorfes im Kampf mit den feindlichen Naturgewalten. 1931 der historische Roman „Der Herzog", 1930 „Der ewige Acker", 1934 „Das letzte Gesicht", die Chronik eines Dorfes in der Kriegszeit, 1935 die Geschichte eines treuen Knechtes „Die Wagenburg". Eine Darstellung „Mein Leben" ist 1934 (bei Junker und Dünnhaupt, Berlin) erschienen.

Sein Gesamtwerk ist von Geheimnissen schwer, ernst und dunkel, die Sprache oft von biblischer Kraft und nahe dem Geiste alter Chroniken vergangener Zeiten, die von Schicksalen und Heimsuchungen berichten. Ihm steckt noch alles im Blut, was die Väter einst erlitten haben, ihre Demut in harter Fron und ihr jäher Aufruhr gegen Unrecht und Unterdrückung durch die eigenen „Herren", die durch List und Gewalt freie Bauern zu Leibeigenen gemacht haben — Unrecht und Unterdrückung auch durch die Feinde, die mit Mord, Brand und Gewalttat in das wehrlose Land einbrechen. Über alle Erniedrigung und Zerstörung aber erhebt sich in ewiger Erneuerung der unablässige Wandel der Geschlechter, die sich den Segen der Erde in harter Mühsal erarbeiten und erkämpfen. Dahinter aber steht uralter Glaube und uraltes Geheimnis jenseits von Leben und Tod, eine mythische Kraft des Ahnens und Sehens und der dichterischen Gestaltung.



Wilhelm Schäfer

ist am 20. Januar 1868 in dem hessischen Dorfe Ottrau geboren, wächst in der Nähe von Düsseldorf auf, wird Lehrer, nur um seiner jugendlichen Neigung zum Zeichnen zu folgen, die durch die Liebe zur Dichtung abgelöst wird. Bald wendet der junge Dichter, durch Richard Dehmel gefördert, sich endgültig der Epik zu. Sein Vorbild bleibt die volkstümliche alemannische Erzählweise Johann Peter Hebels. Leiter der Zeitschrift „Die Rheinlande" und des „Verbandes der Kunstfreunde". 1908 „Anekdoten", 1909 „Halsbandgeschichte", 1911 „Dreiunddreißig Anekdoten". Der Rhein und sein Volkstum leben in den „Rheinsagen" (1908) wie in der „Unterbrochenen Rheinfahrt" (1913). Der „Chronik der Leidenschaft" vom Lebensgang Karl Stauffers (1912) tritt ein größerer Vorwurf in dem Pestalozzibuch „Lebenstag eines Menschenfreundes" (1915) gegenüber. Nach dem Kriege übersiedelt er an den Bodensee, vollendet nach fünfjähriger Arbeit seine „Dreizehn Bücher der deutschen Seele" (1921) in seiner „Sommerhalde" am Überlinger See, angesichts der Kirche von Bodman, deren verwitterte Mauern noch von der alten Kaiserpfalz zeugen, unweit des Hohentwiels, nahe den Schweizerbergen, inmitten aller feierlichen Stille alemannischer Schicksalslandschaft. Von hier aus ergehen auch seine Rufe in die Zeit, die „Briefe an die Quäker" und „Der deutsche Gott", hier schreibt er sein Volksbuch vom „Huldreich Zwingli" (1926), dem der Sprung ins wilhelminische Deutschland beim „Schuster von Köpenick" folgt (1930). Dazu treten noch die drei „Erzählungen um ein Thema": „Mit sechzig Jahren", die Novellen „Winkelmanns Ende" und „Hölderlins Einkehr", die Rede über „Johann Sebastian Bach". Die Sammlung der erzählenden Schriften ist ebenso wie ein Lebensabriß von 1928 im Verlag Langen/Müller in München erschienen, außerdem „Mein Leben" 1934 im Verlage Junker und Dünnhaupt, Berlin.

Kurz und gut!

Bach und wir

„Das wirklich klassische Werk kann — nach Friedrich Schlegels Wort — nie ganz verstanden werden, „aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen". So thront auch Bachs Werk nicht in kalter Unnahbarkeit über den Zeiten, sondern ist als Mittelpunkt und Quelle immer neuer Verehrung, Forschung und Bemühung immer neu lebendig: jede Zeit, jeder Stil, jede Individualität sieht und empfindet ihn anders, und immer anders ist dann auch Erläuterung und Aufführung. Da ist es denn notwendig, daß von Zeit zu Zeit die Fülle der Bücher und Aufsätze, der Erfahrungen und Anregungen mit kundiger Hand gesichtet, das Wichtige und Gesicherte behutsam herausgehoben, in knapper Darstellung vereint, das Umstrittene und Abwegige durch Bericht und Hinweis erwähnt oder widerlegt werde.

Nach Kretzschmars Bach-Kolleg und Karl Hasses etwas populärerer Darstellung hat sich nun Hans Joachim Moser in seinem Werke „J. S. Bach" (Max Hesses Verlag, Berlin) aufs neue dieser schon wieder dringend gewordenen Aufgabe, mit umfassendem Wissen, bewährter Darstellungsgabe und der nie ermüdenden eindrucksvollen Lebendigkeit des ursprünglich in Vorlesungen gesprochenen Wortes unterzogen. Des Meisters Lebensgeschichte wird in geistes- und musikgeschichtlichen Zusammenhang gebettet, seine eigentümliche Stellung zwischen Orthodoxie und Pietismus, Renaissance und Rokoko, Kirche und Welt, kühner Fortschrittlichkeit und gesundem Konservativismus in glücklichen Wortfügungen geklärt, der „Werkbestand" in seiner überwältigenden Fülle wenigstens andeutend ausgebreitet, die „Hauptwerke" nochmals besonders in ihrer Architektonik beleuchtet, dem zentralen Thema „Bachs Stil" ein erfreulich umfang- und erstaunlich inhaltreiches Kapitel gewidmet, „Aufführungsprobleme" aus reicher Erfahrung eigener Sängerpraxis gründlich und frisch angefaßt und zum Schlußthema „Bach und Wir" herzhafte und verehrungsvolle Worte, bedeutsame Anregungen gefunden. Die Überfülle des Stoffes zwingt bei aller Geschicklichkeit zu Beschränkung, ein klug und sparsam gewähltes Literaturverzeichnis führt den weiter Fragenden zu den „Quellen". Register, Tabellen, Bilder und vor allem reichlich gespendete Notenbeispiele machen das Werk zu einem wahren Schatzkästlein. (271 Seiten. RM 8.50)

Loets

Von Kirchen- und Gottesmännern

Es ist kein Geheimnis mehr, daß wir in einer Zeit religiöser Aufgeschlossenheit und religiösen Erwachens leben. Wenn wir das nicht aus eigenem Erlebnis wüßten, würden es ungezählte Bücher und Schriften beweisen, die sich mit Fragen der Religion, des Glaubens und der Kirche beschäftigen.

Rudolf Thiel, dem wir bereits einige beachtliche Werke verdanken („Die Generation ohne Männer"; „Männer gegen Tod und Teufel"), stellt in einem sehr lebendig geschriebenen und plastisch komponierten Buche die Gestalt Luthers[1]) dar. In den 44 Einzelkapiteln des uns vorliegenden zweiten Bandes zeichnet er den Weg des Reformators vom Jahre 1522 bis zu seinem Tode im Jahre 1546. Er zeigt ihn auf den vielen Ebenen seines Kämpfens und Wirkens und stellt dabei der Gegenwart die Bedeutung seiner Sendung besonders vor die Seele. Luther selbst steht mitten in seiner bewegten Zeit, die der Verfasser aus vertrauter Kenntnis mit kräftiger und sicherer Hand gezeichnet hat. Das Ganze ist ein biographisches Werk großen Stiles: der Form nach allen künstlerischen Ansprüchen der Wissenschaft genügend.

Demselben Autor danken wir ein sehr wichtiges kleines Bändchen: „Luther antwortet ..."[2]). Das ist eine Sammlung aus Luthers Werken, Schriften und Briefen. Unzählige einzelne Stellen geben auf Fragen Antwort, die uns heute besonders bewegen. Eine wahrhaft dankens- und lobenswerte Arbeit, die den Fragenden kaum jemals im Stiche lassen wird.

Mit der Dichtung und den Dichtern der Kirche[3]) beschäftigt sich Rudolf Alexander Schröder in einem kleinen, aber gehaltreichen Band. Eine umfassende Abhandlung über Wesen, Bedeutung, geschichtliche Entwicklung des deutschen Kirchenliedes eröffnet das Buch. Ihr folgen drei kleine erschöpfende und viel Neues darbietende Monographien über Johann Heermann, Paul Fleming und Johann Rist. Als Ganzes eine Veröffentlichung, für die wir dem Dichter danken; er hat damit den Anfang gemacht, ein fast verschollenes, aber von lebendigen Kräften erfülltes Stück des deutschen Geisteserbes der Gegenwart ins Bewußtsein zu rufen.

Als erster Band einer Sammlung „Meister des Kirchenliedes"[4]) hat sodann Schröder eine Auswahl aus Johann Heermanns evangelischen Gesängen herausgegeben. Sie bringt von diesem schlesischen Dichter einen kostbaren, bisher noch ganz unentdeckten Schatz, der uns zeigt, daß diese Poesie es wohl verdient, in einer Zeit der Selbstbesinnung und der Selbsteinkehr aus ihrem verborgenen Dasein zu neuer Wirkung gehoben zu werden.

O. Heuschele

[1]) Rudolf Thiel / Luther von 1522 bis 1546. Berlin, Paul Neff Verlag. 374 S. RM 7.20.
[2]) Rudolf Thiel / Luther antwortet. Berlin-Steglitz. Eckart-Verlag. 168 S. RM 2.50.
[3]) Rudolf Alexander Schröder / Dichtung und Dichter der Kirche. Berlin-Steglitz. Eckart-Verlag. 195 Seiten. RM 2.85.
[4]) Johann Heermanns Frohe Botschaft aus seinen Evangelischen Gesängen / Ausgewählt und eingeleitet von Rudolf Alexander Schröder. Berlin-Steglitz. Eckart-Verlag. 145 S. RM 2.50.

Die Seite des Lesers

Auch beim Redaktionsschluß dieses Heftes sind die Zuschriften aus dem Kreise unserer „Jubiläums-Leser" noch nicht abgeschlossen. Sie haben uns nicht nur viel unverhoffte Anerkennung, sondern auch wertvolle Anregungen gebracht, auf die wir auch an dieser Stelle noch zurückkommen werden.

Für die Zuschriften wegen unserer „unbekannten" Dichterbildnisse in Heft 1 — es sind natürlich Hamsun und Billinger — danken wir den Einsendern herzlich, besonders auch unserer Leserin aus Luxemburg für ihre Besorgnis um den weiteren Verbleib unseres Zeichners. Auch einer Schwarzwald-Leserin müssen wir noch für ihr hübsches mundartliches Gedicht zum „Vater Adam" danken, der anscheinend infolge einiger Schneeverwehungen erst recht verspätet zu ihr gelangt ist. Heute aber möchten wir unsere Leser einmal wieder zu einem kleinen Wettbewerb auffordern.

Unser neuer Wettbewerb:

Ein Buch zu wenig!

Zu wenig Bücher?
Doch wohl eher zu viel!

Gewiß — aber hat nicht jedem von uns auf seinem Lieblingsgebiet schon einmal ein Buch gefehlt, das wir trotz allem Fragen und Suchen beim Buchhändler und auf der Bibliothek nicht bekommen konnten? Haben wir nicht alle schon einmal gesagt:

„Darüber müßte auch mal jemand ein Buch schreiben!"

Darüber?
Worüber?

Wir fordern also unsere Leser auf, uns derartige Wünsche aus ihrem eigenen Interessengebiet mitzuteilen, die zugleich für eine größere Allgemeinheit in Frage kommen — mit einer kurzen Begründung, die aber in ihrer Kürze zugleich überzeugend gehalten ist. Zur Entschädigung für ihre Bemühungen setzen wir eine Anzahl von Barpreisen im Gesamtwert von RM 200.— für solche Vorschläge aus, die uns zumindest einer Erwägung wert erscheinen.

Zur Verteilung sollen kommen: ein 1. Preis zu RM 60.—
ein 2. Preis zu RM 40.—
vier 3. Preise zu je RM 25.—

Abänderung innerhalb dieser Staffelung müssen wir uns noch vorbehalten. Mit der Zuteilung eines Barpreises erwirbt unser Verlag das Recht, die Idee ausführen zu lassen oder mit dem Einsender in Verhandlung zu treten, falls er zur eigenen Bearbeitung in der Lage sein sollte.

Außerdem gelangen noch 100 Bücherpreise (je nach Beteiligung bis zu 100 Stück) im Werte von je RM 6.— nach eigener Wahl aus den Verzeichnissen der Franckh'schen Verlagshandlung zur Verteilung.

Die Einsendungen müssen den vollen Namen und die genaue Anschrift des Einsenders tragen. Adresse: Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, Abteilung 11. Vermerk am Briefkopf: Betr. Wettbewerb für „Weltstimmen". Nachweis des regelmäßigen „Weltstimmen"-Bezugs für das 1. Halbjahr 1936 muß auf Verlangen erbracht werden. Einlieferung bis zum 15. Mai, für Übersee bis zum 1. Juni. Entscheidung des Preisgerichts erfolgt bis zum 1. September 1936; sie hat als unanfechtbar zu gelten. Außer den Vorschlägen für den Wettbewerb sollen die Briefe nichts enthalten. Bestellungen und andere Dinge also bitte auf einem besonderen Blatt beilegen.

Preisrichterschaft: Für die Schriftleitung: Dr. Karl Blanck
Für die Mitarbeiterschaft: Matthäus Gerster, Hans Härlin, Otto Heuschele
Für den Verlag: Walter Weidauer

Schriftleitung und Verlag der „Weltstimmen"

Dreimal Abessinien

Seit die ersten Sturmzeichen am ostafrikanischen Himmel sich bemerkbar machten, beschäftigt man sich in Europa mit dem fernen Lande, dem einzigen noch unabhängigen Staate Afrikas. Wenn wir nun aus der Fülle der Neuerscheinungen über Abessinien drei Bücher herausgreifen, so geschieht es, weil die drei Werke ganz verschiedenen Ansprüchen entgegenkommen.

Wer wenig Zeit hat, wird zu Wencker-Wildbergs kleiner Schrift „Abessinien — das Pulverfaß Afrikas" greifen[1]), die kurz und umfassend über Land und Leute unterrichtet. Die Geschichte des Landes, seine Einigung unter Menelik und alle Fragen, die mit den heutigen Ereignissen zusammenhängen, werden berührt, wenn dabei auch manche Einzelheiten zu knapp wegkommen. Doch wird in der Darstellung der Vorgeschichte auch auf die ostafrikanischen Kolonialgründungen eingegangen, so daß der Leser auf diese Weise ein besseres Verständnis für die historischen Zusammenhänge gewinnt. Da auch sonst manches falsche Urteil von dem Verfasser zerstört wird, kann man sein Buch für die Gewinnung eines raschen Überblicks empfehlen.

Gründlicher gehen die beiden Verfasser des Werkes „Abessinien — Afrikas Unruheherd" vor[2]) Graf Huyn, der fünf Jahre lang in Abessinien gelebt hat und Josef Kalmer, der die geschichtlichen und völkerkundlichen Grundlagen des Landes durchgearbeitet hat, legen eine ausgezeichnete Gemeinschaftsarbeit vor. Der erste Teil, der fast zwei Drittel umfaßt, bringt Einzeldarstellungen über die natürlichen Bedingungen des Landes, das Wesen und die Lebensweise der Völkerstämme, den märchenhaften Reichtum der Bodenschätze. Im historischen Teil verliert sich die Darstellung der früheren Jahrhunderte oft zu sehr in Einzelheiten, die den meisten Lesern nichts mehr sagen dürften. Um so dankbarer ist man für die zusammenhängende Wiedergabe der Ereignisse seit dem Weltkrieg. Die letzten fünfzig Seiten bringen in flüssiger Wiedergabe Schilderungen von Jagderlebnissen und merkwürdige Begegnungen mit Eingeborenen. Hier erfahren wir neben Dingen, die schon aus anderen afrikanischen Reisebüchern in ähnlicher Art bekannt sind, zahlreiche Einzelheiten, die zu einem tieferen Verständnis führen können.

Ganz auf diese Form der locker aufgebauten Reiseschilderung ist das Buch von Lieberenz „Das Rätsel Abessinien" eingestellt[3]). Der Titel verspricht etwas zu viel, denn das „Rätsel Abessinien" wird hier kaum berührt. Trotzdem wird man die weitgedruckten Seiten mit Genuß lesen, da sie von einem Mann geschrieben sind, der seine Erlebnisse auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise lebendig und reizvoll wiederzugeben weiß. Zum Schluß verdient angemerkt zu werden, daß die beiden letzten Bücher ihre Ausführungen durch eine große Zahl photographischer Aufnahmen vorbildlich ergänzen.

W. Bellon

[1]) Abessinien — das Pulverfaß Afrikas / Von Friedrich Wencker-Wildberg. Verlag A. Bagel A.G., Düsseldorf. 100 Seiten. RM 1.50.

[2]) Abessinien. Afrikas Unruheherd / Von Graf Ludwig Huyn — Josef Kalmer. Verlag „Das Bergland-Buch". 342 Seiten. 52 Bilder, 6 Karten. RM 6.—.

[3]) Das Rätsel Abessinien / Paul Lieberenz. Verlag Reimar Hobbing, Berlin. 120 Seiten. 22 Kupfertiefdruckbilder. RM 3.85.

Romane und Erzählungen

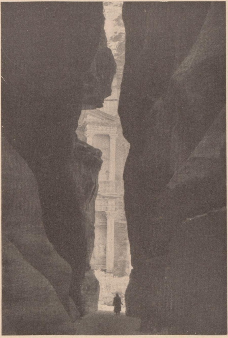
Walter von Molo hat in seinem, jetzt auch in einer billigen Volksausgabe erschienenen Friedrich-List-Roman „Ein Deutscher ohne Deutschland" (Holle & Co., Berlin) an dem tragisch umwitterten Schicksal des großen Schwaben die Richtigkeit des Satzes bewiesen, daß „ganz aus Kleinem das Gewaltige beginne". Friedrich List, der eigentliche Begründer der deutschen Eisenbahn und der fanatische Verfechter einer nationalen Wirtschaft, kämpft gegen die Enge, Kurzsichtigkeit und Unentschlossenheit des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts. Dieses Leben eines einsamen Vorläufers, das kleinen Verhältnissen entwuchs und erhaben endete, ist hier in seinen wichtigsten Stationen gestaltet (450 S. RM 3.75).

Vom Standpunkt des Idyllikers aus betrachtet und bewertet Edwin Redslob in seiner Geschichte einer Jugend: „Ein Jahrhundert verklingt" (Wilh. Gottl. Korn, Breslau, 1935) dieselbe Zeit. In der geistigen Überlieferung einer Alt-Weimaraner Familie steht der zarte, empfindsame Knabe Wolfgang. Dieser offenbar stark im persönlichen Erlebnis verwurzelte Lebensbericht wird von Redslob mit leidenschaftsloser Besonnenheit und Abgeklärtheit erstattet. Das Werk ist nicht nur ein Buch der Vergangenheit; es führt vielmehr bis in die Gegenwart hinein durch den noch nicht immer in seiner ganzen Tragweite erlebten Einbruch der Weltanschauung Goethes. (245 S. RM 4.80)

Ganz gegenwartsnah ist Paul Brock mit seinem Roman „Der Schiffer Michael Austyn" (Gräfe u. Unzer, Königsberg). Er schildert das Leben der Memelschiffer in einer sich weit verzweigenden Handlung und in einer von Anschauung gesättigten Sprache. Trotz mancherlei epischer Mängel verrät dieses Erstlingswerk ein beachtliches Talent. Wenn Paul Brock einmal sagt, von der Schiffahrt zur Dichtung sei es nicht weit, dann ist zu vermerken, daß der Schritt vom Erlebnis zum Kunstwerk um so wichtiger ist. Auf das nächste Buch des Dichters wird man achten müssen (307 S. RM 5.—).

Theodor Heinz Köhler nimmt in seiner Erzählung „Sonne über Ähren" (Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. / Berlin) das Erlebnis des bäuerlichen Daseins durch einen jungen Stadtmenschen in einer sehr sachlichen Darstellung und in einer sinnlich ungekünstelten Sprache als dichterischen Vorwurf. Er bleibt aber in der Breite und Dichte der stofflichen Behandlung ein gut Stück hinter Brock zurück. In der ziemlich geradlinig geführten Fabel lebt das einfache Geschehen ohne wesentlichen Spannungsantrieb. (189 S. RM 2.80)

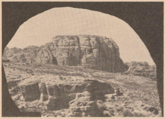
W. Zurlinden



(Verlag Schweizer Aero-Revue, Zürich)

Märchenstadt Petra

Bilder und Text der nächsten Seiten entnehmen wir dank einer besonderen Vergünstigung dem neuen Werk des Schweizer Afrikafliegers Walter Mittelholzer „A b e s s i n i e n f l u g"



Der Opferberg — Verlag Schweizer Aero-Revue, Zürich

Märchenstadt Petra

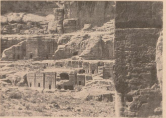
Von

Walter Mittelholzer

Aus Mittelholzer, „Abessinienflug" (Verlag Schweizer Aero-Revue, Zürich)

Das Märchen vom Wunderteppich aus Tausendundeiner Nacht wird Wirklichkeit. Brummend trägt uns der blaue Fokker in den leichten Dunst hinauf, der über der Küste Kleinasiens liegt. Wir gleiten über eine große plastische Landkarte: die Palmenstadt Jerusalem mit ihren weißen Kuppeln und Türmen, das fahlblaue Tote Meer inmitten einer dunkelgelben Wüste, die durchfurchten transjordanischen Berge, deren Rücken durch die schwarzen Linien der tiefen Schluchten wie ein Zebrafell aussehen. Wenige Stunden später stehen wir vor den Toren Ma'ans, einer englischen Festung im Wüstensand. Zwei weitere Stunden holperige Autofahrt durch die trostlose Einöde, in der hier und da eine Ziegenherde mit einem einsamen Hirten am Horizont sichtbar ist, und das Gebirgsdörfchen El Dji liegt vor uns. Braungebrannte arabische Polizeioffiziere prüfen strengen Blickes unsere Pässe. Sie werden für gut befunden, und mit großzügiger Geste erhalten wir die Erlaubnis, unter Bedeckung nach Petra weiterzureisen. Mit langen Steinschloßflinten bewaffnete Beduinen, den weißen Burnus auf dem krausen schwarzen Haar, buntgestreifte Tücher keck übergeworfen, schaukeln in komischem Rhythmus auf ihren hochbeinigen Pferden voraus. Dem kleinen Vortrupp folgt unsere Reisegesellschaft auf Mauleseln und zum Schluß aufs neue kriegerische Beduinen. So reiten wir über das Steingeröll des fast ausgetrockneten Wadi Musa (Tal des Moses) in eine enge Felsenschlucht, deren braunrote Felswände beidseitig hundertfünfzig Meter senkrecht in die Höhe schießen und oben nur einen dünnen Saum des Himmels freilassen. Der von Oleander und Feigenbäumen gesäumte Weg wird stellenweise so schmal, daß nur ein Reiter hinter dem andern durchkommen kann. Noch eine Biegung der Schlucht, wir reißen die Zügel unserer Maultiere an und starren erstaunt und ergriffen auf den Tempel von El Kazne.

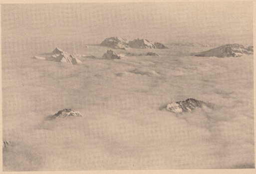
Vom letzten Sonnenstrahl beleuchtet, reckt sich vor uns eine in zartrosa abgetöntem Sandstein gemeißelte, in spätrömisch-griechischem Stil erbaute Fassade empor. Die verwitterten und zerbröckelten turmhohen Säulen strahlen immer noch die gleiche Wucht und erhabene Größe aus wie ehemals, als sie unter Trajan, der 131 nach Christi die Stadt besuchte, geschaffen



Korinthische Felsengräber — Verlag Schweizer Aero-Revue, Zürich

Schönheit der Luftfahrt:

Alpen und Meer aus dem Flugzeug gesehen





Oben: Nach dem Start über dem Säntis / Unten: Über den griechischen Inseln (Verlag Schweizer Aero-Revue, Zürich)

wurde. Tausende von Sklaven müssen hier in unermeßlichem Frondienst gearbeitet haben, um all diese herrlichen Formen aus dem harten Felsen zu meißeln. El Kazne — der Schatz — heißt das Heiligtum, denn der Architrav des Mittelteils trägt eine große Urne. Die Beduinen glauben fest daran, daß sie immer noch die phantastische Pracht der Pharaonen berge. Kugelein-

schläge zeigen deutlich die Versuche, die Urne zu zerstören. Das Geheimnis der Verzauberung, in die uns der Anblick des Tempels versetzt, muß in seiner merkwürdigen Lage verursacht sein. Einsam, verlassen, verträumt, in tiefes Schweigen gehüllt, ergreift er den Beschauer. Was mag wohl unser Landsmann Burckhardt empfunden haben, als er 1840 nach wochenlangem Umherirren die Stadt der Träume fand und ihrem Märchenschlaf entriß? Allmählich öffnet sich die Schlucht, wir erreichen einen Talkessel und finden am Abhang eines Ruinenfeldes unsere weißen Zelte. Jäh ist der Bruch zwischen Tag und Nacht, es fehlt die traute Dämmerung. Bald ist mit den knorrigen Ästen der Olivenbäume ein Lagerfeuer entfacht. In seinem fahlen, wärmenden Schein sitzen wir eng beisammen und lauschen hinaus in die stille kalte Nacht. Hoch über uns glitzern am tiefschwarzen Himmel die silbernen Sterne. Die schweigende Einsamkeit wird von Zeit zu Zeit durch das ferne Heulen der Schakale unterbrochen. In Gedanken eilen wir die Zeit zurück und plaudern über die Geschichte dieser seltsamen Nabatäerstadt. Ein arabischer Stamm eroberte Petra etwa hundert Jahre vor Christi und machte sie zur Kapitale eines mächtigen Königreiches, das sich im Norden bis nach Damaskus, im Westen bis Gaza in Palästina erstreckte. Vom Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus an beherrschte die Stadt die großen Handelswege zwischen dem Ptolemäer- und dem Seleukidenreich, bis die römischen Legionen sie ebenfalls unter die Herrschaft der Cäsaren brachte. Esau soll sich hier niedergelassen haben, nachdem er seinen Erbteil verschleudert hatte. Das Alte Testament spricht schon von Petra unter dem Namen Sela, das, wie Petra im Griechischen, im Hebräischen „Fels" bedeutet. Unbezwinglich lag die Stadt in den Felsen des Landes Edom, nicht weit vom Berge Hor, wo Aaron, der Bruder Moses, begraben liegen soll. Sie widerstand den Angriffen des alexandrinischen Feldherrn Demetrius, der vergeblich versuchte, durch die Schlucht von El Kazne in die Stadt einzudringen.

Mit dem ersten Morgengrauen sind wir wieder unterwegs. Im bleiernen Glanze des jungen Tages schweift das Auge über ein Trümmermeer von Tempeln und Gräbern, eine wahre Totenstadt. Nach der Ausdehnung des Ruinenfeldes zu schließen, mußte sie wenigstens 80 000 Einwohner gezählt haben. Auf der einen Talseite rundet sich inmitten alter Tempel und Gräber ein Amphitheater. Der in der Talsohle liegende See war einst der Schauplatz prunkvoller nautischer Spiele und Feste.

Golden überflutet die hinter den Felsen emporsteigende Sonne eine kalte Pracht. Die Felswände leuchten in unwahrscheinlichen Farben. Schneeiges Weiß schmilzt in Zinnoberrot, Blau mischt sich mit Ocker. Rosarot, Hellviolett, Karmoisinrot, Gelb und Blau zerfließen.

Nur schwer reißen wir uns von diesem Schauspiel los und erklettern mühsam den Pfad, der uns in vielen Windungen und über unzählige verfallene Stufen zum Kloster El Deir führt. Es liegt hundertfünfzig Meter über dem Talboden und starrt kreisrund in ein verlassenes felsiges Land. Eine lange Treppe führt noch weiter empor zur Spitze des Opferberges, der das ganze Tal beherrscht. Zwischen zwei Altären stechen zwei Obelisken wie spitze Nadeln gegen den Himmel. Im Becken des einen Altars züngelten einst die Flammen der Freudenfeuer, während sich über dem andern die Opfer wanden, deren Blut hier zu Ehren Dhu-Charas und Allats, der Hauptgötter des alten Petra, aufgefangen wurde. In der Nähe der Opfersteine befinden sich zwei etwa drei Meter hohe Monolithen. Von einer Steinplatte aus, die über eine grausige Tiefe ragt, soll Amariah, König von Israel, einst zehntausend Einwohner geopfert haben.

Die Knie wollen ihren Dienst versagen, als wir endlich nach einem mühevollen Abstieg über Hunderte von Stufen und Felsblöcken wieder unten im Tal anlangen. Die meisten Höhlenwohnungen sind von prachtvollen Fassaden geziert, ihr Inneres ist dagegen einfach und schmucklos. Was hätten wir dafür gegeben, um es möglich zu machen, in dieser Stadt nur für eine Stunde das ehemalige Leben wieder pulsieren zu sehen. Jetzt herrscht Tag für Tag nichts als tiefes Schweigen, das sich einsam in der unendlichen Tiefe verliert.

Vier Tage lang hielt uns die Stadt in ihrem Zauberbann.

Schnee liegt auf den Zelten, als wir zum letztenmal unsere Maultiere besteigen und einen Abschiedsblick rückwärts werfen auf Petra, die Märchenstadt Arabiens.

Friedrich Bischoff / Die goldenen Schlösser

Von O. H. Waibling

In einer Silvesternacht, während der Schneesturm um jene Berge an der schlesisch-böhmischen Grenze braust, an denen sich die Sage vom Rübezahl und die zarte Legende vom Rautendelein, dem alles verwandelnden Wunderkind, angesiedelt hat, wird von dem Hausierer August Liebsch am tiefverschneiten Felshang mitten im Walde ein zartes Mädchen gefunden. Er bringt das Kind ins Dorf, und sogleich spinnt die noch immer vom Wunder berührbare und das Wunder erzeugende Seele des schlesischen Volkes um diesen Findling eine Geschichte. Was die Menschen glauben, das widerfährt ihnen auch. Bei einer armen Alten, der Weigeltmutter, erhält das Kind sein erstes Unterkommen. Sie pflegt es mit viel Sorgfalt und Liebe, aber das Lebenslicht des zarten Wesens scheint doch zu verlöschen. Zwischen Leben und Tod schwebend, liegt das Mädchen in seinen Kissen; Fieberphantasien beherrschen seine junge Seele, wundersame Bilder scheint es zu schauen, und wenn es abgerissene Worte redet, erfährt der, der lauscht, seltsame Botschaft von drüben, von der anderen Welt, der Bergwelt, wo die goldenen Schlösser stehen.

Es ist klar, daß sich allerlei Menschen in die Stube der Weigeltmutter drängen. Gläubige und Ungläubige, jene von Ehrfurcht erfüllt und fähig, an das Wunder zu glauben, die Kraft, das Wunder in sich selbst zu erfahren und anderen mitzuteilen, lebendig in sich tragend; diese für das Wunder verschlossen und das Dasein des Kindes mit nichts anderem als grobenmaterialistischen Gründen erklärend, ein Verbrechen oder einen Betrug dahinter witternd. So kommen sie und gehen sie, so stehen sie in den Gassen des Dorfes beisammen, so diskutieren sie an den Biertischen. Die kleinen einfachen Bürger, die Waldarbeiter und Hausierer ebenso wie der Pfarrer Mandl und der Bürgermeister, der gläubige und fromme Schneider Klose und der Florian Fendler, der von den Geheimnissen alles Lebens mit scheuer Ehrfurcht mehr ahnt als weiß, ein später Nachfahr aus Jakob Böhmes Geschlecht, ein Erbe aus der großen Familie der schlesischen Mystik. Das ganze Dorf ist ergriffen und bewegt von dem Erscheinen des Kindes, das, während es noch zwischen Leben und Tod schwebt, die Menschen bereits verwandelt und nachdenklich macht.

Nun bewegt aber in derselben Nacht noch ein anderes Ereignis die Menschen des Dorfes. Während der Sturm um das Haus jagt und heulend an Dach und Mauern rüttelt, während Schnee fällt, daß der Arzt nicht vorwärtskommen kann, stirbt in dieser Silvesternacht die Frau des Kronenwirts Emil Fendler an der Geburt ihres ersten Kindes. Zehn Jahre hat der Kronenwirt um das Weib geworben, und nun stirbt sie ihm hin und nimmt das Kind in den Tod mit. Das ist mehr, als die Sinne der Menschen zu fassen vermögen. Dieser seltsamen Geschehnisse merkwürdiges Zusammentreffen bewegt die erschütterten Gemüter der Menschen im Dorfe doppelt stark. Die erregten und wachgerüttelten Sinne arbeiten und weben um beide Ereignisse ein buntes Geflecht eigener Gedanken, Gefühle und Gesichte. Emil Fendler aber, der Kronenwirt, ist, nachdem er Frau und Kind begraben hat, vollkommen verstört. Ihm können weder die Zureden des Pfarrers noch die Tröstungen seines Vetters Florian helfen. Er ist allen Trostworten unerreichbar und wendet sich von aller Wirklichkeit ab. Man sieht ihn weder auf den Straßen noch in seiner Wirtschaft. Er sitzt in seiner Kammer und treibt einen geheimnisvollen Totenkult. Was Wunder, daß er in den Nächten Stimmen hört, daß er durchs Haus läuft mit der Kerze in der Hand, daß ihm die Dinge, mit denen seine Frau umging, heilig sind. Er ist fest entschlossen, Haus und Hof zu verkaufen und das Dorf zu verlassen. Die Schleußerin, die indessen der Wirtschaft vorsteht, wacht über den Fendler.

Sie ist es gewesen, die in ihrer Verzweiflung und Ratlosigkeit den Doktor, als er noch im Weigelthause nach dem Rechten sah, eines Tages, ohne den Fendler erst zu fragen, herbeigerufen hatte. Aber der Fendler hatte ihn gar nicht zu sich gelassen. Vielleicht wäre Florian der einzige gewesen, der dem Kronenwirt hätte helfen können. Aber es war wohl so, daß er in das Unsichtbare, das den Fendlervetter nächtig umtrieb, mehr hineindachte, als daß er es befaß. So mußte der Fendler ohne jede Hilfe heimlich weiter des Nachts durch sein Haus tappen, und das Haus litt mit ihm.

Es knisterte und zog sich wie im Schmerz zusammen. Es streckte sich und erbrach Mörtel und Staub aus den Fugen. Aus allen Winkeln schaute es ihm dunkel nach, und jeder Sprung im Gebälk riß tiefer, wenn die Schritte dumpf vor lautloser Schwere vorüberstapften.

Ruhelos ging es so hin und her, stundenlang, vom Keller bis in die Böden hinauf und wieder herab. Die grauen, langbeinigen Schneiderspinnen huschten voraus, die Wände hinauf. Und erst gegen den grauenden Morgen getrauten sie sich wieder in den Grund der Stuben hinunter zu fühlen, ob etwa noch der eisige Luftzug wehe und die Schatten hinter ihm drein, die nichts mehr mit dem Leben gemein hatten als den Tod.

Indessen wird im Dorfe weiter darüber beraten, was aus dem Kinde werden soll. Paragraphen werden befragt, Akten häufen sich. Das Ergebnis ist, daß das kleine Mädchen einem Waisenhaus in der Stadt übergeben werden soll. Alle, die an das Kind als an ein Wunder glauben, sehen mit schmerzlichem Gefühle dem Tage des Abschieds entgegen. Andere sind froh, daß sie der Sorge um das unheimliche Wesen enthoben sind. Am letzten Tage aber schickt die Weigeltmutter das Kind noch einmal zu jener „hügelheimlichen Wiese", die dem Kronenwirt gehört. Dort spielt es heute wie schon oft, und dort trifft Emil Fendler mit dem Findling zusammen — an dem gleichen Dornbusch, an dem ihm seine Frau einstmals gestanden hat, daß sie ein Kind erwarte. Und nun beginnt das große Wunder. Der Kronenwirt umarmt das Kind.

Und als das Kind, als ob es ihn verstünde, wieder lächelte und ihm glücklich die Blumen wies, riß er es an seine Brust.

In diesem Augenblick geschah es, daß der Berg, der ja dem Fendler Jugend, Heimat und Leben war, natürlich und in aller Wirklichkeit am hellerlichten Tage mit Wolke, Wind und Himmelsbläue seine Wälder aufrauschen ließ. Sie rauschten dem Manne zu, noch einmal zu lernen, um dieses armeren namenlosen Kindes willen, seinem eigenen Leben den neuen und auch immer alten Namen und Sinn zu geben, einen Sinn, der jahrtausendealt für das Urwesen ebenso wie für den Menschen galt und immer gelten würde: die Art zu erhalten und aus jedem Tode die ewige Wurzel neu in die Erde zu schlagen.

Zwar hat er noch zwei Tage und zwei Nächte wider Unrast und Unglauben zu kämpfen, aber das Wunder tritt ihm in immer neuer Gestalt entgegen und bestimmt ihn, das Mädchen aus dem Waisenhaus, in das es gebracht worden ist, zurückzuholen und als sein Kind anzunehmen.

Damit hebt im Leben Emil Fendlers ein neuer Abschnitt an. Agnes oder das Agnetlein, wie sie nun heißt, hat ihm selbst den Frieden der Seele, den Lebensmut und Lebensglauben wieder gegeben. Sie hat viele Wunder in das Fendlersche Haus gebracht. Zwar dauert es bei dem Agnetlein lange, bis es wahrhaft zu sich selbst findet. Viele Bedrohungen äußerer und innerer Art sind zu überwinden, viele Verleumdungen der Menschen zurückzuweisen. Allein diese Jahre sind in Emil Fendlers Leben die glücklichsten. Obwohl ihr selbst noch manches Leid widerfährt, obwohl sie im Dorfe eine Fremde bleibt, ist Agnes doch glücklich und strahlt auch Glück auf die Menschen aus, die an sie glauben. Jene wenigen Rein-Gläubigen vor allem spüren das in ihrem eigenen Leben.

Aber nicht nur inneres, sondern auch äußeres Glück scheint dort einzukehren, wo sie weilt. Emil Fendler hat aus dem kleinen Kronengasthof durch wiederholten Anbau allmählich ein großes Touristenhaus gemacht. Auf seiner Wiese, dort, wo er Agnes zum erstenmal sah, sprudelt jetzt eine Quelle heilsamen Wassers: die Agnesquelle. Aus den Städten kommen die Fremden und suchen das Dorf auf. Der Kronenwirt wird von vielen um sein Glück beneidet. Viele mißgönnen es ihm, andere meinen, das alles geht nicht mit rechten Dingen zu, und das Agnetlein müsse dem Kronenwirt Gold aus den Bergen gebracht haben. Wo das Glück einem Menschen hold ist, erheben sich die Neider, und wo die Neider aufstehen, da steht gern im Glücklichen der Hochmut auf. Dieser Feind allen Wunders und allen Glaubens ergreift langsam aber stetig den Kronenwirt, und ebenso stetig schwindet damit sein Glaube an das Wunder, das ihm durch das Agnetlein widerfuhr.



Wintermorgen im Gebirge

Aufn. W. Knoll. Aus dem Jahrweiser „Dolomitenland"

Einem kurzen Glück im Leben des Kindes folgt bald viel Leid. Das Gefühl, eine Fremde zu sein, hat Agnes nie überwunden; als man aus Ungeschick oder Bosheit ihr Unziemliches zumutet, erschrickt sie. Häufiger als früher sitzt sie jetzt bei Florian Fendler, der seit langem die Entwicklung im Hause seines Vetters nur mit halber Freude sieht. Bei Florian und dessen Sohn Matthias fühlt sich das Kind weit eher zu Hause als in dem von Unruhe und Unrast und so oft auch von Fremden erfüllten Kronengasthaus. Manches ändert sich in ihrem Leben. Man schickt sie zum Pfarrer, damit er sie in die Welt des Kirchenglaubens einweihe; sie muß Klavierspielen lernen, fühlt aber, wie dadurch, je länger je mehr, ihre eigene innere Musik erstirbt. Je reifer sie wird, um so mehr erschrickt sie vor dem Leben, und als sie gar durch die Magd Berta, die ein uneheliches Kind in ihrem Schoße trägt, von dem Geheimnis der Menschwerdung erfährt, da droht in ihrem Inneren etwas zu zerbrechen. Und dieses Drohende vollendet sich, als Berta mit ihrem Kinde ins Wasser geht.

In seinem Glückstaumel aber sieht Emil Fendler das heimliche Leid des Mädchens nicht. Er merkt nicht, wie sie sich insgeheim aus seiner Welt löst. Droben auf dem Kamm des Gebirges, wo das Agnetlein gefunden wurde, baut er nun ein großes Touristenhotel mit einem Aussichtsturm. Der Architekt Nerlich, der einst in einer der dunkelsten Stunden des Kronenfendlers in seinem Gasthofe nächtigte, soll es bauen. Die Leute im Dorfe erschrecken bei diesem Gedanken, aber Emil Fendler verwirklicht seinen Plan. Da er in dieser Zeit sehr viel auswärts ist, nimmt er eine neue Wirtschafterin, Marie Schönborn, ins Haus. Mit ihr zieht in der „Krone" ein Mensch ein, der das Agnetlein und den Geist, den es ins Haus gebracht hat, endgültig verscheuchen wird.

Ein anderes noch kommt hinzu. Droben in den Bergen sind von den Gendarmen Hausierer, Schmuggler und andere dunkle Gesellen gefangen worden, unter ihnen auch August Liebsch, der das Agnetlein gefunden hat, und Paul Kobsch, ein Landstreicher und Herumtrei-

der. Alles Menschen einer finsteren Unterwelt. Im Laufe der Gerichtsverhandlung wird von diesen Gesellen und ihrem Anhang das Agnetlein in Zusammenhang mit ihnen selbst gebracht. Was ein Wunder ist für den Gläubigen, wird für die Männer des Gerichts ein Gegenstand der Untersuchung, für die Zeitungsschreiber eine Sensation, für viele aber, die den Bericht in den Zeitungen lesen, abermals ein Grund, der Herkunft des Kindes nachzuspüren. Emil Fendler aber, von diesen Berichten und der Vorladung der Agnes erregt, von seinem Hochmut und von Marie Schönborn aufgestachelt, verfolgt die Verdächtigungen. Er läßt aber auch das Agnetlein fühlen, wie unangenehm ihm das alles ist. Und jetzt sagt er ihr, was bisher nie geschah, daß sie doch nicht seine Tochter sein könne. Harte und rohe Worte fallen, ja es kommt zu Tätlichkeiten. Das Agnetlein weiß sich nicht anders zu helfen, als immer häufiger zu Florian und Matthias zu gehen; diese beiden Menschen verstehen sie, diese wissen zu schätzen, was ihr Dasein unter den Menschen bedeutet.

Nachdem Agnes kurze Zeit auf einem Gutshof verbracht hat, um dort den Haushalt zu erlernen, holt sie der Vater heim. Er hat sich entschlossen, Marie Schönborn zu heiraten. Nach langer, langer Zeit ist Agnes wieder einmal zu dem Grünfließstein hinaufgestiegen, dorthin, woher sie gekommen ist; sie hat heimlich die Weigeltmutter besucht, bei der sie die ersten Tage ihres Lebens verbrachte. Dann hat sie die Hochzeit mitfeiern müssen, bleich und erschreckt, ohne Freude und ohne Teilnahme, vielmehr von schweren Gedanken und noch schwereren Gesichten erfüllt, weilt sie unter den übermütigen und fröhlichen Menschen. Man will sie zwingen, Tanzmusik zu spielen, als sie das verweigert, wird der Vater hart und grob gegen sie. Sie aber flieht ins Freie in Nacht und Nebel. Der Wind ruft sie, sie schreitet in den Nebel hinein. Am Brunnenrande der Agnesquelle setzt sie sich nieder. Zu gleicher Zeit aber geht Matthias, der Sohn Florian Fendlers, der Agnes liebt, droben an der Tür ihres Zimmers vorüber. Er wagt es nicht, die Tür aufzutun, ihm ist das Wunder heilig. In jener Nacht ist das Agnetlein für immer im Nebel verschwunden. Alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen. Emil Fendler aber hat die Ruhe seines Lebens verloren, mit seiner Frau hat er wenig Freude erlebt und von seinem Hause ist das Glück gewichen.

Vom Talfendler wissen die Leute gar nichts mehr. „Es hat ihn damals nicht mehr im Tale gehalten", meinen einige.

Andere wissen wieder, daß er seinem Sohne Matthias in die Stadt nachgezogen ist. Sie haben recht.

Florian hat noch lange Jahre bei dem Doktor Matthias Fendler gelebt, der gelernt hatte, daß der Glaube selbst im Leide den Kranken selig spricht.

Nach seinem Tode fand Matthias einige Aufzeichnungen, die von dem verwunschenen Kinde handelten. Säuberlich war da niedergeschrieben, was Florian auf seinem Gang ins Wunder alles erlebt hatte. Und wenn seine junge Frau, die im Haar dem Fendlermädchen glich und des Baumeisters Nerlich Tochter war, nicht lächelte über diese bedächtige Niederschrift — so lag es wohl daran, daß sie, was sie selbst nicht wußte, — in jener Nacht empfangen worden war, da der Gastwirt Emil Fendler seinen Wintergästen mit einem flackernden Licht ins Unsichtbare geleuchtet hatte.

Die Fendlerkinder, die von ihnen beiden stammen und in die schlesischen Städte und ins Reich hinaus gewandert sind, und den Talfendler zum Urgroßvater haben, erkennt man an ihrem träumerischen, schlichten Wesen und an ihrem starken Glauben.

Denn ihr Vorfahr, dem die Steine in den Wäldern redeten, schrieb ihnen auf:

Wer will es erkennen?! — Der Berg hat es getragen und der Wald hat es gewiegt. Wenn ihr die Heimat im Herzen bewahrt, ist sie ihr verwunschenstes Kind, dessen Lebensgang in dieser Niederschrift als Vermächtnis an euch weitergegeben sei — immer mitten unter euch.

So endet dieser Roman, in dem das Geheimnis der Landschaft und der Bergwelt, das Geheimnis der Volksseele, die ewig neu die uralten Wunder und uralten Sagen formt, von einem Dichter unserer Zeit gestaltet wurde. Er hat nicht mehr getan, als andächtig und demütig den Stimmen zu lauschen, die um ihn erklingen; er hat in seinen Menschen gezeigt, daß wir alle zugleich Bürger dieser wirklichen und jener geistigen Welt sind und daß die stärkste Kraft der Erde die Kraft des reinen Glaubens ist.

Lebenslauf eines Dichters

Wilhelm Schmidtbonn: An einem Strom geboren

Von

Karl Blanck



Wilhelm Schmidtbonn

Am dreieckigen Marktplatz der Stadt Bonn am Rhein, der auch unsern Lesern nicht mehr unbekannt ist — siehe Heft 12 des Jahrgangs 1935 der Weltstimmen (S. 499 f.) — wird in den betriebsamen Jahren nach dem siebziger Kriege ein kleines Häuschen niedergerissen; an seiner Stelle wächst ein stattliches Haus empor, das von neuem fröhlichem Leben erfüllt ist. Eilige Kinderfüßchen trippeln darin auf und nieder; der Hausvater weiß, für wen er so emsig schafft. Das Geschäft blüht auf, die Kürschnerwerkstatt und der Laden vergrößern sich mit der wachsenden Kinderschar. Aber die kleinen Gäste sind noch lange nicht flügge, da legt sich der lebens- und schaffensfrohe Vater, den sie noch nie krank gesehen haben, zum Sterben nieder.

Vierzehn Jahre ist damals der junge Wilhelm alt, der selbst noch nichts davon weiß, daß er einmal ein deutscher Dichter sein und den schlichten Bürgernamen des Vaters im Verein mit dem Namen der Vaterstadt zu neuen Ehren bringen wird. Sechs Geschwister wachsen mit ihm um die Mutter auf, die in ihnen das Andenken des Vaters getreulich wach erhält und ihnen aus dem Reichtum ihrer Menschengläubigkeit unversiegliche Kraft mitgibt ins Leben. Ringsum breitet sich das farbige Leben des Marktes, der Stadt und der rheinischen Landschaft. Festliche Zusammenkünfte vereinigen immer wieder den wachsenden Familienkreis. Alljährlich rauscht der Karneval durch die Gassen. Und inmitten aller Lebensfreude seiner Umgebung reift der besinnliche Knabe still seinem künftigen Berufe entgegen, ein zartes Kind, das zwei Monate zu früh auf die Welt gekommen und nur durch die unermüdliche Sorgsamkeit der Mutter am Leben erhalten worden ist. So bleibt auch seine Seele zart und empfindsam:

> Da ich mich zu früh von der dunklen Welt der unteren Mächte gelöst hatte, gehörte ich ihnen noch zum Teil an. Das Licht schmerzte mich. Zugleich aber beglückte es mich im Übermaß. Ein Fremdsein in der oberen Welt blieb noch lange zurück und somit ein großes Staunen über alles, was es da zu sehen gab. Beides, Fremdsein und Staunen, bin ich nie ganz losgeworden, ebenso nie eine haftende Verbundenheit mit der geheimnisvollen Welt der Mütter.

Erste Begegnungen mit fremder Welt und fremdem Menschenschicksal erfüllen ihn mit jäher Freude und sanfter Trauer. Bald beginnt er Noten und Verse zu schreiben, fernab von den Spielgefährten, unter dem freien Himmel — kein Dachstubenpoet, aber ein Dichter auf dem Dache des Hauses am Marktplatz, in Wind und Sonne, nach der es ihn hungert sein Leben lang. Dann steigt er von seinem Flachdach in

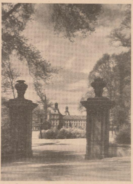
die Welt der Menschen hernieder und liest den staunenden Mägden in der Küche seine jugendlichen Gedichte vor. Daran aber, daß sich der jugendliche Genius dann doch zuerst für die Schwesterkunst der Musik entscheidet — daran ist niemand anders schuld als der große Landsmann Beethoven, dessen Geburtshaus ganz nahe dem seinigen steht: das treibt ihn mächtig zur Nacheiferung an. Auch den erwachenden Körper übt er kräftig durch Schwimmen im heimischen Strom.

Das Gastspiel auf dem Konservatorium in Köln, das nun folgt, befriedigt ihn wenig, der schulmäßige Musikbetrieb und vielleicht auch die erste Ahnung seiner dichterischen Berufung treiben den Schüchternen bald in die Flucht, trotz aller Begabung. So führt sein Weg auf die Schulbank zurück und dann bald in eine Buchhandlung in Gießen. Aber dort wartet neue Enttäuschung im Gleichmaß der Tage auf den lernbegierigen Jüngling:

Mein Dienst begann um sieben Uhr morgens, und zwar damit, daß ich an die Gymnasiasten Schulhefte und Schreibfedern verkaufen mußte. Das hieß nun freilich von der Pike auf gelernt.

Zu einem eignete ich mich nicht: zum Bücherverkauf. Ich machte mich bisweilen lustig über die Bücher, die jemand verlangte, bis der Inhaber entsetzt hervorkam und den Kauf mit Mühe doch noch zustande brachte. Mit manchen Kunden, die wertvolle Bücher als langweilig zurückbrachten, geriet ich sogar in offenen Streit. Häufig stand ich an meinem Pult, allzu schnell fertig mit den Lesezirkelmappen und dem Neuheitenversand, und sah den Leuten zu, die draußen in der Sonne spazierten.

Am schönsten sind noch die sonntäglichen Wanderungen nach Marburg oder Wetzlar, das Lahntal entlang oder über die nahen Berge, mit unschuldigen kleinen Abenteuern am Wegrand oder in ländlichen Wirtshausgärten. Bald erkennt er, daß er in dem kleinstädtischen Einerlei dieses Buchladens nicht weiter kommen kann, und gibt seine Stellung auf. Der Mutter erzählt er ein Märchen von einer neuen Stellung, um sie zu beruhigen, während er in Wirklichkeit an seinem ersten Theaterstück schreibt. Das schickt er dem jungen Professor Litzmann in seiner Vaterstadt, der ein offenes Herz für die lebendige Dichtung hat und den angehenden Dramatiker liebevoll ermuntert. Auch bei der Mutter tritt er für seinen Schützling ein: „Sie müssen ihn seinen eigenen Weg gehen lassen!"



Der Hofgarten in Bonn mit der Universität (Aufn. Friederich)

So kehrt er als Student in die Vaterstadt zurück. Mit neuem Eifer stürzt er sich ins Meer der Wissenschaften:

Den neuen Lehrern mit einsam strahlenden und oft apostelhaft zerfurchten Gesichtern sah ich wie Gestalten von Heiligen nach.

Meine endliche Freiheit hatte einen prachtvollen Hunger. Umsonst suchte ich ihn zu sättigen mit der Geschichte der Literaturen, der Künste, der Weltanschauungen, der Völkerschicksale, der Naturentdeckungen. Ich besuchte sogar Anatomie und Irrenhäuser, um zu lernen.

Der Horizont meines Daseins erweiterte sich. Wie jeder Mensch einmal blüht, so blühte auch ich damals auf. Ich ging mit neuem Schritt und Blick durch die Straßen.

Dazu trug nicht zum wenigsten die Berührung mit etwas ganz Altem bei: mit der Sprache unserer Vorväter. Ein unbeschreibliches, wehmütiges und seliges Gefühl erfaßte mich bei diesem Wortklang. Ich konnte nicht satt werden, mir aus dem Nibelungenlied laut vorzulesen.

Auch die Liebe kommt ihm damals zuerst nahe, ohne ihn schon tiefer zu treffen. Es folgen zwei Semester in Berlin mit neuen verwirrenden Eindrücken, die ihn unharmonisch genug berühren. Auch in dem steifen Göttingen fühlt sich der junge Rheinländer „wie von einem andern Stern herabgefallen". Wenn ihn diese Stimmung überwältigt, dann schwingt er sich aufs

Fahrrad, durcheilt Dörfer und Städte, Täler und Wälder von Eisenach bis Goslar, unter Sonne und Gewittern, bei Morgengrauen und anbrechender Nacht.

Als Student in Zürich schiebt er sein Rad bis hinauf zum Julierpaß — es ist das erste Fahrrad, das dort oben erscheint und gebührend angestaunt wird; und schon geht es weiter in sausender Fahrt hinab zu den blauen Seen des Engadins.

Dann kommt nach so viel ungebundener Freiheit das Dienstjahr „beim schönsten Regiment", den Münchner „Leibern", mit guten Kameraden, rauhen, aber doch ziemlich verständnisvollen Vorgesetzten, die fast schon zu guten Freunden werden — und wieder geht es auf dem geliebten Fahrrad ins Alpenland hinein, diesmal nach Innsbruck — mitten in den strahlenden Gebirgswinter, obgleich die Freunde damals noch treubesorgt den Kopf schütteln: „Wahnsinn! Im Winter ins Gebirg?"

So ändern sich die Zeiten . .

Eines Tages springt sein Pudel, der treue Begleiter, der ihn nie verläßt, mitten auf der Maria-Theresien-Straße in freudiger Bewegung an einem unbekannten jungen Mädchen empor: so lernt man sich kennen und bleibt beisammen. Denn aus dem jungen Mädchen wird die künftige Lebensgefährtin des Dichters — der kluge Hund hat für seinen Herrn erwählt . . .

Die neue Freundin stammt aus dem Pustertal, jenseits des Brenners (der damals noch nicht Brennero heißt), ihr Stammhof steht unweit der Geburtsstätte Walthers von der Vogelweide, und ihre Augen sind von Jugend auf gewohnt, scharf und klar zu beobachten, so warm auch ihr Herz schlägt; darum wird sie dem jungen Dichter eine gute Beraterin, als er jetzt sein zweites Stück, sein erstes wirkliches Bühnenwerk, schreibt: „Mutter Landstraße", das an dem vorgeschrittensten aller deutschen Hoftheater der Vorkriegszeit, dem Dresdner Hoftheater unter Graf Seebach und Karl Zeiß, zur Uraufführung kommt — ein Erfolg beim Publikum — ein Mißerfolg bei der hohen Kritik, der ein vierundzwanzigjähriger Dichter damals noch zu jung scheint, um nach Lorbeeren zu greifen.

So ändern sich die Zeiten . .

Weiter geht die Wanderschaft des Lebens, aus dem Gesetz des Blutes, das ihn in heiliger Unrast weiter treibt, immer wieder neue Heimat suchen und finden und wieder suchen läßt, während er weiter um Form und Gehalt seines Werkes ringt. Einmal erlebt er im Pustertal den Brand eines Dorfes; seine Hilfsbereitschaft wird von den Bauern zurückgestoßen, die in dem Fremden nicht den Bruder sehen. Immer wieder rührt und schmerzt ihn die Hilflosigkeit der stummen Kreatur, das Leiden und Sterben der Tiere, treibt ihn der Wille zu helfen, lähmt ihn das Bewußtsein der Schwachheit des Einzelnen in einer gnadenlosen Welt.

So schafft er in Tiroler Bergeinsamkeit unter dem hohen Himmel an seinem „Zorn des Achill", den ein Jahr später Paul Wegener zuerst in Berlin über die Bühne rasen läßt — und so treibt es den Dichter selbst aus aller Größe der Urnatur in das Reich der Illusion, in die Welt der menschenwimmelnden Städte und wieder zurück in die Einsamkeit, zu sich selbst zurück. Einmal, bei der zweiten Aufführung seines „Graf von Gleichen" tritt er in der Pause, des Lebens in der Stadt nur allzu wenig gewohnt, einer Dame die Schleppe ihres Prachtgewandes ab — und eine wütende Frauenstimme faucht den braungebrannten Mann im einfachen blauen Anzug an: „Wie kommt so ein Mensch hierher?" Ein andermal wieder muß er zwei junge Schauspielerinnen trösten, die voll zitternder Angst in die Männerwelt seines „Achill" geraten sind.

Ich führte sie beide, die nicht mehr stehen konnten, zu einem hölzernen Bänkchen ohne Lehne, kaum lang genug für einen, wie es denn in der Tat nur für den Inspizienten bestimmt war. Auf dieses Bänkchen zog ich die Frauen nieder, saß da in der Mitte zwischen ihnen, legte meinen Arm rechts und links fest um sie, gab ihnen Wärme meines Blutes ab. Ja, ich wagte — nein, es machte sich ganz von selbst, und niemand verwunderte sich darüber, niemand nahm Anstoß daran, so natürlich war es: ich umfaßte rechts und links mit jeder Hand eine der jungen, kleinen Brüste. So saßen wir, ein seltsames Wesen aus drei Wesen.

Das Zittern rechts und links hörte auf, die zur Schulter gesenkten Gesichter richteten sich hoch — gestärkt lösten sich die zwei Gestalten aus meinen Armen. Wie lieblich hing plötzlich ihr langes Haar, braun und schwarz, wie furchtlos schritten sie aus dem Halbdunkel dem Leben zu, in dem sie nun mitten inne stehen mußten, den Mund auftun, um irdisch vertrauten, unirdisch fremden Worten Stimme zu geben.

Nie hatte ich vorher ein Wort mit diesen Frauen gesprochen, und doch hatten wir so zusammen gesessen, und sie hatten die Brust in meine Hand gedrängt vor aller Augen. Und niemand hatte sich gewundert. So selbstverständlich war es, so sehr Natur.

Einmal, während der Vorstellung, rollt der Schild des Achill, der in dunklem Brüten über Hektors Leiche sitzt, den Hang hinab, der Rampe zu — abwehrend steht als einzige in der ersten Reihe des Parketts ein altes Mütterchen auf, breitet schützend die Arme aus, bietet die magere Brust dem rollenden Eisen dar, das erst im letzten Augenblick der Darsteller des Achill mit ein paar Riesensprüngen noch an der Rampe abfängt. Es besteht die Gefahr, daß die Spannung des Publikums sich zum Schaden des Stückes in Gelächter über das unnütze Heldentum des Mütterchens auflöst — nein:

Und mitten in die Szene hinein prasselt der Beifall zweier tausend Hände. Gilt er dem Schauspieler? Gilt er dem Mütterchen, das wahrhaftig immer noch mit vorgerecktem Armen dasteht . . .? Beiden! Nein, dem Mütterchen! Dem Mütterchen allein! Sie war vom Hauch des Stückes angeweht, sie war ein Geschöpf des Dichters, die Welt des Dichters war als wahr bewiesen. Sie war eine Gestalt aus Homer, von heute, die Menschen sind immer gleich: immer lebt Heldentum in der ärmsten Brust.

Überirdische Magie der Bühne: ein andermal spricht ein junger Mensch, der zur Bühne will, dem Dichter im nächtlichen Wien auf dem Wege zum Bahnhof Verse aus „Romeo und Julia" vor, steigert sich zu höchster Ergriffenheit, der Umwelt vergessend. Ein paar Nachtwandler, ein paar Wiener Droschkenkutscher, ein Wachtmann bleiben stehen in andächtigem Schweigen — sie alle sind von der höheren Welt der Dichtung aus ihrem Dasein emporgerissen.

Und immer wieder Bilder der Welt, der Größe, der Urnatur, der Einsamkeit: Das Meer in Wetter und Sonne, in Sturm und jagenden Wolken, Leben auf einer Insel in aller Unermeßlichkeit des grenzenlosen Elements. Dazwischen ein Jahrmarkt in Flandern, mit buntem, sinnenfrohem Leben. Und dann kommt zu den beiden einsamen Wandermenschen, die immer noch ihre Heimat suchen, ein Kind, nicht das eigene, sondern das der jungverwitweten Schwester der Frau — ein Kind, das den Vater verlor, um einen neuen Vater zu finden, der es eifersüchtig umsorgt und bewahrt. So wird die Wanderschaft zum Idyll, in das der Krieg mit jähen Blitzen hineinschlägt. Auf der Flucht in die Heimat, noch jenseits der Grenze, trifft sie die erste Ahnung des Kommenden:

Kurz vor der Grenze, im Bahnhof zu Winterthur, im Wartesaal, ein sonderbares Menschenpaar. Ein Mann, der die Arme breit auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme gelegt hatte. Man sah an der Bewegung seiner Schultern, daß er weinte. Eine junge Frau saß neben ihm, sah mit stieren Augen von ihm weg, hielt den Arm fest um diese zuckenden Schultern, als halte sie etwas Zerbrechliches, das zu fallen drohe. Ein junger deutscher Kaufmann aus Paris mit seiner Frau, einer Französin, die nicht in ihrem Vaterland hatte bleiben wollen, sondern mit ihrem Mann in das nie gesehene, fremde, feindliche Deutschland will. Obwohl er schon in ein paar Stunden von ihr getrennt werden und in einem mit Soldaten vollgepackten Zug an irgendeine andere Stelle der Grenze fahren wird. Sie wird allein, ohne alle Mittel, in Deutschland zurückbleiben. Ein paar Tische weiter stand die beleibte Kellnerin und weinte mit, oft mit dem Ärmel über die Augen wischend. Die Wirtin hinter dem Schanktisch packte rasch und sorgsam eine Anzahl von dicken Broten in Papier, die die Kellnerin dann an den Tisch zu dem Paar hinbrachte, ohne Bezahlung zu verlangen . . .

Ich trage mein Kind auf dem Arm, meine Frau geht an meinem Arm neben mir. Hundert deutsche Väter, Frauen, Kinder ebenso.

Obwohl wir vom Frieden in den Krieg gehen, wandern wir wie Flüchtlinge, die zur großen Mutter streben. Die Schweizer, die Unbeteiligten, fühlen Mitleid. Wir aber, von einer starken Welle angerührt, die aus dem nahen Vaterland herüberströmt, fühlen Härte. Wenn ein Abschied sein muß, dann schnell. Die Männer, unter der Last ihrer Kinder, nehmen schon soldatischen Schritt an. Die Frauen am Arm spüren es mit Trauer.

Dann lernt der Dichter selbst den Krieg kennen, wenn auch nur als Berichterstatter, in seiner Größe und Furchtbarkeit, im Heldentum und Leiden der Völker: die ersten Gefallenen und die ersten Bilder der Zerstörung, Verwundete und Gefangene, das nächtliche Heulen der Granaten, den Einschlag der Fliegerbomben, Hunger und Mühsal beim serbischen Vormarsch und das Elend der Flüchtlingszüge. Und den ewigen Trost der Heimkehr in das bewahrte Vaterland, das der eherne Wall der grauen Heere vor der Verwüstung geschützt hat — und in das dann, nach dem Ende des Krieges, das blasse Gespenst der Inflation einbricht. Auch der Dichter hat alles verloren, was er besaß — aber er darf weiter schaffen für Weib und Kind, im Schutz der Berge, am gastlichen Tegernsee.



Der Rheinstrom bei Andernach

Aus „Deutschland heute und gestern"

Wieder begegnen uns Menschen, freundliche Gestalten, lichte Mädchen und Frauen und ernste Männer. Wilhelm Schäfer liest hier zuerst den Freunden aus seinen „Dreizehn Büchern der deutschen Seele" vor: „In dieser Minute . . schlug das Herz Deutschlands in diesem niedrigen Zimmer am Tegernsee."

Um des Kindes willen, das noch nichts vom Geheimnis seiner wahren Herkunft weiß, geht die Wanderung weiter, endet für eine Zeit am heimischen Strom, in der Stadt Godesberg. Immer aber lebt er nahe dem Wasser, kehrt zu den Bergen zurück. In einer Sturmnacht auf Norderney rührt ihn eine unbekannte Stimme an, zwingt ihn, das unbeachtete Manuskript eines jungen Autors zu lesen. So entdeckt er den Dichter Georg von der Vring, von dem noch kein Verleger etwas wissen wollte. Vrings jungverstorbene Frau hat das Werk ins Reine geschrieben und sauber eingebunden, hat vor ihrem Ende alle ihre Wunschkraft hineingelegt. Sie hat in jener Sturmnacht das mitschwingende Herz des fremden Dichters erreicht, in dem noch geheime Kräfte lebendig sind. Ein andermal wieder graut ihm beim Vorüberfahren an einer unbekannten Station vor einem Hause, das scheinbar friedlich am Berghang liegt. Wochenlang später, an fernem Orte, schlägt ihm aus der Zeitung der Name jener Station, das Bild jenes Hauses entgegen — es ist zur Stätte eines achtfachen Mordes geworden, von dem niemand zuvor etwas ahnen konnte. Auch hier bestätigt sich noch die Gewalt magischer Kräfte in dem naturnahen und feinfühligen Dichter. Und immer wieder zieht es ihn zu den Tieren hin, zu allem, was der Schöpfung noch nahe ist.

Krankheit wirft ihn nieder, trifft auch die Frau; er verliert auch das heranwachsende Kind, das zu seiner richtigen Mutter zurückkehrt. Er sucht Heilung im Tessin, in Askona, wohin ihn die Ärzte verweisen. Wieder lebt er zwischen Bergen und Wasser — aber es ist nicht die Heimat, mit der er doch innerlich verwachsen bleibt, wie sein Werk, das selbst schon ein Stück Deutschland geworden ist. So lebt er, um des Lebens selbst willen, im Süden — aber die Fenster seines Hauses sind nach Norden gerichtet, dem nahen Gotthard zu.

Ich gehe am Grasufer meiner Halbinsel entlang, so dicht, daß mir wie in Knabenjahren die Wellen an die Schuhsohlen spülen, und rufe sehnsüchtig, wie den Namen eines geliebten, fernen Menschen, das Wort: Deutschland.

Wilhelm Waetzold: Dürer und seine Zeit

Von

Karl Hans Bühner



Der Vater

In seinem Werke „Dürer und seine Zeit" (Phaidon-Verlag, Wien) läßt Wilhelm Waetzoldt, der bekannte Kunsthistoriker, das überlebensgroße Bild des Nürnberger Meisters vor uns entstehen als Beispiel des genialen Menschen und zugleich als Erinnerungsmal der deutschen Kunst aus entscheidender geschichtlicher Zeit.

Mit Nürnberg und Franken verbindet Dürer zwar Geburt, Leben, Schaffen und Sterben — aber nicht die Geschichte seiner Ahnen; denn diese führt nach Ungarn zurück. Wahrscheinlich stammen Dürers Voreltern von den deutschen Kolonisten ab, die König Bela IV. nach dem Mongoleneinfall (1241) in die verwüsteten Bezirke seines Landes gerufen hatte. Stammsitz der Familie Dürer war das (jetzt nicht mehr vorhandene) Dorf Eytas bei der Stadt Jula. Der Familienname Dürer weist darauf hin: Eytas heißt Türe. Türer schrieb sich noch Dürers Vater, der wie der Großvater Goldschmied war. Sein Wappen zeigt ebenso wie das Reisesiegel des Sohnes die geöffnete Tür.

Am 21. Mai 1471 wurde Albrecht Dürer dem Älteren und seiner um 25 Jahre jüngeren Ehefrau Barbara, der Tochter eines Nürnberger Goldschmiedmeisters, als drittes von 18 Kindern der Sohn Albrecht geboren. Nach Nürnberger Lehrjahren im Hause des Vaters trieb diesen das Wanderblut in der Welt umher, durch Deutschland und nach den Niederlanden. Nach der Rückkehr heiratete er Agnes Frey, die Tochter eines Nürnberger Kupferschmieds, mit der er eine ziemlich unsentimentale, kühle Ehe geführt haben muß, der auch der Kindersegen versagt blieb.

1489 ist Dürer Meister und Bürger in Nürnberg geworden. Acht Jahre später richtete er sich eine eigene graphische Werkstätte mit Druckpresse ein, aus der dann die überall auf Märkten und Messen abgesetzten Blätter hervorgingen; von ihnen und seinen Aufträgen hatte er ausreichende Einkünfte. Aber erst in den letzten Jahren seines Lebens konnte Dürer wirtschaftlich aufatmen: im Jahre 1521 besaß der Meister zwei Häuser in der Stadt und ein recht ansehnliches Vermögen. Seiner Frau hinterließ er bei seinem Tode am 26. April 1528 ein stattliches Besitztum.

Frühzeitig wuchs Dürer in die Lebensatmosphäre des späten Mittelalters hinein. Seinen täglichen Gewohnheiten wie seinem Verhältnis zu den letzten Lebensfragen nach gehörte er zum gesunden, aufstrebenden Bürgertum der deutschen Städte. Dürer war für Ehrungen nicht unempfänglich, aber sein Ruhm, der ihm in Venedig und Antwerpen vorausging, machte ihn weder unbescheiden noch hoffärtig. Er blieb, was er immer gewesen war: ein redlicher und gerechter Meister, ein Erzieher und Weiser, der erste unter den Seinen, wenn es auf Geduld, Vertrauen, Sauberkeit und Genauigkeit ankam, ein temperamentvoller Künstler und zugleich ein Mann des Maßes und der Ordnung.

So erscheint Dürer auch auf den Selbstbildnissen, in den Tagebüchern, Briefen, Gedichten, autobiographischen Aufzeichnungen und wissenschaftlichen Schriften. Alle Eigenschaften dieses Künstlers, wie sie sich hier bekunden, erheben sich über dem religiösen Urgrund seines Wesens, der durch seine Zugehörigkeit zum spätmittel-

alterlichen Menschentum bestimmt wird. In den Werken kommen aber auch die Kämpfe seiner Seele bekenntnishaft zum Austrag.

Der Mut zum Selbstbekenntnis hat Dürer folgerichtig zum Selbstbildnis geführt. Das erste gemalte Selbstbildnis (1493) ist zugleich das früheste Künstlerselbstbildnis im Norden. Es wurde nicht so berühmt wie das sogenannte Münchner Selbstbildnis aus dem Jahre 1500 mit dem christusgleichen Meister, ein zwar populäres, aber dennoch falsches Bildnis, weil es von Dürer mit Absicht so entworfen ist, wie er wünschte, auf die Nachwelt zu kommen.



Die Mutter

Dieses Selbstbildnis war am Vorabend der von Unsicherheit und Kampf erfüllten Reformationszeit entstanden. Die apokalyptischen Reiter: Hungersnot, Krieg und Pestilenz ritten durch deutsche Lande. Gott ließ, nach mittelalterlicher Auffassung, die gequälte Menschheit seinen Zorn fühlen, er warnte und schreckte durch Zeichen und Wunder des Himmels und der Erde. Dürer versuchte diese bunte und zugleich geheimnisvolle Weltwirklichkeit und sein Gesicht der biblischen Vorgänge in den Holzschnittfolgen der „Apokalypse" (1498—1511) zu gestalten. Sie enthält aber in der formalen und inhaltlichen Durchbildung auch Spuren der Erinnerung an seine erste Italienreise. So hat der Charakter stark bewegter deutscher Ausdruckswelt sich mit dem Formenreichtum des Südens verschmolzen. Nordisches Erbgut, umgebildete Vorstellungen aus dem germanischen Mythenkreise geben sich in ihnen kund: Wotans wilde Jäger sind zu apokalyptischen Reitern geworden. Diese Blätter sind im besten Sinne Volksblätter eines neuen, revolutionären graphischen Stils. Dürer steht mit diesem gigantischen Werk mitten in der Sturm- und Drangzeit seines Lebens; es weist aber doch schon hinüber auf Zucht, Bändigung, Maß.



Der junge Dürer

Die apokalyptische Stimmung jedoch gehört zum Grunderlebnis Dürers bis ans Ende seiner Tage. Seine Phantasie besaß so viel Beweglichkeit und solche Weite, daß sie zugleich die ganze Gedankenwelt seiner Zeit umfaßt. Sein Jahrhundert kannte noch keinen Unterschied zwischen Volkskunst und Bildungskunst. Dürers Phantasie, sein „fliegender Geist", wie er sie nannte, nährte sich von den Ergebnissen der



Aus der Kupferstichpassion: Die Schaustellung Christi

neuen, das Weltbild umgestaltenden Entdeckungen, Erfindungen und Revolutionen. Sie machte sich ebenso die Berichte der Seefahrer zu eigen, wie sie in die Wunder der Natur eindrang. Darauf deutet etwa der 1501 entstandene Kupferstich „Das Meerwunder", der zu vielen interessanten Deutungen Anlaß gegeben hat, wie der „Herkules". Zu ebenso vielen Erklärungen verleiteten auch die drei Meisterstiche: „Ritter, Tod und Teufel", „Melancholie" und „Hieronymus im Gehäus", die durchaus den Charakter von Selbstbekenntnissen und zeitgeschichtlichen Fragestellungen tragen. Wie wunderbar und geheimnisvoll die geistige Tiefe Dürers war, erweist gerade die Vieldeutigkeit einzelner Werke.

Das eigentliche und große Herrschaftsgebiet der Dürerschen Phantasie aber war die religiöse Bildwelt. Es ist begreiflich, daß Dürer, der so stark in dem von leidenschaftlicher Unruhe erfüllten Reformationszeitalter lebte, zu einem Streiter Gottes wurde. Daß der religiöse Stoff allgemeinverständlich und lebendig war, lag in der Natur der Zeit. Freilich: Dürers religiöse Kunst spiegelte den Zwiespalt der frommen und gläubigen Haltung. Zwischen der in sich abgeschlossenen Welt mittelalterlicher Religiosität und der neuen individuellen Glaubenshaltung pendelt sie hin und her. Dürers religiöse Kunst ist Kunst der Reformation, aber darum nicht notwendig Kunst des Protestantismus. Was sie mit Luthers Tat und Thesen verbindet, ist der gemeinsame Urgrund des seelischen Lebens, ist die Sehnsucht, ganz ohne Mittlertum, unmittelbar, vor Gottes Angesicht zu treten. Auf persönlichem Verhältnis zu Gott ruht das Bekenntnis des Christenmenschen der Reformationszeit. Es ist auch in den großen religiösen Werken Dürers enthalten: „Jugendlich flammend in der Apokalypse, ergreifend predigend in den Passionsfolgen, mit Herzlichkeit erzählend im Marienleben, tapfer und weise zugleich in den Bildern der vier Apostel."

Im Gegensatz zum Werk seiner deutschen Zeitgenossen tritt in Dürers Galerie religiöser Bilder das gemalte Werk an Bedeutung und Umfang hinter das graphische zurück. Seinen Siegeszug dankt es der volkstümlichen und billigeren Technik ebenso wie der Seelenlage der Zeit. Von den Hunderten von Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen, die religiöse Stoffe behandeln, ist Dürers Lieblingsthema die Person Christi und ihre Leidensgeschichte, das Abendmahl, die Szene am Ölberg — während die biblischen Segnungs- und Begnadigungsszenen und die Wundertaten und Gleichnisse Christi in Dürers Werk keine Spuren hinterlassen haben.

Die Andacht als religiöses Urerlebnis hat Dürer in ihren verschiedenen Formen und seelischen Stufen dargestellt. In vielen Verwandlungen ersteht die religiöse Gestalt, aus der er in jahrzehntelanger Arbeit vor allem einen neuen, zugleich rein deutschen Typus der Maria als Gottesmutter und Himmelskönigin schuf. Neben dem Marienleben, diesem holzgeschnitzten Volksbuch von Mutterglück und -leid, erhalten auch die von dichterischer Kraft erfüllten Christuspassionen ihre überzeitliche Volkstümlichkeit durch die Vertiefung eines überirdischen Leidens im Schicksal eines von Gott besessenen Menschen zum heldisch-nordischen Ideal. Wie die deutsche Maria mit dem Kinde an der Brust

seit Dürer die Vorstellung der Deutschen bestimmt hat, so tat es auch das Antlitz Christi auf dem „Schweißtuch der Veronika": es ist ein nordischer Christus, ein Manneshaupt voll Blut und Wunden, von dessen Stirn alle ritterlichen Tugenden zu leuchten scheinen.



Madonna in deutscher Landschaft: „Maria mit der Meerkatze"

Die Welt der schöpferischen Phantasie war für Dürer nur ein Durchgang zur Naturbetrachtung und Nachbildung von deren „ursprünglichem Antlitz". Als reifer Mann begab sich Dürer auf den nüchternen, sicheren Boden der Bildnisarbeit. Die Porträts, die er für sich, im Privatauftrag und für die Öffentlichkeit schuf, haben in ihrer Gesamtheit als Aussagen über den deutschen Charakter zu gelten und bilden eine große Gruppe in der Ahnengalerie der Nation. Sie enthüllen auch, wie groß der Kreis der gesellschaftlichen Beziehungen Dürers war: in Nürnberg, in Venedig, in Antwerpen hatte Dürer Bekannte und Freunde. Seine Bildnisthemen beschränkte er aber nicht auf einen bestimmten Stand; er malte alle: den Herbergswirt wie den Kaiser. Wie persönlich er auf den großen, eine Gruppe darstellenden Bildern gemalt hat, beweist das Gelingen der Identifizierung der Teilnehmer am „Rosenkranzfest" mit zeitgenössischen Gestalten. Die Einprägsamkeit seiner Bildnisse ist deshalb so groß, weil Dürer entscheidend individuelle Wesenszüge mit fast karikaturistischer Schärfe herausarbeitete. Gesteigerte Seelenhaftigkeit und inneres Gespanntsein kommt auf ihnen zum Ausdruck; die Linien der Bildnisse bringen den Menschen gleichsam auf die kürzeste und treffendste Formel. Das gilt besonders von der Gruppe der bekannten Gemälde, die Willibald Pirckheimer, Melanchthon, Hutten, Erasmus von Rotterdam, Eobanus Hesse, Maximilian I. darstellen, lauter Persönlichkeiten derselben Generation, die das politische und das geistige Europa bedeutsam umgeformt haben.

So eng Dürers Verhältnis zu seinen Zeitgenossen im allgemeinen war — er hat keine Gelegenheit gehabt, Luther ins Auge zu sehen. Seine Kunst hat er nicht in den Dienst der religiösen Politik gestellt. Man mag den Grund dafür in seiner Liebe zum taktvollen Abstand vom Nächsten suchen, in derselben idealen Weite, in der seine religiösen Gestalten stehen. Was Dürer und Luther verbindet, trifft auf einer ganz anderen Ebene zusammen: beider Wesen war Religiosität, aus der heraus sie schufen. Es war das herzliche Bekenntnis zum Irdischen im Dasein, war männlicher Ernst und jugendliche Heiterkeit zugleich. Aber auch in der Anwendung und Ausformung der deutschen Sprache trafen sie sich: „Dürer erlebte wie wenige seines Zeitalters seine Liebe zu dem erleuchteten Mann"; aus solcher Gestimmtheit entstanden die großen Werke der Spätzeit, die Nürnberger Bildnisse und die Vier Apostel (1526) — Ausdruck deutschen Lebensgefühls in kämpferischer Zeit.

Auch den Elementen des Volkes hat der Nürnberger Meister seine Aufmerksamkeit geschenkt. Dürer stellte den Bauern nicht als elenden Knecht noch in der üblichen Verhöhnung dar; er entwarf vielmehr ein gütiges und liebevolles Bild bäuerlichen Lebens. Sein volkskundliches und kostümgeschichtliches Interesse am Bürger als dem Träger der städtischen Unruhe ließ Dürer immer wieder zu Stichel, Schabeisen und Pinsel greifen. Den Soldaten als die volkstümlichste Figur jener Zeit erfaßte der jüngere Dürer in der Hauptsache vom kostümgeschichtlichen Gesichtspunkt aus, der ältere jedoch vom sittlichen und charakterkundlichen. Alle seine Sittenbilder aber sind als Darstellungen des Volkslebens nach Dürers eigenem Worte ein „Lob des Vaterlandes".

Dieses Lob hat er am eifervollsten in seinen Landschaftsbildern ausgesprochen. Dürer ist viel gereist; er hat viele Gegenden skizziert. Unter seinen berühmten, in verschiedener Hinsicht ganz modern anmutenden Aquarellen finden sich Darstellungen Trients und Innsbrucks, der Alpen und des Bodensees. Unter sich sind diese Landschaftsaquarelle stilistisch und inhaltlich durch das Erlebnis Venedigs und seiner Kunst getrennt. Dürer hat in Italien gelernt, groß zu sehen. Ihm ist dort der Sinn für das Breite und Gelagerte aufgegangen, er war auch hellsichtig geworden für schwebende Töne und empfindlich für die raumbildende Macht der Farben. Nach seiner zweiten italienischen Reise (1505—1507) erschloß sich dann Dürer vollends die Poesie der Heimat in den sogenannten „Fränkischen Landschaften", die Poesie des Naturidylls in der gezeichneten Pflanzen- und Tierwelt, in den großen und kleinen Schöpfungen.

Dürers Liebe zum Ding, zum Gegenständlichen verdanken wir auch eine Reihe heraldischer und ornamentaler Werke, die er im Dienste Maximilians I. gelöst hat, und die bei Dürers Weltgeltung nicht weniger mitgesprochen haben als die übrigen Werke. Wappen und Wappendrucke, allerlei Zierstücke ergänzen Dürers Werk, wie das Ring- und Fechtbuch, sein Anteil an den Entwürfen zum Triumphbogen und -zug des Kaisers. Auch die Randzeichnungen zum Gebetbuch Maximilians stammen zum Teil von Dürers Hand: Zeichnungen voller Laune und Heiterkeit in oft nur loser Beziehung zum Inhalt der Gebete, Hymnen und Evangelien. Eine Reihe Gelegenheitsarbeiten, wie Entwürfe zu Glasfenstern, für Schaumünzen, Reliefs aus Silber, Visierungen für kunstgewerbliche Arbeiten bezeugen die Universalität des Dürerschen Schaffens, seine Meisterschaft auf allen Gebieten und seine Volkstümlichkeit, die einige weniger gelungene Blätter oder uns inhaltlich oder künstlerisch fremd Gewordenes nicht im geringsten entwerten. Daß sich künstlerische Phantasie wohl mit vernünftigem, praktisch gerichtetem Sinn verbinden kann, beweisen Dürers theoretische Arbeiten über Per-



„Der verlorene Sohn" — ein deutsches Dorfbild

spektive, Proportion und Meßkunst — wissenschaftliche Lehrbücher, die schon zu Lebzeiten ihres Verfassers die Bewunderung der Mitwelt erregten. Sie offenbaren einen leidenschaftlichen Wahrheitssucher, einen tief erregten geistigen Kämpfer.

Dürer sucht in diesen Werken die Erscheinungen der Naturwelt, darunter namentlich die des Menschen, nach Maß und Zahl festzulegen. Die Größe seiner Leistung liegt jedoch nicht in der Schaffung von Maßen und Maßstäben, sondern darin, daß er für seine Gedanken und Erkenntnisse auch den sprachlichen Ausdruck, die deutschen Begriffe fand. Die künstlerische Perspektive, das Raumproblem, hat er ebenso systematisch erforscht, wie er das „anatomische Problem", die Darstellung des nackten Menschen, in dem berühmten Proportionsbuch in Angriff nahm. Wen wundert es noch, daß Dürer sich auch militärtechnischen und städtebaulichen Fragen in seiner Befestigungslehre zuwandte, die durchaus neben die Versuche Leonardos oder Michelangelos gestellt zu werden verdient!



Der kämpferische Dürer: „St. Michael"

Man sieht, daß Dürer auch einen sehr lebendigen Anteil am Zeitgeschehen nahm. Er hat den deutschen Künstler mitten ins Leben des Volkes hineingestellt. Darum ist Dürer auch bis heute dem Bewußtsein der deutschen Menschen niemals verlorengegangen, und darum ist er uns auch heute lebendiger als je.

Die großen Deutschen

Neue deutsche Biographie, herausgegeben von Willy Andreas und Wilhelm von Scholz (Propyläenverlag, Berlin)

Zweitausend Jahre Volksgeschichte in Persönlichkeiten, Geschichte in einzelnen Lebensbildern der großen Menschen, die zugleich Sinnbilder unseres Wesens selbst geworden sind, die unser Volk beispielhaft vertreten, in einem umfassenden Sinne gebildet, seine Einheit vorbereitet, sein geistiges Werden, seinen künstlerischen Reichtum, seine kulturelle und politische Substanz geschaffen oder erst zum vollen Ausdruck gebracht haben — das gab es noch nicht, und es hat uns sehr gefehlt. Wohl gab es Nachschlagewerke ähnlicher Art, ganze Bildersäle vergangener Berühmtheit — aber ihr Umfang, ihr Beschaffungswert schon verwiesen sie auf die Lesesäle der großen Bibliotheken, und trotz ihres Umfangs sind sie lückenhaft, der Geist, der ihre Auswahl und ihren Maßstab bestimmt, ist uns fremd geworden. — Natürlich muß eine volkstümliche Ausgabe schon um der gebotenen Handlichkeit und Erschwinglichkeit willen ihren Umkreis noch schärfer abgrenzen, sich auf eine noch strengere und gehobenere Auslese beschränken. Was die beiden Herausgeber, die sich hier zusammengefunden haben, der Dichter und der Geschichtsforscher, beide entflammt und emporgetragen von der Größe des Plans, mit diesem Tempel unserer, allen gemeinsamen, geistigen Ahnen gewollt haben, das sagen sie mit ihren eigenen Worten.

„Lebensnahe, nicht nur sachlich zutreffende, sondern auch von neuem Wollen beseelte Geschichtsschreibung ist einer der verheißungsvollsten Wege in die Zukunft, gleich den Wegen über die Erde: von weither kommend, weithin führend. Wer seinem Volke durch die Tat dienen will, muß diese Straße einschlagen; auf ihr füllt sich, wie bei Wanderungen durch das Vaterland der Sinn allmählich mit feuriger Begeisterung, mit hingebender Bereitschaft, und der Schreitende sieht Ziele vor sich erstehen. Eine Brücke aus der Vergangenheit in die Zukunft bauen helfen will das vorliegende Werk, das sich seine erzieherische und bildende Aufgabe in vaterländischem Sinne gestellt hat. Eine neue Deutsche Biographie, die dem gegenwärtigen Stande der Forschung entspricht, aber auch von innerer Lebendigkeit leuchtet, soll dem deutschen Volke die Persönlichkeiten nahebringen, die unserer zweitausendjährigen Entwicklung Strom und Kraft, Reichtum und geistige Ufer gegeben haben. Im schlichten Adel volkstümlicher Anschaulichkeit sollen die großen Deutschen wiedererstehen, die in allen Bereichen menschlichen Schaffens als Führer voranschritten, in Wesen und Handeln unser Schicksal gestaltend."

In zwei starken Bänden, mit vielen zum Teil farbigen Tafeln und Textbildern, liegt bisher die erste Hälfte des Werkes vor, der in Kürze bereits die zweite folgen soll. Der erste Band führt von Arminius bis an die Schwelle des 18. Jahrhunderts, der zweite endet bei den Männern der Befreiungskriege; so werden die beiden letzten Bände, deren Inhaltsverzeichnis bereits vorliegt, das 19. und den Beginn des 20. Jahrhunderts umspannen. Dem letzten Bande wird ein alphabetisches Gesamtverzeichnis mit bibliographischen Angaben hinzugefügt werden. Jeder Band enthält eine Reihe von ungefähr 40 Persönlichkeiten; nicht viel geringer ist in kluger und umsichtiger Auswahl die Anzahl der Mitarbeiter, die für die einzelnen Lebensbilder zeichnen; es sind viele gute Namen darunter — lauter Leute, die nicht nur Bescheid wissen, sondern auch zu schreiben verstehen.

Gleichwohl wäre es wohl zu viel verlangt, wollte man fordern, daß bei diesen an sich zumeist vorbildlich aufgezogenen Einzelbiographien überall der gleiche Grad von Anschaulichkeit, Volkstümlichkeit, innerer Abgeschlossenheit auf allgemeinem Zeithintergrund erreicht sei, daß jedes Glied der Kette seinen eigenen Charakter trage und sich doch dem Ganzen lückenlos einfüge, daß nirgends auch nur das leiseste Abweichen von der gemeinsamen Linie fühlbar werde. Aber es hieße dem Zusammenwirken so vieler Kräfte, der einheitlichen Leitung und ausgleichenden Fürsorge der Herausgeber nicht gerecht werden, wollte man die unausweichlichen Mängel einer jeden derartigen Gemeinschaftsarbeit überschätzen.

So kann es befremden, daß ein Lebensbild Heinrichs I. fehlt, dem wir die grundlegende Sicherung unserer Grenze im Norden und Osten, die durchgreifende Kolonisierung Brandenburgs und Obersachsens, die Anlage der neuen mittelalterlichen Städtefestungen und den systematischen Aufbau des deutschen Wehrstandes, wie die eigentliche Erschaffung des deutschen Bürgertums verdanken: hier ist der Maßstab der geschichtlichen Größe zu streng, aber auch zu eng begriffen, innerhalb der eigentlichen Volksgeschichte ist ein wesentlicher Augenblick, der sich an die Voraussicht und Tatkraft eines Einzelnen knüpft, außer Betracht gelassen.

Um so wunderbarer ist die Hochblüte deutschen Kulturlebens im 12. und 13. Jahrhundert vertreten, mit allen großen Namen und Werken jener Zeit von den Hohenstaufen bis zu den Minnesängern und den großen Persönlichkeiten der Mystik und der ausklingenden Scholastik, mit reichen Wiedergaben von Bauten und Kunstwerken, von Handschriften und andern Dokumenten, aus denen das deutsche Antlitz als solches lebendig zu uns spricht. Und in überwältigender Fülle begegnet uns auch die mächtige Kulturwende von der Spätgotik zur Renaissance. Hier sind vor allem einzelne Künstlerbiographien — auch und gerade dort, wo wir die menschliche Gestalt nur noch aus dem Werke, durch das Werk hindurch erfassen können — voll stärkster Kraft der Empfindung und Deutung.

Der zweite Band entfaltet die mächtige Symphonie des 18. Jahrhunderts in ihrer vollen Größe — das Zeitalter, das von den Namen Friedrichs des Großen und Goethes umspannt wird. Hier wird durch die Gewalt des Stoffes nach einem Wort des Mitherausgebers Andreas die Lebensbeschreibung immer mehr zur reinen Würdigung emporgetrieben. Statuarisch recken sich in aller Lebensdichte die überlebensgroßen Gestalten dieser Zeit in der Ehrenhalle der Nation vor uns auf, und mit ihnen wächst auch das Werk selbst in mächtigem Bogen zu einem wahren Pantheon der Geister empor. Die Gesetze unseres Lebens, die Notwendigkeit und der tragische Bruch, das heldenhafte Opfer und das unausgesprochene Leiden im Schicksal des Einzelnen und der Gesamtheit werden hier in ihrer unauflöslichen Verflechtung offenbar, im lebendigen Anteil und im zeitlichen Abstand der Nachwelt, die auch die geschichtlichen Zusammenhänge und großen Linien der Entwicklung im Leben der geistigen Ahnen neu zu erfassen sucht. Der schwerere Teil des Weges, durch eine nähere Vergangenheit, die uns doch in vielem unendlich fern gerückt ist, bleibt noch zurückzulegen. Aber es wird sich auch hier erweisen, daß jede Zeit, mag sie den folgenden Geschlechtern noch so unfruchtbar erscheinen, doch niemals ganz arm ist an großen Menschen — um so größer vielleicht, je härter und einsamer ihr Dasein inmitten eines Zeitalters ohne Gnade und ohne Größe sich abspielt.

Niemals reißt sie ganz ab, die ewige Kette der Geister, die zugleich die berufenen Träger des Volkstums durch die Jahrhunderte sind. Und es ist gewiß nicht die geringste Aufgabe der Nachwelt, das zu erkennen und sich in Ehrfurcht und Dankbarkeit vor der wahren Größe der Vorzeit in der zeitlos-überzeitlichen Größe der schöpferischen Persönlichkeit zu neigen.

Karl Blanck



Alt-Nürnberg mit der Burg — Aufn. Städt. Hochbauamt Nürnberg

Geschichte als Erlebnis: Der Geist unserer Städte von Friedrich Stieve

Die nachstehende Darstellung entnehmen wir mit Bewilligung des Verlages dem Werke von Friedrich Stieve »Geschichte des deutschen Volkes« (R. Oldenbourg, München-Berlin). Der Verfasser ist Diplomat und Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes. Im Dienste des Kampfes gegen die Kriegsschuldlüge hat er in jahrelanger Arbeit die Aktenpublikationen des Auswärtigen Amtes aus der Kriegszeit herausgegeben. Die Aufgabe, die er sich mit seinem Versuch einer deutschen Volks- und Staatsgeschichte gestellt hat, umschreibt er selbst: »Die Nation ist als Einheit gefaßt, deren Wesen letzten Endes das eigene Werden bestimmt. Was versucht werden soll, ist dies: ein möglichst anschauliches Bild von den Grundfragen des besonderen deutschen Schicksals von zwei Jahrtausenden zu entwerfen.«

Wenn man im Laufe des 15. Jahrhunderts durch unsere Heimat wanderte, so bot sich ein völlig anderer Anblick als noch vor 300 Jahren. Denn alle 6—8 Stunden, manchmal sogar noch öfter, traf man auf eine Stadt. Die Zahl der Städte überstieg bereits 1000. Sie alle zusammen beherbergten damals etwa ein Drittel der Einwohner unserer Heimat, deren Gesamtheit sich nach einer freilich recht unsicheren Schätzung auf ungefähr 12 Millionen belief. Die einzelnen Städte waren nach heutigen Begriffen noch immer nicht sehr groß. Keine umfaßte wohl mehr als 20—40000 Seelen, die meisten nur 5—10 000, sehr viele sogar noch weniger. Trotzdem stellten sie im Vergleich zum früheren Zustand eine durchgreifende Neuerung dar.

Sie waren ganz langsam durch die Jahrzehnte hindurch geworden, aus bescheidenen Anfängen mählich gewachsen zu teilweise wirklich sehr umfangreichen und mächtigen Gebilden. Ein Blick auf das Äußere veranschaulicht uns die Wandlung am besten. Erst gab es nur niedrige Holzhäuser nach ländlicher Art, aus Fach- oder Riegelwerk mit einem Unter- und einem Obergeschoß, beide bloß einen Raum enthaltend, mit Dächern aus Stroh. Dazwischen erhoben sich wenige stattliche Gebäude aus Stein: die Kirche, das Rathaus, das Kaufhaus, ein Kloster, der Palast des Bischofs oder eines begüterten Edelmannes. Dann wurden die Häuser größer, man stockte auf, und um Platz zu gewinnen, ließ man die oberen Teile über die unteren hervorspringen oder vorschragen, wie man es nannte.

Doch mit der Zeit verdrängte der Stein das Holz, mit der Zeit dehnte sich der Raum im Innern für eine vermehrte Reihe von Stuben. Die Fassaden wurden durch allerhand Zierat geschmückt, die Türen verbreitert, die Fenster wuchsen und glänzten in bunt bemaltem Glas. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Steinhäuser schon zur Regel für alle Bürger, die auf sich hielten, und Kirchen und Türme reckten sich aus dem Gedränge der Schiefer- und Ziegelsteindächer in wachsender Menge empor. Das Ganze umschloß eine dicke Mauer mit Toren, Türmen und Wallgraben, um die sich nicht selten noch eine zweite, ja sogar dritte Mauer herumlegte, die später entstandenen Viertel vor der ersten Mauer umhegten. Jetzt gab es Spitäler und Schulen, Röhrenbrunnen und prächtige Dome, jetzt gab es Gefängnisse, Gildenhäuser, Schatztürme, Speicher und zahlreiche schöne Gebäude. Selbst die Straßen begannen sich merklich zu bessern. Lange waren sie, von dem Unrat aus den Wohnungen überdeckt, „überall kotig" und schwer zu befahren, weil die Wagen im Regen tief in den Schmutz versanken, weil hölzerne Bretter für die Fußgänger das Fortkommen behinderten. Dann aber wurde gepflastert, mit Steinen und mehr noch mit Kies, anfangs in wichtigen Straßen, schließlich so weit es irgendwie ging. „Jeder mußte vor seinem Hause eine Rute weit pflastern, und wo die Gasse breiter war, zahlte es die Stadt. Also pflasterte jeder vor dem Seinen, und jeder war willig, je länger es dauerte, desto weniger, bis es mit Gottes Gnade nach ziemlich langer Zeit vollendet war." So geschah es in Augsburg und so auch an anderen Orten. Mühsam und zäh kam man vorwärts, doch schließlich standen Gesamtbilder da, die den fremden Beschauer in tiefes Staunen versetzten. 1458 schrieb der Italiener Änea Silvio über Nürnberg: „Kommt man aus Niederfranken und erblickt von ferne diese herrliche Stadt, dann zeigt sie sich in wahrhaft majestätischem Glanze, der sich beim Eintritt in ihre Tore durch die Schönheit der Straßen und die Reinlichkeit der Häuser bestätigt."

Aber dem Aufbau nach außen entsprach auch im Innern ein immer feineres und mannigfaltigeres Gefüge. Das gab sich von selbst durch das Anschwellen der Einwohnerschaft, durch die Zunahme der Bedürfnisse, durch die größere Schwierigkeit, das Ganze zu überblicken. Mochte zu Beginn nur eine verhältnismäßig kleine Obrigkeit für die Leitung der Gemeinde genügen, um die hauptsächlichen Geschäfte zu bewältigen, so trat hier später starke Vermehrung mit sinngemäßer Arbeitsteilung ein. Der Rat, der überall an der Spitze stand, und dessen Mitglieder ehrenhalber tätig waren, zerfiel dann in den bedeutenden Plätzen in Bürgermeister, Kämmerer, Kanzler oder Schreiber, Vogt, Marktmeister, Wechsler, Schatzmeister, Geschützmeister und mehrere andere Beamte, denen allen ein bestimmter Wirkungskreis übertragen war. Er hatte die Finanzen der Stadt zu verwalten, die Einnahmen aus Steuern, Zöllen, Münzprägungen und Geldgeschäften und die Ausgaben für gemeinnützige Zwecke zu besorgen, Recht zu sprechen, den Handel im Stadtgebiet zu regeln, den Verkehr mit anderen Gemeinden durchzuführen und für die Sicherheit der Bürger einzutreten. Ein äußerst umfangreiches und verschiedenartiges Bündel von Aufgaben lag in seiner Hand, und neue Anforderungen traten fast unaufhörlich an ihn heran. Es ist äußerst lehrreich, aus den städtischen Büchern zu sehen, wie wichtige Erfahrungen, die man etwa bei einem Kriege machte, gewissenhaft aufgezeichnet und für die Nachfolger als wertvolles Vermächtnis niedergelegt wurden. Das Leben bildete Schritt für Schritt eine stufenweise Vervollkommnung des Verfahrens aus. Das Stadtregiment, das stellenweise ganz mustergültig wirkte, war nicht von heute auf morgen einfach da, wie aus dem Nichts geboren, es paßte sich langsam den sich wandelnden Zuständen an, rankte sich an ihnen empor, kurz es entwickelte sich aus der Entwicklung der Stadt.

Es ist ein grundlegender Irrtum, wenn man sich die Gemeinden jener Zeit nach einem bestimmten Schema, gewissermaßen als von vornherein fertige, klar geplante Schöpfungen denkt. Nein, alles und jedes war ständig in Fluß. Das brachte allein schon die Wesensart der Bevölkerung mit sich. Denn das waren nicht mehr Bauern, die heute säen und ernten wie gestern und morgen, sondern in erster Linie Kaufleute und Handwerker. Die Kaufleute trieben den Handel, zunächst mit überschüssigen Erzeugnissen der Landwirtschaft, mit Käse, mit Wein, mit Fellen und ähnlichen Dingen. Sie reichten die Waren ursprünglich von Mensch zu Mensch,

so weit er sich auf dem Markte zusammenfand. Bald aber dehnten sie ihre Beziehungen nach anderen Orten aus und schließlich, wie wir es bei der Hanse schon sahen, nach anderen Ländern. Auch in den süddeutschen Städten, wie Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und Köln, spannen die Kaufleute weite Fäden nach Italien, nach Böhmen, nach Frankreich, Flandern, den Niederlanden und England. Allmählich fing das Geld an, eine beherrschende Rolle zu spielen. Es bildeten sich Handelsgesellschaften, deren Teilhaber einen bestimmten Betrag einzahlten und ihn auf Grund verzweigter Verbindungen zum Umsatz von Waren oder zur Verabreichung von Darlehen verwandten. So stiegen die Fugger und Welser zu mächtigen Bankhäusern auf. All dieses Werden bedeutete auch stetigen Wandel in der städtischen Einheit selbst.

Und die Handwerker? An ihnen haftet am meisten der falsche Glaube, als sei die Stadt des Mittelalters eine ewig gleichbleibende, starre Einrichtung gewesen, die den Fortschritt hemmte und jeden einzelnen in ihre engen Gesetze schraubte. Und warum konnte ein solcher Irrtum entstehen? Weil die Handwerker in Zünften vereinigt waren, weil sich Fleischer, Schneider, Schuster, Schreiner, Drechsler, kurz alle Berufszweige, angefangen von den Bettlern bis hinauf zu den Dichtern, jeweils zu Verbänden zusammenschlossen, in die man erst nach Anfertigung eines Meisterstückes Aufnahme fand, weil genau festgesetzt war, wie viele Lehrlinge der Meister haben durfte, wie lange der Nachwuchs lernen mußte, weil der Rat den Preis der Erzeugnisse peinlich genau bestimmte, weil er befahl, daß jeder für seine Arbeit nur eine gewisse Menge von Rohstoffen einkaufen konnte und dabei streng vorgezeichnete Wege gehen mußte, weil überall die persönliche Unabhängigkeit beschränkt erschien. Das sah doch nach äußerster Fesselung des Menschen durch die Gemeinschaft, nach einer tyrannischen Gewalt der Stadt über ihre Bürger aus. Und trotzdem war es in Wirklichkeit etwas ganz anderes, wenn man bedenkt, daß es inmitten einer völlig ungeordneten und ungeregelten Welt geschah. Der Zwang, der ausgeübt wurde, war letzten Endes bloß Kampf gegen heilloses Durcheinander und bedeutete für den einzelnen, mochte er nun Anfertiger oder Abnehmer von Gebrauchsgegenständen sein, nicht Unterdrückung, sondern Schutz.

Und wie notwendig die Regelung war, wie selbstverständlich sie sich aus den Verhältnissen ergab, anstatt ein willkürlicher Eingriff von oben zu sein, das erhellt am besten daraus, daß sämtliche Gemeinden, einem Naturgesetz folgend, auf gleiche Weise verfuhren, und die Handwerker ihrerseits in den Zünften noch ein Übriges taten, um die Überwachung des Genossen zu vermehren. Dieses ganze städtische System war keineswegs Knebelung selbständigen Wachstums, sondern lediglich Bindung im Sinne der Freiheit vieler Einzelner. Es war ein Ausgleich zwischen den Interessen der Handwerker unter sich und zwischen Erzeuger von Werten und Käufer. Und gerade dadurch stellte es etwas vollkommen Neues, bisher im Lebenswesen mit seiner vielschichtigen Unterordnung und Abhängigkeit nirgends Dagewesenes dar. Es gebot dem Wirrwarr eines schrankenlosen Neben- und Gegeneinanders, zu dem das Leben in den Gemeinden sonst sicher geworden wäre, ein klares und zweckmäßiges Halt, es schuf inmitten eines Kampfes aller gegen alle, der draußen vor den Stadtmauern oft genug tobte, ein sorgsam behütetes Feld von Burgfrieden, es gebar die ersten Keimzelle eines zukünftigen Staates, in dem die Gleichberechtigung jedes Angehörigen die wahre Gewähr für seine ungehemmte Entfaltung bot.

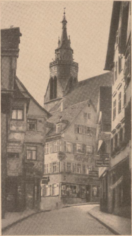


Die deutschen Stände — Nach einem Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert

Theodor Haering:

Der Mond braust durch das Neckartal ...

Von Otto Heuschele



Die Neckarstraße in Tübingen

Der Untertitel dieses merkwürdigen und in unserem neueren Schrifttum einzigartigen Buches lautet folgendermaßen:

Ein
romantischer Spaziergang
durch das nächtliche
Tübingen
nebst allerlei nützlichen und kurzweiligen
Betrachtungen über
Gott und Welt / Raum und Zeit
Natur und Geist
und insonderheit über die
Menschen untereinander
von
Theodor Haering
Bürger zu Tübingen

Wir kennen dergleichen umfängliche Buchtitel aus dem 17. und 18. Jahrhundert, wer indessen schnellfertig schließen wollte, es handle sich bei diesem neuen Buch um ein Werk aus dem Geiste jener Zeit, der irrt sich. Zwar wird hier der Geist manches vergangenen Jahrhunderts zitiert; aber Wesen und Gehalt des Buches sind doch ganz heutig. Theodor Haering, Professor der Philosophie an der Universität Tübingen, macht einen nächtlichen Spaziergang von der Wurmlinger Kapelle bei Tübingen, die durch Uhlands unvergängliches Lied „Droben stehet die Kapelle" unsterblich geworden und unsern Lesern aus dem vorjährigen Novemberheft der „Weltstimmen" bekannt ist, nach Tübingen zurück und dann wieder kreuz und quer durch die nächtliche Stadt.

Wir kennen und schätzen Haerings philosophische Werke, wir erinnern uns aber auch, wie sein Name berühmt wurde durch eine „Rede auf Alt-Tübingen", die er auf einer gemeinschaftlichen Veranstaltung von Professoren und Weingärtnern hielt. Aus dem Geiste dieser weit über das Reich hinaus vielbesprochenen und vielzitierten Rede ist das vorliegende Buch erwachsen.

Zu dem einsamen nächtlichen Spaziergänger und Erzähler gesellt sich bald ein merkwürdiger Mensch, dessen Ursprung und Art vieldeutig und bewußt dunkel bleibt. Er könnte ebensogut ein Weingärtner wie ein Professor sein, so wissend ist seine Rede, so vertraut ist ihm der Ort und der Geist des Ortes, so verstehend ist seine Haltung den gegensätzlichen Welten gegenüber. Fragen wir nicht nach dem Stand des aus dem Dunkel der Nacht Auftauchenden und wieder in ihr Verschwindenden, nehmen wir vielmehr sein Wissen und seine Haltung den Zeiten und den Geschichten gegenüber als eine ernste Botschaft und Mahnung auch für uns.

Um den Inhalt des Buches dem Leser nahezubringen, ist zu sagen, daß dieser zunächst rein örtlich Tübingen umfaßt, diese eigenartige deutsche Universitätskleinstadt am Ufer des Neckars mit ihrer großen geistigen Geschichte, mit ihren Bauwerken und Denkmälern, ihren Plätzen und Gassen, ihren alten und neuen Instituten. Aber nicht beschrieben von einem gelehrten Reiseführer, sondern gestaltet und mit lebendigem Atem erfüllt von einem, der diese Stadt seit Jahrzehnten kennt, der von seiner frühen Kindheit bis in sein reifes Mannesalter in ihr lebte, der um das geheime, zwischen ihren Gassen webende Leben weiß. Großes und Kleines, das Ernste und das Heitere, das Ewige und das Vergängliche, das Ferne und das Nahe ist hier verknüpft wie die Fäden eines Teppichs. Die Menschen vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte kommen und gehen, die Unsterblichen und die Namenlosen, die Leuchten der Wissenschaft und die einfachen Weingärtner; Gestalten, die durch ihre Leistung weiter leben, treffen sich mit solchen, die nur durch ihre Kauzigkeit unvergeßlich sind. So wird hier eine Stadt beschworen, die in erster Linie eine Stadt des Geistes ist, aber für den, der sie kennt und in diesem Buche wiedererkennt, auch eine Stadt des Lebens, eines eigenen, ursprünglichen Lebens. Neben den Lebenden gehen in den Gassen dieser Kleinstadt die Toten und unter ihnen die Größten unseres deutschen Geistes. Neben der Gegenwart ist in diesem Tübingen eine lebendige Vergangenheit immer gegenwärtig. Das ist das Einzigartige dieser deutschen Universitätsstadt.

Aber während die beiden nächtlichen Spaziergänger durch die Gassen und Straßen gehen, während sie vor den Häusern stehen, an den alten Bauwerken und den neuen, modernsten Instituten vorüberwandeln, während sie die Toten unter sich rufen, während der Erzähler seine eigenen Kindheits- und Jugenderinnerungen mit allem Zauber, mit Farbe und Duft erweckt, flechten sich in diese Anschauungen, Bilder, Erinnerungen und Gespräche wundersame einfache, schlichte, aber darum eben so wahre und gültige Betrachtungen über Gott und Welt, Raum und Zeit, Natur und Geist und was das Wesentlichste ist, über das Leben der Menschen untereinander. Die Menschen und das Leben der Menschen stehen für die Spaziergänger im Mittelpunkt ihres Sehens und Sinnens. Der Mensch ist ihnen das Maß aller Dinge. Besonders eindringlich wird das dadurch, daß sich in der Unterhaltung der beiden Nachtwandler der fremde Unbekannte des Schwäbischen, im besonderen des Tübinger Dialektes bedient. Vieles von dem, was hier gesagt wird, läßt sich eben nur im Dialekt sagen — so z. B. wenn sich die beiden Männer über das Problem des Geistes unterhalten:

„Wisset Se: da hänt Se a wahr's Wörtle gsait", erwiderte er nach kurzem Schweigen; „ond 's staht au' scho' en dr Bibel, glaub i, obwohl i grad kei' bibelfester Ma' ben: ‚Dr Geischt ischt's, der da lebendig macht . . .' Ond 's Ganze braucht sein Geischt, ond jeder Stand braucht wieder sein bsondera Geischt, der en lebig macht . . . Aber en Geischt braucht a jeder. Wisset Se", fuhr er, offenbar in alte eigene Gedankengänge damit einmündend, fort, „'s isch a arge Lug', wemmer moint, daß bloß a Professer en Geischt zu sei'm Handwerk nötig hätt'! . . . Ond wenn mr emmer von de' ‚Arbeiter dr Fauscht ond dr Stirn' redet, dann möcht' i so ei'm am liebsta mit dr Faust vor d'Stirn fahra . . . dann däd er's merka, daß dös beides z'samma ghört! . . . Ond i han emmer gsait: zu ama rechte Wengertr ghört grad so viel Geischt, wie zu ema schlechta Professer", er mußte selber über seine ihm ungewollt entschlüpfte Zuspitzung lachen. „Oder vielmehr", verbesserte er sich, „a schlechter Professer, der hat überhaupt kein' Geischt, sondern bloß en denaturierte Spiritus . . . Ond der riecht schlecht . . . Wisset Se: a Geischt, den mr ei'm scho' auf en ganza Kilometer a'riecht — dafür dank' i' . . . I han emmer denkt: mit em Geischt isch's grad wie mit ama Rausch: der, wo en hat, der merkt's net! Ond der wo's merkt ond viel drvo' schwätzt, der hat kein' . . . dr Professer wie dr Wengerter ond au 's Volk em ganza . . . Aber haba mueß mr en . . . Aber wisset Se was? schloß er listig, „i glaub', Sie send selber a Professer . . ."

Oder wie tief greift die Betrachtung, die der Erzähler an den Mondschein anknüpft:

Ja, Mondschein überall und über allem . . . Selbst die weißen Bänder der Straßen sahen nicht mehr aus wie Wege nach einem bestimmten Ziel; sondern so, als ob auch sie nach beiden Seiten ins Unendliche gingen, ohne Anfang und Ende. Es schien ohne Bedeutung zu sein, auf welche von ihnen man sich stellte und wohin man auf ihnen weiter wanderte.

> Die Linien des Lebens sind verschieden
> Wie Wege sind . . .

klang in mir Hölderlins mystisches Lied auf —: verschieden, aber doch auch wieder alle gleich, wie solche Straßen . . . auch das lag darin . . .; und wer wußte noch im Mondschein, wohin sie alle führ-

ten? Ob Hölderlin dieses Wort wohl im Blick auf das mondbeschienene Neckartal gedichtet hatte?

Man konnte schon verstehen, daß manch einem bei solchem Mondschein Maß und Ziel und Richtung seines kleinen Menschenlebens, besonders wenn es noch in seinen Anfängen und ohne feste Bestimmung dahinfloß, im Anschauen solcher Unendlichkeit, verlorengehen und abhanden kommen konnte, und alles ihm unwesentlich wurde, bis zur Selbstaufgabe . . . Nein, sie waren nicht so ungefährlich und nicht nur mild-freundlich, wie sie zunächst scheinen mochten, diese Tübinger Vollmondnächte! Und manch einer schon war in ihnen und an ihnen zerbrochen.

Eine Vollmondnacht kam mir in den Sinn vor langen Jahren, wo, auf einer der beiden Bänke hinter mir, einer, den ich gekannt hatte, gesessen und sich nicht mehr gerührt hatte, weil ein kleines Loch in seiner Schläfe ihn unwiderruflich daran hinderte.

Unwillkürlich, aber fast etwas scheu, wandte ich mich nach jener Bank um, die unter ihrem Baum, trotz des hellen Mondlichtes, halb verschattet stand. Aber leer und unbeteiligt, ganz ohne Erinnerung stand sie da — ein Ding; fast zu meiner Erleichterung, wie ich nun erst und fast mit Beschämung nachträglich spürte. Ach, es ist ja nicht immer richtig, daß dem Menschen nur seinesgleichen wohl ist, sondern oft überkommt ihn eine tiefe Ruhe und stille Freude, wenn er in irgend etwas nur eines der treuen und zuverlässigen toten Dinge und nicht einen der unberechenbaren und oft so gefährlichen Seinesgleichen entdeckt!

Derart ist dieses Buch, und es ist kaum eine brennende Frage des Lebens, vor allem kaum eine Gegenwartsfrage, die auf dieser nächtlichen Wanderung nicht berührt würde. Ich greife wahllos einige heraus: über das Christentum als Volksreligion; über die deutsche Zerrissenheit; über Körperbau und Charakter; über den Gang der Weltgeschichte; über Führer und Geführte; über den wahren Volksorganismus; über Bildung als Vorwurf; über Geist und Leib; über Körper ohne Geist. Aber all das wird nicht dozentenhaft und dogmatisch vorgetragen, sondern flicht sich kurzweilig und anmutig heiter und doch voll tiefen Ernstes in den nächtlichen Gang ein, flicht sich hinein zwischen die unzähligen Anekdoten aus Tübingens Vergangenheit. Hier werden auf viele Fragen der Gegenwart Antworten voll ernster Wahrheit gegeben, lächelnd und gütig wird manche Phrase enthüllt, überall aber tritt der Wille hervor, der wahren Volksgemeinschaft zu dienen.

Der das schrieb, ist kein „Gelehrter", sondern ein Wissender, einer, der im Reiche des Geistes beheimatet ist, der aber trotzdem seines Wesens Wurzeln nicht aus dem Mutterboden des weiten Lebensganzen gelöst hat. Wenn wir indessen von Seite zu Seite vom Erzähler erwarten, daß er uns eine Erklärung oder auch nur eine Andeutung über seinen merkwürdigen nächtlichen Wandergenossen gebe, so wissen wir doch schließlich, daß dieser Fremde kein anderer sein kann als die Verkörperung jenes anderen Teiles seines eigenen Selbst, jener ursprüngliche, der Erde und ihren einfachen Gesetzen, ihrem Geiste Vertraute, der so vieles aus der geheimnisreichen Quelle des Unbewußten, wir sagen des Blutes oder des Herzens, weiß.

„Meinen Sie nicht überhaupt, daß man im Mondschein besser sieht, was der Welt noch fehlt, weil er nicht einfach alles so überschreit wie oft der Sonnenschein? . . . Und drum lobe ich mir den Mondschein; und es ist schade, daß die Menschen ihn meistens verschlafen . . . Die Welt wäre besser, wenn sie neben dem Sonnenschein auch den Mondschein weniger vergäße . . ."

sagt der Begleiter und wir sehen in diesem Satz den tiefen Sinn des Buches, das nichts anderes sucht, als eine organische Vereinigung der auf den ersten Blick einander fremden Wesensbereiche des Lebens. Ein Buch, verlangend nach Ganzheit. Wir sehen in dieser Erkenntnis eine Fortführung Hegelscher Gedanken. Und wenn am Schluß der Erzähler sagt:

„Wer also war mein Begleiter nun gewesen? Gott oder Weingärtner? Verweingärtnerter Gott oder göttlicher Weingärtner, so wie Homer ja auch vom ‚göttlichen Schweinehirten' gesprochen hatte? Oder beides? Denn vielleicht war der Unterschied gar nicht einmal so groß und beides dasselbe? Gott und Weingärtner — diese organische Einheit sollte mehr beachtet werden — dachte ich."

so geht auch aus diesen Worten noch einmal der schöne Sinn des Buches hervor, wie es um eine Stadt kreist, die unter den Städten des deutschen Geistes ihre Stelle einnimmt. Neben Weimar und Jena, neben Heidelberg und Königsberg wird man immer Tübingen nennen müssen, als den Ort, an dem Schelling und Hegel, Hölderlin und Mörike, um nur die Bedeutsamsten zu nennen, in ihrem innersten Wesenskerne reiften: „Ein Mythos aus allen Jahrhunderten dieses verwunschenen, alten, lieben Städtchens am Neckar" ist dieses kleine Buch, in dem sich wie in einem Kristall die Eigenart des schwäbischen Geistes und der schwäbischen Seele gesammelt hat.

Roman aus Alt-Tübingen

Otto Freiherr von Taube

Die Metzgerpost

Von

Arnold Fratzscher



Umschlagzeichnung der „Metzgerpost"
(Nach einem Holzschnitt von Jost Amann, 1568)

Der Frieden zu Münster, das Ende des Dreißigjährigen Krieges, findet auch im Schwabenland und in der Hochschulstadt Tübingen eine bis an den Rand des Abgrundes getriebene Bevölkerung vor. Der gelehrte Pfarrer Omphaloxyläus, Enkelschüler des großen Crusius, hat besonders schwer leiden müssen. Seine Frau und mehrere Kinder sind ihm durch die Pest hinweggerafft, alle seine Hoffnungen auf eine glänzende Laufbahn sind in Nichts zerronnen, selbst seine Ämter hat er verloren. Der älteste seiner Jungen, Gustavus, 9 Jahre alt, hat sich durch die schlimmen Zeiten nicht anfechten lassen. Er ist „lauter Kraft und Farbe, ein Prachtbüble . . . Er war ein übermütig flammender Rotkopf, wie so viele echte Kinder Schwabens, und dieses Rot war, wie bei ihnen meist, golden und schön". Nicht nur äußerlich ist er sehr verschieden von dem schmächtigen, blassen Vater, auch seine Sinnesart ist eine andere. Sie ist auf ein körperlich-tätiges Leben gerichtet, voller Sehnsucht nach heldischen Taten. Sein Lieblingsaufenthalt ist im Hause seines Altersgenossen Gottlieb, im Hause des Metzgermeisters Eislin. Hier hat er auch seinen besten Freund: nicht etwa den Gottlieb, der ein Stubenhocker und der Lieblingsschüler des Pfarrers ist, sondern dessen 19jährigen Bruder, den „großen" Frieder, zu dem er verehrend aufblickt.

An einem Dezembertag des Jahres 1648 ist ganz Tübingen auf den Beinen. Einer von des Herzogs „edelen Postjungen", der erste wieder nach Friedensschluß, hat Botschaft aufs Schloß gebracht, Befehl, sofort alle Metzger: Meister, Söhne und Knechte, in Pflicht zu nehmen, daß sie wie früher jederzeit bereit seien, zusammen mit dem jungen Adel des Landes das landesherrliche und behördliche Botenwesen durch Postritte wahrzunehmen. Die schimmernde Erscheinung des herzoglichen Junkers machte einen tiefen Eindruck auf den Pfarrersbuben. Sein Entschluß steht fest: Auch er will Postjunker werden. Da er nicht adligen Blutes ist, gibt es nur einen Weg zur Erreichung dieses Zieles: Metzger zu werden, wie sein großer Freund, der ausersehen ist, den ersten Postritt von Tübingen zur Hauptstadt zu machen.

Als der Vater zum Schlafengehen den Raum betrat, sah er im Mondschein, der gerade das Lager des Knaben überfloß, Gustavus in friedlichem, festem Schlaf liegen; nur murmelte der Kleine einmal etwas. Omphaloxyläus verstand die Worte nicht, doch spann der Bube im Traume fort, was er sich zuvor ersonnen hatte, und stand in seinem nächtlichen Gesichte, als ob er die Nähe des ihn ernsthaft Betrachtenden verspürte, gerade vor diesem, vor seinem Vater, und kündigte ihm an: Ich werde Metzger.

Dieser kindliche Wunsch nimmt vorläufig keine bestimmteren Formen an. Gustavus ver-

bringt weiterhin seine Tage geteilt zwischen väterlichem Haus und dem der Eislins. Die beritene Metzgergarde ist ständig unterwegs zwischen der Hauptstadt und Tübingen. Geordnetere Zustände greifen um sich. Auch des Pfarrers Lage verbessert sich zusehends. Durch den Tod zweier Amtsbrüder rückt er schnell auf, bezieht das frei gewordene Pfarrerhaus, mietet eine Magd und erhält von der Stadt Holz, Korn und Wein, von frommen Leuten mancherlei Eßbares. So ist der würdige Herr nicht mehr wie früher auf die mildtätige Hilfe der Eislins angewiesen, die den Jungen oft bei sich durchgefüttert und für den pfarrherrlichen Tisch manches Stück Fleisch gestiftet haben. Omphaloxyläus, dem nicht verborgen geblieben ist, wohin es seinen ältesten Sprößling zieht, sucht ihn, wenn auch behutsam, vom allzu häufigen Verkehr im Metzgerhaus fernzuhalten.

Auch bei den Eislins machen sich die wohltätigen Folgen des Friedens bemerkbar. Eines Tages entdeckt Gustav dort ein neues Pferd, einen Schimmel; er bedingt sich aus, ihn putzen zu dürfen. Bald darauf vergrößert sich das Hauswesen. Ein wandernder Metzgerbursch findet Unterschlupf im Eislinschen Haus, aus Ravensburg, mit Namen Lutz Nabholz.

Er war geschickt und willig, wenn auch von einer fremdartigen Beweglichkeit und Spielfreude, auch zur Heftigkeit neigend und Ungeduld, namentlich gegen das Vieh, wenn es sich ihm widersetzte . . . Beobachter von weiteren Kenntnissen und Gedanken, als es die Meistersleute waren, hätten den Lutz vielleicht am ehesten mit einem sehr edlen jungen Raubtier verglichen in seiner Liebenswürdigkeit wie in seinen Gefühls- und Wildheitsausbrüchen.

Lutz, verwundert über die häufigen Besuche des „Pfarrersbüble" im Metzgerhaus, zugleich belustigt über dessen drollige und doch entschiedene Art, treibt unbewußt die geheimen Pläne des Jungen vorwärts. Schon am ersten Abend ihrer Bekanntschaft verkündet Gustavus dem neuen Knecht, der ihn damit neckt, was für ein hochgelahrtes, verzwicktes Pfarrerle er einmal werden möge: Ich werde Metzger. Die Neckereien nehmen kein Ende. Der Junge wird immer mehr gezwungen, sich gegen den Zugewanderten zu verteidigen.

Als er aber einmal den Meister allein zu Hause und in bester Laune trifft, fragt er ihn, ob er nicht später bei ihm lernen dürfe. Der alte Eislin, erschrocken über einen solchen Plan des ihm so lieben Buben, redet ihm seinen Wunsch energisch aus, darauf hinweisend, daß er als Sohn eines Pfarrers andere Verpflichtungen habe.

Man beschließt nun auch in seinem Hause, das Gustävle fernzuhalten, wobei allerdings die Meisterin und der „Große" es nach wenigen Tagen nicht mehr übers Herz bringen, den Unzertrennlichen immer aufs neue abzuweisen. Frieder beschließt, ihm den Kopf zurechtzusetzen, doch als die Gelegenheit da ist und er den Ernst erkennt, mit dem der kleine Bursche an seinen Plänen festhält („Ich will es, und niemand steht mir bei, auch du nicht, obwohl du selber ein Metzger bist"), verspricht er, ihm später zu helfen, falls er dann noch in der Wahl seines Berufes fest geblieben ist. Er ermahnt ihn auch, bis dahin eifriger zu lernen und gegen den Vater gehorsamer zu sein. Der Bub ist nun beruhigt, fest auf den großen Freund vertrauend, und hält auch sein Versprechen. Ein großer Schritt vorwärts ist getan.

Der Knabe hat unterdessen beim Vater den Unterricht im Griechischen begonnen, dem er sich geneigter zeigt als anderen Fächern. Die Aussicht, die geliebten Heldensagen, die er schon früh gehört hat, einmal selbst in der Ursprache lesen zu können, beflügelt den Eifer; mit einem günstigen Vorurteil geht er an das Lernen des Griechischen heran. Gedanken, die er sich zu gleicher Zeit über seine Vorfahren und über seinen fremdartigen Namen gemacht, und Fragen, die er deshalb an den Vater gestellt hat, führen ihn endlich dazu, sich selbst den angenommenen Namen in den ursprünglichen zu übersetzen, der zu seinem nicht geringen Erstaunen „Nabholz" lautet.

Diese Entdeckung erfüllt ihn mit ungemeiner Freude, ist er doch ein Blutsverwandter des Lutz, der aus Ravensburg stammt, während ein Vorfahre von ihm, wie der Vater ihm erzählt hat, Mönch im benachbarten Kloster Weingarten war. Beide Metzgerburschen sind ihm nun gleich vertraut.

Nach einem weiteren Jahr erhält er endlich die Erlaubnis, frühmorgens beim Schlagen eines Ochsen zusehen zu dürfen. In Zukunft ist er des öfteren morgens dabei, den Freunden bei ihrer Arbeit zu helfen. Von seinem Vater aber entfernt er sich innerlich mehr und mehr, je weniger



Alt-Tübingen, die Heimat des Pfarrersbüble Phot. Franckh'sche Verlagshandlung

Verständnis jener für seinen ältesten Buben zeigt.

Das Versprechen, das Frieder dem kleinen Burschen gegeben hat, wird jenem je mehr zur schweren Last, je näher der Zeitpunkt für die notwendigen Vorbereitungen rückt. Ein Meister außerhalb Tübingens muß gefunden werden, der sich des Jungen annimmt. Die Zunft verlangt den Beweis der ehrlichen und ehelichen Herkunft des Lehrlings, wofür statt vieler Beweisurkunden der Eid zweier unbescholtener Zeugen genügt.

Der Name des eifernden und mächtigen Geistlichen ist jedoch nicht nur in Tübingen, sondern auch im Lande bekannt. Welche Zunft wird sich getrauen, ohne Einwilligung des Vaters den Pfarrerssohn aufzunehmen, welche Zeugen werden sich zur Ablegung des Eides bereit finden? „Mit einem Metzgerlehrling Omphaloxyläus war im Württembergischen nichts anzufangen."

Doch wie erst der Anfang gemacht ist und der Frieder einen Meister in Stuttgart gefunden hat, dem zunächst noch der Name des Buben verheimlicht wird, lösen sich auch nacheinander alle übrigen Wirrnisse. Der Junge muß heimlich aus der Stadt geschafft werden, das steht fest.

Als Frieder ihm die Namensschwierigkeiten vorhält, lüftet der Kleine das Geheimnis seines deutschen Namens. Als Gustav Nabholz wird er beim Stuttgarter Meister und bei der Zunft angemeldet. Ein Junker von Baldeck, den Frieder kennenlernt, kennt Gustavs Geburtsort, der im Krieg dem Erdboden gleichgemacht ist, so daß Nachforschungen nach einem Nabholz dort nicht mehr möglich sind. Er und ein Vetter übernehmen die Zeugenschaft und sind bereit, den Kleinen nach Stuttgart zu bringen.

Alles geht nach Wunsch. Die Zunft in Stuttgart nimmt arglos den Gustav Nabholz unter ihre Jünger auf. In der Nacht zum Ostersonntag bringt der Frieder das Gustavle auf dem Pferd nach Neckarenzlingen, wo der Junker von Baldeck sie erwartet.

Wie aber aus dem Pfarrersbüble ein ganzer Mann, ein tüchtiger Metzger und kühner Reiter wird, das hören wir leider nur noch in ganz wenigen Worten auf der letzten Seite des Buches.

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein . . .

Zum 50. Todestag Viktor von Scheffels am 9. April

Von Hermann Ulbrich-Hannibal

Seit Johann Gottfried Seume, der Vater des Wanderns, uns darauf aufmerksam gemacht hat, daß „vieles besser gehen würde, wenn wir mehr gingen", haben viele Dichter, darunter Eichendorff, Kerner und Geibel, das deutsche Wandern besungen. Aber keiner hat die Wanderlust so stark zu erwecken vermocht wie Viktor von Scheffel.

Wie der Dichter in seinem Hauptwerk den Mönch Ekkehard das verzweifelte Herz in der freien Natur gesunden läßt, so hat Viktor von Scheffel auch selbst immer die Weite gesucht, wenn es ihm in den Mauern zu eng wurde.

„Zu seiner vollen Eigenart entpuppte der Dichter in Scheffel sich", so berichtet Scheffels Biograph Johannes Proelß, „nach dem in Berlin hinter den Büchern verbrachten Sommersemester 1846 auf einer größeren Ferienreise, die ihn nach der Eisenbahnfahrt bis Stettin meist auf einsamer Fußwanderung mit Ränzel und Stab an die Ostsee, auf die Insel Rügen, in die Wesergegend und den Harz, durch den Thüringer Wald auf die Wartburg brachte. Auf dieser langen „Burschenfahrt" begleitete ihn sein Skizzenbuch, wie schon vorher auf ähnlichen Fahrten durchs Lechtal und Allgäu zum Bodensee, durch Odenwald und Schwarzwald, Rheinpfalz und Rheingau, Hardtwald und Vogesen mit ihren alten Burgen und Klöstern, und während des Zeichnens und Wanderns auf immer neuen Pfaden, während des behaglichen Rastens bei freundlichen Wirten überkam ihn die Stimmung zum Dichten."

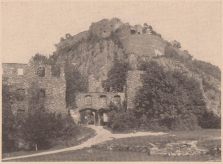
Scheffel war aber, obwohl er nicht müßig wurde, sich sein Vaterland zu erwandern, auch von einer starken Sehnsucht nach dem Süden erfüllt. Schon als junger Student, im Sommer 1849, unternahm er mit Ludwig Häußer eine



Der junge Scheffel in Italien

längere Reise in die Schweiz, die ihn an die Quellen des Rheins, in die Graubündner Alpen und über den Splügen bis an den Comer See führte. Als er auf dieser Reise zum ersten Male den italienischen Boden betrat, schrieb er an Eggers: „An Italiens Grenze habe ich auch ein Weniges in das Land meiner Jugendwünsche hineingeschaut; wir stiegen über den Splügen nach Chiavenna herab und siedelten uns eine Woche lang am Lago di Como fest. Da hab' ich gewohnt, am wundergrünen See, am Fuß der Villa Sommariva, wo Thorwaldsens Alexanderzug und Canovas Statuen einen Vorschmack antiker Plastik geben, und hab' das Lorbeergezweig und die Olivenbäume um mich rauschen lassen und in italischer Luft und in italischem dolce far niente wieder meinen alten Menschen zur Auferstehung gebracht." Nach seiner Säckinger Zeit zog er wieder südwärts und schrieb auf der schönen Insel Capri im Palmenschatten von Don Paganos Albergo in sechs Wochen die Dichtung nieder, in die er seine Erinnerungen an Heidelberg und Säckingen flocht. In der Fahrt des Trompeters von Heidelberg durch den Schwarzwald nach Säckingen und dann nach Rom läßt er sein eigenes Wanderleben spiegeln. Und als er den „Ekkehard" vollendet hatte, trieb es ihn nach dem Empfang seines Honorars von zwölfhundert Gulden schleunigst wieder der Sonne zu.

Der Hohentwiel vom Burgtor



Aufn. Ulbrich-Hannibal

Er hat uns manches humorvolle Reiseerlebnis aus der Schweiz und aus Italien erzählt, das in seine gesammelten Werke eingegangen ist, und die deutsche Dichtung wäre um manchen Schatz ärmer, wenn nicht auch die Trinklust sein Fahrtgeselle gewesen wäre. „In Amsteg lachte uns", so erzählt er von der Reise, die er mit Anselm Feuerbach zusammen machte, „wie der erste Gruß aus Welschland, ein braungelber, süßherber piemonteser Landwein entgegen, von dem wir mit Geßlerischer Wehmut und zum Schreck von vier feinen, allein reisenden Bremer Damen mehrere Flaschen vertilgten".

Seine größte Enttäuschung auf der Wanderschaft erlebte er im Kloster Rheinau. Das Kloster war durch seinen Schlaftrunk bekannt, eine Maßflasche edlen Weines, die jeder Gast auf dem Nachttisch vorfand, wenn er sich zur Ruhe legen wollte. Scheffel hatte das Kloster gerade wegen dieses Schlaftrunkes aufgesucht. Als er sich bei der Abendtafel bekanntgab, bemerkte er schon, wie ein Mönch den andern an der Kutte zupfte, und als er sich dann in sein Schlafzimmer begab, erlitt er „hartes Unrecht: Da stand auf meinem Tisch das hohe Stengelglas umgestülpt, die Maßflasche lag schlotternd und leer auf dem Bauch, der Teller verkehrt, und neben dem Ganzen stund ein lebensgroßer Pferdefuß von Holz!" „Im Kloster Rheinau", so mußte er feststellen, „hatten sie den Ekkehard gelesen, und besagter Schlaftrunk war des Cellerarius Rache!"

Von den deutschen Landschaften standen das Bodenseeufer mit dem Hegau und dem Oberrhein, das Frankenland, Heidelberg mit dem Odenwald und der Thüringer Wald seinem Herzen am nächsten. Schon lange bevor er sich am Bodensee ansiedelte und sein Haus Seehalde in Radolfzell und sein zweites Haus auf der Halbinsel Mettnau erbauen ließ, hatte es ihm die Hegaulandschaft mit ihren gewaltigen Basaltkegeln, erloschenen Vulkanen, angetan.

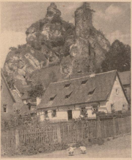
„Der hohe Stoffeln winkt's vertraut
Dem hohen Hewen zu,
Durch Wald und Flur erklingt es laut:
Mein Hegau, schön bist du!"

So sang er auf einer Wanderung von diesem Landstrich, den die Geologen für eine der interessantesten Gegenden der Erde halten; und schon als er sich in der Gaststätte zu Füßen des Hohentwiel niederließ, um zum Ruhme der größten deutschen Burg seinen Roman aus dem Mittelalter zu schreiben, da erzählte er von diesen Bergen, von denen er den Hohenstoffeln als den deutschen Vesuv bezeichnet hat: „Als Denkstein stürmischer Vorgeschichte unserer alten Mutter Erde stehen jene schroffen malerischen Bergkegel in der Niederung, die einst gleich dem jetzigen Becken des Sees von wogender Flut überströmt war. Für Fische und Wassermöwen mag's ein

denkwürdiger Tag gewesen sein, da es in den Tiefen brauste und zischte und die basaltischen Massen glühend durch der Erdrinde Spalten sich ihren Weg über die Wasserspiegel bahnten. Aber das ist schon lange her. Es ist Gras gewachsen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung mitleidlos vernichtet wurden; nur die Berge stehen noch immer, ohne Zusammenhang mit ihren Nachbarn, einsam und trotzig wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen durchbrechen, und ihr Gestein klingt, als säße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit darin, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt."

Im „Land der Franken" hat Scheffel der deutschen Jugend den Staffelstein erwandert und ersungen. Früher betrat nur selten ein Wanderer das Plateau dieses zur Mainebene vorgeschobenen Ausläufers des Fränkischen Juras, so daß sich dort sogar ein Einsiedler niedergelassen hatte. Aber seit Viktor von Scheffel „zum heil'gen Veit von Staffelstein" gepilgert war und dem Einsiedler Ivo Heinemann das frische Wanderlied „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein" zugeschickt hatte, ist der aussichtsreiche Berg ein beliebtes Wanderziel geworden.

Außerdem hat Scheffel im „Land der Franken" der Fränkischen Schweiz seine Liebe geschenkt. Überall in diesem romantischen Waldgebirge begleitet uns sein Dichterwort wie ein froher Fahrtgeselle; ob wir in Gößweinstein, in Burggailenreuth oder in Streitberg Umschau halten, immer werden unsere Augen auf einige Tafeln gelenkt, auf denen Verse wiedergegeben sind, die ihm die Fränkische Schweiz entlockt hat und die in der Dichtung „Fahrende Leute" enthalten sind.



Aus der Fränkischen Schweiz



Der Staffelstein — Aufn. Ulbrich-Hannibal

Aber auch noch in vielen anderen deutschen Gegenden hat der Dichter die Spuren seines Wanderstecken zurückgelassen; denken wir nur an den Odenwald mit der Ruine Rodenstein. So hat er sich noch mit einigen Gedichten auch unter die Dichter des Thüringer Waldes gestellt:

„Wo ich streife, wo ich jage,
Bleibt ein Wunsch mir ungestillt,
Weil ich stets im Herzen trage
Wartburg, deiner Schönheit Bild."

Seit Scheffel von all diesen Plätzen heimkehrte, die Reisetasche für immer an die Wand hängte und die Reiseführer auf das Bücherbrett in seinem Heim auf der Mettnau stellte, ist mehr als ein Menschenleben vergangen. Aber seine Wanderlust und seine Landschaftsliebe sind lebendig geblieben und erleben immer neue Auferstehung:

„. . . Und schaut der Zeh zum Schuh heraus,
Und blüht der Lenz zu Ende,
So schleicht der Mensch bestäubt nach Haus
Durchs grüne Maingelände.
Doch, ob von langer Wanderschaft
Die Saiten all zersprungen:
Im nächsten Jahr, schenkt Gott die Kraft,
Wird wieder frisch gesungen."

Drei Anekdoten

von Robert Walter

Die nachfolgenden kleinen Geschichten entnehmen wir dem Buch von Robert Walter „Merkwürdige Begebenheiten" (Broschek & Co. Hamburg), das insgesamt 49 Anekdoten auf 230 Seiten enthält – echte Anekdoten, wahrhafte Einakter des Lebens, in denen der Augenblick der höchsten Spannung, der entscheidenden Wendung, des erschütternden Schicksals sich in sicherem Schwunge zur vollen Höhe erhebt. Einen Herzschlag lang sind wir mitten drin im Geschick eines Liebenden, eines Gefangenen, eines Verdammten oder Erlösten, wir werden hineingerissen in den jähen Wechsel, in Sturz oder Aufstieg der menschlichen Dinge, durchmessen alle Spannweite der Menschennatur und der Menschenwelt zwischen Größe und Kleinheit, zwischen Lächerlichkeit und Erhabenheit.

Eine Minute

Mitten in einer dürren und lähmenden Vorlesung über Institutionen des römischen Rechts an der Leipziger Universität ereignete es sich — es war zu Beginn der siebziger Jahre des verwichenen Jahrhunderts —, daß die Zuhörer urplötzlich durch wenige Augenblicke — durch den Zeitraum einer kurzen Minute! — vom seelischen Heldentum eines Menschen innerst gepackt und erschreckt emporgerissen wurden — eines Menschen, der ihnen bislang nur als vertrockneter Pandektist erschienen war. „Im älteren römischen Recht gab es auch noch eine actio furti concepti gegen den, bei welchem die gestohlene Sache durch formelle Haussuchung gefunden worden war —", so ungefähr mochten die dünnen Worte vom Lehrstuhl tröpfeln, und die Studierenden ließen mit längstgewohnter Nachsicht die kümmerliche asthmatische Stimme gewähren. „Daneben gab es eine actio furti oblati gegen den, welcher die gestohlene Sache bei diesem andern versteckt hatte." Wie oft mochte der berühmte Professor Karl Georg von Waechter solche gewichtige Albernheit seinen unwissenden Gläubigen erörtert haben, bis er sie nur noch wie heute unter herzverkrampften Atemzügen hervorzustammeln vermochte. „Außerdem gab es eine actio furti prohibiti gegen den, welcher sich der Haussuchung widersetzte." Die Stille zwischen den Bänken war jetzt so welttief geworden, daß der einsame Mund an ihrer Unendlichkeit zu ersticken drohte. „Schließlich aber gab es noch eine actio furti non exhibiti gegen den —"

Nach diesen Worten schien der Professor Waechter sekundenlang zu stocken und hob das Gesicht langsam. „Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich unterbreche. Mein Herz steht plötzlich still. Die Ärzte haben mir erklärt, daß ich tot bin, wenn es länger als eine Minute aussetzen sollte." Er hob mit der Linken die Taschenuhr vom Pultdeckel, knöpfelte mit der Rechten die Weste auf und tastete nach dem sterbenden Herzen. Da mochte es den Zuhörern jählings zumut sein, als schlügen die Sekunden schauernd und ehern aus der Ewigkeit in ihre eigene Brust, den entsetzten Herzschlag übertönend und zertrümmernd. Und wie sie noch ohne Atem dasaßen, schon nach Luft ringend — senkte sich das Haupt des Menschen oben in seiner Weltverlorenheit. „Es schlägt wieder —", atmete er mühsam auf und fuhr im gleichen Ton ohne Besinnen fort: „Schließlich, sagte ich eben, gab es noch eine actio furti non exhibiti gegen den, welcher die bei der Haussuchung gefundene Sache nicht herausgeben wollte."

Der Notnagel

Ein Mann namens Notnagel wurde im Wartezimmer eines großstädtischen Krankenhauses aufgerufen, damit ihm seine ordnungsgemäß ausgefertigten Papiere behändigt würden. Bei dieser amtsgeschäftlichen, doch nebensächlichen Hantierung, die ein irgendwie intakter Mensch großzügig unterderhand erledigt, vermochte der entlassene Patient seine freudvolle Wallung nicht mehr zu dämmen und entlud sie in Ausrufen solcher Art: „Hier! August Martin! geboren und sechzig Jahre alt geworden! noch immer ein Notnagel in der Welt, nichts anderes! viermal vorbestraft, darunter einmal bei der Ehre Gottes unschuldig im Loch gesessen! vor Weihnachten als halbe Leiche aus dem versunkensten Landstraßengraben der Welt geangelt — der Schnaps, meine Herrschaften, der Schnaps! — inzwischen tadellos wieder ausgeflickt! Haha — der aufs neue gebrauchsfertige Notnagel gibt sich die Ehre — allerseits — haha!"

Damit schnurrte und wiegte dieser verwetterte Weltmensch und Heilige lachend in die Krankenhausanlagen hinaus, wobei zum Verständnis des Mirakels bemerkt werden muß, daß sich hier draußen ein erster Apriltag in himmlischer Blankheit strählte und die Sprehen und Drosseln wie berauschte Musikanten pfiffen und trillerten. Der Mensch steuerte schwankend durch die Musik des Lichts nach den nächstliegenden grauen Straßenreihen und begann, die Häuser abzukloppen.

Nach zwei Stunden, als ihm die frühe Müdigkeit beim Wickel hatte, zählte er die Bettelbarschaft und schlenderte nach dem alten Rathausmarkt, wo bereits ein Wagen der Straßenbahn zur Fahrt durch

ein halbes Dutzend Dörfer wartete. Der Notnagel war schnell stumpf und brüchig geworden. Er stieg in den Wagen. Die Großstadt blieb ein Marterinstrument. Draußen — die Landstraße gehörte ihm. Seine Beine zitterten — er fuhr in sein Reich.

Jetzt begab sich etwas, was merkwürdig genug ist, erzählt zu werden.

Ein altes Weiblein kletterte ihm nach in den Wagen, strahlte ihn aus den klarsten blauen Augen mit einem gütigen Lächeln an und fragte freundlich: „Fahren Sie ganz nach Hansdorf, lieber Mann?"

„Ja", sagte Notnagel, feindselig gegen die Großstadt, „liebe Frau."

„Dann kennen Sie auch den Bauer Matthies."

Notnagel schüttelte den Kopf.

„Der hat den Lindenhof. Den zeigt Ihnen jedes Kind. Er ist gleich an der Bahn. Ich habe hier ein kleines Päckchen, da sind dreihundertzehn Mark drin. Die kriegt der Matthies, er weiß dann schon Bescheid. Wollen Sie das Geld mitnehmen? So, ist es der schnellste Weg. Ich kann das lange Fahren nicht aushalten."

Notnagel lächelte nicht, wie der Leser jetzt lächeln mag, denn wenn man einen Schlag vor den Kopf bekommt, glaubt man an seine Wahrheit.

„Machen wir, Mutter", stotterte der alte Landstreicher, „geben Sie man her, ich besorg's schon."

Aber die Alte lächelte glücklich: „Da haben Sie auch einen Groschen dafür, lieber Mann!" und bedankte sich. Jetzt bestieg der Führer den Wagen, und das Mütterchen kletterte zufrieden über die gute Ordnung dieses Lebens hinaus.

Notnagel hielt das Geld krampfhaft. „So ein dummes Luder!" fuhr ihm der Aufschrei festtäglicher Freude halblaut durch die Lippen. Er blickte ihr nach, wie sie dahintrippelte — wie sie ihm jetzt vom Fußsteig noch einmal dankbar zunickte — und rückte an seinem Hut: „Ja — adieu — adieu —!" und in sich hineinlachend: „— du — du dummes Luder —!"

Die landesübliche hohe Erzählungskunst besteht darin, dem Leser oder Hörer bei allen paßrechten Gelegenheiten psychologische Krücken zuzuwerfen, damit er auf ihnen dem schwanken Lauf der Dinge zu folgen vermag. Da wir hier aber eine wahre Begebenheit ganz kunstlos berichten, ziemt es sich, das billige Fabulieren zu unterdrücken und eine rührende Beschreibung von Notnagels Weg nach Damaskus, den er zwischen allerhand Empfindungen nachdenklich in einem Straßenbahnwagen zurücklegte, beiseitezusetzen. Es genügt vollauf zu wissen, daß wir es nur mit der Merkwürdigkeit eines alltäglichen Geschehnisses zu tun haben. Daneben möge der Leser in sein eigenes Herz hinabloten und vor sich selbst bekennen, ob es ihm möglich sein würde, ein großes, gottesgütiges, ein rätselhaftes Vertrauen, das ein Mitmensch in ihn legt, nicht zu mißbrauchen.

Nach einer Stunde — man muß der armen Kreatur Zeit lassen — nach einer Stunde stand Notnagel vor dem Bauer Matthies in Hansdorf und händigte ihm die dreihundertzehn Mark ein. Der war wohl bestürzt, wie auch der Leser bestürzt sein mag, betrachtete den alten Landstreicher von unten nach oben, von oben nach unten, fragte ihn, zum zweiten, zum dritten und beschloß seine Gedanken, nachdem er die Summe für richtig befunden, mit den hilflosen Worten: „Ja — aber — lieber Mann — das — das hatten Sie doch gar nicht nötig!" Worauf der Notnagel ganz schlicht und selbstverständlich zur Antwort gab: „Das verstehen Sie nicht — das hatte ich doch nötig!" jede Belohnung von sich wies, den alten Knotenstock ergriff und die Wanderschaft ins unendliche Reich seiner Landstraße freudvoll aufs neue anhub.

Ich aber schlage diesen Notnagel ins morsche Gerüst unserer Zeit und hänge ein paar Millionen Zeitgenossen an ihm auf, ehrenhalber, versteht sich, zu ihrer eigenen Ehre.

Tod, von Liebe zugedeckt

Am 25. Februar 1803 ging der Tagelöhner Matthäus Rothmann mit seiner fünfzehnjährigen Tochter Maria Katharina aus seinem Wohnort Willmars in Franken, um bei einem früheren Dienstherrn auf dem Rhöngebirge karg bezahlte Arbeit zu erbetteln. Ein wilder Winter hatte seine Armut in höllisches Elend verkehrt. Mit Weib und Kindern hauste er in einem dunklen Stall, vor dem sich ein Tier grausen mochte. Ihnen fehlte das trockene Brot, und die abgezählten Saatkartoffeln — eine letzte Quelle ihrer Hoffnung — waren erfroren.

Den Tod schleppte er mit sich in der Brust. Und als sie eine halbe Stunde vom Steinernen Haus bei Oberelzbach kamen, warf ihn der Schlagfluß dahin. Ein nachtlanger Froststurm mit Schneetreiben stürzte über die beiden Menschen.

Am dritten Tage in der grauen Frühe fand man sie. Und wer sie auch sah — und mochte sein Herz steinern sein — dem brannten die Augen von Tränen. Da lag das Kind, im grauen Hemdchen und zerlöcherten Strümpfen. Sein Kittelchen hatte es unter das Haupt des lieben Vaters geschoben, mit dem Kleidchen hatte es seinen Leib bedeckt und um seine Füße die wollene Mütze gedreht. Und als sie ihn nicht mehr erwärmen mochte, hatte sie sich mit ihrem jungen Leibe über ihn hingestreckt, sein Gesicht in ihren Händen gebettet, ihren Mund auf seine kalten Lippen gepreßt.

So war sie von eisigem Tod angerührt worden. Himmlischer Frieden schien über ihre Stirn hinzuschimmern, und die Tränen auf ihren Wangen waren gefroren.



Vorfrühling in den Bergen — Aufn. T. Jung. Aus „Dolomitenland“

Gedichte von Wolfram Brockmeier

Die nachstehenden Verse sind den beiden Gedichtbänden von Wolfram Brockmeier: „Einkehr und Wandlung“ (Propyläen-Verlag, Berlin) und „Ewiges Deutschland“ (Goten-Verlag, Leipzig) entnommen. Hier ist sie, die Stimme des echten Dichters, den es zurücktreibt zu den einfachen Dingen, die zugleich auch die ewigen Dinge sind: reiner Klang und vollaufrauschende Musik des Worts als Ausdruck tiefster Empfindung, Bildkraft des inneren Gesichts, voll lebendiger Bewegung und gesammelter Stille, Ahnung des Unsichtbaren und Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen, Glück und Schicksal der nahen Erde

Winterlicher Hof

Der Hof noch unterm Schneedach ruht,
Hoch überm First ein Stern erblinkt.
Die Bäurin schürt des Ofens Glut
Und dichtet Tür und Fenster gut;
Weithin vom Frost das Feld erklingt.

Die Blesse brummt im dumpfen Stall,
Schlaftrunken rührt den Huf das Roß.
Verstohlen steigt der Sonnenball,
Umklirrt von Eises harschem Hall,
Umbellt von wilder Winde Troß.

Die Sonne wächst, groß wird der Tag,
Bald hat die Kerze gute Ruh.
Der lang im Haus begraben lag,
Der Bauer prüft nun Feld und Schlag
Und mißt dem Grund sein Jahrwerk zu.

Sommergewitter

Sturm hat sich in die aufheulende
Waldung gefressen,
Wipfel schlagen mit Rauscheflügeln das Dach.
Unter dem düstern Gewölbe taumeln die
Vögel besessen,
Von jagenden Wolken gehetzt, jagenden
Wolken nach.

Schwarz und verkümmert, von Unrat ein
Haufen,
Duckt in den Horizont sich die Stadt.
Feuer schießt aus den göttlichen Traufen,
Himmlische Ströme beginnen zu laufen,
Und wie durstige Tiere saufen
Krume und Pflanze am Regen sich
satt.

Goethes Arbeitszimmer

Losch die Flamme auch,
Blieb uns doch ihr Ort,
Wie der Dornenstrauch
Unversehrt und unverdorrt.

Schwieg die Stimme auch,
Glüht uns doch ihr Wort,
Und es schwingt sein Hauch
Widertönend fort.

Denn es bleibt und ruht
Über alle Zeit,
Was je von der Glut
Heiligen Feuers ward geweiht.

Der Ahn

Uralter Vater, den mir keiner nannte,
Du kamst zu mir im mitternächtigen Wind;
Doch ehe mich noch deine Stimme bannte,
Erschwoll mein Herz, und jeder Sinn erkannte,
Daß wir aus einem Blut geboren sind.

Ich sah dich an. Du standest hoch im Brande
Des kühlen Mondes, standst und sahst mich an.
Lehm krustete am bäurischen Gewande
Und klebte an des Schuhwerks grobem Rande;
Denn weither schritt dein Fuß zu mir heran.

Dann rührtest du die ungefügen Glieder.
Im irdenen Kruge duftete der Wein.
Du ließest schwer dich an dem Tische nieder,
Es hielt die Hand den alten Becher wieder,
Und blau durchs Fenster floß ein Wetterschein.

Du sprachst zu mir nach einem langen
Schweigen:
„Im Erdenschoße rauscht das Wachstum Born.
Fruchtbare Säfte spür ich lichtwärts steigen,
Brotruch durchdringt den Grund, der uns zu
eigen.
Urenkel, sprich, wie steht das junge Korn?

Dann klang gespenstisch meiner Stimme Tönen:
Korn starb und Frucht. Verloren ging das Land.
Kein Erntekranz wird unsre Stirnen krönen!
Du sahst mich an. Mit einem tiefen Stöhnen
Hobst du dich auf. Die Tür schlug schwer zur
Wand.

Hufschlag von Pferden mitten in der Nacht

Zu einem Dorfe einst . . . Des Tages Reise
War lang gewesen, heiß und voller Staub;
Nun aber rundeten die stillen Kreise
Der Sterne sich in dem beseelten Laub.

Am Fenster stand ich, müd und doch gemieden
Vom Schlafe, stand und träumte in die Nacht.
Die Straße lag, es lag das Dorf in Frieden,
Und nur der Baum am Hause war erwacht.

Nun löste vieles, was mich tags erregte,
Zu sanftes Dämmern und in Ruhe sich.
Das Dunkel schwieg. Die Linde nur bewegte
Die Blätter und sprach Tröstung über mich.

Doch dann, als ob mich fernher einer riefe,
Zerbrach die Stille, und ich lauschte bang.
Die Höhe scholl, es dröhnte dumpf die Tiefe,
Und auch die Straße hatte eignen Klang.

Ich tastete hinab die hohlen Stufen,
Doch ehe ich mich noch zum Tore fand,
Klang nah und näher das Getrapp von Hufen,
Und Antwort hallte wider jede Wand.

Am Riegel riß ich, mühte mich am Schlosse,
Doch eisenklirrend stob vorbei der Braus,
Und schon entfernte sich der Lärm der Rosse;
Nur Stille rann in dem verschwiegnen Haus.

Am Fenster stand ich dann. Noch immer glitten
Die kühlen Sterne in den Lindenbaum.
Ich dachte dessen, der vorbeigeritten,
Und sank in Schlaf. Der Tod ritt durch den
Raum.

Die Flamme

Machtlos fleh ich in der Flamme,
Weiß kein Wort, das sie beschwört.
Feuer frißt an Ast und Stamme,
Und bald hat sie mich zerstört.

Duldend muß ich mich verschweigen
Unter lodernder Gewalt.
Erst wenn sich die Aschen neigen,
Darf ich leuchtend aufwärts steigen
In erneuerter Gestalt.

Ernst Penzoldt: Idolino

Von Martha Storz-Rothweiler

Der Bildhauer Heinrich wird am späten Abend ins Krankenhaus gerufen, um die Totenmaske eines eben Verstorbenen abzunehmen. Als er, seine Arbeit beginnend, das Tuch vom Antlitz des Toten hebt, begegnet er dem, was für ihn den Sinn der Welt bedeutet: der vollendeten, makellosen Schönheit. Oft hat er im Kreise seiner Freunde, die über seinen Eifer lächelten, sein Glaubensbekenntnis ausgesprochen: für ihn bedeute Schönheit den Sinn der Welt . . .

Verkörperung Gottes schlechthin, durch die einzig und allein der mißgestalteten Menschheit Versöhnung und Erlösung werde. Unvollkommen und unvollendet noch sei die Schöpfung, bis es endlich gelänge, den schönen Menschen hervorzubringen, was freilich Einmaligkeit in sich schließe. Er sei das glückliche Ende der Dinge, allen erkennbar, unverwundbar, unverweslich, unsterblich. In ihm würden sich alle Beladenen vergessen und in seinem Anblick aufgehen. Niemand werde verloren sein, weder Mensch, noch Baum, noch Tier . . .

Aber der schöne Mensch, den Heinrich fast nicht für möglich gehalten hat und der nun leibhaftig vor ihm liegt, ist tot. Nicht genug: er hat sich selbst getötet. Wie steht es nun mit der Unsterblichkeit, mit der Erlösung, die nach seinem Glauben der Schönheit anhaften? Es muß hier ein Geheimnis sein, eine tiefe Verstrickung zwischen Schönheit und Menschenschicksal, und der Bildhauer ist vom ersten Augenblick an im Bann dieses Geheimnisses. Er tut seine Arbeit und viel darüber hinaus. Er nimmt die Maske von Gesicht und Händen, er nimmt die genauen Maße der ganzen Gestalt. Er arbeitet die halbe Nacht am Abguß der Maske und fängt am frühen Morgen in seinem Atelier zu zeichnen an, die unvergeßliche Gestalt des Toten beschwörend. Aber es gelingt ihm noch nicht, den überwältigenden Eindruck künstlerisch zu bändigen. Es ist etwas dabei, was sich mit den Mitteln der künstlerischen Gestaltungskraft nicht fassen läßt. Das persönliche Geheimnis des jungen Toten hat den Bildhauer ergriffen und zwingt ihn auf seine Spur.

So geht er zunächst zur Beerdigung; weniger aus dem Wunsch, etwas über den Toten zu erfahren, als weil er sich innerlich gezwungen fühlt, bei allem dabei zu sein, was mit jenem noch geschieht. Nachdem aber die Feier vorüber ist, gesellen sich zu ihm die nächsten Freunde des Verstorbenen, die die Maske bestellt haben, ein junges Künstlerpaar. Er nimmt sie mit in sein Atelier, und sie fangen an zu erzählen.

Hans Vetterle hieß der Tote, ein junger Kaufmann war er, „gewissenhaft und fleißig". Es war nichts Besonderes an ihm, als daß er — in seiner ganzen Körperlichkeit — vollkommen schön war und daß sein Anblick, seine Wesenheit einige Menschen, Künstler, Sportsleute, Wissenschaftler, zu gesteigerter Leistung über sich selbst hinausriß; die Kinder liebten ihn, Krüppel und alte Leute warteten, daß er vorüberginge und sie sich im Anschauen erholen könnten. Er war weder besonders gut, noch klug, noch begabt, nur einfach schön. „Idolino" nennt ihn Heinrich nach einem bekannten Standbild des Altertums und versucht, in diesen Namen das Unaussprechliche der Erscheinung und ihrer Wirkung zu bannen.

Unter den Erzählungen der Freunde hat er wieder zu arbeiten begonnen. In der Nacht noch zerschlägt er die Kolossalstatue des Giganten, an der er bis zur letzten halben Stunde vor der Begegnung mit dem toten Idolino fieberhaft und hoffnungsvoll befriedigt gearbeitet hat. Ein neues Gesetz für sein Schaffen ist ihm aufgegangen. Als das Standbild Idolinos vollendet ist, geschaffen in langer, geduldiger Arbeit, gewachsen unter den Gesprächen mit den Freunden des Toten, macht Heinrich sich auf, um alles in Erfahrung zu bringen, was mit dem Leben und Sterben Idolinos zusammenhängt.

Die Spur, auf die er gerät, führt aus der Stadt fort in den Weiler Ungrund, aus dem Idolinos Eltern stammen. Das Dorf liegt am Rande eines großen Waldes, und Heinrich, nachdem er von den Leuten im Dorf das Wenige

erfragt hat, was sie ihm sagen konnten, geht in den Wald hinein und bleibt dort einige Wochen ganz allein in einer Hütte, die über den Winter leer steht. Die große, urwüchsige Landschaft um ihn her, die Abgeschiedenheit des winterlichen Waldes, der enge lebendige Raum seiner Hütte, sein Schlafen, Erwachen, Arbeiten und Hinträumen fügen allmählich in ihm das Bild der Begebenheiten, das er versteht und bejaht. Er schreibt darüber einen Bericht an seine Schwester und leitet ihn ein:

„Man ist sehr abergläubisch hierzulande, und du weißt, ich habe im Gegensatz zu dir immer eine besondere Vorliebe für den Aberglauben gehabt. Ich glaube, daß durch ihn oft größere Dinge geschehen, als viele ahnen. Eine Welt, in der nicht zuweilen kleine und große Wunder geschehen, würde mir nicht gefallen. Im Aberglauben steckt der Rest einer heiligen Gabe, das Übernatürliche zu erkennen, und ohne ihn wird dir dieser Bericht über die Freundschaft zwischen Liebe, Schönheit und Tod, zwischen Unschuld, Irrtum und Schuld schwer einleuchten und warum Idolino sterben mußte und daß es sozusagen im Einverständnis mit der Natur, die sich zuweilen irrt (ich finde es beruhigend, daß sie es tut), so geschehen mußte. Es war wohl etwas gutzumachen."

In der Kirche von Ungrund wird eine Reliquie aufbewahrt: der Leichnam eines Engels, den ein Bauernbursch aus Eifersucht mit einem Pfeil erschoß. Das ist eine alte Geschichte, aber die Geschichte Idolinos scheint doch in ihr wie in einem Stammbaum verhaftet zu sein, in dessen Verästelung diese ungesühnte Urschuld zur Blüte der Versöhnung strebt. Der Engel starb im Wald, und aus dem Wald bringt eines Tages der Schäfer von Ungrund ein Kind auf den Armen ins Dorf, das er gefunden hat und zum Sohn annimmt. Dieses Kind hat, wie der übernatürlicher Gesichte und Ahnungen. Der Bauernbursch, der den Engel tötete, die Gabe Schäfer glaubt den Knaben zu etwas Besonderem bestimmt und erzieht ihn zu einem Propheten, der den Menschen den Frieden bringen soll. Die einfache Seele des Knaben Martin nimmt gutwillig die Saat auf, er erwächst zum Jüngling und sammelt eine kleine Schar von Anhängern um sich, denen er im Wald Predigten über den Frieden hält. Man läßt die „Schwärmer" gewähren, da sie keinen Schaden anrichten. Aber das Mädchen Jakobea, die den Martin von jeher liebt, fühlt, daß seine Berufung keine echte ist, sondern ihm eingeredet, daß er selbst im Grunde nicht an sie glaubt und nur immer wieder durch die fanatische Gläubigkeit seiner Anhänger in den Glauben an sich selbst und in seine rhetorischen Leistungen hineingesteigert wird.

Es kommt die Stunde der Gefahr: Martins Anhänger verweigern den Militärdienst und sollen von der Behörde zur Rechenschaft gezogen werden. Sie verbergen sich im Wald und leisten — in den Gegensatz zu ihrem eigenen Glauben an den ewigen Frieden hineingetrieben — bewaffneten Widerstand. Dabei wird ein schöner Knabe aus ihrer Schar tödlich getroffen. Martin selbst, obwohl er sich leidenschaftlich zu der Schuld am Tode des Knaben bekennt, wird freigesprochen, da er nie zum offenen Widerstand oder zur Verweigerung der Dienstpflicht aufgefordert hat.

Doch die Schuld ist unlösbar in sein Schicksal verwebt. Er und Jakobea ziehen von Ungrund fort und heiraten in der Stadt, wo sie einen kleinen Laden betreiben. Sie leben ruhig und sogar glücklich, ihr stürmischer Beginn verebbt in breiter Behaglichkeit. Ein Sohn wird ihnen geboren, das ist Hans Vetterle — Idolino.

Der Krieg kommt, Martin fällt, Jakobea stirbt ihm nach. Der Sohn bleibt zurück. Und das Geschick, das die Eltern aus seiner Konsequenz entlassen hat, als ob es ihrer überdrüssig wäre, verfängt sich nun neu am Sohn und legt ihm unerbittlich die Vollendung auf. Man mag es so verstehen, daß Idolino durch den Trost, den seine Schönheit den Menschen bedeutet, die Schuld seines Vaters sühnt. Und weiter so: der Vater hat Gemeinschaft mit den Menschen sich durch Mittel verschafft, denen die letzte Aufrichtigkeit abging; der Sohn büßt, indem er von jeder menschlichen Gemeinschaft ausgesperrt bleibt, vom Panzer seiner Schönheit in eine unerträgliche Einsamkeit verschlossen, aus der er — sich ganz preisgebend — in die große, allen gehörige Heimat des Todes eingeht.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Josef Martin Bauer

Geboren als Sohn eines Bäckermeisters aus bäuerlichem Ursprung am 11. März 1901 in dem Dorfe Taufkirchen an der Vils in Niederbayern. Als eines von 6 Kindern wuchs er unter armseligen Verhältnissen auf, aus denen für den begabten Knaben nur ein Weg herauszuführen schien: Er sollte Pfarrer werden. So besuchte er von 1912 bis 1914 die Lateinschule, dann das staatliche Gymnasium in Freising. Da er sich für den geistlichen Stand nicht berufen fühlte, trat er wieder aus dem Gymnasium aus.

Es folgen jahrelange Entbehrungen mit Hunger und Not, die ihn aber innerlich bereichern und seinen Lebenskreis erweitern. Die Begegnung mit seiner künftigen Frau regt ihn zu eigenem dichterischem Schaffen an. Nachdem er in der Inflation eine Stellung als Schreiber in einem Gut gefunden hatte, wurde Bauer Schriftleiter der Lokalzeitung in dem bayerischen Marktflecken Dorfen.

Für seinen im Jahre 1930 erschienenen ersten Roman „Achtsiedel" erhielt er den „Jugendpreis deutscher Erzähler". 1931 und 1932 folgen die Romane „Die Notthafften" und „Die Salzstraße", 1934 die Erzählung „Simon und die Pferde".

Durch sein ganzes Werk ziehen sich als Erbe des phantasiebegabten Vaters die Erinnerungen an die Schicksale ferner Ahnen aus längst vergangenen Zeiten hindurch, ungebrochen durch das Leben der Städte: Not und Schicksal der täglichen Arbeit, Zerstörung von Haus und Hof und Flucht in die Wälder vor feindlichen Heeren, harte Fron der Enterbten, „Trockenheit und Brände, Mißernten und späte Schneefälle, bis zum Schwedenkrieg, dem das Bauernvolk alle Sünde zuschreibt" — so berichtet Bauer von dem, was ihm in der Kindheit der Vater als geistige Überlieferung der Vorzeit mit auf den Weg gab.



Wolfram Brockmeier: Kurzer Lebensabriß

In Cossebaude, einem kleinen Flecken unweit Dresdens, bin ich 1903 geboren. Inmitten einer heiteren Flußlandschaft, an deren Hängen selbst der Wein gedeiht, wuchs ich auf; hier auch erwuchsen mir wohl zuerst Liebe zur Landschaft, Gefühl inniger Verbundenheit von Mensch zu Erde. Dazu während der Gymnasialzeit in Dresden ehrfürchtige Bewunderung deutscher Geschichte und frühe Ahnung von der Größe deutscher Kunst. So keimte allmählich immer klarer und fester die Liebe zur straffen, gebändigten Form.

Landschaft, Kunst und Geschichte unseres Vaterlandes — auf vielen und großen Wanderungen in allen Teilen des Reiches habe ich immer wieder dieser Dreieinheit nachgespürt, bis mir später in der Stille eines dörflichen Schulhauses, die ersten Versuche gelangen, das Geschaute dichterisch zu gestalten.

Seitdem sind bislang drei schmale Lyrikbände erschienen, in denen ich mich stets aufs neue bemühte, den Erlebnisbereich jener drei gewaltigen Themen sichtbar zu machen und auszudeuten. Viel hat mir auch die Musik gegeben und das lebendige Wort im Dienste des Rundfunks. Freudigen Ansporn gab mir der Dichterpreis der Stadt Leipzig, der mir für meine Arbeiten im Jahre 1934 zugesprochen worden ist.

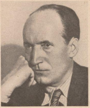
Mein Weg hat aus der Stille in die Unrast der Städte geführt, nach Leipzig zuerst, dann nach Berlin — und so sehr es mich immer wieder zurücktreibt in die große Stille und ewige Bewegtheit von Land und Meer, in die winkligen Gassen der alten Städte oder vor die Bauwerke der Vorzeit — so habe ich doch das eine vor allem andern gelernt: daß der Einzelne nur mit und in der Gemeinschaft besteht und daß es nichts Schöneres geben kann für den Dichter, als Stimme der Gemeinschaft zu sein.



Ernst Penzoldt: Über mich selbst

Mein erster schriftstellerischer Versuch war ein Roman in Fortsetzungen „Bernhard, der kleine Jäger" betitelt. Ich begann ihn als Neunjähriger zu schreiben, in winzige selbstgefertigte Hefte, in einer großen Kinderschrift. Ich glaube, daß auf eine Seite nicht mehr als ein halbes Dutzend Worte gingen. Hinter dem Titel stand „Nachdruck verboten! Alle Rechte vorbehalten!" Und am Schluß: „Fortsetzung folgt." Vom Inhalt weiß ich nichts mehr, aber ich gäbe was drum, besäße ich mein Erstlingswerk noch, das gewiß nicht über die erste Fortsetzung hinausging. Seitdem habe ich immer hin und wieder zu schreiben versucht, obwohl ich mich sehr bald für die bildende Kunst entschied. Ich schrieb dann nur noch „heimlich", da man mich früh vor „Zersplitterung" warnte.

Meine Herkunft von thüringischen Leinewebern über den Pastor und den großen Arzt läßt sich aufs natürlichste für meinen Beruf und meine Sympathien auslegen. Bunter und vielgestaltiger ist die Ahnenschaft mütterlicherseits. Ich bin 1892 in Erlangen geboren, besuchte das dortige Gymnasium, ging auf die Kunstakademien in Weimar (als Schüler von Egger-Lienz) und in Kassel (unter Hans Olde) und dann in den Krieg. Nach der Heimkehr begann ich neben meiner Bildnerei mehr zu schreiben. Als erstes Buch erschien ein schmales Bändchen Gedichte und Erzählungen (bei Heimeran), 1927 der erste Roman: „Der Zwerg", bald darauf „Der arme Chatterton" (Insel) und die „Powenzbande", dann der erste dramatische Versuch: „Die portugalesische Schlacht", später: „So war Herr Brummell" — das auch die „Weltstimmen" als Beilage brachten — aus meiner frühen Sympathie für Dickens und heute noch gesteigerten Vorliebe für England. Im „Kleinen Erdenwurm" versuchte ich die Stimmung des Romans „Der Zwerg" noch einmal zu beschwören. Im „Idolino" habe ich zum ersten Mal versucht, aus der Doppeleigenschaft als Bildhauer und Schriftsteller Einsicht in das Wesen des Schönen zu gewinnen und es darzustellen.



Josef Magnus Wehner

berichtet in seiner eigenen Darstellung „Mein Leben" (Junker und Dünnhaupt, Berlin) von seiner Herkunft aus bäurischen Geschlechtern der Rhön. Der Vater ist Dorfschullehrer, mit 7 Kindern — ein hartes und entbehrungsvolles Leben in der armen Gegend. Ernst sind die ersten Eindrücke des Knaben in der schicksalbeladenen Gemeinschaft des Dorfes und inmitten der großartig einsamen Landschaft. Dann kommt unter geistlicher Leitung die Lateinschule und darauf die Gymnasialzeit in Fulda, in der auch die persönlichen Neigungen schon aufs stärkste erwachen, private Sprachstudien, heimliche Lektüre alter und neuer Dichter und musikalische Liebhabereien. Auf der Universität Jena erste persönliche Berührung mit Arbeitern und Einblick in ihre sozialen Verhältnisse, Betätigung in einer Spielgemeinschaft, die aus diesem Freundeskreise hervorgeht, als Darsteller und Spielleiter. In München beginnt eigenes, dichterisches Schaffen, auf Wanderfahrten mit Freunden immer wieder Rückkehr zum Volkstum, auch im Geistigen. Vor Verdun schwer verwundet, noch lange körperlich behindert; lange Jahre bitterer Not mit Weib und Kind, bis er sich langsam durchzusetzen beginnt. Als Kleinsiedler am Stadtrande immer wieder in enger Berührung mit dem Leben des Volkes. 1924 Erlebnis einer Sizilienreise, 1930 griechische Reise. 1931 schwerer Nervenzusammenbruch. Nach 10jähriger Tätigkeit als Schriftleiter Aufgabe des Zeitungsberufes; nur noch als Theaterkritiker tätig, sonst freier Schriftsteller. Hauptwerke meist bei Georg Müller/Albert Langen, München: „Der Weiler Gottes" Ein Epos und drei Gesänge. „Der blaue Berg" Roman. „Struensee" Monographie. „Die Hochzeitskuh" Ein dörflicher Liebesroman. „Sieben vor Verdun" Kriegsroman. „Das Land ohne Schatten" Tagebuch einer griechischen Reise. „Die Wallfahrt nach Paris" Reden und Aufsätze. „Langemarck" Eine Rede samt Auswahl aus den Kriegsbriefen gefallener Studenten. „Das Hasenmaul" Erzählung. „Schlageter" Lebensbild für die Jugend.

Der falsche Priesterkönig von Friedrich Wencker-Wildberg

In Friedrich Wencker-Wildbergs geschichtlicher Darstellung „Ungekrönte Könige“ (im Verlag „Das Berglandbuch“, Graz-Wien-Leipzig-Berlin) — der wir die nachstehende Probe entnehmen — wird der Versuch gemacht, eine „Weltgeschichte des Abenteurers“ zu geben, und zwar jener Abart des Abenteurers, die im Kampf um echte Kronen hervortritt oder sich mit falschen Kronen schmückt. Die Reihe dieser historischen Betrüger oder zweifelhaften Thronanwärter geht vom Altertum bis zur unmittelbaren Gegenwart; es sind wirkliche Helden darunter, die es wert gewesen wären, einen Thron zu besteigen, echte Revolutionäre und Erneuerer neben machtsüchtigen Schwindlern, die den Glauben und die Sehnsucht eines Volkes mißbrauchten. Und es gibt Fälle, in denen es auch heute noch nicht möglich ist, Legende und Wirklichkeit voneinander zu trennen, wie im Falle des „Falschen Waldemar“ und des „Falschen Demetrius“, bei denen es noch immer ungewiß bleibt, ob sie nicht Namen und Macht doch zu Recht getragen haben . . .

Kambyses, der Sohn und Nachfolger des großen Perserkönigs Kyros, hatte einen jüngeren Bruder, Smerdis.

Wenn ein orientalischer Herrscher einen Bruder hat, so bedeutet dies in den meisten Fällen, daß die beiden einander spinnefeind sind und daß der jüngere Tag und Nacht darüber nachdenkt, wie er den älteren beseitigen und dessen Krone an sich bringen kann. Meist endet die Geschichte damit, daß einer unterliegt und beseitigt wird, damit der andere in Ruhe und Frieden regieren und sich seines Herrschertums erfreuen kann.

So war es auch im alten Persien, das unter des Kyros ruhmvoller und umsichtiger Regierung sich aus einem unbedeutenden medischen Territorialstaat zu einer gewaltigen, ganz Vorder- und Kleinasien umfassenden Großmacht entwickelt hatte.

Bei seinem Sohn Kambyses zeigte sich indes bereits eine gewisse psychopathische Entartung der Dynastie; Herodot schildert ihn als Epileptiker und Trinker, der im Delirium die tollsten Ausschreitungen beging. Mit Neid sah er, daß Smerdis, der ihn auf dem Feldzug nach Ägypten begleitete, einen mächtigen Bogen, den die Äthiopier ihm als Huldigungsgeschenk überreicht hatten, besser spannen konnte als er. Kambyses, der in der körperlichen Überlegenheit des Bruders eine Majestätsbeleidigung erblickte, befahl Smerdis, unverzüglich nach Persien heimzukehren. Wenige Tage darauf träumte Kambyses, ein Bote bringe ihm die Nachricht, daß Smerdis König von Persien geworden sei und mit seinem Haupt den Himmel berühre. Der König schloß daraus, daß sein Bruder ihn töten und sich die Krone aneignen wolle. Um diesem Plan zuvorzukommen, ließ Kambyses den Smerdis ermorden.

Die feige Tat geschah in aller Stille, so daß nicht einmal die Hofbeamten Kenntnis vom plötzlichen Tode des königlichen Bruders hatten. Diesen Umstand suchten sich zwei Magier zu Nutze zu machen, indem sie während der Abwesenheit des Königs eine Gegenrevolution vorbereiteten, durch die Kambyses gestürzt und der eine von ihnen, der ebenfalls Smerdis hieß und im gleichen Alter mit dem ermordeten Prinzen stand, zum Großkönig ausgerufen werden sollte. Der Magier Patizeithes, der Majordomus der königlichen Domänen, war die Seele des Komplotts. Herolde zogen durch die Provinzen und verkündeten im ganzen Reiche die Thronbesteigung des Königs Smerdis. Auch Kambyses, der sich gerade auf dem Rückmarsch durch Syrien befand, erhielt diese Kunde. In seiner Bestürzung glaubte er, sein Vertrauter Prexaspes, den er mit der Ermordung seines Bruders beauftragt hatte, habe ihn verraten. Doch dieser versicherte hoch und heilig, er habe den Prinzen mit eigener Hand ermordet und begraben; die Schilderhebung des Smerdis müsse daher auf einem Betrug beruhen. Er fragte den Herold, ob er den König Smerdis selbst gesehen habe und den Befehl aus seinem Munde vernommen habe. Das verneinte der Gesandte.

Da erkannte Kambyses, daß die Magier sich gegen ihn verschworen hatten und beeilte sich, die Hauptstadt zu erreichen, bevor das ganze Land den neuen König anerkannt und dieser das Heer für sich gewonnen habe. Unterwegs aber zog sich Kambyses eine Verletzung zu, die in Wundfieber ausartete. Auf dem Sterbebett gestand er den Brudermord und erklärte den angeblichen Smerdis für einen Betrüger.

Das wollte aber niemand glauben, zumal Prexaspes jetzt den Tod des Prinzen entschieden

in Abrede stellte. So konnte sich der falsche Smerdis zunächst auf dem angemaßten Thron behaupten, und da er ein milder Herrscher war, der Lasten seines Volkes erleichterte, so waren alle mit dem Regierungswechsel zufrieden. Und der Magierkönig hätte gewiß bis an sein Ende weise und segensreich das persische Weltreich regiert, wäre nicht durch eine Frau der Betrug entdeckt worden.

Dem Otanes, einem reichen und angesehenen persischen Edelmann, war aufgefallen, daß man den König Smerdis nie zu Gesicht bekam, da er es vermied, den Palast zu verlassen und sich in der Öffentlichkeit zu zeigen. Otanes schöpfte Verdacht und begann an der Echtheit des Smerdis zu zweifeln. Um sich Gewißheit zu verschaffen, wandte er sich an seine Tochter Phädyma, die zu den Haremsfrauen des Kambyses gehörte. Der neue König hatte den Harem seines Vorgängers übernommen, und so hatte die Tochter des Otanes Gelegenheit, den geheimnisvollen Smerdis aus der Nähe zu beobachten. Und sie fand den Verdacht des Otanes bestätigt: Der König, den sie im Schlafe überraschte, hatte keine Ohren; sie waren am Kopfe glatt abgeschnitten.

Am andern Morgen teilte Phädyma ihre Entdeckung dem Vater mit. Nun gab es für Otanes keinen Zweifel mehr: Der Mann, der sich für den Bruder des Königs Kambyses ausgab, war nicht der Prinz Smerdis, sondern der Magier gleichen Namens, den Kambyses wegen eines Vergehens mit dem Verlust beider Ohren bestraft hatte.

Otanes wollte die Schmach nicht länger ertragen, daß ein Betrüger sein Vaterland beherrsche, und er beschloß daher, den falschen Smerdis zu entthronen. Mit sieben der vornehmsten Perser, unter ihnen Dareios, der Sohn des Hystaspes, der Statthalter von Baktrien war, verabredete er die Maßnahmen zu einem Staatsstreich, der insgeheim vorbereitet werden sollte.

Die Magier aber befürchteten, der Betrug könnte aufkommen und das Volk die Wahrheit über den Tod des echten Prinzen Smerdis erfahren. Sie zwangen daher Prexaspes, den Mörder des Prinzen, durch Versprechen einer großen Belohnung zum Schweigen. Um beim Volk keinen Argwohn zu erwecken, sollte er außerdem vom Turm des Königspalastes herab vor dem versammelten Volk die feierliche Erklärung abgeben, daß der regierende Herrscher kein anderer als der Bruder des verstorbenen Königs Kambyses sei. Allein während Prexaspes die Stufen zum Turm emporstieg kamen ihm Bedenken, und er brachte es nicht über sich, die Unwahrheit zu sagen. Im Laufe seiner Rede, in der er den ersten Perserkönig Kyros verherrlichte, bekannte er ganz offen, daß er auf Befehl des Kambyses dessen Bruder ermordet habe und die Priester durch List und Betrug die Herrschaft an sich gerissen hätten. Dann forderte er das Volk auf, diese Schmach an den falschen Magiern zu rächen und Persien wieder einen rechtmäßigen König zu geben. Als Prexaspes geendet, stürzte er sich von der Höhe des Turmes herab und sühnte durch freiwilligen Tod das von ihm begangene Verbrechen.

Damit war das sorgsam gehütete Geheimnis gelüftet und der Betrüger entlarvt. In größter Bestürzung ob der Worte des Prexaspes zogen die Magier sich in den Palast zurück, um Anstalten zur Gegenwehr gegen die erbitterte Masse zu treffen, die sich bereits allenthalben zusammenrottete.

Otanes und die übrigen Verschworenen beratschlagten noch, als sie Kunde vom Geständnis des Prexaspes erhielten. Nun durften sie nicht länger zögern, sondern mußten unverzüglich handeln, bevor andere ihnen zuvorkamen. Ein Vogelorakel zum günstigen Vorzeichen nehmend — sie sahen am Himmel sieben Habichte auftauchen, die zwei Raben verfolgten, die in Richtung nach dem königlichen Palast zu flogen — begaben sich die Verschworenen unter der Führung des Dareios sogleich nach der Burg, in die sie von den nichtsahnenden Wächter ungehindert eingelassen wurden. Die Eunuchen, die ihnen den Zugang zu den inneren Gemächern verwehren wollten, stießen sie mit ihren Schwertern nieder; dann stürzten sie, dem Beispiel der Habichte folgend, in den Thronsaal, wo sich Smerdis mit seinen Freunden befand. Ein erbitterter Nahkampf entbrannte; die Priester wurden nach verzweifelter Gegenwehr niedergemacht, Dareios selbst tötete den angeblichen König, bevor dieser sich vor seinen Verfolgern retten konnte. Wenige Tage später wurde Dareios zum König von Persien ausgerufen.

Aus dem deutschen Bühnenleben: Goethes „Egmont"

im Stuttgarter Staatstheater. 1. Aufzug, 1. Auftritt — Aufn. Illenberger



Buyck — Jetter — Ruysum

Buyck: ... Es ist ja wohl nichts unschuldiger als ein geistliches Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruysum: Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter: Sie sagen aber, es sei nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber sein ...

Skizzenbuch

Kleines Haus in Wolfenbüttel

Zum 200. Geburtstag Eva Königs

Als Lessing im Herbst 1769 als Bibliothekar an die Braunschweigische Hofbibliothek nach Wolfenbüttel berufen wird, scheint ihm neben einer Tätigkeit, die ihm für die eigene Arbeit noch genug Zeit übrig läßt, zugleich auch die Befreiung von den drückendsten Sorgen zu winken, die ihm nach dem Zusammenbruch seiner Hamburger Pläne das Leben verbittern. Und doch reißt er sich nur schwer von Hamburg los: Erst am Osterdienstag 1770 tritt er die Reise nach Wolfenbüttel an. Freundschaft hält ihn fest, begleitet ihn liebevoll in die Ferne.

Am vorletzten Tage des Jahres 1769 ist in Venedig der Hamburger Seidenhändler Engelbert König an einem Fieberanfall gestorben. In seinem gastlichen Hause hat Lessing am liebsten verkehrt. Beim Abschied hat ihm der Freund die Sorge für die Seinen anvertraut. Die Witwe findet mit ihren vier unerwachsenen Kindern, deren jüngstes zugleich Lessings Patenkind ist, an ihm den treuesten und zuverlässigsten Berater. Frau Eva ist damals 34 Jahre alt; am 22. März 1736 ist sie in Heidelberg geboren. Sie ist eine ernste Natur, regsam und tüchtig, von mütterlicher Art. Im ersten Wolfenbüttler Brief vom Mai 1770 bedankt der Freund sich für Rauchfleisch und Spargel, womit sie ihn hausfraulich versorgt hat. Auf der Badereise nach Pyrmont, später auf der Fahrt nach Wien, wo eine hinterlassene Tapetenfabrik Engelberts noch auf Jahre hinaus mehr Sorgen als Gewinn bringt, besucht sie den Freund in seiner Wolfenbüttler Einsamkeit, die ihn mit schwermütigen Anwandlungen erfüllt — um so mehr, als der bescheidene Gehalt nicht ausreicht, um

die Last der Schulden abzutragen und auch die Not im Elternhause zu lindern. Manchmal schweigt er lange Zeit ganz, um die Freundin nicht noch durch den eigenen Kummer zu belasten.

Nach einem erneuten Wiedersehen in Hamburg im folgenden Jahre weicht die förmliche Anrede „Madame" im Briefwechsel der vertrauteren „Freundin". Es kommt zu einem stillen Verlöbnis; doch stets bleibt der Ton seiner Briefe in aller verhaltenen Herzlichkeit gemessen, und nur die wachsame Fürsorge verrät die Tiefe der verborgenen Empfindung. Innige Worte findet die Frau: „Nicht wahr? Sie sind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln scheinen, daß ich Sie über alles liebe, über alles hochschätze und kein Glück mehr für mich in der Welt ist, wenn ich es nicht mit Ihnen teilen soll. Möchten doch alle Hindernisse, die uns trennen, behoben werden können, wie wollte ich der Vorsehung mit freudigem Herzen danken!"

Männlich schlicht lautet die Antwort, in der es heißt: „Und alsdann willkommen in mein liebes einsames Wolfenbüttel, wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon, wer sein wird! . . . Sie glauben nicht, wieviel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie dieses auch nur von mir überzeugt — und ich bin gewiß, es wird sich endlich alles nach unserem Willen bequemen."

Aber die Jahre vergehen, mit Hoffnungen und Enttäuschungen, mit Krankheit und Sorgen und zunehmender Verbitterung des einsamen Mannes, der sich immer wieder von leeren Versprechungen des Braunschweiger Erbprinzen hingehalten und um sein einfaches Menschenglück betrogen sieht. Aber in allem Unmut, in aller Verzweiflung bleibt er immer besorgt, die Freundin nicht zu betrüben; nur der bitterste Schmerz über neuen Verrat seines fürstlichen Gönners entreißt ihm den Ausruf: „Ich möchte rasend werden!" Und wahrhaftig — das Unglück verfolgt ihn: Es eröffnen sich gute Aussichten in Wien, man trifft dort zusammen, dazwischen kommt die Aufforderung, den jüngsten Braunschweiger Prinzen nach Italien zu begleiten, die Reise zieht sich immer mehr in die Länge, die Briefe von beiden Seiten gehen zum Teil ganz verloren, werden zum andern Teil von guten Freunden verbummelt, man hört fast ein halbes Jahr nichts voneinander — Grund zur höchsten Besorgnis und zum Entschluß, dem unerträglichen Zustand endlich ein Ziel zu setzen.

Sechs Jahre haben sie aufeinander gewartet. Lessing ist 47, die Frau 40 Jahre alt, als sie im Mai 1776 den Ehebund schließen. Aber nur ein kurzes Glück ist ihnen gegönnt. Ende November 1777 beziehen sie das hübsche einstöckige Haus, das uns in seiner klaren und lichten Behaglichkeit heute noch wie ein ideales Dichterheim erscheint, an dem weiten und ruhevollen Platz mit den schönen Bauten Paul Franckes, am Eingang des Parks, zwischen dem alten Herzogsschloß und dem Bibliotheksgebäude. Und



Aufn. Blanck

Das Lessinghaus in Wolfenbüttel

Lessing freut sich um der geliebten Frau und ihrer heranwachsenden Kinder aus erster Ehe wie um der befreundeten Gäste willen, die er erwarten darf, über die „so geräumige wie angenehme Wohnung".

Da kommt am Weihnachtstage Frau Eva nach einer schweren Geburt mit einem Knaben nieder, der aber schon nach zwei Tagen stirbt, während die Mutter noch wochenlang mit dem Tode ringt. Am 31. Dezember schreibt Lessing den erschütternden Brief an seinen Freund Eschenburg, worin er den Sohn wegen seiner Klugheit preist, sich sobald wieder aus dieser Welt davonzumachen: „Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! So viel Verstand! . . . War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er sobald Unrat merkte? . . . Freilich zieht mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Dann kommen noch ein paar Tage, in denen der Arzt wieder Hoffnung für die Mutter gibt. Und dann schreibt er am 10. Januar die wenigen Zeilen, die mehr besagen als alle Worte: „Meine Frau ist tot: und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht."

Doch bei aller äußeren Fassung hat er diesen letzten Schlag nicht mehr überwunden. Nach Evas Tode bezieht er ihr Sterbezimmer als Arbeitsstätte, um ihr im Geiste nahe zu sein. Von hier aus trieb er das Reformationswerk Luthers bis zur religiösen Revolution weiter, stand dem Sturm orthodoxer Entrüstung Rede und Antwort — immer kühner, immer klarer und einsamer, von einem unerhörten geistigen Zwange zu letzten Erkenntnissen fortgerissen, in Sturm und Feuer sich selbst verzehrend, bis schon drei Jahre später auch sein Leben zu Ende geht — ein glückloses Leben voll Kampf und Leid, voll Enge und Sorgen, und doch das Leben eines wahrhaft großen Menschen. Kbl.

Von neuer deutscher Lyrik

von Wolfgang Zurlinden

Hartmann Goertz gibt mit seinem kenntnisreichen und gutgeschriebenen Buch „Vom Wesen der deutschen Lyrik" (Verlag Die Runde, Berlin) keine rein theoretische Umschreibung des Wesens der Lyrik, sondern eine geschichtliche Darstellung, um das immer Wiederkehrende und Charakteristische in unserer lyrischen Dichtung zu verdeutlichen. Im Volksliedhaften als dem Ausdruck deutschen Volksschicksals und in der Gestaltung persönlichen Schicksals — den beiden Möglichkeiten deutscher Dichtung — sieht er Umfang und Wesen lyrischer Gestaltung verkörpert. Damit trifft er den allgemeinen und den besonderen Zug im Antlitz der deutschen Lyrik. Da das Buch bis an die Gegenwart heranführt, läßt sich der Beweis des schönen Zusammenhangs in unserer Überlieferung erbringen.

Nicht bloß um der Einordnung in den geistigen Verlauf der Zeit willen, sondern auch aus Ehrfurcht vor einer großen Gesamtleistung in der deutschen Dichtung seien die lyrischen Sammelwerke einiger Dichter der älteren Generation zuerst betrachtet. An erster Stelle ist da Hermann Stehr mit seinem „Lebensbuch" (Paul List Verlag, Leipzig) zu nennen, mit dem der Dichter seine Verse aus den Jahren 1900—1919 in einer neu durchgesehenen und erweiterten Ausgabe vorlegt. Bei der Lektüre wird einem erneut bewußt, daß es sich hier um eine eingehende Selbstdarstellung von erstaunlicher Weite und Tiefe handelt. Diese Verse beweisen eine sucherische Seele, voll von leidenschaftlichem Ringen um Reinheit und Wahrheit, voll Auseinandersetzungen mit dem an unvermeidlichen Verfinsterungen, an Dunklem, Verworrenem und gar Teuflischem nicht armen rätselhaften Leben. Das Buch lehrt wie die prosaischen Werke des Dichters, daß das Glück allein im Tätigsein liegt, in dem der Zwiespalt zwischen Hüben und Drüben, Sein und Schein zum Schweigen gebracht wird. Die Tat eröffnet Stehr den Eingang zum übersinnlichen Bezirk. Die lyrischen Themen findet dieses Buch in dem um Gott und die Erde, die Heimat und das geistige Reich ringenden Leben.

Auch Will Vesper legt im „Kranz des Lebens" (Georg Müller / Albert Langen, München) eine gesichtete Gesamtausgabe seiner Gedichte vor, die die „Frühen Gedichte" miteinschließt und von einer Reihe „Neuer Gedichte" ergänzt wird. In dem Zeitraum zwischen 1914 und 1920 ist der lyrische Strom in Vespers Wesen breit und mächtig geflossen; er umfaßt die starken „Kriegs- und Zeitgedichte", die vielbekannten „Briefe zweier Liebender", den herzlichen Zyklus „Mutter und Kind", schließlich eine Reihe aus dem Erlebnis von Land und Volk geschöpfter Verse. Schon diese Rubriken deuten an, welche Kräfte in Vespers Lyrik besonders stark hervortreten: das Vaterländische, das betont Deutsche in der Haltung und in der Landschaft schlechthin, das zu dieses Dichters Lebenselement gehört wie der Apfel zum Baum; erhabene und nicht verspielte Liebe ist ebenfalls ein vielfach abgewandeltes Thema der Vesperschen Lyrik, die sich auch in allen äußeren Formen bewährt.

Das lyrische Werk von Hermann Claudius, dem Enkel des berühmten niederdeutschen Lyrikers Matthias Claudius, kommt erst jetzt zu voller und gerechter Anerkennung. Es ist wohl Hans Grimm zu danken (der früher schon unter dem Titel „Meine geliebten Claudius-Gedichte" eine Auswahl aus dem breiten lyrischen Werk jenes Dichters besorgte), daß Hermann Claudius nun auch ins Bewußtsein des Volkes eingedrungen ist. Er kennt die Wirkung des schlichten Wortes, der biblisch einfachen Strophe. Dabei rührt uns über das Geschichtliche hinaus eine schon mythische Kraft an, die von den großen Themen ausgeht, die uns Deutschen so teuer sind. Neben klingenden, geschmeidigen Versen stehen in den neuen Gedichten „Daß dein Herz fest sei" (Albert Langen / Georg Müller Verlag, München) solche von balladenhafter Knappheit und Eigenart, unvergeßlich durch den besonderen Tonfall. Was ist ihr Thema? Sie feiern Gott und die Welt, die Jahreszeiten und die demütige Liebe, die im Erleben des Urgewaltigen entsteht. Und sie rühmen den ewigen Sinn hinter allen Dingen und jedem Geschehen.

Ein Inselbändchen ausgewählter Gedichte von Rudolf G. Binding liegt unter dem Titel „Die Geliebten" (Insel-Verlag, Leipzig) vor. Wie schon der Titel sagt, umkreisen diese Verse das Erlebnis der Liebe und ihre ganze Schönheit, nicht selten in einem feierlich schreitenden Versmaß und in tiefsinnigen Vergleichen, deren Bogen gelegentlich zu hoch gespannt ist, um auch dem naiven Gemüt erreichbar zu sein. Die feinsten inneren Regungen halten diese Verse der Liebe fest, aber nicht immer ist ihr Klang stark, manchmal doch etwas verspielt und verkünstelt. Der Reigen ist vermehrt um die „Nordische Kalypso" (1933), in der die sieghafte Gewalt der Liebe selbst über den Tod noch einmal eindringlicher, wesentlich in der Form freier Rhythmen gefeiert wird.

Auch Alexander von Baldus beweist in seinen neuen Gedichten „Ewige Ausfahrt" (R. Piper & Co., München 1934, 110 S.), daß er ein stark formales Talent ist. Der seelisch etwas zu zart gebaute Typ des Dichters, der uns in diesen Versen entgegentritt, führt uns in ein Reich der großen Sehnsucht nach innerer Geborgenheit ein. Voll vom Lob des großen Unterwegs, der weltverlorenen und unruhigen ewigen Ausfahrt im blauen Seelenboot, haben diese Verse nur wenig Bezug zur kämpferischen Wirklichkeit. Sie bewegen sich in einem nicht ausschreitbaren Traumbezirk, in dem das Leben der Toten mit dem der Geliebten geheimnisvoll verbunden ist.

Mehr als bisher müßte sich die deutsche Öffentlichkeit um Rudolf Paulsens Lyrik bekümmern. Ein kleines Auswahlbändchen hat der Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, unter dem Titel „Das festliche Wort" herausgegeben. Das Gefühl uranfänglicher Verbundenheit mit der Welt, Gebet um die Schenkung der uns Menschen tragenden Mitte, die Bereitschaft zum Tragen allen Geschickes, die Forderung eines starken deutschen Selbstbewußtseins bestimmt das Wesen der Paulsenschen Lyrik. Die nicht zu bestreitende geistige Überladenheit (die uns das Nachwort von Hellmut Langenbucher gern ausreden möchte) verbindet sich hier allerdings mit starker Empfindung: der Geist dämmt sie ein und scheucht damit leider auch die wahre dichterische Unmittelbarkeit fort. Das wird in den Landschaftsgedichten deutlich spürbar. Ein schöner Nachtrag zu diesem Versbuch bildet das Prosastück „Heimat und Ahnen", das Aufschluß gibt über Ursprung und Erbteil dieses Dichtertums.

Von den nicht mehr ganz jungen lyrischen Kräften sei noch Hans Giebisch genannt, ein Österreicher, der unter dem Titel „Wenn sich der Tag will neigen" (Verlag: „Das Bergland-Buch", Deutsche Vereinsdruckerei A.-G., Graz) Gedichte aus vielen Jahren gesammelt hat. Robert Hohlbaum, der durch jahrelange Kameradschaft mit Giebisch auch seine Lyrik gut kennt, nennt ihn in seinem Vorwort einen echten Romantiker, weil in seinen Versen das Burschikose und das Sentimentale, Verträumte, das Laute und das Leise zugleich vorhanden ist. Diese Gedichte feiern Natur, Heimat, Freundschaft in formal gekonnten, einwandfreien Gebilden, die in dem Heimatzyklus wohl ihren dichterischen Höhepunkt haben.

Die Reihe der jüngeren Dichter soll Ferdinand Oppenberg mit seinen deutschen Gedichten „Sirenenton und Sichelklang" (Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin) eröffnen. Schon der Titel zeigt die Nachbarschaft von zwei Themen, einem alten und einem neuen an, die Oppenberg in diesem schmalen Bändchen anschlägt. Dem Werksoldat und dem Bauern, ihrer grundverschiedenen, aber im Dienste am Volke doch gleichen Arbeit gilt sein Dichten, das echt, streng, ohne falsche Empfindung, in der Form oft balladenmäßig zugespitzt, ein hoffnungsvolles Talent ausweist.

Einem ganz anderen Thema wenden sich „Die Tierkreisgedichte" der Elisabeth Langgässer zu (Jakob Hegner Verlag, Leipzig 1935, 60 S.), die sich einem erst sehr langsam erschließen. Von mythischer Dunkelheit und auch Vieldeutigkeit, werfen sie eine von Tieren und geheimnisvollen Vorgängen belebte, eigenschöpferische Welt auf, die in Sinnbilder eingefangen ist. Gottfried Benn klingt verwandelt, aber nicht erweitert an. Die Form ist geschmeidig, zwanglos der Reim. Nur bleiben viele Stellen selbst für den in griechischer und deutscher Mythologie Bewanderten dunkel, und man befindet sich in einer Sphäre, in der man sich mehr ahnend als wissend bewegen kann.

Eine auch ins Mythische gesteigerte, aber menschliche Größe, Hindenburg, feiert L. Fr. Barthel in dem Ruf und Requiem „Tannenberg" (Eugen Diederichs, Jena 1934, 37 S.), in der die innere Gestalt dieses großen Toten noch einmal nachgezeichnet wird. Barthel schaut die Bewegtheit der preußisch-deutschen Idee an mit der Gewalt einer großen, aber einfachen Vision, die freilich mehr beschreibend als lyrisch gestaltet ist.

In den Gedichtbänden der drei jungen Deutschen: Eberhard Wolfgang Moeller: „Berufung der Zeit" (Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin), Gerhard Schumann: „Fahne und Stern" (Albert Langen / Georg Müller, München) und Herbert Böhme: „Des Blutes Gesänge" (ebenda) ist in die Liebe zum Volke die zum großen Vaterlande aller Deutschen ehrfürchtig miteingeschlossen. Ein Teil dieser Dichtungen, vom Willen sichtlich bestimmt, formt das tiefgreifende Erlebnis der nationalen Revolution und nimmt in den reicheren Klang der Verse auch das eherne Rauschen der Waffen hinein. Das Reich, als die Idee des Deutschen bluthaft Gestalt geworden, ist unmittelbar das Motiv dieser Verse, die da am stärksten ergreifen, wo sie am schlichtesten sind.

Daß eine so harte, willensbetonte Zeit noch nicht die ihr gemäße Art der Ballade geschaffen hat, beweist die Sammlung „Balladen der Zeit" (R. Voigtländers Verlag, Leipzig), die E. A. Dreyer und Chr. Jenssen zusammenstellten: sie erbringt mit wenigen belangvollen Ausnahmen den Beweis, daß es die Ballade unserer Zeit noch nicht gibt. Denn was in diesem Buch an wertvollen Dichtungen enthalten ist, könnte auch in einem früheren Jahrhundert entstanden sein: die „Ballade der Zeit", die spezifischer Ausdruck der gegenwärtigen Kräfte und Bestrebungen ist, ist erst im Entstehen.

Den Versuch, den Bereich des olympischen Sportes für die Dichtung zu erobern, hat Rolf Bongs in den beiden, unter dem Titel „Der Läufer" (Holle u. Co. Verlag, Berlin) vereinigten Dichtungen unternommen. Wie schwer es ist, von der Beschreibung eines der körperlichen Ertüchtigung im Sport gewidmeten männlichen Daseins zur lyrischen Darstellung vorzustoßen, wird in diesen Dichtungen sichtbar. Die Umsetzung von Prosa in reimlosen Vers allein erfüllt die Absicht keineswegs. Auch die sparsam verwendete Allegorie ist nur ein unzulänglicher Notbehelf. Der üblichen Form der Kantate mit Einzelstimmen und Chören steht das Festspiel „Olympischer Kampf" am nächsten. Gleichwohl ist es zur reinen Dichtung noch nicht geläutert.

Kurz und gut!

Bücher von deutschem Soldatentum

Kaum 16jährig, tritt Christian Wilhelm von Prittwitz und Gaffron in das Regiment des Herzogs von Bevern ein und macht mit ihm unter dem Großen König die schlesischen Kriege mit. Von allem, was er erlebt und erlitten hat, berichtet er in seinem schlicht geschriebenen Jugenderinnerungen[1]), von der Schlacht bei Kolin, wo sein Zwillingsbruder fällt, von seiner Verwundung, seinen Leiden in österreichischer Gefangenschaft, von der Schlacht bei Zorndorf und Kunersdorf, wo er selbst so schwer verwundet wird, daß er seinen Abschied zu nehmen gezwungen ist. „Als Soldat und brav" hat dieser schlesische Edelmann sein Leben gelebt. Für deutsches Soldatentum, Pflicht, Frömmigkeit und einfach-schlichte heldische Haltung ist dieses Buch ein hohes und eindringliches Beispiel. Von diesen Tugenden wird nicht gesprochen, sie offenbaren sich in Tat und Handlung.

In einem Band der Sammlung: „Deutsche Volkheit" stellt Edgar Schumacher Leben und Werk Scharnhorsts[2]), des Schöpfers des deutschen Volksheeres, lebendig und ergreifend dar. Er zeigt den Aufstieg des Mannes aus kleinen Verhältnissen, seinen Kampf gegen Widerstände aller Art, schildert seine reine, reiche und starke Persönlichkeit, seinen untrüglichen Charakter und gestaltet mit überzeugender Kraft sein Ringen um Preußens Erneuerung. Eine große und tragische Gestalt der deutschen Geschichte, ein Mann, der uns als Mensch und als Soldat immer Vorbild bleiben muß.

Generaloberst von Seeckt, der verdienstvolle Schöpfer der Reichswehr, legt seine „Gedanken eines Soldaten"[3]) in neuer erweiterter Ausgabe vor. In zahlreichen Aufsätzen, Reden und Ansprachen, die in einem klassischen Stile geschrieben sind, legt er eine Fülle von klaren und richtungweisenden Gedanken nieder. Diese Aufzeichnungen, die fast alle Fragen des modernen Soldatentums berühren, sollten nicht nur von jedem Soldaten, jedem Offizier gelesen werden, sondern auch von all denen, die sich über den inneren Wert des Soldatentums unterrichten wollen.

In seinem umfangreichen Lebensbuch „Soldat in drei Weltteilen"[4]) erzählt Hans von Kiesling von seinen Erlebnissen, Erfahrungen und Schicksalen aus seinen Lehrjahren in der bayrischen Armee, von seiner Reise nach Moskau und Rom, von seiner Tätigkeit als deutscher Militärinstrukteur in der chilenischen Armee. Im Weltkrieg stürmte er mit seinem Bataillon das Fort Camp des Romains bei Verdun. Später wirkte er auf dem türkischen Kriegsschauplatz als Generalstabschef des Marschalls von der Goltz. Seit 1924 weilt er wiederum als Berater des chilenischen Generalstabs in Südamerika. Ein reiches Lebens- und Bekenntnisbuch, aus dem wir manche neue Züge unserer Gegenwart kennenlernen, in dem wir einer großen Reihe Menschen begegnen, die handelnd und wirkend in die Geschichte unserer Gegenwart eingegriffen haben. Darüber hinaus hat Kiesling viele packende Bilder von den Landschaften, den Menschen und der Kultur seiner Gastländer gezeichnet. Als Ganzes ein reiches und bereicherndes Buch, nicht nur von deutschem Soldatentum berichtend, sondern auch vom Schicksal des Auslanddeutschen packende Kunde gebend.

1) Unter der Fahne des Herzogs von Bevern. Jugenderinnerungen des Christian Wilhelm von Prittwitz und Gaffron. Breslau, W. G. Korn Verlag. 360 S. RM 6.50.
2) Edgar Schumacher: Scharnhorst und sein Werk. Jena, Eugen Diederichs Verlag. 62 S. RM 1.60.
3) Generaloberst von Seeckt: Gedanken eines Soldaten. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. 157 S. RM 4.80.
4) Hans von Kiesling: Soldat in drei Weltteilen. Leipzig, Grethlein u. Co., Nachf. 521 S. RM 8.50.

Maske und Gesicht

Hanns Johsts Werk, Lyrik, Dramatik, Epik und erzieherische Prosa umfassend, wird durch dieses Reisebuch: „Maske und Gesicht"; Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland (München, Verlag Albert Langen / Georg Müller. 209 S. RM 4.80) um ein neues, eigenartiges und wesentliches Glied erweitert. Johst hat, um das kulturlle, künstlerische und besonders das Theaterleben des Auslandes zu studieren, die Schweiz, Schweden, Finnland, Norwegn, Dänemark und Frankreich bereist. Das Buch, von dem wir hier sprechen, ist das Ergebnis dieser Reise. Es ist das Werk eines Dichters und eines kämpferischen Menschen. Auf keiner Seite berichtet Johst anderes und von anderem als das, was er selbst sah und erlebte. Das Buch ist nicht aus dem Wissen gespeist, sondern aus dem Erlebnis. Johst gibt sich als der, der er ist; er schlüpft in keinen anderen Menschen hinein, gibt keine andere Meinung wieder als seine eigene. Das gibt dem Buche seine Frische und seine Unmittelbarkeit; das macht es unterhaltend und unterrichtend. Ich kann mir sehr wohl denken, daß mancher Leser da oder dort anderer Meinung ist als Johst. Aber das ändert nichts an dem besonderen Wert und Wesen des Buches; ja, ich vermute, es war sogar der besondere Sinn von Johsts Reisebuch, eine derartige Aussprache herauszufordern. Darum berichtet er auch viel von seinen Begegnungen mit Menschen. Wir hören, wie er Irrtümer bekämpft und die Vorstellungen korrigiert, die von Deutschland im Ausland herrschen. Er zieht natürlich auch Vergleiche zwischen dem Leben und der Lebensatmosphäre in unserem und in fremden Ländern und beweist dabei ein hohes Maß von Gerechtigkeit. So kommt dem Buche außer seiner persönlichen auch eine kulturgeschichtliche Bedeutung zu.

O. Heuschele

Schöpfer eines Volkes

Als Sonderdruck aus der großen, von Pilsudski selbst noch gebilligten deutschen Gesamtausgabe liegt nun in dem Werke von Dr. Waclaw Lipinski, „Josef Pilsudski" (Essener Verlagsanstalt, 79 S., br. RM 1.80) eine kurzgefaßte und dabei zuverlässige Übersicht über das Leben des polnischen Staatsschöpfers vor. Der Verfasser ist als Major im militärhistorischen Büro in Warschau tätig, in dieser Eigenschaft standen ihm nicht nur alle amtlichen Quellen, sondern auch die persönlichen Erinnerungen der nächsten Freunde und Mitarbeiter in reichem Maße zu Gebot. Der gedrängten Darstellung der Jugendgeschichte folgt eine eingehende Besprechung der ersten militärischen Tätigkeit Pilsudskis. Die von ihm und seinem Freunde Kasimir Sosnkowski von 1908 ab geschaffenen Armeekaders bildeten nicht nur den Rahmen des späteren polnischen Heeres, sondern auch den des Staates. Die polnische Legion und ihr Führer fochten in den ersten Jahren des Krieges als Soldaten ohne Vaterland gegen das Zarenreich. Aus ihrer kriegerischen Tüchtigkeit erwuchs ihre Führerberechtigung bei der Gründung Polens. Die Auseinandersetzung mit Deutschland im Jahre 1917 ist ohne Verschleierung, aber auch ohne den geringsten Rest nachtragender Empfindlichkeit so dargestellt, wie sie Pilsudski selbst betrachtet zu haben scheint. Der Krieg gegen Sowjet-Rußland in den Jahren 1919—1920 und die innerpolitischen Zerwürfnisse sind klar und übersichtlich behandelt. Pilsudski hoffte, daß sein Vaterland selbst den Weg zu gedeihlicher Zusammenarbeit finden werde. Als er seine Warnungen mißachtet sah, griff er im Mai 1926 scharf durch und siegte im Kampf gegen Eigennutz und Verworrenheit. Von da an behielt er die Zügel fest in der Hand, obwohl er das höchste Staatsamt nie übernahm. Seine außenpolitischen Erfolge, die in der Aussöhnung mit Deutschland ihren schönen Abschluß fanden, beschließen das Buch, das dem „großen Marschall Polens und dem großen Sohn der Menschheit" in würdiger Darstellung gerecht wird.

Aufstieg eines Mannes

In dem Buche von R. Coureau „Der Petroleumkönig Rockefeller" (W. Goldmann Verlag, Leipzig. 236 S., RM 5.50) wird ein neuer Versuch unternommen, den in seiner Zielbewußteit einzigartigen Aufstieg dieses Mannes zu gestalten. Was immer wieder das Auge der Öffentlichkeit auf ihn lenkte und manchen begabten Mann der Feder zur Darstellung seines Lebenswegs veranlaßte, ist die Ungeheuerlichkeit des Reichtums, der dem großen Preisdiktator des wichtigsten Leucht- und Betriebsstoffs zufiel. In Rockefeller, dem Sohn einer tugendsamen, fleißigen Mutter und eines genialen Lumpen und Schwindlers von einem Vater, kämpften zwei völlig verschiedene Naturen, und vielleicht hat ihn dieser innere Kampf, der sich hinter der glatten Fassade bürgerlicher Unsträflichkeit abspielte, von einem kühnen Feldzugsplan in den anderen gejagt, bis er die Macht in Händen hatte und sich auf das Altenteil des größten Spenders und Wohltäters zurückziehen konnte. Sein planmäßig geordneter, nun schon 40 Jahre währender Lebensabend auf seinen mehr als fürstlichen Landsitzen bei Neuyork, Cleveland und an der Küste von Florida hat ihn kaum minder berühmt gemacht als die Zeit seiner wilden Kämpfe mit der Konkurrenz im Ölgeschäft und mit der Rechtspflege der Vereinigten Staaten.

Das Buch von Courau ist sehr geschickt und übersichtlich zusammengestellt, Rockefeller ist darin gerecht und ohne Übertreibung beurteilt. Wir sehen, wie er sich verhältnismäßig rasch durchsetzte und dann durch seine sichere Menschenkenntnis das feste Gebäude der „Standard Oil" errichtete. Die Art, wie er seine Wettbewerber vernichtete oder zur Unterwerfung zwang, wird nicht entschuldigt. Ein Aktienschieber und Börsenschwindler ist er nie gewesen, er handelte eben nach dem Grundsatz, eine tadellose Ware zu möglichst hohem Preis zu verkaufen. Wenn ihm seine Absicht gelingt, an seinem 100. Geburtstage ein Orchester selbst zu dirigieren, das die Weisen seiner Kindheit spielt, ist diesem seltsamen, schon bei Lebzeiten zur Mumie gewordenen Mann alles zuteil geworden, was er sich je gewünscht hat.

H. Härlin

Kameraden des Spatens

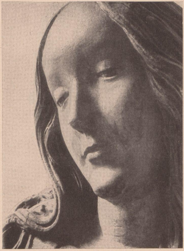
Der Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, bringt unter diesem Namen eine neue Schriftenreihe unter Leitung von Oberarbeitsführer Müller, Brandenburg, im Einvernehmen mit der Reichsleitung des Arbeitsdienstes heraus. Sie hat den Zweck, Wesen, Sinn und Bedeutung des Arbeitsdienstes an Hand lebendigen Tatsachenmaterials zu erläutern. Die beiden ersten Bändchen der Reihe liegen vor:

Eberhard Strauß, Obertruppführer in 6/208 läßt uns in seinem Buch „Kameraden unterm Spaten" (106 S. kart. RM 1.50) einen Blick in die ernste und doch so schöne und bisweilen auch heitere Welt eines Arbeitsdienstlagers tun, unterrichtet uns in anschaulicher Weise über Einrichtungen und Bräuche eines Lagers und läßt an Hand von eingestreuten Berichten und Tagebuchaufzeichnungen junger Arbeitsmänner das männergestaltende Erlebnis des Arbeitsdienstes vor uns lebendig werden. Für denjenigen, der den Segen des Arbeitsjahres nicht an sich selber erfahren durfte, ein treffliches Unterrichtswerkchen, aus lebendigstem Leben geboren, und für den ehemaligen Arbeitsmann eine Quelle froher und besinnlicher Erinnerung.

Karl Rau berichtet in einem weiteren Bändchen „Jugend im Dienst" (90 Seiten kart. RM 1.50) über den Arbeitsdienst von studentischer Seite aus erlebt und gesehen. Briefe und Berichte deutscher Studenten im Arbeitsdienst sind hier zusammengestellt, aus denen es deutlich wird, eine wie wichtige Einrichtung auch für die akademische Jugend der deutsche Arbeitsdienst auf dem Wege zur Charakter- und politisch-menschlichen Willensbildung ist.

H. Bockmann

Madonna um 1520
Ulmer Schule



Antlitz der Vorzeit:

Ilse Schneider-Lengyel / Das Gesicht des deutschen Mittelalters

Von Dieter Keller

Tief im lichten Dämmer der alten Dome stehen Gestalten aus Stein und aus Holz. Zauberhaftes Leben erfüllt sie über Jahrhunderte weg. Verschollene Meister, von denen wir nichts mehr wissen, haben das Gesicht ihrer Zeit in den Stein gemeißelt, haben ihr eigenes Leben und das der Menschen, die mit ihnen lebten, in Holz eingegraben. Manchen Meister kennen wir bei Namen, von einigen wissen wir den Lauf ihres Daseins, und einen oder den andern glauben wir in einer Figur, die er geschnitzt hat, selbst zu erkennen. Von allen aber spüren wir den Hauch und fühlen die Kraft, die uns aus den Gebilden ihres Schaffens zuströmt. Es ist nicht der einzelne Mensch, der hier schaffte, es ist die Gemeinschaft, die Zeit, der Geist des Volkes, der sich durch ihn ausdrückte und der sich seiner bildenden Hand bediente.

Sämtliche Aufnahmen von Schneider-Lengyel aus „Das Gesicht des deutschen Mittelalters" (F. Bruckmann, München)



Frühromanischer Christuskopf, Anfang des 12. Jahrh. St. Jakob in Köln

gen, voller Kraft des verzweifelten Ringens, voller Angst vor den verborgenen Mächten der Finsternis.

In mitreißender Kraft schafft die romanische Zeit Bildwerke von einer inneren Gewalt und Macht ohnegleichen. Übermenschliche Darstellungen des Menschen werden geschaffen, Gesichter einer erschreckenden Jenseitigkeit. Das Wesen, das der Mensch des romanischen Zeitalters schafft, ist noch nicht Mensch und steht doch schon weit über der Grenze des Menschlichen. Stumm sind die Gesichter, wie gebannt in ihrer Starrheit — und doch bereit, das erlösende Wort erwartend und ersehnend. Die Augen sind weit und groß geöffnet und sehen fern alles Irdischen in eine Welt außerhalb jeder Vorstellung des Menschen. Und nur langsam ändert sich dieser Blick im Laufe der Zeiten, und die Gestalt des Bildwerkes wird gelöster und bewegter. Das Bild wird menschlicher und weicher und bleibt doch in seiner ausgewogenen, festen Haltung.

Das deutsche Mittelalter wird noch einmal lebendig durch diese Gesichter aus seiner Welt. Und wir, die wir diese Bildwerke zu verstehen suchen, müssen darin lesen, wie das die Menschen des Mittelalters tun konnten. Für sie war das Menschengesicht und seine Darstellung Offenbarung und Sinnbild. Es war Ausdruck des Glaubens und der tiefen Gläubigkeit, Gegenstand der Andacht und Gegenspiel zu dem weiten, unermeßlichen Raum des Baus, der das Bildwerk barg.

Langsam nur formt sich die Welt des frühen deutschen Mittelalters aus erschüttertem und tief aufgewühltem Leben. Das Christentum beginnt Fuß zu fassen, den Menschen den Glauben an eine göttliche Ordnung des Weltgeschehens zu geben. Und als erste Verbindung des Alten mit dem Neuen, als erste Frucht des neuen Glaubens entsteht die Welt der romanischen Kunst. Sie ist die Welt des tief mystisch fühlenden Menschen, sie ist voll unheimlicher Ahnun-

Erst auf der Höhe dieser Zeit übernimmt ein neues Weltgefühl die Führung und schafft etwas Neues in der Kunst. Die Freude am Sein, am Mensch-Sein erwacht und nimmt Besitz von allem Lebenden. Die Natur wird lebendig und nimmt teil am Leben der Menschen in ihr. Die Schwere der lastenden Mauern wird gebrochen. Hoch und frei steigt der Bau der Pfeiler und Bogen auf, es entstehen die in die Wolken greifenden Dome der beginnenden Gotik. Die Städte festigen sich, die Menschen erfüllt ein neues Gefühl der Kraft und des gemeinsamen Strebens. Sie wollen sehen und schauen und fühlen. Und eine neue Kunst gibt ihnen die Erfüllung.

Das Bildwerk ist voll von diesseitigem Leben, es ist ganz da und ganz von dieser Welt. Der Mensch, der vor dem Altar im Gebet kniet, ist im Gesicht der thronenden Madonna wiederzufinden, wie in der Gestalt des Heiligen, der sich dienend vor ihr neigt. Das Gesicht des Ritters und das der bäuerlichen Frau, das Angesicht

des Volkes selbst ist hier dargestellt worden und mit ewigem Leben erfüllt.

Auf und nieder gehen die Schwingungen des Weltgefühls in der Gotik. Weiche, schwache Gestalten und Gesichter werden geschaffen, die erste große Welle der Kraft und des Glaubens an das eigene Können vergeht. Doch schon zeigt sich das Neue, die große innere Unruhe, und der tiefe heilige Ernst werden im Schaffen des anbrechenden Jahrhunderts deutlich. Die Gesichter tragen den gesteigerten Ausdruck ihres seelischen Lebens in sich, die Formen werden neu gebildet und Formungen eines eigenen Lebens geschaffen, die, übernatürlich, die Natur verneinen. Die Leiden Christi werden in höchster Ekstase und Selbstaufgabe erlebt und gestaltet. Das irdische Leben hört auf, den Menschen allein zu bilden. Es ist Vorstufe zu einem himmlischen Reich, das durch Leiden und Aufopferung im Diesseits erkauft werden muß. Verzweiflung und Leid kommt über die Menschheit. Und fleischlos und ohne Körper stehen die Gestalten, in einer Welt des Scheins nur lebend.



Heiliger, um 1480
Bayerische Arbeit

Auch diese Zeit versinkt. Die plastische Form festigt sich wieder, der Ausdruck wird klar und bestimmt, und aus der in gemeinsamem Schicksal zusammengefügten Masse des Volkes wächst in die Spätgotik die Welt des deutschen Bürgertums. Das weltliche Bauen in den Städten fängt an zu blühen, selbstbewußte bürgerliche Bauten entstehen und die Kirche ist nicht mehr alleinige Auftraggeberin des Bauens und Bildens. Die Kunst nähert sich dem Leben, sie versucht, den Sinn des Alltags zu erfassen und darzustellen. Maler und Bildhauer arbeiten an den Aufgaben, die ihnen von den Zeitgenossen selbst gestellt werden. Sie schaffen Altäre und Bilder, Hausmadonnen und Grabsteine. Die Mystik der Erscheinungen schwindet, der Körper des Bildwerkes wird fester und straffer, das Gewand wird gelockert, und die Heiligen sind gekleidet in die Kleidung der Zeit. Auch das Gesicht wird ruhiger und weicher. Es sind wieder Gesichter von Menschen, wie sie wirklich lebten. Gesichter von Ratsherren und Baumeistern, von bürgerlichen Frauen und Mädchen. Scharf wird das Antlitz des einzelnen Menschen geprägt, es sind schwäbische und bayrische Madonnen, fränkische Menschen und Menschen vom Rhein, die hier vor uns stehen.

Und scheu und zart steht auf den Gesichtern der Marien und auf denen der heiligen Mädchen und Frauen ein holdes, sehr frauliches und sehr himmlisches Lächeln.



Johannes aus der Nördlinger Kreuzigungsgruppe, Mitte des 15. Jahrhunderts

Werner Bergengruen / Der Großtyrann und das Gericht

von Josef Schäfer

Werner Bergengruen, der Dichter dieser geschichtlichen Rückschau, richtet seinen Blick auf Cassano, eine der vielen kleinen lombardischen Stadtrepubliken, die nach der Beseitigung der Geschlechterherrschaft von einem Großtyrannen regiert wird.

Die Handlung hebt mit der Entdeckung einer Mordtat an, die bald nach Mitternacht im Garten des Großtyrannen, fast unter den Fenstern seines Palastes geschehen ist. Der Tote ist der Karmeliterbruder Agostino, dessen sich der Großtyrann häufig zu Gesandtschaften und geheimen Aufträgen bedient hatte. Dies sind die Tatsachen, die er dem Polizeimeister Nespoli beim Augenschein des Verbrechens mitteilt, zugleich mit dem scharfen Befehl, innerhalb drei Tagen den Mörder ausfindig zu machen.

Nespoli setzt seine bewährten zweibeinigen Spürhunde auf die Fährte, sie bringen ihm allerlei seltsame Beobachtungen, aber diese wollen sich zu keinem schlüssigen Beweis runden. Vice, ein schönes, schwachsinniges Mädchen, das sich Mutter fühlte, hat sich in der Mordnacht im Fluß ertränkt. Nach einer ungewissen Äußerung der armen Waise war an einen Geistlichen als Vater des Ungeborenen zu denken, und gerade Fra Agostino genoß seit jeher keinen guten Ruf. Der reiche, alte Pandolfo Confini, dessen schöne junge Frau Vittoria die Geliebte des Polizeimeisters ist, hat sich in der schicksalsvollen Nacht allein in einer Jagdhütte aufgehalten und ist am nächsten Mittag mit schwerem Fieber in die Stadt zurückgekehrt. Er wird von seiner uralten, aberwitzigen und entsetzlich betriebsamen Schwester Mafalda derartig gewalttätig gepflegt und verarztet, daß er bald nicht mehr vernehmungsfähig ist. Die drei Tage sind fast um, der Großtyrann ergeht sich in schöngeformten, höchst bedrohlichen Andeutungen gegenüber Nespoli. Der spürt bereits, wie das Schwert der kurzgesetzten Frist sich seinem Nacken nähert und nennt in seiner Angst die arme Vice als Täterin. Seine Gründe reihen sich lückenlos aneinander, aber der Großtyrann hat ein gewichtiges Bedenken; einer seiner Kuriere ist dem Mädchen in der Todesstunde Agostinos am Flußufer begegnet, weitab von der Mordstelle. Nespoli fühlt sich verloren; in einem Zwiegespräch mit Vittoria läßt er alle Schranken fallen, verflucht den Großtyrannen und gebärdet sich wie ein verängstigtes Kind.

Bald darauf stirbt der alte Confini, und in seinem Bett findet man ein Schriftstück mit dem Bekenntnis seiner Schuld. Diomede, sein Sohn erster Ehe, der in Bologna die Rechte studiert, ist zu spät ans Totenbett seines Vaters berufen worden, er findet nur noch seine Leiche und einen beschimpften Namen. Außerdem droht ihm der Verlust seines großen Vermögens, das nach dem Gesetz in diesem Falle der Staatskasse zufiele. Vittoria, die das Bekenntnis von einem Schriftfälscher anfertigen ließ, um Nespoli zu retten, wird von demselben Vermögensverlust bedroht. Diomede wehrt sich mit allen Mitteln. Ein dörrender Föhnwind trägt dazu bei, alle Gemüter zu erhitzen und zu vergiften. Das zahlreiche Gesindel hat gemerkt, daß da viel Geld zu verdienen wäre und ist bereit, um hohen Lohn alles zu beschwören. Jeder mißtraut jedem, es gibt Mord und Todschlag. Endlich kann der Färber Sperone, ein heiligmäßiger Mann, der in großem Ansehen steht, die allgemeine Zerrüttung nicht länger mitansehen und gibt sich selbst als Täter an.

Der Großtyrann greift ein und bestimmt den Gerichtstag: er selbst hat die Tat begangen, aus Staatsgründen, denn Agostino war ein gefährlicher Verräter. So war alles nur eine Probe für seine Umgebung. Aber der alte Priester Don Luca, der Beichtvater Confinis, sagt ihm seine Meinung: „Der Mensch erhebe sich nicht so hoch, um mit Menschenschicksalen Vorsehung spielen zu wollen. Du hast es getan und bist darum schuldig geworden." Der Großtyrann beugt das Haupt im Bekenntnis seiner Schuld, aber er bleibt der Herrscher und ordnet die Verwirrung.

Carl J. Burckhardt: Richelieu

von Hans Härlin

Carl Burckhardt ist durch seinen Lehr- und Lebensgang ganz besonders befähigt, das Bild eines großen Staatsmannes in wildverworrener Zeit vor uns aufsteigen zu lassen. Noch vor dem Abschluß seiner Universitätsstudien erhielt der junge Schweizer den ehrenvollen Ruf an seine Gesandtschaft in Wien, wo er als Attaché und zeitweise sogar als Geschäftsträger praktischen Dienst als Diplomat in den schweren Nachkriegsjahren tat. Ursprünglich zur Literaturgeschichte neigend, folgte er nun mit verstärkter Anteilnahme dem Ablauf großer politischer Vorgänge. Im Jahre 1922 gab er die diplomatische Laufbahn auf, um sich ganz seinen Archivstudien widmen zu können. Seit 1927 ist Burckhardt als Lehrer der Geschichte an der Universität Zürich tätig. Seine vor drei Jahren erschienene Abhandlung über Maria Theresia wurde viel bemerkt, sein großes Buch über Richelieu hat im ersten Jahr schon vier Auflagen erlebt, der beste Beweis für die packend-anschauliche Darstellungsweise des Verfassers.

Uns Deutschen fällt es nicht leicht, an den größten französischen Staatsmann ohne ein scharf abweisendes Gefühl zu denken. Richelieu war zweifellos der gefährlichste Feind Deutschlands. Er machte Frankreich zum straff regierten Einheitsstaat — aber das Deutsche Reich hat er stets um so stärker zu schwächen gesucht. Seiner staatsmännischen Höllenkunst ist es vor allem zuzuschreiben, daß unser großer Religionskrieg 30 Jahre dauerte und zum heute noch nachwirkenden Unglück Deutschlands wurde.

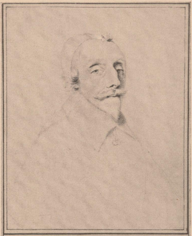
Richelieus Vorfahren sind in den wilden Hugenottenkriegen aufgewachsen. Sein Vater war ein bedeutender Mann, der von seiner Mutter als Jüngling in die Blutrache für einen schnöde hingemordeten älteren Bruder getrieben wurde. Er erschlug den adligen Mörder und mußte dann ein unstätes Abenteurerleben führen, bis der ihm gewogene Herzog von Anjou als Heinrich III. den französischen Thron bestieg. Bei ihm und seinem großen Nachfolger Heinrich IV. stand er hoch in Gunst, aber er starb schon 1590 mit 32 Jahren und hinterließ seine Witwe Suzanne mit ihren fünf Kindern in schwierigen Verhältnissen. Die Erbschaft bestand aus allerlei Grundbesitz, aber die Vermögenslage war so schwierig, daß ein standesgemäßes Begräbnis aus dem Erlös seiner Ordenskette bezahlt werden mußte.

Suzanne Richelieu war eine ausgezeichnete Frau. Mit ihrer Schwiegermutter, die auf die bürgerlich Geborene in starrem Adelshochmut heruntersah, hatte sie ein schweres Leben. Ihr Grundbesitz war verschuldet und verwüstet. Die Bürgerkriege brandeten oft an die Mauern des Schlosses, und die Pachteinnahmen waren immer gefährdet. Aber die Schloßherrin hatte einen klaren Verstand und einen eisernen Willen. Ihr Sohn Armand Jean war beim Tod seines Vaters fünf Jahre alt, ein schwächliches Kind, dem man kein langes Leben zutraute.

Richelieu war sein Leben lang fast niemals frei von schweren Kopfschmerzen, nervöse Störungen epileptischer Art folgten bei ihm auf Zeiten mächtiger Steigerung aller Fähigkeiten. Eine seiner Schwestern starb im Wahnsinn, einer seiner Brüder hielt sich bisweilen für Gottvater. Geistig erfaßte der junge Armand Richelieu alles Dargebotene spielend und fieberhaft rasch.

Der so begabte und belastete Knabe wurde bis zu seinem neunten Jahre im Hause erzogen; dann kam er in das berühmte Collège de Navarre in Paris, dessen Bänke auch Heinrich IV. gedrückt hatte. Diese Schule hatte einige Ähnlichkeit mit den bekannten englischen „Public Schools" unserer Tage: „Sehr allgemein über alle Wissensgebiete orientierend, sportlich, militärwissenschaftlich, mit dem Ziel, junge Herren für die Führung in des Königs Dienst auszubilden. Eine hohe Schule des Ehrgefühls, der Lebensart, der Eleganz." Das Collège de Na-

varre hat Richelieu viel fürs Leben mitgegeben, nicht zuletzt großen physischen Mut und den eisernen Willen, über die Schwächlichkeit seines Körpers Herr zu sein.



Armand Jean Cardinal Duc de Richelieu Premier Ministre sous Louis XIII. delineé par Claude Mellan

Heinrich III. hatte Richelieus Vater für gute Dienste das Verfügungsrecht über das Bistum Luçon verliehen. Dieses Recht war nach damaliger Sitte als reine Familienpfründe betrachtet worden; aber nun wurden die Chorherren von Luçon unruhig, sie wollten einen am Ort residierenden Bischof haben. Richelieus älterer Bruder Alphonse bekam Angst vor der Verantwortung und floh in ein Karthäuserkloster. Das immerhin einträgliche Recht auf Luçon war in Gefahr, und so sprang Armand, der eigentlich Offizier werden wollte, in die Bresche. Er warf sich mit Feuereifer auf die Theologie und wurde als Einundzwanzigjähriger feierlich zum Bischof gewählt. Sein älterer Bruder Henry, der als heiterer Hofmann am heitersten Hofe der Christenheit lebte, war ihm ein guter Fürsprecher beim König. Heinrich IV. ersuchte bei der päpstlichen Kanzlei um den nötigen Dispens — dem jungen Bischof fehlten noch fünf Jahre zum kanonischen Alter. Aber die Sache zog sich hin, Richelieu entschloß sich, selbst nach Rom zu reiten. Auch dort fiel der glänzend Schlagfertige sofort auf. Er machte wertvolle Bekanntschaften mit hochmögenden Kardinälen, und bald ging er bei dem sonst gerne abweisenden Papst aus und ein. Paul V. hatte das größte Zutrauen zu dem Takt des jungen Mannes. Er sprach von den Sorgen, die ihm das lockere Privatleben Heinrichs IV. bereitete. Richelieu verteidigte seinen König mit viel Geschick. Natürlich regte sich sofort der Neid gegen den Günstling des Papstes, aber er bekam seinen Dispens und wurde an Ostern 1607 als Zweiundzwanzigjähriger zum Bischof geweiht. Der Blick, den er in das Treiben der großen Welt getan hatte, war für ihn vielleicht noch wertvoller als dieser äußere Erfolg.

Bei seiner Doktorprüfung in Paris durfte er als Bischof mit bedecktem Haupte vor die prüfenden Lehrer treten. Der Umfang seines Wissens und die Schlagkraft seiner Logik überwältigten diese wie die Zuhörer. Den frühen Erfolg bezahlte er mit einem schweren Niederbruch seiner Gesundheit; die ärztliche Wissenschaft seiner Zeit war nicht imstande, das unheimliche Fieber zu erklären, das ihn damals wie noch oft niederwarf. Er fühlte sich am Ende seiner Kraft und fuhr in sein Bistum Luçon, nicht weit nördlich

von La Rochelle. Es war der häßlichste und ärmste Bischofssitz im ganzen Königreich. Aber Richelieu war ein guter Verwalter. In diesen stillsten Jahren seines Lebens trat er, der nie ein religiöser Eiferer war, mit den großen Theologen der verschiedensten Lehrmeinungen in nahe geistige Berührung. Die wichtigste Freundschaft, die er damals schloß, war die mit dem Kapuzinerpater François le Clerc du Tremblay, der als einfacher Pater Joseph die größten politischen Entscheidungen herbeiführen sollte. Man nannte ihn später „Richelieus graue Eminenz".

Am 14. April 1610 traf der Dolchstoß Ravaillacs Heinrich IV., Frankreichs größten König. Der Thronerbe Ludwig XIII. war noch nicht neunjährig. Die politische Zügellosigkeit des Hochadels, der religiöse Zwiespalt und alle anderen Gefahren, die der geniale Herrscher so lange gebannt hatte, standen drohend wieder auf. Heinrichs IV. Witwe, Maria von Medici, wurde vom Parlament von Paris als Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes erklärt. Die großen politischen Pläne des Ermordeten für Frankreichs Machterweiterung rissen mit einem Ruck ab. Als halbe Habsburgerin war Maria für gute Beziehungen mit Spanien-Österreich, und als Bankierstochter war ihrer innerpolitischen Weisheit letzter Schluß, daß man seine Gegner kaufen müsse. Der unter Sullys guter Finanzwirtschaft angehäufte Staatsschatz hielt diesem Grundsatz nicht lange stand. Maria und ihr ehrloser Landsmann und Günstling Concini mußten bald in unaufhörlichem Wechsel bei der einen Machtgruppe der Unzufriedenen vor der anderen Schutz suchen. Im August 1614 berief die Königin die Generalstände ein. Ein müder, fahler Knabe von 13 Jahren stand vor den Abgeordneten Frankreichs. Eine arge Enttäuschung ging durch die Reihen: Dieser Habsburger mit dem schweren Unterkiefer und den glanzlosen Augen sollte der Nachfolger des großen, echten Franzosen Heinrich werden?

Bald zeigte sich, daß der aus 140 Mitgliedern der Geistlichkeit, 132 des Adels und 192 des dritten Standes gebildeten Versammlung jeder Sinn für Gemeinsamkeit fehlte. Der Adel war maßlos gekränkt, als ein Redner des „Tiers-Etat" die Verschwendung der Pensionen rügte, die ohne sichtbare Gegenleistung an den Adel ausbezahlt wurden. Aber der Dritte Stand war in sich gespalten; das reiche Großbürgertum neigte dem Adel zu; es bildete sich ein linker Flügel, der dadurch um so radikaler wurde. Der Präsident des Dritten Standes, Miron, sagte dem König und dem Adel die bitteren Worte:

„Euer Leben, edle Herren, verläuft in verwegenem Spiel, in Völlerei, Verschwendung, öffentlichen und privaten Gewalttätigkeiten, der alte Glanz eures Standes ist verdunkelt. Das Volk geht ächzend seines Wegs, muß alles schaffen für Eure Majestät, für Adel und Geistlichkeit. Tiger, Löwen und andere Bestien tun nicht viel Übles an denen, die sie ernähren, wie anders Euer Kriegsadel! Wenn Eure Majestät keine Abhilfe schafft, so könnte es kommen, daß dem armen Volk die Schuppen von den Augen fallen und es begreift, daß ein Soldat nichts anderes ist als ein Bauer mit einer Waffe in der Hand, und es könnte vorkommen, daß ein Winzer mit einer Hakenbüchse über der Schulter plötzlich erkennen würde, daß er nun daran ist, aus dem Amboß zum Hammer zu werden."

Richelieu wurde mit einer Vermittlungsmission betraut, aber er erreichte auch nur ein äußerliches Verkleben des tiefen Risses, der sich beim nächsten Zusammentritt der Generalstände im Jahre 1789 zur großen Revolution erweitern sollte. Richelieu erkannte damals schon die heraufziehende Gefahr der Massenherrschaft und beschloß, sie mit allen Mitteln zu bekämpfen. Eine glatte Rede, die er an die Königin-Mutter und ihren Sohn richtete, wurde bei Hof beifällig aufgenommen. Die Verhandlungen zogen sich ergebnislos hin; schließlich entließ der König die Abgeordneten mit einigen höflich-unverbindlichen Versprechungen. Sie kehrten bitter enttäuscht in ihre Provinzen zurück. Der Hof aber atmete auf. Es war Faschingszeit. Die Feste begannen.

Richelieus geschicktes Auftreten in der Ständeversammlung wurde nicht vergessen. Die Königin-Mutter sah in ihm den begabten und gefälligen Fürstendiener, den sie in den unablässig weiterwütenden inneren Wirren brauchte. Ludwig XIII. hatte sich im November 1615 mit Anna von Österreich vermählt, Richelieu erhielt die Stellung eines Almoseniers bei der jungen Königin, gleichzeitig blieb er in den vertrautesten Beziehungen zur Königin-Mutter als deren Vermögensverwalter. Trotz ihrer ehrlosen Politik gegenüber den aufsässigen Großen des Reichs fühlte sie sich unentwegt als Alleinherrscherin. Ihren seit September



Maria von Medici

Kommandeur der Schloßgarde niedergeschossen. Die Marschallin von Ancre, die intimste Freundin Marias, wurde verhaftet und später als Hexe verbrannt. Auch Richelieu war in Gefahr, der Erregung des Augenblicks zum Opfer zu fallen; der vernünftige Luynes rettete ihn durch seine Fürsprache beim König. Die Königin-Mutter wurde nach Blois verbannt. Richelieu, der nach der Ansicht vieler Zeitgenossen ihr Geliebter war, folgte ihr zunächst, suchte aber von dort aus wieder nähere Beziehungen zum König und Luynes aufzunehmen. Dieses gewagte Doppelspiel muß nach den seltsamen Ehrbegriffen eines bis zur Lächerlichkeit hinterhältigen Zeitalters beurteilt werden.

Als er sah, daß ihm niemand mehr glaubte, zog sich der Bischof von Luçon auf seinen geistlichen Sitz zurück, um eine günstigere politische Lage abzuwarten. Er schrieb eine viel bemerkte Streitschrift gegen den Protestantismus. Eine Unvorsichtigkeit der ewig intrigierenden Königin-Mutter trug ihm trotz völliger Unschuld in dieser Sache die Verbannung aus Frankreich ein. Er ging nach dem damals noch päpstlichen Avignon, wo er musterhaft lebte und den Gedanken des Nationalstaates weiter in sich ausbaute. Allerlei Familienunglück, wirtschaftliche Sorgen, das lähmende Gefühl erzwungener Untätigkeit drückten auf den Dreiunddreißigjährigen. Es war ein Tiefstand seiner Lebenskurve, aus dem ihn am 7. März 1619 das höchst unerwartete Eintreffen einer königlichen Staffette erlöste. Ein eigenhändiger Brief des Königs befahl ihm, sich sofort nach Angoulême zu verfügen und seinen Dienst bei der Königin-Mutter wieder aufzunehmen. Luynes, der seiner hochpolitischen Stel-

1614 mündig erklärten Sohn behandelte sie auch in der Öffentlichkeit schlecht. Der kränklich-empfindsame Ludwig XIII. fügte sich lange Zeit der überquellenden Lebenskraft seiner Mutter, die ihn noch 15 Jahre lang in einer eigentümlichen Art schwer ertragener Hörigkeit halten sollte. Ein gewisser Wandel in der Haltung des jungen Königs trat dadurch ein, daß ihm sein Leibfalkonier Luynes, ein wackerer Mann aus dem Schwertadel, den Rücken stärkte. Der schlaue Concini oder, wie er amtlich hieß, der Marschall von Ancre, scheint diesen Einfluß unterschätzt oder ganz übersehen zu haben.

Richelieu war zum Staatssekretär des Äußeren aufgestiegen, als die Spannung zwischen Ludwig und Concini zur Katastrophe trieb. Je mehr die Stellung des Günstlings wankte, desto frecher wurde er gegen den König. Am 24. April 1617 wurde er mit Vorwissen des Königs vom

lung doch nicht gewachsen war, hatte den Bogen überspannt, Ludwig fühlte sich seiner Mutter gegenüber im Unrecht und schickte ihr nun ihren unentbehrlichen Freund und Ratgeber zu.

Seitdem Luynes einsam und verlassen im Dezember 1621 einer Krankheit erlegen war, betrachtete jedermann den klugen Bischof als kommenden Mann. Er wurde Kardinal und am 13. April 1624 wieder Außenminister. Endlich hatte Ludwig XIII. seine persönliche Abneigung gegen Richelieu seinem Pflichtgefühl gegen Frankreich zum Opfer gebracht. Nun konnte der große Politiker seine Fäden spinnen. Wenn wir seine gegen Spanien—Österreich gerichtete Politik gerecht beurteilen wollen, müssen wir bedenken, daß Frankreich damals viel kleiner war. Es besaß weder Savoyen noch die Freigrafschaft Burgund, noch Elsaß-Lothringen und war im Norden von den spanischen Niederlanden bedrängt. Deren Grenze lief bei Cambray, Mézières und Sédan. Dem leitenden französischen Staatsmann erschien die Macht Habsburg wie ein Koloß, dessen Umklammerung mit allen Mitteln gelöst werden mußte.

Zunächst drängte jedoch die Auseinandersetzung mit den inneren Widersachern der Königsmacht noch mehr als die Außenpolitik. Der frondierende Hochadel, an seiner Spitze Condé, der Graf von Soissons, und die Vendômes, die Bastarde Heinrichs IV., sammelten sich um den Bruder des Königs, Gaston von Orléans, einen geldgierigen, halt- und gewissenlosen Schurken, der aber der Liebling seiner Mutter war. Richelieu wußte um die Umtriebe und griff zu, als es Zeit war. Chalais, ein Schuldiger zweiten Ranges, wurde geköpft; gegen das königliche Blut konnte man nach der damaligen Anschauung keine scharfen Maßregeln ergreifen. Diese Verschwörung, der ähnliche folgten, war deshalb so gefährlich, weil Ludwig XIII. kränklich und damals noch kinderlos war und somit sein Bruder Gaston als der wahrscheinliche Thronfolger betrachtet wurde.



Ludwig XIII.

Die Adelsmacht, die sich ursprünglich auf die kriegerischen Eigenschaften des Standes gründete, zerfiel damals mehr und mehr. Was übrig blieb, waren einige Vorurteile und eine große Anmaßung gegenüber dem Bürgertum. Militärisch betrachtet, waren die Adligen gute Haudegen, aber undiszipliniert und darum schlechte Soldaten. Richelieu trug wesentlich dazu bei, die Adelsvorrechte zu brechen. Vor seiner Regierungszeit erwartete der König von seinem Adel Treue, nach ihr — Gehorsam.

Die Auseinandersetzung mit den Hugenotten

drängte zum entscheidenden Waffengang, Richelieu wollte diesen Staat im Staat nicht mehr dulden, der die Kraft Frankreichs in der Außenpolitik lähmte. Der hier und dort aufflammende Kampf drängte sich endlich zur Belagerung von La Rochelle zusammen, das vom Herbst 1627 über ein Jahr lang dem Angriff der königlichen Armee trotzte. England griff zugunsten der Glaubensbrüder ein, der glänzende Blender Buckingham landete eine Heeresmacht auf der vorgelagerten Insel Ré und schloß das dortige Fort ein, ohne es erobern zu können. Richelieu übertraf sich selbst. Trotz seiner körperlichen Schwäche wurde er ein guter Soldat. Er opferte sein Privatvermögen für die Soldzahlungen. Er schuf eine kampffähige Flotte und riegelte die Bucht von La Rochelle durch einen Damm ab, den anfangs alle Sachverständigen verlachten. Am 28. Oktober 1628 ergab sich die Stadt auf Gnade und Ungnade. Von 25 000 Einwohnern waren kaum 5000 halbverhungerte Elendsgestalten am Leben, von denen noch viele nachher starben. Richelieu ließ Milde walten. Die Belagerer waren im Herzen stolz auf die heldenmütige Verteidigung ihrer Landsleute. Nach dem Fall von La Rochelle hob in ganz Frankreich ein großes Mauernbrechen der hugenottischen Adelsburgen an. Auch der katholische Adel wußte, daß nun ein anderer Wind vom Sitz der königlichen Zentralgewalt blies, und daß keiner mehr seines Kopfes sicher war, der dagegen rebellierte. Richelieus straffes Regiment begann.

In Deutschland unterstützte er die zentrifugalen Kräfte und Bestrebungen, die er in Frankreich aufs bitterste bekämpfte. Mit dem Blendwort „Deutsche Libertät" erntete er die größten Erfolge. Man verstand darunter die Freiheit der Fürsten gegenüber der kaiserlichen Gewalt, die unter Richelieus Beihilfe immer mehr zum vielverspotteten Schattengebilde wurde. Für den lächerlich geringen Jahressold von 40 000 Talern versprach ihm Gustav Adolf in feierlichem Vertrag, in Deutschland die Freiheit der Stände und die Religionsfreiheit zu wahren und dafür eine Armee von 30 000 Mann und 6000 Pferden einzusetzen.

Im Mantuanischen Erbfolgestreit bewährte sich Richelieu wieder als tüchtiger Heerführer. Die Bezeichnung Generalissimus soll damals zuerst für ihn geschaffen worden sein. Zu derselben Zeit wurde in den Cevennen der letzte Widerstand der Hugenotten mit unmenschlicher Grausamkeit vernichtet. Der berühmte Hugenottenführer Herzog Heinrich Rohan schloß endlich Frieden mit dem König und zog sich mit einer anständigen Pension nach Venedig zurück. Richelieu behielt sein Auge auf dem talentvollen Soldaten und verwendete ihn später im Veltlin gegen Spanien—Österreich.

Trotz seiner großen politischen Erfolge war Richelieus Stellung in der Gunst seines Königs immer noch gefährdet. Ludwig XIII. liebte ihn nicht, und die Königin-Mutter haßte ihn jetzt mit der verbissenen Wut des herrschsüchtigen Weibes, dem der Gedanke unerträglich war, daß ein anderer mehr Einfluß beim König haben könne als sie selbst. Gaston von Orléans und der mißvergnügte Hochadel waren natürlich auf ihrer Seite und hetzten gegen den einsamen Mann, auf dem alle Verantwortung ruhte. Die Pest in Oberitalien, wirtschaftliche Unruhen in Frankreich, der Fall Mantuas in die Hände der Kaiserlichen, eine gefährliche Krankheit des Königs — alles war Richelieus Schuld. Der französische Staatslenker war längere Zeit der bestgehaßte Mann in Frankreich.

Ende September 1630 schien Ludwig XIII. in Lyon der Ruhr oder den furchtbaren Gegenmitteln seiner Ärzte zu erliegen. Er erhielt die Sakramente, der Erzbischof von Lyon zelebrierte die Messe, die Königin-Mutter wich nicht vom Bett des todkranken Sohnes, den sie in abstoßender Grausamkeit fortwährend gegen Richelieu bearbeitete. Ihre hochadeligen Spießgesellen hatten seinen Tod beschlossen, wenn der König stürbe. Der einzige Mann von Gewicht, der treu zu Richelieu stand, war der Marschall Schomberg, ein Deutscher in französischen Diensten. Das Aufgehen eines Abszesses im Leibe des Königs rettete sein Leben. Der langsam Genesende wurde von seiner Mutter nach Möglichkeit der Einwirkung seines Staatsmannes entzogen.

In dieser Zeit schloß der außerordentliche königliche Botschafter Brûlart Frieden mit dem Kaiser und sandte den Vertrag zur Ratifizierung an Richelieu. Dieser zerriß das Dokument. Er sah aus wie ein Sterbender, war aber nicht geneigt, auch nur ein Jota nachzugeben. „Richelieu hat den Frieden verhindert", dieser Wutschrei gellte durch das ganze Land. Ludwig XIII.

Dreimal Richelieu
Nach einem zeitgenössischen Original



war von Lyon nach Paris in den Luxemburgpalast übergesiedelt; auch dort bewachte ihn seine Mutter wie ein böser Haushund. Richelieu erbat eine Audienz — verweigert! Am 10. November 1630 suchte der König seine Mutter auf. Maria gab sofort Befehl an die Türhüter, niemand einzulassen und alle Pforten zu schließen. Ihr Endkampf gegen den Verhaßten begann, der Sieg konnte nicht mehr zweifelhaft sein: die Habsburgerin wird den Bourbonen zwingen. Aber die nie benützte Tür eines fensterlosen Durchgangs zur Hauskapelle war vergessen worden. Durch diese trat Richelieu ein. Maria raste. In gellen Schreien nannte sie ihn einen Lügner, einen Dieb, einen Hochverräter, der den König ermorden wolle. Dieser fühlt sich von der Maßlosigkeit seiner Mutter angewidert. Richelieu ist vor dem Symbol der Staatsgewalt wortlos in die Knie gesunken. Der König sagt: „Was tun Sie, Madame. Sie beleidigen mich!" Sie schreit zurück: „Ziehen Sie einen Lakaien Ihrer eigenen Mutter vor?" Das ist zuviel. Der König verbeugt sich vor ihr wie vor einer Fremden, er verläßt den Palast und fährt in die Rue de Tournon, wo er ein Absteigequartier hat. Dort wirft er sich erschöpft auf sein Bett und verbietet jedermann den Zugang.

Niemand weiß, was geschehen wird. In unbegreiflicher Verblendung hält sich Maria für die Siegerin. Richelieu denkt an Flucht und wird von einem Freunde beruhigt. Gleich darauf erscheint ein Königsbote und entbietet Richelieu nach Versailles. Dort findet die weltgeschichtliche Zwiesprache statt, auf der die weitere Wirksamkeit Richelieus beruhte. Ludwigs freimütige Aussprache gipfelte in dem Satz: „Ich ehre meine Mutter, aber ich bin dem Staate mehr verpflichtet als ihr." Mit anderen Worten: Ich liebe dich nicht, aber ich brauche dich, weil dich Frankreich braucht. Dieser Tag der Entscheidung ist in die Geschichte eingegangen.

Marias Umgebung merkte vor ihr, was es geschlagen hatte. Die Ratten verließen das sinkende Schiff, den Luxemburgpalast, nicht ohne erhebliche Werte mitzunehmen. Es gab noch ein unerquickliches Gezerre mit der unvernünftig halsstarrigen Frau, die sich lange an das Schloß Compiègne klammerte. Am 18. Juli 1631 floh sie nach Brüssel, fast buchstäblich ins Elend. Damit schließt das Buch. Einen Überblick über Richelieus Lebensleistung stellt der Verfasser in einem folgenden Band in Aussicht. Der Titel soll lauten: „Richelieu und das europäische Staatensystem."

Die Abbildungen dieses Beitrags entnehmen wir mit Genehmigung des Verlages Georg D. W. Callwey in München dem Werke von C. J. Burckhardt »Richelieu«



Illustration zu Musäus „Moralische Kinderklapper"

So sing ich meiner Puppe

Von alten Kinderbüchern

von

Walter Tissot

Die Sächsische Landesbibliothek in Dresden hat kürzlich unter der Obhut von Dr. Erhart Kästner eine lehrreiche literaturgeschichtliche und bücherkundliche Schau zusammengestellt, die über den örtlichen Anlaß hinaus grundsätzlicher Aufmerksamkeit wert ist: „Alte und neue Kinderbücher, vornehmlich aus Romantik und Biedermeier." Eine Fülle von Stoff bietet sich dem Beschauer dar, reizvoll im einzelnen, voll Abwechslung im gesamten; verschieden geordnet nach zeitlicher Aufeinanderfolge, künstlerischer oder stofflicher Zusammengehörigkeit.

Gleich die Frage nach Ursprung und Beginn der Kinderliteratur ist fesselnd: es ergibt sich, daß die Anfänge sehr spät liegen. Erst mit dem 18. Jahrhundert kann man Keime und Ansätze feststellen. Aber das sind noch lange nicht Kinderbücher; diese ersten Erzeugnisse bewegen sich noch ganz mit Inhalt und Tonart auf der Ebene der Erwachsenenliteratur. So etwa die Fabeln Gleims und Hagedorns. So auch eines der ersten Kinderliederbücher (von Friedrich Justus Bertuch aus dem Jahre 1772). Auch das Leipziger Wochenblatt „Der Kinderfreund" (von 1773 an), das doch schon in seiner Zielsetzung der Sache näherrückt, geht noch halb vom erwachsenen Menschen aus. Anders ist es schon bei Löhrs „Tändeleyen und Scherze für unsere Kinder" aus dem Jahre 1810. Für u n s e r e Kinder: hierin liegt's! Beobachtung der eigenen Kinder, Spiel und vertrauter Umgang mit ihnen, Erkennen ihrer Wünsche und inneren Bilder: das ist der wirklich fruchtbare Ansatz jeder Kinderliteratur!

Aus dieser reinen Quelle entsprang ja auch das berühmteste Kinderbuch, das der Welt geschenkt wurde: der Struwwelpeter. Heinrich Hoffmann, der Frankfurter Irrenarzt, war weder Zeichner noch Dichter von Haus aus. Aber er wurde zum Schöpfer eines einmaligen Werkes aus Freundschaft und Liebe zu seinen Kindern. Dem Struwwelpeter und seiner Gefolgschaft ist deshalb auch ein besonders ehrenvoller Platz eingeräumt worden. Unter anderem kann man aufschlußreiche Beobachtungen machen, wenn man die verschiedenen Auflagen — die erste Ausgabe erschien 1840 — einander gegenüberstellt. Wie ist in Farbe, Form und Bildaufbau bei den ersten Ausgaben alles so frisch, so herzhaft und naiv, und wie sieht es aus, als später Berufskünstler Überarbeitungen vorgenommen haben: da sind die Formen teils übertrieben, teils verschliffen, da sind die Farben so verwaschen und gewöhnlich geworden; die Gesichter sind typisiert, und das ist hier gleichlautend mit ausdruckslos, unnütze Zutaten finden sich ein, kitschige Hintergründe, verstaubt wirkende Kulissen. Alles ist überdeutlich gemacht und damit unkindlich geworden. — Lohnend ist es auch, die Nachahmer des Struwwelpeter sich zu betrachten. Beschwingt ist der französische Struwwelpeter, plump, nach Magazinmanier schmeckend der englische.

Der Ausganzspunkt, den Heinrich Hoffmann nahm, bleibt nicht der einzig mögliche. So kam die Romantik vom volkstümlichen Literaturgut aus an das Kinderbuch heran. Hier sind natürlich „Grimms Kinder- und Hausmärchen" das überragende Werk.



Ludwig Richter, „Die Ammenuhr"

Die Romantik ist wohl überhaupt die Zeit, wo sich die engsten Beziehungen zwischen Kinderbuch und großer Literatur bildeten, erklärbar aus der gesamten geistig-seelischen Haltung und der besonderen Formenliebe dieses Zeitabschnittes. Neben den Brüdern Grimm müssen hier Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia" (1838) und Chamissos „Peter Schlemihl" als Spitzenwerke genannt werden. Nebenbei: die Schlemihl-Ausgabe, die hier ausliegt, hat noch den besonderen Reiz, daß sie Illustrationen von Menzel aufweist; es ist eine der frühesten Arbeiten des Meisters.

Weitaus die meisten aller Kinderbücher gehen weder vom eigenen Hause noch vom Literarischen aus, sondern sind vom Zeichnerischen her bestimmt. Viele Künstler gibt es, die sich sogar aufs Kinderbuch spezialisiert haben. So erfolgt eine Aufstellung auch von diesem Gesichtspunkte aus. Man zeigt z. B. Theodor Hosemann und seinen Kreis. Wie entzückend sind Hosemanns feingliedrige Federzeichnungen zu Münchhausen, wie reizend die Märchenserien, die koloriert wurden; wie werden Erzählungen aus der bürgerlichen Welt mit Gartenszenen und Interieurs witzig und lebensecht bebildert. — Otto Speckter begleitete mit seiner durchgebildeten Zeichenkunst vor allem die Arbeiten Wilhelm Heys, des Pfarrers von Ichtershausen, dessen Begabung für Kindergeschichten der Verleger Perthes durch Zufall entdeckte. Mit reizenden Scherenschnitten von filigranartiger Zartheit schmückte Karl Fröhlich manches Kinderbuch; darunter war auch Thekla Gumperts „Herzblättchens Zeitvertreib", ein Titel, der zum geflügelten Witzwort wurde.

Eine ganz selbständige Stellung kommt naturgemäß Ludwig Richter zu. Er ist ja kein „Illustrator" — nein, seine Zeichnungen leben ganz aus sich selbst, sind ein fertiges Kunstwerk, und die wenigen Worte, die sie begleiten, sind die Zugaben. Ludwig Richter: der mit allen guten Geistern deutschen Volkstums Gesegnete, der mit wahrer Gemütshaftigkeit und weisem Humor Begabte, der aus innig frommer Art Schaffende — er ist einer der ganz Wenigen, die das Kind ansprechen, auch wenn sie für die großen Leute zeichnen, und auch den Erwachsenen erfreuen, wo sie ans kleine Volk sich wenden.

Und dann ist ein Besonderer da, wenn auch von ganz anderer Art: Pocci und sein Kreis, die Künstler um die Münchner Bilderbogen. Pocci selbst geht figürlich und farbig meist ins Volle, seine Gestalten aus 1001 Nacht muten uns an wie übergroße bunte Jahrmarktspfefferkuchen, die lebendig geworden sind. Er kann aber auch Zartes schaffen, und aus mancher seiner Silhouetten oder Zeichnungen weht Spitzwegsche Heiterkeit und Beschaulichkeit. — Eine Köstlichkeit für sich sind Schwinds „Krähwinkler Kriegsberichte". Hier wird das Gebiet der Kinderliteratur bereits verlassen; mit drastischem Kontur und wortwitzigen Unterschriften strebt der Künstler schon zur Satire hin. Von den Münchnern muß man dann noch Oberländer, Ille, Mutterthaler nennen.

Und Busch! Der hat ja überhaupt seine Laufbahn als Humorist bei den Münchner Bilderbogen angefangen. Man erinnere sich des klassischen Verses: „Die Lerche in die Lüfte steigt — Der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt." Wilhelm Busch, auch das ist so ein Großer, der nicht „illustriert", der aus dem Vollen schöpft, Zeichner und Versschmied in einem. Denn seine ausgesprochenen Kinderbücher wie „Max und Moritz" und „Plisch und Plum", „Schnacken und Schnurren" ergötzen uns reife Menschen nicht weniger als das kleine Publikum — und was ist sein ganzes großes Werk denn letztlich anderes als der Weckruf eines lachenden Philosophen an das ewige Kind in uns allen!

Die reiche Schau der Sächsischen Landesbibliothek hat sich nicht begnügt, das deutsche Kinderbuch zu zeigen, sie läßt uns auch noch Blicke tun auf die erfolgreichsten Kinderbücher des Auslandes. So feiern wir Wiedersehen mit „Onkel Toms Hütte" und Coopers „Lederstrumpf", mit Jules Vernes und Gullivers Reisen und mit dem unsterblichen „Robinson Crusoe". Originale und Übersetzungen sind versammelt, Bearbeitungen und abweichende Fassungen des Werkes. So finden wir ein Stück der ersten deutschen Ausgabe des Robinson von 1720 (der englische Urtext erschien 1719): „Das Leben und die ganz ungemeinen Begebenheiten des Robinson Crusoe, welcher unter andern . . ." Auch das kleinste Buch der deutschen Kinderliteratur ist hier zu sehen. Es mißt 3 mal 2 Zentimeter und führt den Titel: „So sing ich meiner Puppe."



Prinz Eugen, der edle Ritter



Zum 200. Todestage des Prinzen Eugen am 21. April

Von Richard Streng

In der Schrift: „Die westliche Grenzfrage" charakterisiert Moltke den Prinzen Eugen von Savoyen mit den Worten: „Obwohl der Familie nach Savoyarde und der Geburt nach Pariser, war er doch im Herzen der beste Deutsche seiner Zeit, der an der Spitze der kaiserlichen Armee Wunder der Kriegskunst gegen die Türken und die Franzosen verrichtete." Die glänzenden, persönlichen Eigenschaften des Prinzen: seine unbestechliche Treue, sein unerschütterlicher Mut, sein allem Äußeren und Oberflächlichem abgeneigter Sinn, seine Liebe und sein Verständnis für Kunst und Wissenschaft rechtfertigen dieses Urteil.

Ein eigenartiges Geschick ließ den Prinzen Eugen in Deutschland sein Vaterland finden. Er entstammte dem Hause Savoyen-Carignan, der heutigen italienischen Königsfamilie, die um das Jahr 1000 aus Niedersachsen in das damalige Königreich Burgund eingewandert war. Sein Großvater Thomas von Carignan heiratete die Erbin der Grafschaft Soissons und bürgerte sich dadurch in Frankreich ein. Sein Vater, Graf Eugen von Soissons, ward durch seine Vermählung mit Olympia Mancini, einer Nichte des Kardinals Mazarin, einer der angesehensten Männer des französischen Hofes. Auch für Eugen schien eine glänzende Laufbahn in Frankreich offen zu stehen. Da der Prinz klein und schwächlich war, wurde er zum Geistlichen bestimmt und erhielt eine klassische Ausbildung.

Plötzlich nahm sein Schicksal eine unerwartete Wendung. Sein Vater starb, und seine Mutter mußte sich infolge von Intrigen vom Hofe zurückziehen. Die Ungunst des Königs übertrug sich auch auf den Prinzen, den Ludwig XIV. im Spott den kleinen Abbé zu nennen pflegte. Als Prinz Eugen dem König seinen sehnlichsten Wunsch, sich dem Kriegsdienst widmen zu dürfen, vortrug, wies ihn der König schroff zurück. Diese unverdiente Kränkung machte auf das empfängliche Gemüt des Prinzen tiefen Eindruck. Er verließ Frankreich. Später erkannte Ludwig XIV., welch' schweren Fehler er durch die Unterschätzung des Prinzen begangen hatte. Als der Prinz „an der Spitze der kaiserlichen Armee Wunder der Kriegskunst verrichtet", sparte Ludwig nicht mit den verlockendsten Anerbietungen, um den Prinzen für seinen Dienst zu gewinnen. Es war umsonst. Prinz Eugen blieb der einmal gewählten Seite treu.

Im Frühjahr 1683 reiste Prinz Eugen nach Wien und bot dem Kaiser Leopold I. seine Dienste an. Die kaiserlichen Lande standen damals in schwerem Kriege gegen die Türkei. In dem Kampfe gegen die Ungläubigen mitzufechten, galt als Ehrenpflicht jedes christ-

lichen Adeligen. Prinz Eugen wurde dem Heere zugeteilt, das dem von den Türken schwer bedrängten Wien Hilfe bringen sollte. In dem Reitergefecht bei Petronell am 7. Juli 1683 bewährte Prinz Eugen zum erstenmal seine jugendliche Tapferkeit. Hier begann er mit 19 Jahren seine Feldzüge, die fast ununterbrochen bis zu seinem 54. Lebensjahre währten. In der Schlacht vor den Toren Wiens am 12. September 1683 gehörte Prinz Eugen zu den Ersten, die sich zum Schottentor durchschlugen, um den Belagerten die Hand zu reichen.

Der Befreiung Wiens folgte lange Jahre hindurch ein Feldzug nach dem anderen. Mit dem Kurfürsten Max Emmanuel von Bayern erstürmte Prinz Eugen Belgrad, mit dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden erfocht er den Sieg bei Salamkenen, am Rhein und in Italien hielt er den französischen Angriffen stand. Stets an gefährdetster Stelle kämpfend, wurde der Prinz wiederholt schwer verwundet. In den fast anderhalb Jahrzehnte währenden Feldzügen errang er nicht nur die höchsten militärischen Ehren, sondern vor allem auch das unbedingte Zutrauen seiner Truppen. Als der unscheinbare junge Prinz im Jahre 1683 in einfachem braunem Waffenrock bei der Armee erschienen war, hatten sich die alten Soldaten einander zugeraunt: „Dieses Kapuzinerlein wird den Türken nicht allzu viele Haare ausraufen." Jetzt verstummte der Spott. Liebe und Achtung empfand der einfache Soldat vor dem Prinzen, der in der Schlacht sein Leben so wenig schonte.

Im Jahre 1697 rückte Sultan Mustapha II. wieder in Ungarn ein. Die ihm entgegenstehende kaiserliche Armee war unter unzulänglicher Führung vollständig verwahrlost. Der Weg nach Wien schien den Türken offen zu stehen. In dieser Not schlugen die erfahrensten Veteranen des Kaisers, der Reichsfeldmarschall Ludwig Wilhelm von Baden und der tapfere Verteidiger Wiens, Graf Starhemberg, den Prinzen Eugen als Feldherrn vor. Mit hellem Jubel begrüßte die Armee seine Ernennung. Es gelang dem Prinzen, seine Siegeszuversicht den Truppen einzuflößen; als die Türken am 11. September 1697 bei Zenta die Theiß überschritten, fiel er über sie her und vernichtete sie vollständig.

Begeistert wurde er nach seiner Rückkehr in Wien vom Volk empfangen. Anders war sein Empfang bei Hof. Wie gegen alle bedeutenden Männer, so wandte sich auch gegen den Prinzen Eugen während seines ganzen Lebens der kleinliche Neid engstirniger Menschen. Seine zahlreichen Gegner flüsterten dem Kaiser zu, Prinz Eugen habe sich nicht an den kaiserlichen Befehl, vorsichtig zu handeln, gehalten, er habe das Heer bei Zenta leichtsinnig in Gefahr gebracht. Allzu bereitwillig hörte Kaiser Leopold auf diese Verleumdungen. Als ihm der Prinz das bei Zenta erbeutete Siegel des Großvesiers überbrachte und über die Schlacht Bericht erstattete, hörte der Kaiser schweigend zu und beendete mit einem stummen Kopfnicken die Audienz. Am nächsten Morgen ließ er dem Prinzen den Degen abfordern und Stadtarrest ankündigen. Laut murrte das Volk über diesen dem Retter des Vaterlandes gezollten Dank. Übermütig forderten die Feinde des Prinzen, man solle dem Verächter kaiserlicher Befehle einen Prozeß machen. Nun erwachte aber in dem Kaiser seine eigene, bessere Einsicht. „Davor bewahr mich Gott", erwiderte er, „daß ich den, durch den mir Gott so viel Gnade zugewendet, noch als einen Missetäter vor Gericht fordern sollte. Ich bin solcher göttlicher Wohltat nicht wert. Wie sollte der schuldig sein, dessen sich Gott als ein Instrument gebraucht."

War durch den Sieg bei Zenta die Gefahr im Osten gebannt, so verdüsterte sich der politische Horizont im Westen immer mehr. Am 1. November 1700 starb der kinderlose König Karl II. von Spanien. Sein Tod entfesselte zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon den spanischen Erbfolgekrieg, der halb Europa in Mitleidenschaft zog. Um dem Kaiser die wichtigen spanischen Besitzungen in Italien zu sichern, wollte Prinz Eugen die Lombardei besetzen. In der gleichen Absicht hatte aber Ludwig XIV. bereits den Marschall Catinat nach Italien entsandt. Catinat verschanzte sich im Etsch-Tale in der Nähe des Garda-Sees und schrieb triumphierend nach Versailles: „Wenn die Deutschen nicht Flügel haben, um in den Lüften zu kommen, zu Lande kommen sie nicht." Prinz Eugen schreckte aber vor einem Übergang über das Gebirge nicht zurück. Er sammelte sein Heer bei Rovereto und täuschte die

Franzosen durch Scheinangriffe. Inzwischen ließ er durch einsame Täler und auf steilen Bergpfaden, die nur Hirten und Jägern bekannt waren, Wege für Reiterei und Geschütze bahnen. Wohl schüttelten die Bauern bedenklich den Kopf und meinten, seit Menschengedenken sei kein Karren über die Alpen gekommen — wie wolle man da Pferde und Kanonen hinüberbringen? Doch Eugen wußte den Mut seiner Soldaten auch den Schrecken und Gefahren der Bergwelt gegenüber aufrechtzuerhalten.

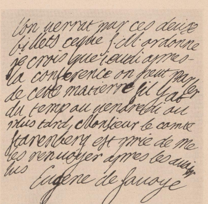
Nach unsäglichen Mühen und Beschwerden glückte der Übergang. Plötzlich stand Prinz Eugen mit seinem Heere in Italien im Rücken der Franzosen und Catinat mußte seine starke Stellung schleunigst verlassen. Über ein Jahr stand nun Prinz Eugen einem weit überlegenen, mit Waffen und Lebensmitteln reich ausgestatteten, feindlichen Heere gegenüber, während es ihm an allem Notwendigen fehlte. In bitteren Worten schilderte er dem Kaiser seine Lage: „Ich bitte Ew. Majestät um des Himmels willen, ergreifen Sie schleunigst starke und kräftige Entschlüsse, verbleiben Sie aber auch fest auf denselben und halten Sie mit größter Strenge auf deren pünktliche Ausführung. Ich sehe die Sachen in einem so betrübten Zustand wie noch nie. In der äußersten Gefahr aber werden die äußersten Mittel erfordert. Ew. Majestät Länder, Fürsten und Herren sind noch nicht so sehr angegriffen, daß von ihnen nicht noch große Beihilfe zu beanspruchen wäre, wie ich denn auch in meinem Gewissen nicht finde, daß der Klerus selbst sich dieser Bürde entziehen könnte. Unser Krieg ist ja weltkundig eine gerechte Sache. Er wird nur geführt, das Recht zu verteidigen, das Gott selbst in die Welt gebracht hat. Der Stand der Armee ist Ew. Majestät sattsam bekannt. Der größte Teil der Soldaten ist nackt und bloß. Die Offiziere sind bettelarm. Viele sterben aus Mangel und Not und, wenn sie krank sind, aus Mangel an Wartung. In keiner Festung befindet sich ein Verteidigungsvorrat. Nirgends befindet sich ein Magazin. Niemand ist bezahlt, folglich das Elend allgemein" (A. von Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, Wien 1858). Endlich fanden seine Vorstellungen Gehör. Im Juni 1703 ernannte ihn der Kaiser zum Präsidenten des Hofkriegsrats und legte damit die Leitung des gesamten Kriegswesens in seine Hände. Mit eiserner Energie suchte Prinz Eugen Ordnung in die Staatsgeschäfte zu bringen, wenigstens die größten Mißstände, den Verkauf der Offizierstellen und die Protektionswirtschaft, abzustellen und eine Fürsorge für die Kriegs-Invaliden einzuführen. Als er nach seinem glänzenden Siege über den abtrünnigen Kurfürsten Max Emmanuel bei Höchstädt am 13. August 1704 auch Bayern in seine Verwaltung nahm, suchte er Bürger und Bauern nach Möglichkeit zu schonen und verlangte die Namen der Offiziere zu wissen, die sich Übergriffe hatten zuschulden kommen lassen. „Und wenn es Feldmarschälle wären, denen es zur Last falle, sich nur einen Heller mehr angeeignet zu haben, als was ihnen gebühre, so werde er schon wissen, was zu tun sei, um sie zur erforderlichen Genugtuung anzuhalten und der verdienten Ahndung zu unterziehen."

Kaum war Deutschland vom Feinde befreit, mußte Prinz Eugen im Jahre 1705 wieder nach Italien, da während seiner Abwesenheit dort alle von ihm errungenen Vorteile wieder verlorengegangen waren. Auch hier wandte sich das Kriegsglück unter seiner Führung. In der Schlacht bei Turin am 7. September 1706 wurden die Franzosen geschlagen und mußten Italien räumen. Während dieses Feldzuges war Kaiser Leopold gestorben, sein Sohn, Joseph I., geistig bedeutend und entschlossen, versprach eine gute Regierung. Er ernannte den Prinzen zum kaiserlichen Generalleutnant-Oberbefehlshaber und ließ ihn zum Reichsfeldmarschall wählen. Auf allen Kriegsschauplätzen rief man jetzt nach dem Prinzen Eugen als Führer. Peter der Große schlug ihn sogar als König von Polen vor. Dem Prinzen lagen aber „derartige Ambitionen" fern. Er wollte den Krieg sobald als möglich beenden und vor allem die deutsche Westgrenze durch das Zurückgewinnen des Elsaß mit Straßburg und der Bistümer Metz, Toul und Verdun sichern.

Aber gerade die glänzenden Siege, die er und der Herzog von Marlborough bei Oudenaarde und bei Malplaquet errangen, steigerten die Begehrlichkeit der leitenden Minister in Wien, in London und im Haag ins Ungemessene. Umsonst warnte Prinz Eugen, der nicht nur Feld-

herr, sondern auch Staatsmann war, immer wieder, man solle den Bogen nicht überspannen. Man hörte nicht auf ihn. Der von dem Prinzen gefürchtete Umschwung des Kriegsglückes trat bald ein. Nach dem Tode Kaiser Josef I. schlossen England und Holland Frieden mit Frankreich. Die Festungen Landau und Freiburg gingen verloren. Jetzt mußten unter ungünstigsten Voraussetzungen die Friedensverhandlungen geführt werden, und in unerschütterlicher Treue übernahm Prinz Eugen die schwere Aufgabe, die Verhandlungen zu leiten. Wohl rettete er dem Hause Habsburg die spanischen Nebenlande in Italien und den Niederlanden; aber so sehr er sich auch für die Interessen des Reiches einsetzte, er konnte den Verlust von Landau nicht abwenden. Bitter enttäuscht über diesen Ausgang des dreizehnjährigen Ringens, schrieb er, die Zukunft klar voraussehend, an den Kurfürsten von Mainz: „Leider weiß ich nur zu gut, daß nun die politischen Beziehungen für alle künftigen Jahrhunderte verdorben sind, daß der bestehende Friede nichts anderes sein kann als ein stummer Krieg. Sobald Frankreich die Seemächte beschäftigt oder zum Kriege verdrossen findet, wird es von den Niederlanden ein Stück nach dem andern abreißen. Sind aber erst die Niederlande unterjocht, so wird der Rhein als Grenze gefordert werden."

Was dem Prinzen Eugen im Westen versagt blieb, hat er im Osten voll errungen. Schon zwei Jahre nach dem spanischen Erbfolgekrieg brach ein neuer Krieg gegen die Türkei aus. Wiederum führte Eugen die kaiserlichen Truppen ins Feld; seine Siege bei Peterwardein am 5. August 1716, bei Belgrad am 16. August 1717 und endlich die Eroberung von Belgrad zwangen die Türken zum Frieden von Passarowitz. Österreich-Ungarn stand, dank der Erfolge des Prinzen, auf dem Gipfel seiner Macht, mit einem Gebiet wie nie zuvor oder später. Freilich hätte es hervorragender Herrscher und genialer Staatsmänner bedurft, um diese bunte Menge von Staaten und Völkern zu regieren. Kaiser Karl VI. hat das Glück eines genialen Ratgebers nicht zu würdigen gewußt. Er erblickte seine Lebensaufgabe darin, seiner Tochter, Maria Theresia, die unumschränkte Nachfolge in allen seinen Ländern zu sichern, und hoffte, dieses Ziel durch eine pragmatische Sanktion, durch Staatsverträge, zu erreichen. Prinz Eugen war anderer Meinung, er sagte: „Verträge, Ew. Majestät? Eine gut geübte Armee und ein voller Staatsschatz, das ist der einzige Vertrag, der dieser pragmatischen Sanktion Geltung verleihen kann." Aber


l'on verrat par ces deux billets ce que j'ai ordonne je crois que jeudi apres la conference on peut parler de cette matierre s'il y a du temps ou vendredi au plus tard, Monsieur le comte Harrenberg est prié de me les renvoyer apres les avoir lus Eugene de Savoye

Bruchstück eines Briefes von der Hand Prinz Eugens
Mit der deutschen Sprache stand er zeitlebens auf unfreiwilligem Kriegsfuß, darum schrieb er immer nur französisch, und über seine holperige und ungelenke Schrift hat er selbst oft gespottet

der Kaiser ließ sich nicht belehren, sondern mischte sich gegen den dringenden Rat des Prinzen Eugen in den polnischen Erbfolgekrieg ein — in der irrigen Ansicht, dadurch die pragmatische Sanktion zu fördern. Die Folge dieser unvorsichtigen Haltung war ein neuer Krieg mit Frankreich. Für einen Krieg war aber der Kaiser in keiner Weise gerüstet, denn allen Warnungen des Prinzen Eugen zum Trotz hatte er sein Heer verringert und den Staatsschatz verschleudert.

Dennoch übernahm Prinz Eugen, obwohl 71 Jahre alt, krank und ruhebedürftig, auf die Bitte des Kaisers den Oberbefehl, um durch geschickte Operationen wenigstens ein allzu weites Vordringen der Franzosen in das Reich zu verhindern. In diesem Feldzug erschien auch der junge Kronprinz von Preußen — der spätere Friedrich der Große — im Lager. Prinz Eugen erkannte die Bedeutung des Kronprinzen und schrieb dem Kaiser: „Unendlich viel liegt daran, diesen jungen Herrn zu gewinnen, welcher dereinst mehr Freunde in der Welt als sein Vater sich machen wird und viel Schlimmes und Gutes tun kann." Fortgesetzt mahnte der Prinz, Frieden zu schließen, „da man ohne Geld und ohne Waffen keinen Krieg führen könne".

Die Folge dieses Krieges war für Deutschland der Verlust der Herzogtümer Lothringen und Bar an Frankreich. Über diesen Ausgang urteilte Friedrich der Große: „Solange die Kräfte des Prinzen Eugen dauerten, hatten Österreichs Waffen und Verhandlungen Erfolg. Mit seiner Kränklichkeit begann die Epoche des Rückganges und der Ränke aller kaiserlichen Minister."

So sehr Prinz Eugen während seines ganzen Lebens durch Kriegs- und Staatsgeschäfte in Anspruch genommen war — seine Neigungen gehörten keineswegs nur seinem Beruf. Er war ein Kenner und Förderer der Kunst und der Wissenschaften, wie sie Österreich nur selten besessen hat. Als Leibniz 1712 nach Wien kam, unterstützte er dessen Gedanken, in Wien eine Akademie der Wissenschaften zu gründen. Bald verband eine aufrichtige Freundschaft den Feldherrn und den Forscher; als Eugen in dem Feldzug gegen die Türken im Jahre 1716 den Tod des großen Gelehrten erfuhr, betrauerte er den Verstorbenen „als seinen besten Freund".

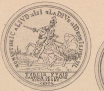
Sobald der Prinz, der von Haus aus vermögenslos war, über einigermaßen ausreichende Mittel verfügte, verwandte er sie, um Künstlern Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Talente zu geben. Seine Bauten, sein Palast an der Himmelspfortgasse, das spätere Finanzministerium, und sein Landsitz Belvedere wurden Zierden der Stadt. Mit großen Kosten begründete er eine Sammlung von Kunstschätzen und eine Bibliothek, die an Reichhaltigkeit die meisten Privatbibliotheken übertraf.

Der Charakter des Prinzen ist durch den im Volkslied verliehenen Beinamen „der edle Ritter" vortrefflich gekennzeichnet. Sein bedeutendster Gegner, der französische Marschall Villars, sagte während der Rastatter Friedensverhandlungen: „Nichts hat mir in meinem Leben so viele Mühe gekostet, als die Redlichkeit Eugens nicht zu beleidigen, sein Charakter flößt jedem Ehrfurcht ein." Bei aller seiner Größe war er von der natürlichsten Bescheidenheit. In seinen Siegesnachrichten erwähnte er stets nur seine Offiziere und Soldaten, nie sich selbst.

Die kurze Zeit seiner Verwaltung der Niederlande läßt seine Uneigennützigkeit in leuchtendem Glanze erscheinen. Den Gedanken, ihm in Brüssel ein Standbild zu errichten, wies er zurück, da er diese Auszeichnung weder verdiene, noch wünsche. Ein Geldgeschenk von 12 000 Dukaten, das ihm die Stände von Flandern und Brabant bei der Huldigung überreichen wollten, lehnte er ab und erteilte seinem Stellvertreter einen scharfen Verweis über dessen Beteiligung an diesem Vorhaben. Die Lauterkeit seines Wesens entsprach der Kraft seines Geistes.

Am 21. April 1736 schloß er nach einem Leben voll von Mühen und Sorgen die Augen. In ihm verlor Österreich seinen letzten wahrhaft großen Staatsmann und Feldherrn, Deutschland den starken Schirmherrn seiner Grenzen.







Gedenkmünzen für Prinz Eugen
25 verschiedene Medaillen wurden auf Eugens Taten geprägt:

1. Siegesmünze auf die Schlacht von Malplaquet (1709). 2. Siegesmünze auf die Eroberung von Belgrad (1717). 3. Gedenkmünze auf Eugens Tod (1734)

Kleine Geschichten um Musiker

Aus Johannes Reichelt: Erlebte Kostbarkeiten (A. H. Payne, Leipzig)

„Gerade die kleinen Bausteine zur Charakteristik des Künstlers führen zum Rhythmus des Wesens und lassen den suchenden, irrenden, kämpfenden, wirklichen Menschen erstehen; aus dem Kunstbereich der Großen blüht die Anekdote. Sie ist die eigentliche Resonanz des Künstlers im Volk." Johannes Reichelt, der bekannte Musikkritiker, weiß solcher „erlebten Kostbarkeiten" eine ganze Reihe zu erzählen, vor allem aber, sie zu kleinen, geschlossenen Charakterbildern abzurunden. Neben den Meistern Siegfried Wagner, d'Albert, Puccini, Schillings, Strauß und Reger sind Cosima Wagner und Nikisch Abschnitte gewidmet, und des alten Friedrich Wieck (Schumanns Lehrer und Schwiegervater) Bild steigt im Bericht seiner Tochter rührend und lebendig auf. Persönliche Erinnerungen an die große Vorkriegsepoche der Dresdner Staatsoper unter Schuch geben manchen Einblick in Glück und Gefahr des Theaterlebens. Der Musikfreund wird gern in dem reich bebilderten Band blättern.

Wagner tanzt!

Siegfried Wagner erzählte: Es war zum letzten Besuch Großvater Franz Liszts in Venedig. Er spielte Beethoven, die A-dur-Symphonie. Beim Scherzo öffnete sich plötzlich die Tür: Unser lieber Vater, der in letzter Zeit oft bedrückt war, wiegte sich nach Beethovenschen Rhythmen, glücklich lächelnd! Wir waren sprachlos und bewunderten den Vater, den wir noch nie tanzend gesehen.

Ein „Wagner-Schüler"!

Wagner hörte einmal einen Leiermann aus dem Lohengrin in rasendem Tempo spielen. Er bedeutete dem Spieler das richtige Tempo. Anderntags konnte man am Leierkasten lesen: „Gustav Gerstenberg, Schüler von Richard Wagner"!

Kundry im Stall

Therese Malten rettete sich, um ungestört und keinen störend die Rolle der Kundry zu studieren, in einen leeren Pferdestall: „Ich vergaß meine Umgebung und übte und stöhnte: ‚Ach . . . ah . . . Weh mir!' . . . Und ich übte und übte das unheimliche ekstatische Lachen bis zum krankhaften Wehegeschrei. Eben stieß ich den berühmten Kundry-Schrei aus —: Da rüttelte es an der Tür: ‚Aufmachen!!!' schrie eine derbe Männerstimme. Draußen hatte sich ein Häuflein erregter Menschen gebildet, das sich dann „an Hand der Partitur" seine Sorgen um das ächzende Wesen im verlassenen Stall in Heiterkeit verkehren ließ."

So begann „Tieflands" Siegeszug!

D'Albert schrieb an Reichelt: „Niemand wollte meine Oper ‚Tiefland' haben. Ein aufregendes Jagen und Bitten. Nach der Uraufführung ließ ich die Partitur auf meine Kosten herstellen. Weimar wies die Oper verletzend ab. In Leipzig hatte sie einen glatten Mißerfolg. Seebach und Hülsen sprachen sich abweisend aus." Dann „monatelang ausverkaufte Häuser . . ."

Auch ein Titel!

Als Strauß die Symphoniekonzerte der Berliner königlichen Kapelle übertragen bekam, wirkte er in einem für Hofkreise recht fortschrittlichen Sinne. Der Kaiser meinte einmal, lächelnd auf Strauß deutend: „Da habe ich eine schöne Schlange an meinem Busen genährt!" Der Berliner Volkshumor nannte den Kapellmeister nur noch die „Hofbusenschlange"!

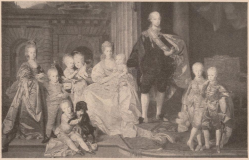
Reger

Einem Kritiker, der nach einem Konzert die lauten Bläser schalt, schrieb der Meister auf offener Postkarte: „Sie haben recht: Blech darf man nicht hören, sondern nur schreiben!"

Der letzte Kaiser des alten Reichs

Erwin Weill / Vier Frauen und ein Kaiser

Von Wilhelm Recken



Leopold von Toskana und seine Familie. Rechts Franz mit seinem Bruder Leopold

Die liberale Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts hat uns ein recht unfreundliches Bild des letzten deutschen Kaisers aus Rudolf von Habsburgs Geschlecht überliefert. Gewiß — es ist viel düsterer Schatten auf diesen Enkel der großen Maria Theresia gefallen, den das wenig beneidenswerte Los traf, ein volles Jahrtausend deutscher und zum guten Teil auch europäischer Geschichte abzuschließen. Aber es war nicht seine Schuld, daß das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das schon seit dem Dreißigjährigen Krieg den Todeskeim in sich trug, dem Ansturm einer neuen Zeit erliegen mußte, in der kein Platz mehr war für dieses in mittelalterlichen Begriffen erstarrte und verkalkte Staatswesen, das der gesunden Entwicklung und nationalen Wiedergeburt Deutschlands nur hemmend und hindernd im Wege stand. Die Rolle, die Franz II. in diesem Auflösungsprozeß des alten Reiches zu spielen hatte, war mehr passiver als aktiver Natur, und auch ein stärkerer und eigenwilligerer Charakter als er hätte den unerbittlichen Lauf des Schicksals weder aufhalten noch in andere Bahnen lenken können.

Als Kind der Aufklärung war er zeitlebens Realpolitiker, der sich an die einmal gegebenen wirklichen Dinge hielt und sich nie in phantastischen Luftschlössern und romantischen Träumereien verlor. Und da er die Grenzen seiner Macht kannte, so jagte er nicht unerreichbaren Phantomen nach, sondern rettete aus dem Zusammenbruch, was noch zu retten war und was ihm am nächsten lag: den Familienbesitz, die Hausmacht der Habsburger. Daß dadurch der mitteleuropäische Ostraum noch für die Dauer eines vollen Jahrhunderts dem Deutschtum erhalten blieb, haben uns erst die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre gelehrt. Diese späte Erkenntnis bedingt auch zwangsläufig eine gewissenhafte Nachprüfung des strengen und einseitigen Urteils, das die Zeitgenossen über Kaiser Franz und seinen großen Staatskanzler Metternich gefällt haben.



Kaiser Franz I.

Der Mann mit dem schmalen, langen Dinarierschädel und den nüchternen, fast asketisch-kalten Zügen, die durch die hohe, vorgewölbte Stirn und die strenge Linienführung der Nase noch unterstrichen werden, ist in Wirklichkeit niemals der herz- und gemütlose Biedermeiertyrann gewesen, als den man ihn früher geschildert hat. Im Gegenteil — dieser Kaiser, der an dem Sterbebett dreier Frauen stand und dem schließlich die vierte die müden Augen zudrückte, ist als Ehemann wie als Mensch ein überaus zärtlicher, empfindsamer Gatte, ein liebevoller Vater und — nehmt alles nur in allem — auch ein vom besten Willen beseelter und überaus fleißiger Herrscher gewesen, der es ehrlich und ernst gemeint hat mit seinem Wahlspruch: „Meine Liebe gehört meinen Völkern."

Sein stark ausgeprägter Familiensinn war das Erbteil der fruchtbaren Großmutter und der nicht minder kinderreichen Eltern. In Florenz herangewachsen, wo sein Vater Leopold als Nachfolger der Medici solange als Großherzog von Toskana residierte, bis der Tod seines kinderlosen Bruders Josef II. ihn auf den verwaisten Kaiserthron berief, war der 1768 geborene Franz schon in der Wiege dazu ausersehen, einst die Krone Karls des Großen zu tragen. Als dem Begabtesten unter seinen Geschwistern wurde ihm eine ebenso strenge wie gründliche Erziehung zuteil — „ich will nicht einen Prinzen aus ihm machen, sondern einen Menschen", hatte der Vater gesagt. Und dieses Erziehungswerk wurde dann in Wien von seinem kaiserlichen Oheim fortgesetzt, der seinen künftigen Erben zum Staatsmann und Soldaten ausbildete.

Franz, den sie am Wiener Hof „Fabius Cunctator" nennen — den Zauderer, weil er klug und vorsichtig alles erst abwägt und prüft und dabei stets an die Folgen und den Ausgang seines Handelns denkt, ist noch nicht zwanzig, als er seine erste Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, heimführt.



Elisabeth von Württemberg

ihr auf. Bei der Trauung in der Augustinerkirche ließ der Kardinal-Erzbischof ihren Ring zu Boden fallen — das ist ein schlechtes Vorzeichen für die Braut. Ein Haudegen ist der bedächtige Franz nicht, wohl aber ein gewissenhafter Kriegstheoretiker. Und er ist froh, als der Oheim ihn endlich nach Wien heimschickt.

In der Hofburg hat die Schildwache die Weiße Frau gesehen, das schreckhafte Hausgespenst, das den bevorstehenden Tod eines Familienmitgliedes ankündigt. In Fieberschauern wälzen sich zwei Sterbende auf ihrem Lager: die junge Erzherzogin Elisabeth, die ihrem ersten Kinde das Leben schenken soll, und der Kaiser, der todkrank aus dem Felde heimgekehrt ist, um sich zu seinen Ahnen zu versammeln.

Am Morgen des 18. Februar 1790 nimmt Elisabeth Abschied von ihrem Gatten: „So sehr geliebt habe ich dich, mei Franzele, und nun muß ich sterben", kommt es schmerzlich über ihre blutleeren Lippen.

Elisabeth ist bezaubernd. Sie gleicht einer exotischen Blume, die in einem Treibhaus an einem deutschen Fürstenhof gehalten wird. Ihre Gestalt ist schlank wie die schönste Reitgerte ihres Vaters, ihre Hände und Füße sind schmal und klein, dem damaligen Geschmack entsprechend. Das Schönste an ihr ist der Mund. Wenn sie lächelt, wirkt sie besonders anmutig.

Mit übermenschlicher Kraft beugt sich die junge Frau vor, legt ihre abgezehrten Arme um den Hals ihres Mannes, preßt ihn an sich — langsam gleiten ihre Hände über den weißen Waffenrock, die Finger, deren Nägel sich bläulich gefärbt hatten, krampfen sich zusammen und werden starr, der Kopf fällt in die hochaufgerichteten Polster. Es ist zu Ende.

Und dieses Lächeln gewinnt ihr nicht nur die Liebe des Gatten, sondern auch die Zuneigung der lebensfrohen Wiener, die der Braut ihres künftigen Kaisers zujubeln. Der Ehehimmel des jungen Paares hängt voller Geigen; jede freie Stunde, die ihm der strenge militärische Dienst läßt, widmet Franz der angebeteten Frau. Der Türkenkrieg reißt ihn von ihrer Seite — auf Befehl des Oheims muß er sich an die Front nach Slawonien begeben. Die beiden Gatten sind untröstlich über die Trennung. Elisabeths schöne Augen füllen sich mit Tränen — düstere Ahnungen eines frühen Todes steigen in

Mit zweiundzwanzig Jahren ist Franz zum erstenmal Witwer. Er ist untröstlich über den Tod der heißgeliebten Frau, doch die Pflicht zwingt ihn, seinen Schmerz zu überwinden. Zwei Tage nach Elisabeths Tod stirbt Kaiser Josef — das Reich geht an Leopold von Toskana über, und Franz ist Kronprinz.

Er ist die Zukunft und die Hoffnung der Dynastie. Und kaum ist ein halbes Jahr vergangen, seit sie die Württembergerin in der düsteren Kapuzinergruft bei den toten Habsburgern bei-

gesetzt haben, da hält ihre Nachfolgerin feierlichen Einzug in die Hofburg. Kaiser Leopold hat seinem Sohn eine Enkelin Maria Theresias zur Frau bestimmt. Die Infantin Maria Theresia kommt aus Neapel; sie ist die Tochter des Bourbonenkönigs Ferdinand, die Cousine ihres eigenen Mannes und gerade achtzehn Jahre alt. Nur bangenden Herzens hat sie die lachenden Gestade des Golfes von Neapel mit dem düsteren, wolkenbehangenen Himmel des Nordens vertauscht. Aber die Liebe ihres Mannes entschädigt sie reichlich für dieses Opfer, das sie der habsburgischen Familienpolitik gebracht hat.

Mit Leidenschaft widmet sich Erzherzog Franz der jungen Gemahlin. Er kann ihr stundenlang zuhören, wenn sie in dem grünen Jagdzimmer, sich selbst auf dem Spinett begleitend, mit weicher, melodischer Stimme Lieder singt, die innigste Liebe künden. Es fällt Maria Theresia nicht schwer, solche Lieder zu singen, hingebungsvoll, natürlich und mit stärkster Empfindung. Denn sie liebt Franz nicht deshalb, weil er einmal die deutsche Kaiserkrone tragen würde — sie liebt den Menschen, Gatten, den Ritter ohne Furcht und Tadel.

An der Seite der temperamentvollen Südländerin, deren Wiege am Fuße des Vesuv stand, lebt Franz wieder auf, und seine Freude kennt keine Grenzen, als ihm ein Jahr darauf, am 14. Dezember 1791, Maria Theresia eine Tochter schenkt — die Erzherzogin Maria Luise, die einmal als die Gemahlin Napoleons Kaiserin der Franzosen werden und dann als bescheidene Herzogin von Parma sterben wird.

Ein Vierteljahr später — und Franz ist Kaiser. Am 1. März 1792 rafft die Schwindsucht — die Lungentuberkulose ist mit Franz Stephan von Lothringen, dem Gatten der großen Maria Theresia, in das Habsburger Haus gekommen — den erst fünfundvierzigjährigen Leopold hinweg. In einem Augenblick, da die Französische Revolution sich anschickt, die alte geheiligte Gesellschaftsordnung Europas über den Haufen zu rennen, da das Reich an allen Ecken und Enden auseinanderzufallen droht, tritt der junge Kaiser seine Herrschaft an. Bald wird ihm das Diadem zur drückenden Last, zur Dornenkrone werden.

Die Sorge um das Reich — in Belgien und am Rhein haben mit den Sansculotten auch die umstürzlerischen Ideen der Revolution Fuß gefaßt — nimmt den Kaiser unablässig in Anspruch; nur in den wenigen Stunden, die er sich seiner Gattin widmen kann, fühlt er sich glücklich und frei. Wenigstens im Familienkreis lächelt ihm die Sonne: Am 19. April 1793 bekommt die kleine Maria Luise ein Brüderchen, den Erzherzog Ferdinand Karl, ein schwaches, etwas verwachsenes Geschöpf, das einmal des Vaters Nachfolger werden soll.

Mit größter Regelmäßigkeit wiederholen sich nun Jahr für Jahr die Geburten in der Kaiserfamilie: dreizehn Kinder — von denen allerdings vier in der Wiege sterben — schenkt Maria Theresia dem Gatten, bis auch ihre Lebenskraft erschöpft ist und Franz zum zweiten Male an der Bahre einer geliebten Frau steht.



Maria Theresia von Neapel



Maria Ludovika

Mit fünfunddreißig Jahren geht sie von ihm, zu einer Zeit, wo er dringender als je einer Hilfe und Stütze bedurft hätte. Am 5. April 1807 ist die Blume von Neapel dahingewelkt — die Welt hat ein anderes Gesicht bekommen in den siebzehn Jahren, seit jenem 19. September 1790, da sie dem Erzherzog-Thronfolger Franz die Hand reichte. Das Reich ist zerfallen und eine Beute Napoleons geworden, der als Sieger in Schönbrunn weilt und die kaiserliche Familie aus ihrem Heim vertrieben hat. Gerade daß man nach Austerlitz wenigstens noch die Habsburger Erblande vor dem Zugriff des Korsen retten konnte. Die Sorgen und Aufregungen der letzten Jahre haben Maria Theresias Lebenskraft vorzeitig untergraben. Mit bewundernswerter Standhaftigkeit hat die persönlich anspruchslose, herablassende und zuvorkommende Frau das schwere Leid getragen, das über ihr geliebtes Volk und über die eigene Familie hereingebrochen war. Kann man der unglücklichen Frau verdenken, wenn sie den Mann glühend haßte, der Österreich und ihren Gatten bei Marengo und Austerlitz so tief gedemütigt, der ihre Eltern aus Neapel vertrieben hatte — und der noch ein zweites Mal als Sieger nach Wien kommen wird, um ihre Tochter Maria Luise als Siegespreis zu verlangen?

Als sich dieses tragische Geschick erfüllt, schläft Maria Theresia schon zwei Jahre an der Seite Elisabeths von Württemberg. Der Witwer hat zum drittenmal geheiratet, abermals eine Cousine, die Tochter seines Oheims Ferdinand von Modena, dessen kleines Land längst im Riesenkörper des Empire Français aufgegangen war. Maria Ludovika, die neue Kaiserin, war volle zwanzig Jahre jünger als ihr Gatte und kaum drei Jahre älter als ihre Stieftochter Maria Luise. Mit ihrer Mutter Maria Beatrix — der Vater ist 1806 gestorben — lebt sie im Palais am Minoritenplatz und wartet darauf, daß sie einmal mit einem Erzherzog verheiratet wird. Aber es ist der Kaiser selbst, der um ihre Hand anhält. In der Hofburg sieht man die neue Kaiserin nicht gerne:

Es gibt eine Partei am Hofe, die meint, daß die Kaiserin Hader in die Familie ihres Gatten bringen werde, da ihre Gesinnung der vieler Mitglieder des Kaiserhauses, vor allem aber des Erzherzogs Karl, entgegengesetzt sei. Maria Ludovika zeigt sich als Diplomatin und bemüht sich, gerade jene zu gewinnen, von denen sie weiß, daß sie ihnen ein Dorn im Auge ist. Sie ist besonders freundlich mit ihren Schwägern, den Brüdern Franz' I., sie wirbt nahezu um deren Gunst. So gelingt es ihr, sich aus Feinden Freunde zu machen und Schwankende zu überzeugen.

Dem Kaiser ist sie eine treue, hingebende Gattin und den Kindern eine vorbildliche Stiefmutter, die sich ihre Zuneigung im Sturm erobert. Gleich ihrer Vorgängerin Maria Theresia ist auch sie eine glühende Feindin des Korsen, und die schwache Frau ist es, die den schwankenden und verzagten Gatten immer wieder zum Kampf gegen den Usurpator und Feind ihrer Familie anspornt, die selbst nach dem abermaligen Zusammenbruch Österreichs bei Wagram den Mut nicht verliert und den Glauben an den endgültigen Sieg behält. So ist es nur allzu verständlich, wie schmachvoll die Kaiserin die Vermählung ihrer Stieftochter Maria Luise, die ihr eine fast gleichaltrige Freundin war, mit Napoleon findet; es ist für sie eine Mesalliance, die das stolze Habsburger Haus entehrt. Aber die Staatsräson ist stärker als das Gefühl: um den Rest seines Reiches zu retten, muß Franz schweren Herzens die Tochter opfern. Und sie selbst, die stolze Maria Ludovika, deren Jugend und Anmut den alternden Olympier Goethe,



Marie Louise mit dem König von Rom

der ihr in Karlsbad seine Huldigung darbrachte, in Begeisterung versetzte, muß sich vor dem neuen Herrn Europas beugen. Es hat sie eine harte Überwindung nach schwerem Kampf gekostet, die Reise nach Dresden, wohin Napoleon die von ihm abhängigen Fürsten bestellt hatte, bevor er sich nach Rußland begab. Für sie war der Mann, der die halbe Welt beherrschte, auch jetzt noch der kleine Korporal, ein Emporkömmling und Usurpator, dem ihre Verachtung galt. Und obwohl er sich ihr gegenüber von seiner liebenswürdigsten Seite zeigte, blieb sie doch stolz, kühl und unnahbar.

Vielleicht ist es nur dieser abgrundtiefe Haß, der ihren gebrechlichen Körper aufrecht hält und ihr neue Kraft verleiht: sie kann nicht sterben, bevor sie nicht den Sturz ihres Feindes erlebt hat. Und diese Genugtuung wird ihr zuteil: Waterloo ist vorüber, und der „Northumberland" durchpflügt die weite Wüste des Atlantischen Ozeans, um den Gefangenen der Engländer nach Sankt Helena zu bringen, als die todkranke Maria Ludovika vor dem rauhen, feuchten Herbst mit seinen Nebeln und Regenschauern in die wärmere Lombardei flüchtet, über deren Städten jetzt wieder siegreich der Habsburger Doppelaar weht. Alle wissen, daß die Kaiserin nicht mehr heimkehren wird: „Die Leute stehen am Straßenrand, ziehen die Hüte, als käme ein Sarg vorbei." Neben dem Kutscher in der goldstrotzenden Livree thront der Tod auf dem Bock des kaiserlichen Galawagens.

Mit dem letzten Aufgebot der schwindenden Kräfte schleppt sich die Sterbende noch durch Venetien und die Lombardei, wo das Kaiserpaar überall festlich empfangen wird. Ein müdes Lächeln spielt um ihre bleichen, verfallenen Züge: sie weiß, daß sie ihren dreißigsten Geburtstag

nicht mehr erleben wird. Noch einmal erholt sie sich, aber es ist nur das letzte Aufflackern des erlöschenden Lebenslichtes. Am 7. April 1816 liegt sie in Verona auf der Totenbahre.

Im Prater blühen wieder die Bäume, aber die sonst so fröhliche, geräuschvolle Phäakenstadt an der Donau ist still und verödet — ganz Wien trauert mit dem schwergeprüften Kaiser um den Tod der allgemein verehrten anmutigen Maria Ludovika.

Franz lebt ganz zurückgezogen in der Hofburg. Wenn er von Zeit zu Zeit nach Laxenburg hinausfährt, um unter uralten Bäumen die Wege zu gehen, die Maria Ludovika so sehr geliebt hat, spricht er mit dem ihn begleitenden Adjutanten kein Wort, er hat die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Kopf gesenkt. Zwei scharfe Falten sind um seinen Mund. Soll es denn wirklich sein Schicksal sein, allein bleiben zu müssen? Weshalb sind ihm schon drei Frauen gestorben, weshalb straft ihn Gott so schwer?



Karoline Augusta von Bayern

Aber schon raten ihm die Brüder, vor allem Erzherzog Karl, sich wieder zu vermählen. Metternichs Wahl fällt auf die Prinzessin Karoline Augusta, eine Tochter des Bayernkönigs Max Josef. Sie ist eine schöne, stattliche Erscheinung, der Liebling des Vaters und der guten Münchner. „Sie hat blauschwarzes Haar, große Augen, in denen ein seltsames Feuer strahlt, ein schmales, frisches Gesicht und eine herrliche Figur.“ Allerdings hat sie schon eine unglückliche Ehe mit dem Kronprinzen Karl von Württemberg hinter sich, die nach kurzer Dauer für nichtig erklärt wurde. Karoline Augusta ist also nicht geschieden, und so kann sie als katholische Fürstin doch noch einen zweiten Ehebund schließen.

Im November 1816 wird sie Franz I. angetraut — es gibt viele Wiener, die bei allen vier Hochzeiten ihres Kaisers dabeigewesen sind.

Das Leben hat Franz viel Kummer und noch mehr Enttäuschungen gebracht. In schlaflosen Nächten denkt er an das Schicksal des Reiches, das er aus allen Fährnissen der Umsturzzeit hinübergerettet hat, in eine Zukunft, die sich von der Vergangenheit abkehrt. Wer wird sein Nachfolger? Der geistesschwache unfähige Ferdinand . . . Seine Hoffnung ist der Enkel Franz Josef, der dem Herzen des Großvaters ebenso nahe steht wie Marie Luises frühverstorbener genialischer Sohn, der unglückliche Napoleonide Reichstadt. Auch ihm gilt Karolina Augustas mütterliche Liebe.

Zusehends verfällt der Kaiser. Seine Gattin liest ihm vor, singt und musiziert, um ihn zu erheitern. Doch er weiß, daß es zu Ende geht. Am Morgen des 2. März 1835 streicht seine erkaltende Hand noch einmal über Franz Josefs Locken. Dann wimmern die Totenglocken. Schluchzend kniet Karolina Augusta an der Bahre.

Sämtliche Abbildungen des vorangehenden Beitrags sind dem Werke Erwin Weill, »Vier Frauen und ein Kaiser« mit Erlaubnis des Verlages entnommen

Gesund durch Vitamine

Von Dr. Hans Karstens

Gerade ein Vierteljahrhundert ist es her, daß der polnische Biochemiker K. Funk in der Reiskleie einen geheimnisvollen Stoff entdeckte, dessen Mangel schwere, ja lebensbedrohende Folgen für den Organismus nach sich zieht und dem er daher den Namen „Vitamin“ (von lat. vita = Leben) beilegte. Ob Funk eine Ahnung davon hatte, welches Schlagwort von weltenweiter Bedeutung er damals, im Jahre 1911, mit dieser Bezeichnung aus der Taufe hob? Von der ursprünglichen Anschauung ist freilich wenig übriggeblieben; weder hat sich der von Funk und vor ihm schon von dem holländischen Kolonialarzt und Pionier der Vitaminforschung, Christian Eijkman, vermutete geheimnisvolle Stoff in chemischem Sinne als ein „Amin“ noch überhaupt als einheitlicher Körper erwiesen. Vitamine sind vielmehr, wie wir heute wissen, eine ganze Reihe verschiedenster Verbindungen, die als sog. „Ergänzungsstoffe“ in unserer Nahrung enthalten und in winzigen Mengen als Regler wichtiger Organtätigkeiten geradezu unentbehrlich für den regelrechten Ablauf der Lebensvorgänge sind; solchermaßen, daß ihr Mangel, wie er bei einseitiger und unzweckmäßiger Ernährung eintritt, zur Ursache schwerster Gesundheitsschädigungen werden kann.

Die Vitaminforschung der letzten Jahre ist denn auch eifrig bestrebt gewesen, weiter in das Geheimnis dieser „Lebensstoffe“ einzudringen; und im besonderen der deutschen Forschung ist es gelungen, Wege zu weisen, auf denen es möglich wurde, die für den Menschen wichtigsten Vitamine in reiner Form herzustellen. Damit wurden sie der Heilwissenschaft als genau dosierbare Arzneimittel zugänglich; und nun begann die überaus fruchtbare Entwicklung einer besonderen Vitamintherapie, die heute schon so erfreuliche, ja, vielfach erstaunliche Erfolge aufzuweisen hat, daß auch der Nichtarzt sich in großen Zügen darüber unterrichten sollte.

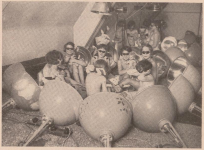
Diesem Zweck dient ein soeben von dem Arztschriftsteller Dr. med. et phil. Gerhard Venzmer erschienenes Buch „Gesund durch Vitamine“, das in allgemeinverständlicher und unterhaltender Weise das für die Allgemeinheit praktisch Wichtigste aus dem heute schon gewaltig angewachsenen Gebiet der Vitaminwissenschaften schildert. So bildet dieses lebendig geschriebene und reich bebilderte Vitamin-Buch — dem auch die Abbildungen dieses Beitrags entstammen — gleichsam das Gegenstück zu dem vordem erschienenen Hormon-Buch des gleichen Verfassers „Deine Hormone — dein Schicksal“, das im Jahrgang 1933 unserer Zeitschrift (S. 445 ff.) gewürdigt wurde.

Fünf Vitamine sind es im besonderen, die für das Leben und die Gesundheit jedes einzelnen Menschen von größter Bedeutung sind: das Epithelschutzvitamin A, das Beriberi-Vitamin B_1, das pellagraverhütende Vitamin B_2, das antiskorbutische Vitamin C und das antirachitische Vitamin D.

Welche ausgezeichneten Erfolge z. B. mit dem Vitamin D im Kampfe gegen die Volkskrankheit Rachitis erzielt wurden, ist so bekannt, daß es nicht besonders erörtert zu werden braucht. Hinsichtlich der übrigen Vitamine aber gab es zunächst Zweifel darüber, ob ihre Herstellung in reiner Form als Arzneimittel notwendig und zweckdienlich sei. Denn erstens weiß man, daß ein gesunder Organismus durch künstliche Vitaminzufuhr eine Verbesserung seiner Lebenstätigkeiten nicht erfährt; zweitens dürfen wir annehmen, daß in der üblichen gemischten Kost Vitamine normalerweise in hinreichender Menge enthalten sind; und drittens sind die durch den Mangel der Vitamine auftretenden Krankheiten, wie etwa Beriberi und Pellagra als Folge des B-Mangels oder Skorbut als Folge des C-Mangels bei uns glücklicherweise so selten, daß — abgesehen von der Rachitis — für eine eigene „Vitamin-Therapie“ zunächst nur geringes Interesse bei der Ärzteschaft bestand.

Je eingehender man sich indessen mit dem Studium der Mangelkrankheiten befaßte, um so deutlicher wurde es, daß es von den ersten Anfängen einer Schädigung infolge ungenügender Vitaminzufuhr bis zur voll entwickelten Krankheit eine Unmenge fließender Übergänge gibt; und gerade diese Anfangsstadien und leichteren Formen der Mangelschädigung sind allem Anschein nach auch in unseren Breiten wesentlich

häufiger, als man bisher angenommen hat. Als Mangel an Vitamin C z. B. wird die sog. „Frühjahrsmüdigkeit" aufgefaßt, deren Entstehen darauf zurückzuführen ist, daß in den Frühjahrsmonaten für die wirtschaftlich schwächeren Kreise der Bevölkerung die Beschaffung der C-haltigen Frischgemüse unerschwinglich wird; die „Frühjahrsmüdigkeit", die sich in Ringen unter den Augen, leichter Ermüdbarkeit schon nach geringen Anstrengungen, bleiernem Gefühl und Schienbeinschmerzen schon bei kurzen Spaziergängen, allgemeiner Mattigkeit und unter Umständen sogar Zahnfleischblutungen bemerkbar macht, wird denn auch heute als allererstes Stadium des Skorbut angesehen, und Benzmer gibt dementsprechend in seinem Buche eine ganze Reihe von natürlichen Anweisungen, wie man solche Schäden vermeidet. Weiterhin zeigt er, wie man den für die Volksgesundheit so nachteiligen skorbutartigen Erkrankungen künstlich ernährter Säuglinge vorbeugt.



Kinderbehandlung gegen Rachitis durch künstliche Höhensonne

Von großer praktischer Bedeutung für die Heilkunde hat sich dann ferner auch die Feststellung erwiesen, daß ein vitaminreich ernährter Organismus einer bestehenden Infektion ungleich leichter Herr wird als ein vitaminarm ernährter; hatte man bisher doch bei solchen Zuständen gerade mit Vorliebe eine (vitaminarme) Schleimsuppendiät verordnet! Das Vitamin C z. B. scheint geradezu unmittelbar bei der Abwehr von Ansteckungskrankheiten eine wichtige Rolle zu spielen, denn man hat neuerdings festgestellt, daß der C-Stoff die Lebenskraft und Giftigkeit von Diphtherie-Bazillen merklich herabsetzt!

Mit allen solchen und vielen weiteren Erkenntnissen, die in dem Buche „Gesund durch Vitamine" im einzelnen dargestellt sind, hat denn auch in neuester Zeit die Anwendung der Vitamine in der praktischen Heilkunde immer weitere Ausdehnung erfahren. Mit dem reinen A-Vitamin werden, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, gute Wirkungen erzielt bei gewissen Augenkrankheiten der Kinder, so besonders bei hartnäckigen juckenden Reiz- und Entzündungszuständen der Augenbindehaut und Rötung der Augen; ferner überhaupt bei allgemeiner Katarrhneigung im Kindesalter, wie sie sich in immer wiederkehrenden „Erkältungen", Schnupfen, „rotem Hals", Rachen- und Luftröhrenentzündungen und Reizhusten bemerkbar macht. Auch auf den Ernährungszustand, das Körperwachstum und die allgemeine Widerstandskraft gegen Ansteckungskrankheit übt der Lebensstoff A günstigen Einfluß aus. Vitamin B_1, das aus Hefe dargestellt wird, scheint sich, abgesehen von seiner überragenden Wirksamkeit gegen die in Ostasien beheimatete Beriberi, in unseren Gegenden auch gegen gewisse Formen der Nervenentzündung (Neuritis) zu bewähren. Das aus Molke gewonnene B_2 wiederum dient als Heilmittel der in Maisgegenden gefürchteten Pellagra, und bei uns findet es gegen eine Reihe von ähnlichen Hauterscheinungen Anwendung. Vitamin C, das teils aus Pflanzenstoffen im großen gewonnen, teils bereits in künstlichem Aufbau „synthetisiert" wird, hat, abgesehen von seiner Wirkung gegen alle Formen des Skorbutes und skorbutähnliche Krankheiten, neuerdings auch noch dadurch von sich reden gemacht, daß es sich als ausgezeichnetes Mittel gegen

innere Blutungen, z. B. des Magens, Darms, der Lunge uſw. erwies und ſogar bei der gefürchteten, der ärztlichen Kunſt bisher nahezu unzugänglichen Bluterkrankheit (Hämophilie) nicht verſagte. Man erklärt ſich dies mit einer abdichtenden Wirkung des Vitamin C auf die Wandungen der Blutgefäße. Auch zur Bekämpfung der in der heutigen Zeit ſo häufigen Paradentoſe, die mit Zahnfleiſchſchwund und Lockerwerden der Zähne verknüpft iſt, kann man das Vitamin C mit Erfolg anwenden. Schließlich läßt ſich durch Zufuhr reinen C-Stoffes der drohenden Vitamin-Verarmung des Körpers bei zehrenden Anſteckungskrankheiten wirkſam vorbeugen, was nach dem oben Geſagten für den Kampf des Körpers gegen die Krankheitserreger doppelt wichtig iſt!

Von hoher praktiſcher Bedeutung iſt es fernerhin, daß ſich bei manchen Frauen Unfruchtbarkeit ſowie die Neigung zu Früh- und Fehlgeburten durch Vitamin C erfolgreich bekämpfen läßt; und das weiſt wieder auf geheimnisvolle Beziehungen zu den Hormonen hin, denn ganz ähnliche Wirkungen laſſen ſich durch entſprechende Verabreichung des im Eierſtock gebildeten ſog. Gelbkörper-Hormones erzielen.

Vitamin D, das (zuſammen mit dem A-Stoff) den wirkſamen Beſtandteil des ſeit uralten Zeiten wegen ſeiner Heilkraft geſchätzten Lebertranes bildet, hat ſich nicht nur bei allen Formen der Rachitis glänzend bewährt, ſondern auch bei mannigfaltigen weiteren Störungen des Knochen- und Kalkſtoffwechſels. Es ſchützt während der Schwangerſchaft die Mutter vor zu ſtarken Kalkverluſten, erleichtert bei Kindern Zahnbildung und Zahndurchbruch und hat ſich auch bei Krampfſucht der Kinder, bei ſkrofulöſen Erkrankungen, Knochentuberkuloſe und tuberkulöſen Knochenfiſteln gut bewährt. Knochenbrüche bringt es raſcher zur Heilung, und ſchließlich dient das D-Vitamin ganz allgemein zur Hebung des Körperzuſtandes, beſonders bei anfälligen und geſchwächten Kindern, ſowie zur Rachitis-Vorbeugung, nicht nur in Säuglingsheimen und Kindergärten, ſondern in jeder Familie, in der die Kleinen, zumal in der Großſtadt, wegen Licht- und Sonnenmangels uſw. für die Engliſche Krankheit in beſonderem Maße empfänglich ſind.

Aus den wenigen, hier herausgegriffenen Beiſpielen ſieht man, daß der Vitaminwiſſenſchaft, die heute gerade erſt ein Vierteljahrhundert alt iſt — ebenſo wie der Hormontherapie — bereits eine ſehr beachtliche praktiſche Bedeutung zukommt. Für eine zweckentſprechende Volksernährung, die einer der wichtigſten Gewährleiſter der Volksgeſundheit iſt, ſind die Erkenntniſſe der neuzeitlichen Vitaminforſchung unerläßlich; es mag in dieſem Zuſammenhange z. B. Erwähnung finden, daß — nachdem deutſche Wiſſenſchaft den Weg zur künſtlichen Herſtellung des C-Vitamins gewieſen hat — im arktiſchen Gebiet von Rußland eine C-Fabrik errichtet wird; ſie ſoll die in dieſen Landteilen ſtändig anwachſende Bevölkerung vor Mangelſchäden bewahren, die infolge des Fehlens von Friſchgemüſe zu befürchten ſind.

Ganz beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die Ergebniſſe der Vitaminforſchung aber auch im Hinblick auf die Geſundheit, Lebenskraft und Widerſtandsfähigkeit der werdenden und der kommenden Generation. Und gerade dieſer Umſtand ſichert dem ſtetig ſich ausbreitenden Forſchungszweige wachſende Beachtung; denn unſere Zeit iſt wie keine andere davon überzeugt, daß das glückliche Gedeihen eines Volkes vor allem von der geſunden Entwicklung ſeiner Jugend abhängt. —

Hauptsächlichste B_1-Vitamin-Quellen

Quelle	Gehalt
Bierhefe (trocken)	1000-2000 R.E. in 100g
Weizenkeimlinge	500-1000 R.E. in 100g
Cenovisextrakt	1000 R.E. in 100g
Marmite	250-400 R.E. in 100g
Preßhefe	ca. 150 R.E. in 100g
Ungeschältes Getreide oder Vollkornmehl (mindestens 95% ausgemahlen)	60 R.E. in 100g
Vollkornbrot (Steinmetz)	40 R.E. in 100g
Vitalinbrot	45 R.E. in 100g
Spinat, Weißkohl, Karotten, Grüne Erbsen, Lauch, Wasserkresse, Kopfsalat	je 20-30 R.E. in 100g
Linsen	60 R.E. in 100g
Grüne Bohnen, Kartoffeln, Tomaten	10-15 R.E. in 100g
Haselnuss	100 R.E. in 100g
Mandeln	50 R.E in 100g
Eigelb	50-100 R.E in 100g
Frisches Fleisch	25 R.E. in 100g
Rindsleber	100-150 R.E. in 100g
Niere, Milch	10-15 R.E. in 100g

Täglicher Bedarf an B_1-Vitamin

0,75-1mg krist. B_1-Vitamin für Erwachsene.

Seelen ohne Kompaß

Von Walther von Hollander

Ludwig Paneth: Seelen ohne Kompaß. Nervenkrankheiten und psychische Störungen als Lebensprobleme des modernen Menschen. Verlag Ernst Rowohlt. Berlin 1935

Das neue Buch des bekannten Berliner Nervenarztes Ludwig Paneth „Seelen ohne Kompaß gibt eine gute Übersicht über die gegenwärtige Lage und die Krise der Seelenheilkunde (Psychotherapie). Es ist ein praktischer Wegweiser durch die Begriffswelt, durch das in den letzten Jahrzehnten sehr erweiterte Gebiet dieser jüngsten und umstrittenen Heilmethode.

Die Erweiterung des Arbeitsgebietes ergab sich naturgemäß aus der allgemeinen Zunahme der Nervosität und der besonderen Zunahme der seelischen Erkrankungen. Die nervöse Anfälligkeit des Durchschnittsmenschen ist größer geworden. Paneth geht im Beginn seines Buches den Ursachen dieser Erscheinung nach. Er führt sie zu einem großen Teil zurück auf die — Errungenschaften, die Fortschritte der Hygiene. Durch die Zurückdrängung der Säuglingssterblichkeit, der Tuberkulose und anderer Volkskrankheiten, werden die schwächeren und nervlich belasteteren Menschen am Leben erhalten. Sie, die durch die Kunst der Hygieniker gerettet wurden, sind nun (nach Paneth) das Arbeitsmaterial der Nervenärzte, sie sind zu einem großen Teil Neurotiker. Aber natürlich nimmt auch durch die Zurückdrängung der körperlichen Arbeit, die naturfernen Lebensbedingungen des Großstädters, durch die Abnahme der Hausarbeit (?) und die Abnahme der Kinderzahl bei den Frauen die Zahl der Neurotiker ständig zu. Was sind nun eigentlich Neurotiker?

Wie unterschiden sie sich von Nervösen oder Geisteskranken? Die Grenze zwischen Neurosen oder nervösen Zuständen und allgemeiner Nervosität ist quantitativ und fließend. Neurosen sind gesteigerte und nicht ohne weiteres auflösbare Nervositäten. Der Unterschied zwischen Neurosen und Geisteskrankheiten ist hingegen qualitativ. Bei Neurosen ist die Nerven- und Gehirnsubstanz unversehrt, bei Geisteskrankheiten häufig angegriffen. Eine neurotische Depression entsteht meist auf einen äußeren Anlaß hin, die Depression der Geisteskranken (Psychose) ohne Beziehung auf ein äußeres Ereignis.

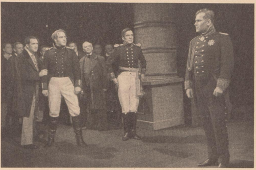
Die häufigsten nervösen Beschwerden stammen aus dem Mißverhältnis zwischen Spannung und Lösung im modernen Menschen. An die Stelle von Spannung ist Krampf getreten, an die Stelle von Lösung Schlaffheit. Die Krankheit vorwiegender Schlaffheit ist Neurasthenie, die Krankheiten vorwiegenden Krampfes sind Hysterie und Zwangsneurose. Während die Hysterie, eine Folge der Abschneidung von der Natur oder der Unterdrückung von Naturtrieben, im letzten Jahrzehnt rapide abgenommen hat, hat die Zwangsneurose, eine Folge des Verlustes der großen ethischen und religiösen Bindungen, sehr zugenommen. Spurweise oder in Vorstufen sind Hysterie und Zwangsneurose in sehr vielen heutigen Menschen vorgebildet. Die Vorstufe der Hysterie ist Triebhaftigkeit. Der triebhafte Mensch ist bedenkenlos, leichtsinnig, großzügig, verschwenderisch, scharmant und unethisch. Die Vorstufe der Zwangsneurose ist Zwanghaftigkeit. Der zwanghafte Mensch ist tyrannisch, ungesellig, ethisch, gewissenhaft, übergenau. Beide Grundtypen sind zu großen Leistungen fähig, wenn sie an die ihnen gemäße Arbeit kommen. Ein Hauptteil der Seelenheilkunde versucht daher, den kranken oder gefährdeten Menschen an die seiner Grundanlage gemäße Arbeit zu bringen, den zwanghaft Veranlagten z. B. an Arbeit, die Beharrlichkeit verlangt, den Triebhaften an Arbeit, die Gefühlsüberschwang braucht. Der Mensch, der die ihm z sagende Arbeit gefunden hat, ist neurotisch meist nicht mehr gefährdet.

Der an diesen allgemeinen Teil anschließende Bericht Paneths über die Wandlungen der Seelenheilkunde im letzten Jahrzehnt ist sehr lesenswert, kann aber in diesem Rahmen nicht behandelt werden. Die Gründe der Krise und der Wandlungen liegen nicht ohne weiteres zu Tage, und sie sind vielschichtig. Die Versuche neuerer Schulen und Forscher mit Autosuggestion, Suggestion und Hypnose sind zum großen Teil noch im Anfang. Trotzdem darf schon heute gesagt werden, daß alle Versuche, die auf die zeitweilige Ausschaltung der Persönlichkeit des Kranken zielen, sehr gefährliche Versuche sind. Sehr lesenswert sind wieder die Schlußausführungen, die für eine Umwandlung des Alltags, für eine Verminderung der Ansprüche des Menschen in materieller und seelischer Hinsicht, für eine Eigenwertung des Alters sprechen.

Im ganzen: ein Buch für Menschen, die schon über die Grundlagen der Psychologie und Psychotherapie sich Gedanken gemacht haben und sich mit den Problemen selbsttätig auseinandersetzen wollen. Als Einführung ist es zu temperamentvoll und bei allem Versuch, objektiv zu sein, zu sehr aus den gegenwärtigen Entscheidungskämpfen heraus geschrieben, um einen wirklichen Rundblick geben zu können.

Aus dem deutschen Bühnenleben:

Gerhard Menzels neues Bühnenwerk: „Scharnhorst“



Aufn. H. Haas, Hamburg

„Scharnhorst besteht auf der Treue gegenüber dem Soldateneid und büßt dadurch augenblicklich alle bisherige Volkstümlichkeit ein . . .“

Bericht unseres Mitarbeiters über die Uraufführung im Staatlichen Schauspielhaus in Hamburg:

Im Jahre 1927 wurde Gerhard Menzel für sein Drama „Toboggan“ mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet. Damals gewann sein Name Klang. Einige Jahre später kam am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, dem heutigen Staatlichen Schauspielhaus, sein Drama „York“ zur Uraufführung. Am gleichen Theater wurde nun auch Menzels jüngstes Schauspiel „Scharnhorst“ uraufgeführt.

In drei Akten wird darin geschildert, wie es Scharnhorst im Frühjahr 1813 unter rückhaltlosem Einsatz seiner Person gelingt, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bei König Friedrich Wilhelm dem Dritten durchzusetzen. Der schwankende, an den erzwungenen Bündnisvertrag mit Napoleon sich gebunden wähnende König erhält in Menzels Schauspiel durch den französischen Gesandten die Anweisung, unverzüglich Scharnhorst zu entlassen. Indes er noch unentschlossen zögert, versucht das Volk — beunruhigt von dem Gerücht, Scharnhorst sei in Ungnade gefallen — diesen gegen den König auf den Schild zu heben. Scharnhorst aber weist dies Ansinnen zurück, besteht auf der Treue gegenüber dem auf den König geschworenen Soldateneid und büßt dadurch bei den Erregten augenblicklich alle bisherige Volkstümlichkeit ein. Bald genug stellt sich heraus, daß Scharnhorst einzig durch seine Königstreue und besonnene Haltung den Ausbruch eines sinnlosen Aufruhrs verhütet hat, daß jedoch die gegen Napoleon sich richtende Empörung des Volkes und der Armee nicht mehr zu bändigen ist, wenn der König nicht unverzüglich selbst an die Spitze des von Scharnhorst militärisch vorbereitenden Befreiungswerkes tritt. Mit der Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht und dem Abschluß des Bündnisses mit dem Zaren schließt Menzels Schauspiel.

Scharfe rednerische Zuspitzung des Dialogs, wirkungsvoller Szenenaufbau und sicher angedeutete, vom Schauspieler leicht treffbare Charakteristik der Figuren machen das Stück zu einer erfolgreichen Theaterarbeit. Die Hamburger Uraufführung bewies die eindeutige Schlagkraft des neuen Schauspiels. Geführt von der überragenden, das Soldatische und Menschliche trefflich vereinenden Verkörperung der Titelpartie durch Karl Wüstenhagen fand Günter Haenels straffe und sorgsame Inszenierung einen sehr starken Beifall, in dem sich sowohl dankbare Anerkennung für das Stück als auch herzliche Zustimmung zu seiner Wiedergabe bekundeten. H. M.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Hermann Eris Busse

geboren 1891 in Freiburg im Breisgau als Sohn eines aus Schlesien stammenden Schreinermeisters und einer alemannischen Mutter. Acht Geschwister. Beginnt auf dem Lehrerseminar zu dichten, betätigt sich nebenbei als Klavierspieler im Kino, vertont Lieder. Als Lehrer in Obersäckingen, dann in der Baar tätig, stets in Berührung mit dem bäuerlichen Leben. Entscheidende Jahre in Überlingen am Bodensee, mit Wanderfahrten in die Schweiz und den Rhein entlang. Italienreise. Dann unter Waldbauern im Hochschwarzwald berufstätig. Kriegsteilnehmer im Westen und Osten. Nach Kriegsende wieder Lehrer in Freiburg, darauf Schriftleiter und Geschäftsführer des Landesvereins „Badische Heimat", schreibt den Roman „Peter Brunnkant" (1927) aus Bodensee-Erinnerungen, dann die Schwarzwald-Trilogie „Bauernadel" (1929—30) und die zum Teil autobiographische Dichtung „Hans Fram — das deutsche Gesicht", die ebenfalls als Teil einer noch unvollendeten Trilogie gedacht ist (1932), zuletzt den Winzer-Roman aus rheinischem Grenzland am Kaiserstuhl „Die Leute von Burgstetten" (1934). Dazu Arbeiten über Volkskunde und Volkskunst. Die erzählenden Werke sind im Horen-Verlag (Paul List), Leipzig, erschienen, eine kurze Autobiographie: „Mein Leben" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin (1935); dort schreibt er selbst von seinem Schaffen: „Die Landschaft hat in allen meinen Büchern eine tragende Rolle. Es ist nicht Heimat, die ich in diesen Landschaften, die meine Heimat sind, verkünden und gestalten will — es ist das Stück Schöpfung, der Ausschnitt Welt, in welchem Volksgeschichte und Ichgesicht sich eingeprägt haben, kosmisch wie mythisch eingeboren in die Elemente von Strom, Ebene und Wald — eingeboren in die stammhafte Kraft des Ahnenerbes: Landschaft als Schicksalsraum stelle ich dar, nicht als Guthaben begrenzter Geltung."



Ludwig Tügel

ist 1889 in Hamburg geboren. Er ergriff zunächst die für Hamburg traditionellen Berufe: Schiffbauer und Kaufmann. Doch hielt es ihn nicht lange bei dieser „nüchternen" Arbeit. Künstlerisches Talent suchte nach dem ihm gemäßen Ausdruck: als Schüler der Kunstgewerbeschule versuchte Tügel es mit dem Zeichnen; schließlich fand er als Schriftsteller die eigene Form. Dramen und Schauspiele entstanden in dieser Zeit des Schaffens.

Zwischendurch hatte Tügel sein Jahr bei der Matrosenartillerie in Helgoland abgedient. Einen Tag vor der Mobilmachung wurde er zu einer Übung wegen drohender Kriegsgefahr einberufen. Die Übung dauerte viereinhalb Jahre. Die Matrosenartillerie aber bot wenig Befriedigung. So meldete sich Tügel schon im ersten Kriegsjahr zur Infanterie und ein Jahr später zu einer Sturmabteilung. Dort blieb er bis zum Kriegsende. Vor allem kämpfte seine Truppe an der flandrischen Front, wo Tügel auch zum Leutnant befördert wurde.

Nach dem Kriege begann für den jungen Dichter eine berufliche Odyssee, die in seinem Schaffen nicht ohne Niederschlag blieb. Er war bei der Polizeibehörde, am Kriegsgefangenenrückkehrlager, war Graphiker, Siedler im Moor, in der Marsch, Verwalter auf der Geest, um immer wieder und schließlich endgültig zu seinem eigentlichen Beruf, dem des Schriftstellers, zurückzukehren. 1922 erschien der Roman „Die Herren Art und von Besch" und die Novelle „Kolmar", 1929 der Roman „Der Wiedergänger", 1932 die Erzählung „Die Treue", 1934 der Roman „Sankt Blehk oder Die große Veränderung", besprochen in den „Weltstimmen" Jahrgang 1934, Seite 222 folgende —, und 1935 der Roman „Pferdemusik", auf den wir in einem unserer nächsten Hefte noch zurückkommen werden. Beide Werke sind im Verlage Langen/Müller in München erschienen.

Neptun im Reiche der Tränen

Zum 175. Geburtstage August von Kotzebues am 3. Mai

Den „mächtigen Neptun im Reiche der Tränen" — so nennt Karl von Holtei in Erinnerung an eigene Jugendschwärmerei den Theaterdichter August von Kotzebue, den wahren Liebling des großen Publikums im Zeitalter unserer klassischen und romantischen Dichtung, dessen Bühnenwerke alle empfindsamen Herzen von Petersburg bis Paris, von London bis Neapel in sanfte Verzückung versetzten — ein unbegreifliches Phänomen für die Nachwelt, die in seinem Schaffen nur noch die kalte und eitle Mache eines virtuosen Spielers sieht, der alle Register einer verlogenen Gefühlsseligkeit beherrscht und dem es doch immer nur auf die Wirkung und auf nichts anderes ankommt.

In Weimar ist Kotzebue am 3. Mai 1761 geboren; im klassischen Bereich wächst der begabte Knabe heran. Nach dem frühen Tode seines Vaters bleibt er unter der zweifelhaften Obhut wechselnder Hauslehrer, von einer schwachen Mutter liebevoll verwöhnt und wegen seiner frühreifen Begabung bewundert. Früh zeigt sich auch seine Leidenschaft für die Bühne; seine Neigung zu eigener Gestaltung wird durch die verständnisvolle Förderung und milde Kritik seines Onkels Musäus gefördert. Aber den sanften Sinn des Märchendichters erschreckt schon das übermäßige Selbstbewußtsein des ungebärdigen Neffen, das leicht in anmaßende Frechheit ausartet. Der Sechzehnjährige hat sich durch boshafte Streiche schon so unbeliebt gemacht, daß die Mutter ihn aus der Vaterstadt entfernen muß. Nach einem Gastspiel bei Verwandten, das seiner Theaterlust neue Nahrung gibt, studiert er in Jena Rechtswissenschaft, bringt nebenbei unausgesetzt allerhand verunglückte dichterische Versuche zustande, macht sich daheim ein zweites Mal unmöglich und wird nach Petersburg abgeschoben, wo er mit seinen literarischen Neigungen mehr Glück hat und durch persönliche Beziehungen auch im russischen Staatsdienst rasch weiterkommt.

Mit vierundzwanzig Jahren ist er bereits Präsident in der Provinzialverwaltung von Estland, wird in den Adelsstand erhoben und vermählt sich mit der Tochter eines angesehenen und begüterten baltischen Hauses. Auch als Bühnendichter beginnt er sich jetzt durchzusetzen und wird durch sein Schauspiel „Menschenhaß und Reue" ein berühmter Mann. Hier wie in seinen zahllosen Werken, unter denen noch die Lustspiele „Die Indianer in England", „Die Sonnenjungfrau" und „Die beiden Klingsberge" zu nennen sind, huldigt er dem unausgereiften und dabei plattgewalzten Rousseauismus seiner Zeit, einer Naturseligkeit, die seltsam zwischen Natürlichkeit und Unnatur, zwischen aller Vernünftelei des Aufklärertums und überschwenglich-rührseliger Empfindsamkeit schwankt. Die Machart dieser Stücke aber verrät bei aller seelischen Plumpheit doch einen sicheren Sinn für einfache bühnenmäßige Wirkung auf anspruchslose Gemüter.

Kein Wunder, wenn dem eitlen Mann ein so jäher Aufstieg über den Kopf wächst und wenn er aus seiner unverbesserlichen Gassenbubennatur heraus einen neuen Streich vollführen muß, durch den es ihm gelingt, sich rasch wieder unbeliebt zu machen. Er veröffentlicht eine unsinnige und boshafte Schmähschrift „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn", unter dem Namen des ahnungslosen Freiherrn von Knigge, und entschließt sich erst sehr spät, seine Verfasserschaft zuzugeben. Auch beim Tode seiner Frau, die im November 1790 in Weimar stirbt, benimmt er sich eigenartig genug: nachdem er sie angeblich höchst aufopfernd gepflegt hat, reißt er noch unmittelbar vor ihrem Ende nach Paris aus, um sich dort zu „zerstreuen", und tröstet sich bald wieder in einer zweiten Ehe. Dann tritt er in österreichische Dienste, wird Dramaturg und Regisseur am Wiener Burgtheater und wird nach einigen unerquicklichen Zwischenfällen als Hoftheaterdichter mit gutem Gehalt höflich abgeschoben. Er geht wieder nach Rußland, wo damals noch der wahnsinnige Paul I. herrscht, wird aus unbekannten Gründen bereits an der Grenze verhaftet und nach Sibirien gebracht, nach einigen Monaten begnadigt, wahrscheinlich auf Fürsprache des allmächtigen Grafen Pahlen, und von dem wankelmütigen Zaren zum Direktor des deutschen Hofschauspiels in St. Petersburg ernannt.

Nach Pauls Ermordung kehrt Kotzebue schleunigst nach Deutschland zurück, in die Arme seiner Anhänger, denen er durch sein Unglück wieder doppelt teuer geworden ist. Weniger begeistert sind die Romantiker, die ihn durch ihre satirischen „Ehrenpforten und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr in sein Vaterland" und andere Parodien ausgiebig verhöhnen. Er bleibt seinen Gegnern nichts schuldig und sucht sie durch einige scharfe Seitenhiebe in seinem Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter" zu treffen. Dadurch gerät er auch in Konflikt mit Goethe, der ihm schon manchen giftig-gehässigen Angriff in eigener Sache großmütig verziehen und um seiner Bühnenbegabung willen auch die „Nullität" seines Charakters in Kauf genommen hat, aber für die Annahme der „Kleinstädter" am Weimarer Hoftheater die Streichung dieser sinnlosen und störenden Ausfälle verlangt. Kotzebue versucht nun, Goethe mit gesellschaftlichen Ränken zu schaden und Schiller gegen ihn auszuspielen, der aber auch nichts von dem „jämmerlichen Menschen" wissen will.

Wieder einmal muß er das Feld räumen und verläßt Weimar, um von Berlin aus seine Giftpfeile gegen Goethe loszulassen. Während der napoleonischen Besetzung zieht er sich nach Rußland zurück, taucht 1813 wieder als russischer Würdenträger in Deutschland auf und erhält 1817 vom Zaren den fatalen Auftrag, laufende Berichte über die Ereignisse und Zustände in Deutschland zu liefern. Die deutsche Jugend hält ihn deshalb für einen reaktionären Spitzel; auf dem Wartburgfest der deutschen Burschenschaft wird seine „Geschichte des Deutschen Reichs" wegen ihres Mangels an nationaler Haltung verbrannt, und am 23. März 1819 wird er von Carl Ludwig Sand als Vaterlandsverräter erdolcht.

Goethe sieht in diesem Ende eine „notwendige Folge einer höheren Weltordnung". Aber die Regierungen der „Heiligen Allianz", die sich ja selbst als Träger und Verwalter dieser höheren Weltordnung fühlen, denken anders und eröffnen ihren rücksichtslosen Nachefeldzug gegen die freiheitsdurstige Jugend. Und lange noch spukt Kotzebues Ungeist auf den Bühnen der allzu genügsamen Biedermeierwelt, bis die Zeit, nach Goethes Voraussage, auch seine Wirkung beendete. Nur das launige Spottbild dieses Biedermeiertums, das er in den „Deutschen Kleinstädtern" schuf, hat noch das neunzehnte Jahrhundert überdauert. Der Name des einstigen Beherrschers im Reiche der Tränen aber ist uns nur noch ein Begriff für Macht und Vergänglichkeit jenes falschen Ruhms, dessen Träger kein großer Künstler sein kann, weil er nur ein kleiner Mensch geblieben ist.

Karl Blanck

„So Leut' solltet net sterbe . . ."

Zum 100. Geburtstag Max Eyths am 6. Mai

Von einem, der ihn noch gekannt hat

Unvergessen lebt in unserem Gedächtnis der deutsche Weltwanderer und Dichteringenieur Max Eyth, dessen Erzählungen „Hinter Pflug und Schraubstock" zur Entdeckung einer neuen Romantik inmitten aller Wirklichkeit geführt haben — zur Entdeckung der Technik als Gegenstand dichterischer Behandlung. Und da er gerade der deutschen Jugend noch immer besonders nahesteht, so mögen hier einige Jugenderinnerungen aus persönlichem Umgang am Platze sein.

Es war im Hochsommer 1886, der Schauplatz das liebliche Schruns im Montafon. Am langen Tisch des einfach behaglichen Gasthofs erschien eines Tages ein gewisser Herr Eyth, der mir als Dreizehnjährigem durch seinen rötlichen Backenbart und seine ungewöhnliche Munterkeit auffiel. Ich erinnere mich nicht mehr daran, was er so mit heller Stimme erzählte, wohl aber an die von ihm ausstrahlende gehobene Heiterkeit. Er neckte sich gern mit den Damen, die auf dieses Gesellschaftsspiel mit dem ausgepichten Junggesellen willig eingingen. Er spielte auch vortrefflich Klavier. Unser Vater sagte uns, dieser Herr Eyth habe früher dem Vizekönig von Ägypten Dampfpflüge verkauft, was ja immerhin keine alltägliche Beschäftigung sein konnte. Außerdem war er mit unserem gleichfalls anwesenden Onkel Theodor, dem Direktor der Rheinschleppschiffahrt in Ruhrort, von der gemeinsamen Praktikantenzeit her nahe befreundet. So fühlte man sich schon etwas mit ihm verbunden, auch war er sehr nett mit Kindern; man vergaß leicht den Altersunterschied, wenn er einen zu freierer Meinungsäußerung anregte.

Unser Vater, der selbst richtige Hochtouren nicht mehr gerne machte, aber wohl begriff, wie sehr mein Bruder und ich darauf erpicht waren, verabredete dann mit Herrn Eyth, daß er uns auf die Scesaplana mitnehmen sollte. Als wir das Nachtquartier Douglashütte erreicht hatten, setzte unser freundlicher Geleiter sich auf einen Hügel in der Nähe der Hütte und aquarellierte den prächtigen Lüner See samt seinem hochaufstrebenden Hintergrund rasch und sicher in sein Skizzenbuch hinein. Ich sah ihm aus gebotener Entfernung still und andächtig zu. Am nächsten Morgen brachen wir sehr früh von der Hütte auf. Der Führer ging auf zuerst noch gebahntem Weg mit der Laterne voraus, wir vorsichtig mit den Bergstöcken stochernd hinterdrein. Als wir den Anfang des etwas schwierigeren Steilanstiegs erreicht hatten, warteten wir auf das Tageslicht. Wir saßen im Schutz eines Felsblocks, und Herr Eyth erzählte uns und dem Führer von Afrika. Mir ist noch die Geschichte vom Skorpion erinnerlich, der, wie man damals annahm, Selbstmord verübte, wenn man ihn mit einem Flammenkreis umgab. Der Führer hatte auch noch etwas auf dem Herzen, nämlich die Frage, ob die Erde denn wirklich rund sei. Wenn man so gerade unter dem Gipfelturm der Scesaplana saß und dessen jäh aufsteigende Riesengröße trotz der Dunkelheit ahnte, sah die Sache allerdings nicht danach aus. Herr Eyth bemühte sich, dem Wissensdurstigen das Verhältnis des Erddurchmessers zu der Sandkorngröße der Berge klarzumachen, aber ich fürchte, er hat ihn nicht überzeugt. Der Augenschein war halt zu sehr dagegen. Wir hatten dann einen glatten Aufstieg und eine prachtvolle Aussicht. Der lange, lange Rückweg nach Schruns fiel uns langbeinigen Knaben minder schwer als dem ziemlich massiven Fünfziger, der am Ende des langen Marsches den Schmerz eines bös aufgelaufenen Fußes heldenhaft verbiß.

Es war wohl im Jahre 1904, als ich ihn in Stuttgart wiedersah. In einem der großen Säle der Stadt hielt er einen Vortrag über die Gleichberechtigung der technischen Wissenschaft mit den altanerkannten Geisteswissenschaften. Es war damals noch keineswegs überflüssig, hierüber zu reden. Er schloß mit den Worten: „In einer Lokomotive, die fahrtbereit und wuchtig auf ihren Rädern steht, steckt ebensoviel Witz wie in der elegantesten Phrase, die Cicero je gedrechselt hat." Seine Augen blitzten hinter der Brille, und seine weißen Haare standen ihm besser als vormals die roten. Es war ein hinreißender Vortrag, aus den Tiefen eigenen starken Erlebens geschöpft.

Meine dritte Erinnerung an Eyth ist eine mittelbare. Nicht lange nach dem Krieg besah ich mir das herrliche Altertumsmuseum der Stadt Ulm. In einer gutbeleuchteten Nische hing eine größere Anzahl von Eyth-Aquarellen, hauptsächlich aus seiner ägyptischen Zeit. Ich war mit dem alten Museumswärter ins Gespräch gekommen. Der hatte den mit 70 Jahren in Ulm Verstorbenen gut gekannt und erzählte mir nun von seinem heiter-freundlichen Wesen. Zum Schluß sagte er in seinem bedächtigen Schwäbisch vor sich hin: „Jo — so Leut' solltet net sterbe." Ich warf noch einen Blick über die hübschen Farbenskizzen, die hell von jugendlicher Freude an der Ferne und am Dasein glänzten, und habe dann das Ulmer Museum sehr nachdenklich verlassen.

Hans Härlin

Skizzenbuch

Wir lesen bei andern:

Aus einem Aufsatz des Dramatikers Gert von Klass in der Zeitschrift »Die Bühne« über »Regie und Autor«:

Der Regisseur ist der Fachmann, der die Wirkungsmöglichkeiten der Bühne genau abzuschätzen weiß. Er kennt nicht nur ihre praktischen Möglichkeiten bis ins Letzte, sondern auch ihre Begrenzung. Er weiß, daß das, was in der Idee sich sehr schön ausnimmt, oft in der Realität des Theaters effektlos verpufft. Ihn betört nicht ein noch so schöner Wortklang. Er spürt sofort das Erlahmen der Handlung, das Nachlassen des dramatischen Impulses oder die Fehlsetzung einer Pointe.

Der Dichter ist vor allem im Anfang seiner Laufbahn alles andere als ein Theaterfachmann. Mit schöner Unbekümmertheit bringt er Regievorschriften zu Papier, die sich einer überzeugenden Verwirklichung versagen. Gesetze der Dramaturgie, die ihre unbestreitbare, wenn auch durchaus nicht immer unantastbare Berechtigung haben, empfindet er nur zu gern als Hemmschuh für sein freies, souveränes Schaffen. Und auch dann, wenn er schon seine Erfahrungen gesammelt hat, bleibt ihm der Theaterfachmann oft genug ein lästiger, schwer zu befriedigender Mahner.

Es ist nicht ohne Reiz, den Reaktionen nachzugehen, die sich infolge der natürlichen Diskrepanz zwischen Regisseur und Autor einstellen. Es gibt Autoren, die mit fanatischem Eifer jedes Wort verteidigen, das sie zu Papier brachten. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß ihre Dichtkunst endgültige Formulierungen anstrebte und erreichte, und daß nur mit diesen die „richtige" Bühnenwirksamkeit zu erreichen sei. Es gibt Regisseure, die grundsätzlich auf dem Standpunkt stehen, daß jedes Bühnenwerk einer Bearbeitung bedarf, die sich nicht nur auf die unmittelbare Frage der Inszenierung erstreckt.

Nun hat eine gewisse Unduldsamkeit des Dichters fraglos um so größere Berechtigung, je höher die Qualität seines Werkes ist. Es sollte freilich zu denken geben, daß auch die Werke der größten Meister der Dichtkunst einer klugen, nicht wortgebundenen Regie kaum entraten können. Die Frage, ob die Vorschrift, ein Werk genau so zur Aufführung zu bringen, wie der Dichter es verlangt, dem Werke zum Vorteil gereicht, muß im allgemeinen wohl verneint werden. Gerade wirkliche Dichter gehen an den Erfordernissen des Theaters leicht unbekümmert vorüber. Es ist nun einmal kein Zufall, daß das Werk allein noch kein Theater ausmacht, daß Autor und Regie sich zusammenfinden müssen, um lebendiges Theater zu gestalten.

Aus einer Plauderei von Paul Weiglin in der Zeitschrift »Der deutsche Schriftsteller« über »Die Bosheit der Schreibmaschine«:

Jeder Redakteur empfindet dankbar, daß er fast durchweg Maschinenmanuskripte zu lesen bekommt. Allein mit Bedauern muß er erkennen, wie boshaft die Maschine vielen Verfassern und endlich auch ihm mitzuspielen pflegt.

Ich kenne Schriftsteller, die sich daran gewöhnt haben, in die Maschine zu schreiben. Manche brauchen dafür den Ausdruck hauen. Sie sind stolz auf ihre Gewandtheit. Aber ich habe immer gefunden, daß ihren Arbeiten der letzte Schliff fehlt. Die Maschine treibt ihrer Natur nach zur Eile. Man kann auf dem Hocker vor ihr nicht so gemächlich formen wie am Schreibtisch. Man kann ja in ihrer Bedienung nicht einmal mit Genuß rauchen. Andere, und es sind auch solche darunter, die nicht bloß schreiben, sondern sogar dichten, pflegen in die Maschine zu diktieren. Sie können sich bei solchem Tun auf das erhabene Beispiel des alten Goethe berufen, der zwar keine Maschine, jedoch seinen Schreiber hatte. Auch er blieb nicht ungestraft. Die Breite und Kühle, die manchen seiner Spätwerke die Wirkung auf das Volk geraubt hat, hängt mit dieser Bequemlichkeit zusammen, und wenn man heute untersuchen könnte, welche Folgen das Diktieren in die Maschine hat, so würde man zu ähnlichen Ergebnissen kommen. Aber die Breite ist noch nicht das Schlimmste. Auch wer ein Meister des treffenden Ausdrucks ist, wird ihn nicht immer so schnell finden, wie ihm der wartenden Sekretärin gegenüber angemessen erscheint. Er begnügt sich allzuoft mit dem Ungefähr. Leichter als der langsam formende Schreiber verliert er das Gefühl für die ursprüngliche Bildkraft der Sprache.

In einem Aufsatz von Margaret Case Harriman aus »The New Yorker«:

Seelsorger eines Volkes

In den Vereinigten Staaten lebt ein Mann, den man mit geringer Übertreibung den Beichtvater seines Volkes heißen könnte. Es ist nun sieben Jahre her, seitdem Marion Sayle Taylor erstmals als „Stimme der Erfahrung" am Rundfunk auftrat; in dieser Zeit hat er mehr als 3 Millionen Briefe aus dem ganzen Lande erhalten. Wer sich im Leben nicht mehr zurechtfindet, wendet sich an ihn. An sechs Tagen in der Woche liest „die Stimme" ausgewählte Briefe vor, bespricht die darin gestellten Fragen und gibt dann meist eine recht passende Lösung. Taylor beschäftigt einen Mitarbeiterstab von 35 guten Köpfen. Es werden vor allem die Briefe ausgesondert, die das stärkste Allgemeininteresse haben — eine Riesenarbeit bei einem Tageseinlauf von annähernd 5000 im Herbst und Winter. Aus begreiflichen Grün-

den legt Taylor keinen Wert darauf, auch noch persönliche Besuche zu empfangen. Auf seinen Briefköpfen ist nur eine Postfachnummer angegeben, seine Geschäftsstelle steht in keinem Telephonbuch, nicht einmal auf der Firmentafel in der Eingangshalle. Er unterschreibt sogar seine Schecks mit „Voice of Experience", und im Rundfunk heißt er kurzweg „the Voice".

Was den Inhalt der einlaufenden Briefe anlangt, so beschäftigten sich bis vor einem Jahr die meisten mit dem Thema der Liebe. Jetzt aber überwiegen Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Not. Die vielen Tausende, die ihre Antwort nicht durch das Mikrophon erhalten können, bekommen briefliche Antwort, oft mit einigen passenden Abhandlungen. Taylor hat mehr als hundert solche Abhandlungen geschrieben und im letzten Jahr 1¼ Million zu 3 Cent verkauft. Seine acht Bücher kosten je einen Dollar, sie hatten einen Absatz bis zu einer Million im Jahr. Mit diesen Einnahmen bezahlt er seine Druck- und Postspesen und seine Angestellten. Was übrigbleibt, überweist er einer Wohltätigkeitskasse. Sein eigenes Einkommen besteht in einem Wochengehalt von etwa 2000 Dollar, das er von den Rundfunkgesellschaften bezieht, im Sommer tritt er auch in Vaudeville- und Kinotheatern auf und bezieht dafür wöchentlich 4—5000 Dollar. Taylor ist ein ziemlich kleiner Mann, 56 Jahre alt, fast kahl, mit einem verwegenen Geschmack in der Kleidung, der zu seiner feierlichen Ausdrucksweise nicht recht passen will. Er bewegt sich rasch, mit kurzen, energischen Schritten. Sein Vater war ein wandernder Baptisten-Prediger, der ihn, ohne es zu wollen, ganz ausgezeichnet für seinen jetzigen Beruf erzog. Schon mit 13 Jahren ließ er ihn häufig unvorbereitet vor einer Hörerschaft von Jungen und Mädchen predigen; wenn er seine Sache nicht gut machte, mußte er nachher vor seinem Vater noch eine Predigt halten.

Zu seinem Lebensberuf kam Taylor auf eine recht seltsame Weise. Mit 20 Jahren arbeitete er als Bakteriologe im Städtischen Gesundheitsamt in Seattle. Er hatte amtlich mit Frauen zu tun, die nach seiner Fassung „vom wohlgebahnten Weg abgeirrt waren".

Er brachte nun viele Eltern dazu, ihren Töchtern die Heimreise zu gestatten und sie wieder in die häusliche Gemeinschaft aufzunehmen. Hierbei machte er die Erfahrung, daß beinahe jedes Menschen Leben seinen dramatischen Einschlag hat und daß er sich ganz besonders dafür eigne, tief ins Leben anderer Menschen einzudringen. Er arbeitete dann in Fürsorgeanstalten und hielt Vorlesungen über jugendliche Verirrungen und ähnliche Fragen. Mit der Verbreitung des Rundfunks weitete sich das Feld seines Einflusses und seiner Wirksamkeit als Seelenberater ins Ungeheure. Wer ihm ein Bekenntnis ablegt, tut dies unter dem Schutz des Beichtgeheimnisses. Er besitzt sechs unterschriebene Mordgeständnisse und hat auch am Mikrophon darüber gesprochen; aber die Polizei ließ es dabei bewenden. Auf Selbstmorddrohungen reagiert er blitzgeschwind und hat schon oft noch gerade rechtzeitig eingegriffen.

Aus dem Gedichtbändchen »Die Schönste Lengevitch« (Verlag Pascal Covier, Chicago), worin der eigenartige Sprachmischmasch der Pennsylvania-Deutschen launig verspottet wird:

Die Schönste Lengevitch

Den andern Abend ging mei Frau
Und ich a Walk zu nehme.
Of course, wir könnten a Machine
Affordern, but ich claime
Wer forty Waist hat, wie mei Frau,
Soll exersei̇zah, anyhow.

Und wie wir so gemütlich gehn
Elang die Avenoo,
Da bleibt a Couple vor uns stehn.
Ich notiß gleich ihr' Schuh,
Und sag zu meiner Frau: „Christine,
Ich mach a Wett das sein zwei Greene.

A Greenhorn kennt man bei sei Schuhs
(Das muß ich euch erkläre),
Ich wunder wie sie's stende tun
So tighte boots zu weareh.
Es gibt mir jedesmal a pain —
Doch das iß somet'ing else again.

Der Mann stared mich a while lang an,
Als wollt er etwas frage,
Dann blushed er wie a Kid bis an
Sei hartgeboilten Krage,
Und macht a Bow und sagt zu mir:
„Par-dong, Sir, holds ze tramway here?"

„In Englisch" sag ich, „oder Deutsch
Da kann ich fluent rede,
But die Sprach wo du talke tuhst,
Die mußt du mir translehteh."
„Sie sprechen Deutsch? Na, lieber Mann,
Wo hält denn hier die Straßenbahn?"

„Ah, wo die street-car stoppe tut!"
Sag ich, „das willst du wisse!
Well, schneidt hier craft die empty Lots,
Der Weg ist hart zu misseh,
Und dort, wo du das Brick House sieht,
Da turnst du und läufst zwei Block East."

„Ich fürchte, ich beläst'ge Sie",
Sagt er, „mit meinen Fragen;
Doch würden Sie so gütig sein,
Mir das auf Deutsch zu sagen?"
„In Deutsch", schrei ich. „Na, denkst denn du.
Ich talk in Tschineſe oder Soouh?"

Bieted der Nerf nicht einiges?
By gosh, es iß zum lache,
In vierzehn Tag' vergißt der fool
Sei eigne Muttersprache.
Wenn's net for uns old Settlers wär,
Gäb's bald kei Schönste Lengevitch mehr.

Kurz und gut!

Hans Freyer: Pallas Athene

Ethik des politischen Volkes. (Jena, Diederichs 1935)

Ein Volk, das friedlich seine Herden weidet, seine Götter ehrt und seinen Brauch wahrt, ist noch nicht politisch, auch nicht, wenn es, von Feinden bedroht, von Not gedrängt, zu den Waffen greift. Politisch in dem hier von Freyer entwickelten Sinne wird es erst, wenn auf dem lebendigen Grunde des Volkes — unerklärbar, wie und woher — „ein neues Ich aufblitzt", wenn es „vom Ruf der Göttin getroffen", zu seiner besonderen Sendung erwählt und gestählt wird, zu einem — ein Wort Rankes zu gebrauchen — „Gedanken Gottes". Dann erst wandelt sich das Volk aus einem vielleicht reichen und glücklichen, doch dumpfen und zeitlosen Wesen, zum entschiedenen und entscheidenden Träger geistig bedeutsamer und deutbarer Geschichte, dessen „Ethik" hier entworfen wird. Zur Politik drängt „das Mehr an Vitalität, das in der Menschheit steckt, über das bloße Leben, seine Notdurft und Gesittung hinaus", alle Politik hat daher etwas von Raub und Gewalt, will nicht nur Verwaltung sein von Sachen, sondern „Herrschaft über die Menschen und ihre Sachen dazu". Vom bloßen Räuberhauptmann unterscheidet den echten Politiker das „Gewissen". Der Handelnde freilich hat kein Gewissen wie der kühle, abseitige, nachfolgende Betrachter: Sein Gewissen ist an Norm und Ertrag seines Tuns nachher erkennbar, im Vollzug der Tat aber dieser eingefügt, nicht neben ihr „bewußt", ist ihr bewegender und mitbewegter Sinn, vergleichbar der „Ruhe des rollenden Rades, das gerade von seinem Schwung in seiner Bahn gehalten wird". Und wie alles echte Leben erfährt auch das politische, sofern es eben lebendig ist, seine Melodie nur dadurch, daß es sie spielt.

Echte politische Tat ordnet nach wenigen harten Kategorien Freund und Feind, stark und schwach, nutzbar oder hindernd. Echte politische Tat aber ist nie Tat eines einzelnen, sondern des Volkes, erwächst in allen seinen Gliedern, modelt und beschwingt alle seine Schichten. Aus dem revolutionären „Aufbruch" die feste bleibende „Gestalt" zu gewinnen und zu bewahren, die wirkenden Mächte der Vergangenheit und den Willen der Lebenden in der „Polis" zu fassen, nach innen und außen in ständigem latentem Kampf zu verteidigen und dennoch das Volk dies alles nicht nur als erträglich, sondern als hohe Zeit empfinden zu lassen, ist nun die Krönung des politischen Werkes, die Probe seiner Echtheit. Nun darf die Politik nicht zum bloßen Handwerk — das freilich auch gekonnt sein will! — herabsinken, der Staat nicht zum Schneckenhaus erstarren. Der geniale Politiker „befreit" ihn nur aus der Substanz des lebenden Volkes als die vom Augenblick geforderte Form des Volkes. In keiner dieser Formen kann die Substanz rein und ganz aufgehen, nur „von Torso zu Torso" schreitet die Geschichte seiner Entfaltungen fort. Je mehr es gelingt, „durch die Kruste der späteren Jahrhunderte die Quellen des Volkes springkräftig zu machen", desto dauernder wird die Gestalt, desto kraftvoller wird die Leistung des Augenblicks sein.

In straffer Gedankenführung und bildkräftiger Sprache wird um dies Gerüst eine ungemeine Fülle von Gedanken und Problemen gewunden, deren ganzen Reichtum der Laie in der glücklichen leichten Formulierung nur annähernd ermessen kann. Solche „Blicke ins Wesen der Dinge glücken dem Auge nur, wenn es von einer sich verändernden Welt als Späher ausgeschickt ist", und wie hier die politischen Kräfte der Gegenwart eingefangen, ihre Fragen und Forderungen, ihre Tendenzen und Begriffe offen und gründlich erwogen werden, ohne an Wucht und Schwung einzubüßen, damit sie, geklärt und bestätigt, dem Leben erst recht nutzbar sein möchten — das beweist die innere Verbundenheit von wirklich lebendiger Politik und wirklich lebendiger Wissenschaft. B. Loets.

Geschichte und Gegenwart

Mit einer neuen, bisher fast unbekannten Seite Bismarcks macht uns ein Buch bekannt, das Fürst Nikolaus Orloff soeben herausgegeben hat[1]. Es stellt die Geschichte einer späten Liebe, einer reinen Freundschaft dar, die zwar ohne große äußere Ereignisse, aber voll eines reichen inneren Lebens, einer Verzauberung und Verklärung ist. Es ist das wundersame Leuchten des Nachsommers, das über dieser Begegnung Bismarcks mit der Fürstin Katharina Orloff liegt und das Leben des Kanzlers bis in seine spätesten Tage verklärt. Obwohl diese Idylle mehr das innere als das äußere Leben bewegt, bleibt sie doch nicht ohne Berührung mit der Welt der Politik, und so tun wir in diesem Buche manchen neuen Ausblick auf das Schicksal und die geistig-politische Lage des 19. Jahrhunderts. Nikolaus Orloff, der Enkel, gibt in schöner Gestaltung ein Bild von der Begegnung seiner Großeltern mit Bismarck. Dieser Darstellung folgen die 17 erhaltenen und bisher nicht veröffentlichten Briefe Bismarcks an das Fürstenpaar Orloff in deutscher und französischer Sprache.

Ebenfalls in das Zeitalter Bismarcks und in enge Berührung mit seiner Persönlichkeit führt uns Siegfried von Kardorff, der das Leben und die Lebensarbeit seines Vaters Wilhelm von Kardorff[2] darstellt. Kardorff, der Parlamentarier, war ein leidenschaftlicher Mitkämpfer Bismarcks in seinem Ringen für die nationale Einheit und ihre Erhaltung. Unter seiner Führung wurde der Zentralverband der deutschen Industriellen als eine natio-

nale Kampfgemeinschaft geschaffen. Nach Bismarcks Sturz war Kardorff einer der leidenschaftlichsten Verkünder und Fortführer seiner Gedanken und Forderungen; er bemühte sich, die Schäden, die für das Reich aus seiner Entlassung erwuchsen, zu beseitigen. In dem vorliegenden Werke wird eine Fülle von Briefen und politischen Dokumenten zum ersten Male der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, wodurch das Buch ein wesentlicher und wichtiger Beitrag zur deutschen Geschichte zwischen 1866 und 1907 wird.

Fritz Kaphahn hat in Kröners Taschenausgaben die Briefe Jakob Burckhardts[3]) in einer vorbildlichen Auswahl veröffentlicht und mit einem ausgezeichneten Lebensabriß eingeleitet. Mehr als jede Biographie vermittelt diese Briefauswahl ein Bild von dem inneren und äußeren Leben, von der geistigen Gestalt Burckhardts. Wir nehmen teil an seiner Entwicklung, wir begleiten ihn auf seinen Reisen, wir lernen ihn als Forscher und Gelehrten kennen, und nicht zuletzt offenbart er sich als der große Lehrer und Erzieher, der er war. Das Erbe dieses letzten Humanisten ist bei weitem noch nicht voll erkannt. Dieses Buch ist der gültigste Weg zu seinem Werk.

„Heimkehr"[4]) nennt August Winnig das Buch, das seine Erlebnisse in den Jahren 1918 bis 1923 darstellt und von seinen leidenschaftlichen Kämpfen um das Deutschtum vor allem im Osten berichtet. Es gibt wenige Bücher unserer Tage, in denen so wie in diesem Lebens- und Bekenntnisbuch eine starke männliche Kraft lebt, deren einziges Ziel ein neues Deutschland ist.

In seinem Buch „Dämon und Mythos"[5]) gibt der georgische Dichter Grigol Robakidse Deutungen der Mächte, die unsere Zeit bewegen. In dichterisch gestalteten Einzelkapiteln entwirft er ein Bild seiner Zeit- und Weltschau. Er sieht eine Erneuerung der Gegenwart aus den ewigen Kräften der Erde, die er durch dämonische Gewalten der Zerstörung in Gestalt des russischen Bolschewismus bedroht sieht. Zuweilen erinnert das Denken Robakidses an Goethes Natur- und Weltschau, und der Georgier selbst bekennt, daß er ihm den entscheidenden Zugang zur westlichen Kultur verdankt. Über dies persönliche Bekenntnis hinaus aber bleibt das Buch ein fruchtbarer Beitrag zur Deutung der europäischen Gegenwart. O. Heuschele

[1]) Fürst Nikolai Orloff: Bismarck und die Fürstin Orloff. Ein Idyll in der hohen Politik. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 174 S. Geb. RM 5.50.
Geb. RM 5.50.
[2]) Siegfried von Kardorff: Wilhelm von Kardorff. Ein nationaler Parlamentarier im Zeitalter Bismarcks und Wilhelm II. Berlin, Verlag E. F. Mittler u. Sohn. 384 S. Geb. RM 9.50.
[3]) Jakob Burckhardt. Briefe. Zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt. Herausgegeben von Fritz Kaphahn. Leipzig, Alfred Kröner Verlag. 526 S. Geb. RM 5.—.
[4]) August Winnig: Heimkehr. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 409 S. Geb. RM 5.80.
[5]) Grigol Robakidse: Dämon und Mythos. Eine magische Bildfolge. Jena, Eugen Diederichs Verlag. 126 S. RM 3.80.

Um Schillers Tod und Bestattung

Immer wieder tauchen Schriften auf, die sich mit Schillers Ende, seiner Krankheit, seinem Sterben, seiner Bestattung und dem Schicksal seiner Gebeine beschäftigen. Wissenschaftler und Literaten, Berufene und Unberufene ergreifen zu diesem Thema das Wort, dabei oft weniger mit dem Willen, der Sache Schillers zu dienen, als vielmehr sein tragisches Schicksal zu verschiedenen anderen Zwecken nützend. Vor einigen Jahren erschien nun ein Buch: „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte", das seitdem in immer neuen Auflagen ins Volk gedrungen ist.

„Dieses furchtbare Buch ist von einer Frau geschrieben; sie trägt einen Namen, den das Vaterland noch nach einem Jahrtausend mit Stolz und Ehrfurcht als den Namen eines seiner größten Kriegs- und Siegeshelden nennen wird. Um dieses erlauchten Namens willen haben wir den Irrgängen der Verfasserin mit schweigender Trauer zugeschaut; aber längere Duldsamkeit wäre unfühnbarer Frevel an dem Heiligtum der deutschen Seele." Mit diesen Worten Max Heckers wollen auch wir von dem Buche der Frau Mathilde Ludendorff sprechen, in dem nichts Geringeres behauptet wird, als daß Schiller eines gewaltsamen Todes gestorben sei, daß so treue Freunde, wie der Herzog Karl August, Heinrich Voß der Jüngere, ja sogar Goethe, an dieser Tat direkt oder indirekt beteiligt gewesen seien oder mindestens darum gewußt hätten. Die Beweisführungen der Verfasserin sind jedoch so leichtfertig, ihre Folgerungen und Schlüsse so sehr von ihrem eigenen Wunsch und Willen diktiert, daß jeder ernsthafte und unvoreingenommene Leser diese Ausführungen mit Erbitterung, Trauer und Erröten aus der Hand legen müßte.

Nun hat Max Hecker, der wie kein anderer Forscher der Gegenwart mit dem klassischen Weimar vertraut ist, ein Werk erscheinen lassen: „Schillers Tod und Bestattung". — Nach den Zeugnissen der Zeit im Auftrag der Goethe-Gesellschaft dargestellt von Max Hecker (Im Insel Verlag zu Leipzig, 1935, 364 S. RM 5.—), das gültig und überzeugend alle Legenden und Phantasien um Schillers Tod, Begräbnis und Beisetzung ein für alle Mal zerstört. Hier ist Dokument an Dokument, Bericht an Bericht, Brief an Brief gereiht, hier ist nicht ein Zeugnis ausgelassen, das über die Einzelheiten von Schillers Krankheit, Sterben und Begräbnis berichtet. Alle diese Schriftstücke bezeugen klar und eindeutig, daß nicht der mindeste Verdacht solcher Gewalttat auf irgend jemand fallen könnte. Daß die Veröffentlichung dieser Aktenstücke auch ein Stück Kulturgeschichte darstellt, sei nur nebenbei erwähnt. In einem umfangreichen Nachwort faßt Hecker noch einmal alle Ergebnisse der Dokumentensammlung zusammen und widerlegt in einer durch ihre Vornehmheit und Würde vorbildlichen Form, aber mit Ernst, Strenge und überzeugender Beweisführung alle Vorwürfe und Behauptungen Mathilde Ludendorffs. O. Heuschele



Aufn. Rosemarie Clausen

Hermann Burtes „Warbeck" auf der Berliner Volksbühne:

Matthias Wiemann als Warbeck und Trude Moos als Prinzessin Katharina

Hermann Burtes Schauspiel „Warbeck", das wir den Beziehern unserer Theaterausgabe als erste Buchbeilage dieses Jahrgangs überreichen konnten und dessen 1. Auftritt wir im Märzheft der „Weltstimmen" veröffentlicht haben, hat inzwischen bekanntlich auch den von uns erwarteten Erfolg auf dem Theater gefunden. Es wird unseren Lesern willkommen sein, zwei der Hauptgestalten nun auch im Bilde kennenzulernen. Auch von den früheren Buchbeilagen der „Weltstimmen" sind eine ganze Anzahl ebenfalls Erfolgsstücke geworden und geblieben, darunter:

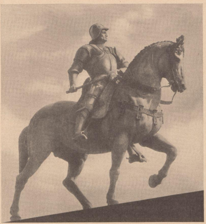
Bernhard Blume, „Die Schwertbrüder";
August Hinrichs, „Krach um Jolanthe";
Hans-Christoph Kaergel, „Andreas Hollmann";
Hans-Christoph Kaergel, „Hockewanzel";
Hans-Christoph Kaergel, „Bauer unter'm Hammer";
Ernst Penzoldt, „So war Herr Brummel";
Walter Erich Schäfer, „Der 18. Oktober";
Walter Erich Schäfer, „Der Kaiser und der Löwe";
Georg Schmückle, „Karl IX. von Frankreich";
Heinz Steguweit, „Der Herr Baron fährt ein";
Heinrich Zerkaulen, „Jugend von Langemarck";
Heinrich Zerkaulen, „Der Sprung aus dem Alltag".

Eine Seite des Dankes an unsere Leser

Hunderte von Zuschriften haben wir auf unsere Aufforderung hin in den letzten Monaten von unseren „Jubiläumslesern" erhalten — unmöglich, sie alle einzeln zu beantworten — unmöglich, alles das an dieser Stelle zusammenzufassen, was sie uns an Anregungen und Anerkennungen gebracht haben. Es gäbe ein richtiges kleines Buch, wollte man diese Bekenntnisse zu den „Weltstimmen" zusammenfassen — und wir haben wirklich nicht übel Lust, dies Buch als Ausdruck unseres Dankes herauszubringen, als ein Wahrzeichen der Freundschaft, die sich die „Weltstimmen" in ihrer nun bald 10jährigen Arbeit erworben haben und noch weiter durch ihre Arbeit verdienen wollen. Vielleicht können wir nicht jeden Wunsch erfüllen, der uns bei dieser Gelegenheit nahegebracht worden ist. Aber unsere Leser, die es angeht, werden gewiß schon bemerkt haben, daß wir diese oder jene Anregung, die uns besonders einleuchtend erschien oder eigenen Absichten entgegenkam, bereits in Wirklichkeit umgesetzt haben. Nur das Gesamtverzeichnis der ersten 10 Jahrgänge, das eine Anzahl unserer Leser sich wünscht, und das wir selbst schon manches Mal vermißt haben, wird wohl ein schöner Traum bleiben müssen: die angestellten Berechnungen stoßen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Mit den zur Verfügung stehenden Kräften allein könnten wir eine so zeitraubende Arbeit nicht leisten.

Es freut uns, aus diesen Zuschriften immer wieder zu sehen, daß die „Weltstimmen" ihren Lesern nicht nur als literarischer Wegweiser dienen konnten, daß sie vielmehr auch bei der Auswahl der Werke für die eigene Bücherei sich als praktischer Berater bewährt zu haben scheinen. Wirklich stolz macht es uns, daß wir manchen jungen Menschen von der Schulbank durch ein entscheidendes Jahrzehnt seines Lebens bis hinein in Beruf und Ehe begleiten konnten. Immer wieder erfahren wir von Fällen, in denen Leser in den schlimmsten Zeiten der Not und der Arbeitslosigkeit uns trotz allen sonstigen Einschränkungen die Treue gehalten haben. Dem einfachen Arbeiter und dem jungen Handwerker haben wir überhaupt erst den Weg zum guten Buch durch die verwirrende Vielfalt der Neuerscheinungen hindurch weisen dürfen. Der Bankdirektor und die Sekretärin, das junge Mädchen und die verheiratete Frau, der höhere Beamte und der „kleine Angestellte", der evangelische Pfarrer und der Klostergeistliche, der Soldat und der Seemann, der Auslandsdeutsche und der am deutschen Geistesleben aus der Ferne teilnehmende Ausländer, der Arzt und der Kaufmann, der Rechtsanwalt und der Bürochef — sie alle versichern uns immer wieder, sie möchten die „Weltstimmen" nie mehr missen, weil unsere Zeitschrift ihnen ein unentbehrlicher Führer und Begleiter geworden sei. In immer erneuter Folge hören wir von Erziehern — vom Studiendirektor in der Großstadt bis zum Landschullehrer —, daß die „Weltstimmen" nicht nur ihnen selbst noch manches zur beruflichen Fortbildung gegeben und manche eigene Arbeit erleichtert haben, daß sie vielmehr in berufenen Händen sogar zum Werkzeug im Unterricht selbst geworden sind und daß auch der Schriftleiter der Tagespresse für seinen Dienst an der Allgemeinheit in ihnen ein wertvolles Hilfsmittel gefunden hat, dessen er sich jederzeit gern bedient. Die Zuschriften, in denen dies alles kundgetan wird, haben uns in die verschiedensten Lebensläufe, in die mannigfaltigste Umwelt hineinblicken lassen — überall aber sehen wir Menschen, denen es mit geistigen Fragen ernst ist, die sich dem Buche von innen heraus selbst aufs stärkste verbunden fühlen. Gerade darum sind auch die Anregungen von allen Seiten für uns wirklich fruchtbar geworden, weil wir aus der eigenen Werkstatt heraus einen Blick auch in andere und doch wieder verwandte Bezirke des Lebens haben tun dürfen.

Wir bitten unsere Leser, versichert zu sein, daß wir alles tun werden, um uns ihre Zustimmung und ihre Treue auch noch nachträglich zu verdienen. Es wird uns freuen, auch weiter aus unserem Leserkreise möglichst viele Anregungen, Anfragen und auch Bedenken zu erfahren — denn wir möchten diese unmittelbare Berührung mit unserer Leserschaft nicht mehr verlieren, auch wenn wir um des größeren Zieles willen eine kleinere Anzahl von Anfragen für die Leserseite, die in dieser Zeit an uns gelangt sind, zunächst zurückstellen müßten, um sie nun weiterhin möglichst unmittelbar zu beantworten oder an dieser Stelle zu veröffentlichen.



DENKMAL EINES MANNES

Erwin Heß / Colleoni

von Hans Härlin

Was Homer für Achilles getan hat, das tat der geniale Bildhauer Verrochio für Bartolomeo Colleoni. Jeder kennt das schönste Reiterdenkmal der Erde, den mächtig vordrängenden Streithengst und den in sieghaftem Stolz einherreitenden Kriegsmann, dessen Rechte den Befehlsstab wie zum Hiebe umkrampft. Das Buch von Erwin Heß schildert uns, wie aus dem bitterarmen, von treulosen Verwandten umlauerten Söhnchen des kleinen Edelmanns Paolo Colleoni der große Kriegsunternehmer geworden ist, der die Republik Venedig vor dem Untergang bewahrte und den Nacken ihrer hinterlistigen Beherrscher unter seinen Eisenschuh zwang.

Das größte Wunder an diesem wunderbaren Leben ist das, daß es in dieser ruchlosen Zeit so lange währte. Colleonis Vater, der bei Bergamo drei Burgen besaß und damit den Visconti in Mailand im Wege war, wurde auf deren Anstiften im Jahre 1406 von den eigenen Vettern feige und grausam ermordet. Seinen ältesten Sohn Antonio erreichte dasselbe Schicksal, den kleinen Bartolomeo ließen sie noch außer acht. Mit 15 Jahren nahm er Dienst bei Philippo d'Arcello, dem Tyrannen von Piacenza, und es dauerte lange, bis es ihm gelang, die unterste Sprosse der militärischen Leiter zu ersteigen. Für Wein, Weib und Würfel hatte er kein Geld und galt daher für ungesellig, aber er



Bartolomeo Colleoni als Generalkapitän von Venedig

tat seinen Dienst mit um so größerem Eifer und wurde von seinem kinderlosen Verwandten Bellino in die Geheimnisse der Mathematik und Befestigungskunst eingeführt. Bei den Kanonieren, die damals noch eine Zunft waren, lernte er, daß man aus dem Gewicht des Pulvers und der Kugel die Geschoßbahn errechnen könne. Diese frühempfangenen Lehren vergaß er nie; ihnen sollte er später seine größten Erfolge verdanken. Bellino schenkte ihm eine italienische Ausgabe von Cäsars „Gallischem Krieg"; er las das Buch an einem Tag und in einer Nacht und war stolz auf die Taten des großen Toten.

Der Ruhm des Söldnerführers Braccio da Montone erfüllte damals Italien. Der junge Kriegsmann beschloß, bei ihm Dienste zu nehmen und wanderte ohne Geld von Piacenza bis nach Apulien hinunter. Mager und abgerissen trat er vor den großen Braccio; aber der nahm ihn freundlich auf und gab ihm einen ordentlichen Soldvorschuß. Nun lernte er auch Frauenliebe kennen, sie geleitete ihn durchs ganze Leben. Er war lange ein feuriger Liebhaber, aber sein Kopf blieb klar, wenn das Herz noch so heiß erglühte. Johanna, die sittenlose Herrscherin von Neapel, hörte von dem schönen, starken, tapferen Jüngling und warf ihr Netz über ihn. Ihre königliche Huld förderte ihn mehr, als alle seine kriegerischen Verdienste dies seither getan hatten. Im Verlauf der unentwirrbar verschlungenen Politik jener Zeiten stand er als Unterführer im Heere Johannas bald seinem alten Sold- und Lehrherrn Braccio gegenüber. Colleonis Flankenstoß entschied die Schlacht bei Aquila, die den grimmen Kämpen Ruhm und Leben kostete. Der Beuteanteil, der auf Colleoni fiel, bildete den Grundstock seines späteren märchenhaften Reichtums. Mit 30 Jahren war er ein Kriegsmann, dessen Name in Italien bekannt war. Sein gewaltiger Wuchs und seine unbändige Kraft machten ihm die Führung der wilden Söldner leicht. Wer ihn nicht liebte, der fürchtete die unbeugsame Entschlossenheit seines herrischen Gesichts und den sengenden Falkenblick seiner Augen.

Venedig strebte nach Erweiterung seines Besitzes auf der „terra ferma", dem norditalienischen Festland. Aber das Vordringen nach Westen führte zum endlosen Kampf mit Filippo Maria Visconti, dem Gewaltherrn von Mailand. Es ging hauptsächlich um die Städte Verona, Brescia, Vicenza. Die Republik von San Marco hatte einen schweren Stand; auch an der Nordgrenze drohte ihr ein gefährlicher Feind, die Ungarn. Sie fielen ins Friaul ein und verwüsteten Städte und Dörfer. Colleoni stand nun in venezianischen Diensten; aber Draufgänger nach Art dieses neuen Obersten genossen beim Oberfeldherrn Graf Carmagnola keine Gunst. Der war ein kühler Geschäftsmann geworden und hatte keinen Sinn für unrentablen Kriegsruhm. Als Colleoni bei der Belagerung von Lucca mit zwei anderen Offizieren mit unerhörter Schneid einen Torturm erstieg und ihn gegen die Belagerten verrammelte, versagte er den drei Helden jede

Unterstützung. Verwundet und erschöpft mußten sie ihre stolze Eroberung fahren lassen.

Ruhmlos ging das Jahr 1431 zu Ende. Die Herren Venedigs hatten genug von ihrem Oberfeldherrn, sie lockten ihn zu einer Beratung und machten ihm den Prozeß. Der Turm von Lucca kostete Carmagnola den Kopf. Um diese Zeit berichtete ein Kommissar des furchtbaren Geheimen Rates der Zehn über Colleoni: „Er ist ein Feind der Visconti; mit deren Hilfe wurden ja sein Vater und Bruder getötet. Ehrgeizig und tapfer, liebt er die Frauen sehr; immer ist er mit Weiberhändeln beschäftigt. Freunde hat er keine, seine Soldaten ausgenommen." Der Bericht stimmte, dem sorgsam Beobachteten war damals ein neues Liebesglück erblüht. Die sechzehnjährige Gräfin Alessandra Ortignano war klug und zart und fein. Im Kriege aufgewachsen, wußte sie die Gunst einer guten Stunde auszukosten, und viel länger sollte ihr Glück nicht dauern. Das Sumpffieber nahm sie hin. Colleoni konnte den Schmerz um das liebliche Kind lange Jahre nicht überwinden.

Die Venezianer kauften sich einen neuen Oberfeldherrn von Papst Eugen V. Es war Erasmo da Narni, den die Soldaten Gattamelata — die gefleckte Katze — nannten. Der Papst schuldete ihm 12 000 Dukaten und wollte daher seinem Glück nicht im Wege stehen. Gattamelata war gerade kein Genie, aber er verstand sein Handwerk. Man konnte schon etwas bei ihm lernen. In den Kämpfen um Brescia fiel Colleoni der Mechaniker Alberto Pontanus als Kriegsgefangener in die Hände. Pontanus war ein Genie, aber bis dahin hatte ihn das bekannte Unglück der Erfinder verfolgt. Colleoni gab ihm Gelegenheit, seine großen Gaben zu bestätigen, Pontanus wurde sein treuster Gehilfe, er schuf ihm später seine leichte bewegliche Artillerie, das Mittel zum Siege in vielen Schlachten.



Capella Colleoni in Bergamo, die Familiengruft der Colleoni

Im Jahre 1441 verheiratete sich Colleoni, der nun der Kommandierende der venezianischen Fußtruppen war, mit Thisbe Martinengo. Die Republik Venedig sandte kein Hochzeitsgeschenk und erwies sich auch sonst als schäbiger Brotherr. Als Gattamelata im Jahre 1443 seltsamerweise eines natürlichen Todes starb und der Geheime Rat ihn bei der Besetzung des Generalkapitanats wieder überging, hatte Colleoni eine Weile genug von Venedig und nahm Dienste auf der Gegenseite beim Herzog Visconti in Mailand. Die Bedingungen waren glänzend, aber Visconti gab ihm nicht eben viel zu tun.

Die Venezianer verstanden es, ihn mit höllischer List bei Visconti in Verdacht zu bringen, er ließ ihn unversehens verhaften und in Monza in ein Kerkerloch sperren, das einem Backofen glich. Man konnte darin weder stehen noch sich

ganz ausstrecken. Über ein Jahr hielt der eiserne Mann die furchtbare Qual aus, dann starb Filippo Maria Visconti, Colleoni entkam aus dem Kerker, und die von allen Seiten bedrängten Mailänder übertrugen ihm das Generalkapitanat. Seinem Heldenmut dankten sie den Sieg über die anmarschierenden Franzosen. Die kleinen Kanonen des Pontanus entschieden den Tag.

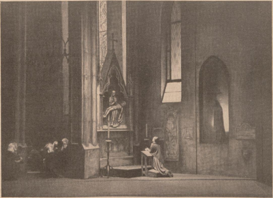
Aber in Mailand war Colleonis Bleiben nicht. Sein Jugendfreund und Waffengefährte Francesco Sforza streckte seine Hand nach der Herzogskrone aus. Die politische Lage wurde Colleoni zu schwierig, und so nahm er wieder Dienste bei Venedig. Es war nicht der letzte Frontwechsel, bis 1453 der lombardische Krieg ein Ende nahm. Sforza hatte genug an der gegenseitigen Zerfleischung, er schloß einen vernünftigen Frieden und überließ der Republik seinen Feldherrn Colleoni. Der „geruhte", das Generalkapitanat für 100000 Dukaten Jahresgehalt zu übernehmen — Gattamelata hatte für 6000 gearbeitet.

Nun war er so weit, wie er hatte kommen wollen. Merkwürdig ist, daß er sich auf dieser Höhe hielt. Er war vorsichtig geworden und ging nie ohne die nötige starke Ehren- und Leibwache nach Venedig, wo unbequeme Gläubiger oft ein rasches Ende fanden. Er lebte als schwerreicher Großgrundherr und guter Familienvater mit Vorliebe auf seinem Schloß Malpaga bei Bergamo. An den dortigen Dom ließ er sich eine prunkvolle Grabkapelle anbauen, die bis zum heutigen Tage von seiner Macht und Herrlichkeit Zeugnis ablegt. Dort wurde der bis in seine letzten Lebenswochen rührige Alte im November 1475 beigesetzt. Die Republik Venedig bestahl seine Erben, so gut es ging, und setzte ihm zwanzig Jahre nach seinem Tode vor der Kirche San Giovanni e Paolo das herrliche Reiterdenkmal.

Die Bilder entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages aus Erwin Heß, „Colleoni"

Goethes „Faust" auf der heutigen Bühne

Inszenierung: Generalintendant Otto Krauß im Württembergischen Staatstheater Stuttgart



„Ihr Antlitz wenden / Verklärte von dir ab" Aufn. Illenberger

Schicksal eines Friedensbundes

Wilhelm Schwarz: Die heilige Allianz

von Josef Schäfer

Nach großen Kriegsverwüstungen hat die leidende Menschheit immer den ernsten Willen, einen Rückfall in dasselbe Unglück mit allen Mitteln zu verhindern. Dieser Gedanke führte im Jahre 1815 auch zur Gründung der „Heiligen Allianz", wie er im Jahre 1919 zur Gründung des Völkerbundes geführt hat. Die geradezu verblüffende Ähnlichkeit der politischen Verhältnisse, des diplomatischen Intrigenspiels, der Verdrehung ursprünglich wohlgemeinter Bestrebungen in ihr Gegenteil wird sich jedem aufdrängen, der die neue, mit äußerster Sorgfalt und streng abwägendem Gerechtigkeitsgefühl geschriebene Geschichte des großen Fürstenbundes von Wilhelm Schwarz liest. Der Verfasser hat es gar nicht nötig, im einzelnen Fall auf die verblüffenden Parallelen mit den Ereignissen unserer Zeit hinzuweisen, er hätte den Fluß seiner meisterhaften Darstellung fast auf jeder Seite unterbrechen müssen, wenn er es hätte tun wollen.

Der Gedanke, die europäischen Völker unter einem Friedenszepter zu einigen und dem allgemeinen Glück entgegenzuführen, ist an sich uralt. Er mag schon Karl dem Großen und den Staufenkaisern durch den Sinn gegangen sein, wie sich der abgekämpfte Napoleon auf Sankt Helena zu ihm bekannte. Ob seine Durchführung seither mehr am Widerstand der Völker oder an der Unzulänglichkeit der führenden Geister scheiterte, dürfte schwer zu entscheiden sein. Niemand wird bestreiten, daß es dem im blühenden Mannesalter stehenden, von schwärmerischer Frömmigkeit durchtränkten Kaiser Alexander I. von Rußland heiliger Ernst war, als er im Herbst 1815 seinen Verbündeten, dem Kaiser Franz II. von Österreich und dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, den Entwurf eines feierlichen Manifests an die Völker in der Form eines persönlichen Vertrags der Herrscher vorlegte.

Der erste Artikel lautete: „Entsprechend den Worten der Heiligen Schrift, welche allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu betrachten, werden die Untertanen der drei vertragschließenden Parteien unter sich vereint bleiben durch die Bande einer wahrhaften Brüderlichkeit, indem sie sich als Landsleute ansehen und sich bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte Hilfe und Beistand leisten. Ebenso wird es sich mit den entsprechenden Heeren verhalten —." In demselben erhabenen Ton geht dieser Entwurf zur „Heiligen Allianz" weiter, in dessen Gedankengang und Ausdrucksweise die Einwirkung des Mystikers Jung-Stilling und der in religiöser Verzückung lebenden Julie von Krüdener deutlich zum Ausdruck kommt. Daß die beiden zur Mitunterzeichnung aufgeforderten Herrscher dieses seltsamste aller Staatsdokumente dem erprobten Diplomaten Metternich zur Überarbeitung anvertrauten, war verständlich, aber von böser Vorbedeutung. Alexander wollte mit seinen fürstlichen Amtsbrüdern wie mit wirklichen Brüdern einen Bund schließen und die Minister ausschalten. Nun aber wurde der gewandteste und gefährlichste von ihnen hinzugezogen. Ihm klang der Zusammenschluß der Untertanen und Heere viel zu revolutionär und demokratisch, er ließ nur die brüderliche Vereinigung der Monarchen gelten und nahm auch sonst ziemlich einschneidende Berichtigungen vor, deren Tragweite dem russischen Kaiser erst später klarwerden sollte. Am 26. September 1815 erfolgte die Unterzeichnung durch die drei Monarchen. „Der Heilige Bund war geschlossen, die Herrschaft Christi auf Erden sollte ihren Anfang nehmen."

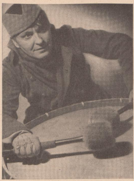
Kaiser Franz als der Älteste hatte den Auftrag, den englischen Prinzregenten, den späteren König Georg IV., zum Beitritt einzuladen. Tatsächlich gab es eine Ministerverhandlung Metternich-Castlereagh. Der nüchterne Brite hielt das „Aktenstück“ für „blühenden Mystizismus und Unsinn“, war aber mit seinem Freund Metternich derselben Ansicht, daß man diesen schwärmerischen Alexander I. nicht vor den Kopf stoßen dürfe. Dem englischen Kabinett gegenüber vertrat Castlereagh die Auffassung, die Urkunde sei nur ein „Herzensbekenntnis“ und habe keinen „offiziellen Charakter“. Man fand den Ausweg, daß der Prinzregent in einem persönlichen, von keinem Minister gegengezeichneten Schreiben sein Einverständnis aussprach und beifügte, daß ein formeller Beitritt im Widerspruch zum konstitutionellen Brauch Großbritanniens stehe. So hatten die englischen Staatsmänner die Hände frei. Wenn es ihnen gerade paßte, war Großbritannien Mitglied der „Heiligen Allianz“, wenn es gegen seinen Vorteil ging, hatte man nichts unterschrieben.

Der französische König konnte natürlich erst eingeladen werden, nachdem die Friedensverhandlungen mit Frankreich unter Dach waren. Ludwig XVIII., der sich auf seinem Thron noch keineswegs sicher fühlte, unterschrieb selbstverständlich sehr gerne. Dies geschah am 19. November 1815. Am 20. November wurde der Vierbund Rußland, Österreich, Preußen, England ausdrücklich erneuert und auch weiterhin „mit der Sicherung Europas gegen Frankreich betraut“. Diese und andere Widersprüche gegen seine gute Absicht mögen damals schon den russischen Kaiser bedrückt haben; jedenfalls kehrte er in sehr übler Laune nach Petersburg zurück. Acht Provinzgouverneure und viele Offiziere wurden abgesetzt und die rückständigen Steuern scharf eingetrieben. Der Geist düsterer Frömmigkeit herrschte am Zarenhofe, und der Hochadel ahmte den Zaren nach. Der Kaiser bildete eine Gebets- und Andachtsgemeinschaft mit dem Fürsten Galizin und dem Visionär Koschelew. Aus dem leichtlebigen, tanzfreudigen Russenkaiser des Wiener Kongresses war ein anderer Mensch geworden.

Zum Leiter seines Auswärtigen Amtes hatte er neben dem Grafen Nesselrode den in Korfu geborenen Johannes Capodistria berufen. Metternich sah in diesem unreligiösen Philosophen und aufrechten Mann, der daneben ein griechischer Patriot war, von Anfang an einen nach Möglichkeit zu beseitigenden Gegenspieler. In einem Kabinettschreiben vom 2. April 1816 schlug Alexander I. als Gebieter der größten Landmacht, dem Britischen Reiche als der weitaus größten Seemacht „eine gleichmäßige Reduktion der bewaffneten Streitkräfte jeder Art“ vor. Der Prinzregent und Castlereagh wiesen in ihrer Antwort darauf hin, wie schwierig es sei, bei so vielen grundverschiedenen Mächten einen Maßstab für die militärischen Kräfte zu finden. Im übrigen stellten sie es jedem Staat anheim, „die Abrüstung so weit zu treiben, wie er mit seiner eigenen Anschauung von der örtlichen Tunlichkeit vereinbaren könne“. Alexanders wohlgemeinte Anregung, die „Heilige Allianz“ in die Tat umzusetzen, war damit schon „totgeschlagen“. Die kleineren Staaten traten dem Friedensbund nach und nach bei, nur die Türkei als nichtchristliche und der Kirchenstaat als religiös gebundene Macht blieben ihm fern. Kaiser Alexander war über die mit Wehmut ausgesprochene Ablehnung des Papstes sehr ergrimmt. „Fast ganz Europa zählte nun zu den Mitgliedern des Heiligen Bundes, ohne daß die wesentliche Frage geklärt worden wäre, was der Bund im Grunde wollte und bedeutete.“

An Belastungsproben fehlte es von Anfang an nicht. Die Engländer warfen in einer Konferenz in London die für sie wichtige Frage der gemeinsamen Abschaffung des Sklavenhandels auf und rangen dem Dei von Algier durch ein Bombardement seiner Hauptstadt auf eigene Faust einige Zugeständnisse ab. Dies gab natürlich der französischen Regierung Veranlassung, die russische mit Warnungen zu überhäufen. „Die Engländer hätten nur die Absicht, ihre ohnedies beherrschende Stellung im Mittelmeer auf Kosten der andern Mächte noch mehr auszubauen.“ Ein böses Gerücht, Rußland habe Absichten auf eine Flottenstation auf Minorka, wurde von einem unbekannten Verfasser in Gang gesetzt. Rußland widersprach mit Entrüstung; aber seine Politik blieb verdächtigt, und die Londoner Konferenz versandete.

Der Zerfall des spanischen Kolonialreichs in Amerika brachte neuen Zündstoff in die europäische Völkerfamilie. Der englisch-spanisch-

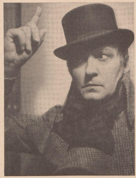


Das Gesicht des Schauspielers:

portugiesisch-nord- und südamerikanische Rattenkönig entwirrte sich schließlich in dem Sinne, daß die Schicksale Südamerikas nur zwischen London und Washington entschieden wurden. Die Vereinigten Staaten besetzten Florida, und England wahrte seine Handelsvorteile in den mit seinem unsichtbaren Beistand befreiten Republiken Südamerikas. Die Heilige Allianz war und blieb nur die moralische Oberbehörde, in deren Zuständigkeit nichts fiel, was für eines seiner Mitglieder von Bedeutung war. Alexander I. und Capodistria hatten bei allen diesen Zwischenfällen die ehrliche Absicht, mit offenen Karten zu spielen. Diese Auflehnung gegen den diplomatischen Brauch trug ihnen nur das allgemeine Mißtrauen ein.

Im Jahre 1818 war die Menge des zu Erörternden so stark aufgelaufen, daß der berühmte „Aachener Kongreß" anberaumt wurde. Das ungeschmälerte Fortbestehen des schon erwähnten Viermächte-Bundes neben der allgemeinen Heiligen Allianz machte das brüderliche Zusammensitzen um einen Beratungstisch von Anfang an zu einer Unwahrheit. Metternich ging nach Aachen mit der festen Absicht, an der außer- und innerpolitischen Verfassung Europas nichts ändern zu lassen. In scharfem Widerspruch hierzu stand die Thronrede Alexanders bei der Eröffnung des ersten polnischen Reichstags am 27. März 1818, in der er die bevorstehende Einführung einer russischen Verfassung nach dem Muster der polnischen in Aussicht stellte. Als erfahrener Staatsmann nahm Metternich diese Kaiserrede wohl von Anfang an nicht ganz ernst, und die folgenden Ereignisse gaben ihm recht. Eine eingehende, von Capodistria und Nesselrode verfaßte Denkschrift über die Möglichkeit des Fortbestehens der Quadrupel-Allianz innerhalb der Heiligen Allianz war ganz in seinem Sinn. In dieser Denkschrift stand übrigens der bemerkenswerte Satz: „In der politischen Welt ist es wie in der bürgerlichen; je mehr Eide geschworen werden, desto mehr wird deren Wirkung abgeschwächt."

Das Ergebnis des großen Kongresses war mehr als mager. Praktisch erreicht wurde nur die Zurückziehung des noch in Frankreich stehenden Besatzungsheeres des Vierbundes, wogegen sich dieser in einem geheimen militärischen Protokoll gegen einen etwaigen revolutionären Rückfall Frankreichs sicherte. Zur Regelung der Frage der abgefallenen spanischen Kolonien sollte

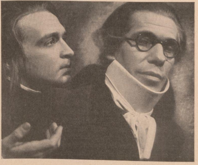


Lothar Müthel in Hans Johsts „Thomas Paine" Aufn. Rosemarie Clausen

Wellington gleichzeitig als Treuhänder des Vierbundes wie als Schiedsrichter nach Madrid gehen. Er versprach sich zwar nicht viel von diesem eigenartigen Vorschlag, konnte aber als guter Engländer nicht „Nein" dazu sagen. Wichtiger als dieser von Anfang an vorauszusehende diplomatische Mißerfolg war die Wirkung einer Denkschrift, die der Staatsrat im russischen Auswärtigen Amt Alexander Sturdza „Über die gegenwärtige Lage Deutschlands" veröffentlichen zu sollen glaubte. Neben manchen recht beherzigenswerten geschichtlich-politischen Betrachtungen wurden die deutschen Regierungen darin aufgefordert, gegen die Freiheiten der Presse und der Universitäten einzuschreiten. Diese Einmischung eines Ausländers in innerste deutsche Verhältnisse löste „einen geradezu national zu nennenden Sturm der Empörung aus — es setzte eine wilde Hatz auf russische Agenten und Spione ein". Die Ermordung Kotzebues im Frühjahr 1819 und alles, was sie nach sich zog, sind als Folgen dieser unseligen Denkschrift anzusprechen. Auf das Ansehen Alexanders I. übte sie sofort die niederziehendste Wirkung aus.

Seine vertrauensselige Politik, welche die russischen Belange hinter die der Heiligen Allianz zurückstellte, hatte ihm nichts als Mißerfolge gebracht. „Sein Name, einst am Manzanares und an der Themse mit gleicher Achtung genannt, war mehr und mehr der Völker Spott geworden." Natürlich wurde Capodistria für diesen Umschwung verantwortlich gemacht. Er ging auf langen Urlaub nach Korfu, um sich in die Lage seiner Heimat einzuleben, was ihm von dem englischen Gouverneur der Insel nach Möglichkeit erschwert wurde. Sein enttäuschter kaiserlicher Herr suchte durch große Reisen in Westeuropa wie in Rußland sein seelisches Gleichgewicht wiederherzustellen. Er haßte die alltägliche Regierungsarbeit ebenso wie alles gesellschaftliche Treiben. Die bevorzugte Gesellschaft in Petersburg und Moskau war dagegen deutlich tugendmüde geworden. Man verspottete die Reisewut des Kaisers mit leichtfertigen Anekdoten und sehnte sich in die glänzende Zeit seiner festesfrohen Großmutter Katharina zurück.

Metternichs geheime Wühlarbeit gegen die Heilige Allianz als Machtverstärkung Rußlands hatte somit schon vollen Erfolg gehabt. Alexander I. kannte seinen Feind, und die Beziehungen des gekrönten zu dem ungekrönten Herrscher waren schon seit der Zeit des Wiener Kongresses in den Jahren 1814/15 zum Zerreißen gespannt. Nach dem Aachener Kongreß heimste Metternich die Früchte seiner diplomatischen Riesenarbeit ein. Sein Grundgedanke war: Österreich ist das Kernland Europas, Deutschland und Italien sind seine Vorfelder. Im Jahre 1819 feierte er das Osterfest in Rom, als ihn die Nachricht von Kotzebues Ermordung erreichte. In seiner ironischen Art sagte er nur: „Wir werden nun ehestens sehen, was der russische Kaiser zu der liebevollen Behandlung seiner Staatsräte in Deutschland sagen wird." Metternichs Presse- und Propagandachef, der Hofrat Friedrich von Gentz in Wien, war tief erschrocken, er sah in der unseligen Tat des Schwärmers Sand keine Einzel-



Aufn. Rosemarie Clausen

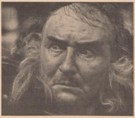
Albin Skoda und Franz Pfeudler in „Die Laterne"

handlung, sondern den Beweis eines im geheimen schwälenden, weitverbreiteten Aufruhrs gegen die staatliche Ordnung. Ob sein Herr und Meister diese Ansicht teilte, ist schwer zu sagen — jedenfalls aber griff er den Gedanken seines wichtigsten Mitarbeiters mit großem Eifer auf. Nun war aus dieser verblasenen Heiligen Allianz vielleicht doch etwas Wertvolles zu machen — ein Bund der Fürsten gegen ihre aufsässigen Völker.

Für eine gerechte Beurteilung Metternichs und der übrigen „reaktionären" Staatsmänner des damaligen Europa ist ihr Miterleben der großen Französischen Revolution in ihren eindrucksfähigsten Jugendjahren in Erwägung zu ziehen. Das Wüten der Schreckensmänner hatte sich hauptsächlich gegen ihre Standesgenossen in Frankreich gerichtet, die zum Teil sogar ihre Verwandten waren. In einem planmäßigen Vorgehen gegen die deutschen und italienischen „Demagogen" sahen sie daher eine Handlung der Notwehr gegen eine heraufziehende ähnliche Gefahr. Bei Metternich kam noch dazu, daß er in einem Erstarken des Nationalismus, der mit den freiheitlichen Bestrebungen Hand in Hand ging, den Untergang der bunt zusammengesetzten Donaumonarchie sehen mußte.

Der stets elegante, witzige, für Musik, Dichtung und Frauenliebe sehr empfängliche österreichische Haus-, Hof- und Staatskanzler hat sich dem Strom der Zeit nicht als Mucker und Dunkelmann entgegengestemmt. Er handelte so, wie er als Vertreter einer kühlen Staatsraison und als getreuer Diener des Kaisers von Österreich handeln zu müssen glaubte. Was man ihm vom menschlichen Standpunkt aus vorwerfen kann, ist seine Fühllosigkeit gegenüber den Opfern seiner strengen Strafmaßnahmen.

Im August 1819 vereinigte sich das monarchische Deutschland gegen das demagogische in den scharfen „Karlsbader Beschlüssen". Von der englischen Regierung, die damals mit eigenen Sorgen überbürdet war, konnte Metternich keine ausdrückliche Billigung seiner allgemeindeutschen Innenpolitik erlangen. In Rußland fand er zunächst mehr Verständnis. Der liberale Capodistria war noch im Urlaub; die Reformpläne Alexanders, insbesondere die Bauernbefreiung, waren eingeschlafen und die



Aufn. Rosemarie Clausen

Eugen Klöpfer in „Der Revisor"

Polenfreundschaft ins Gegenteil umgeschlagen. Die Rückkehr Capodistrias in sein Amt änderte diese Stimmung. Sein Einfluß auf Alexander war immer noch bedeutend. Die Karlsbader Beschlüsse wurden von der russischen Regierung einfach zur Kenntnis genommen.

Das Jahr 1820 schien den Befürchtungen Metternichs Recht zu geben. Am 1. Januar brach in Spanien eine Militärrevolution aus, am 13. Februar wurde der Herzog von Berry, der Neffe des französischen Königs, von einem politischen Fanatiker ermordet, am 23. Februar entdeckte man in London gerade noch eine Verschwörung mit dem Zweck, das englische Kabinett in die Luft zu sprengen, und am 10. März mußte von Österreich ein Aufstand in der Lombardei unterdrückt werden. Auch Alexander fühlte sich durch diese Folge gefährlicher Ereignisse beunruhigt. Als Mitglied der Heiligen Allianz war er jetzt und später durchaus bereit, ein russisches Heer gegen die spanischen Meuterer zu schicken, was von Frankreich und England natürlich verhindert wurde. In der Frage der französischen Thronfolgeordnung näherte sich Metternich dem russischen Kaiser, wofür sich dieser überaus dankbar zeigte. Die Revolution der Moldau und Walachei gegen die türkische Oberherrschaft wurde von Metternich mißbilligt, weil er gegen jede Änderung des europäischen Staatensystems eingestellt war. Seiner andauernden Bearbeitung des russischen Kaisers, auf den die Aufständischen die größten Hoffnungen gesetzt hatten, gelang es, diesen vom Einschreiten gegen die Türkei abzuhalten.

Der Aufstand brach zusammen, der Führer Alexander Ypsilanti floh nach Ungarn und wurde gegen alles Völkerrecht sechs Jahre lang von Metternich eingekerkert.

In den rasch aufeinanderfolgenden Konferenzen von Laibach und Troppau war die Heilige Allianz von Metternich im Sinne eines Herrscherbundes eng zusammengeschmiedet worden. Alexander hatte sich von seinen alten Freunden und Ratgebern getrennt und brauchte nun die Führung des erfahrenen Staatsmannes. In seinem vertrauenden Anlehnungsbedürfnis verließ er sich in der Folgezeit so sehr auf Metternich, daß dieser jahrelang geradezu als russischer Staatskanzler amtete. Seine Staffettenreiter legten die Strecke Wien—Petersburg in Rekordzeiten zurück.

Die Taktik Metternichs, den Zaren ständig mit politischen Kleinigkeiten zu beschäftigen, erwies sich bei der Erledigung der großen Fragen als äußerst erfolgreich. Capodistria sah seine Stellung völlig unterhöhlt. Er trat zurück, um sich von nun an nur noch für den griechischen Freiheitskampf einzusetzen.

In diesem Kampf konnten die christlichen Glaubensbrüder die Hilfe Rußlands gegen den gemeinsamen Erbfeind erwarten. Die Stellung der Heiligen Allianz, eines Bundes christlicher Staaten, hätte dann nicht fraglich sein können. Aber Metternich wollte keine Revolution und keine Veränderung der Staatengrenzen. So mußten die Griechen den Krieg allein durchfechten.

Am 1. August 1822 erhielt Metternich die Nachricht von Capodistrias Rücktritt; am 20. August erfuhr er, daß der Marquis of Londonderry, wie sein alter Freund Castlereagh seit kurzem hieß, in einem Schwermutsanfall seinem Leben ein Ende gemacht habe. Es war ein schlimmes Vorzeichen für den Kongreß von Verona, der im Herbst 1822 die vielen schwebenden Fragen regeln sollte. In der Räumung von Piemont und Neapel behielt Metternich freie Hand, Frankreich, dessen Regierung jetzt nach dem Tode Napoleons auf bourbonischen Kriegsruhm bedacht war, durfte in Spanien einmarschieren, in der griechischen Frage faßte Metternich die Lösung in den unheimlich dürren Worten zusammen: „Die Pforte selbst soll Griechenland befrieden."

Sein Ruhm als Schiedsrichter Europas erstrahlte noch einmal hell in Verona, seine Machtstellung schien unerschütterlich — in der Tat war sie schon erschüttert. In Rußland war der finstere Araktschejew an die Stelle des geistvollen Capodistria getreten. Damit begann die Verdrängung der westeuropäisch empfindenden hohen Beamtenschaft aus dem Staatsdienst. Und Castlereaghs Nachfolger Canning faßte seine Meinung über den Kongreß in den Worten zusammen: „Das Ergebnis von Verona hat die eine und unteilbare Allianz in drei Teile zerspalten, die so verschieden sind wie die Verfassungen Englands, Frankreichs und Moskowiens". Der amerikanische Präsident Monroe lehnte in seiner berühmten Kongreßbotschaft vom 2. Dezember 1823 die Einmischung Europas in amerikanische Fragen bestimmt ab. „Amerika den Amerikanern" und „Wo der Ozean anfängt, hört die Heilige Allianz auf", waren die Schlagworte der angloamerikanischen Erdhälfte. Eine neue Welt war im Begriff, sich zu formen; sie stand in unversöhnlichem Gegensatz zu dem Hüter der alten Weltordnung.

Die griechische Frage ließ die Gemüter in Europa nicht zur Ruhe kommen, und an ihr sollte die Heilige Allianz vollends zerbrechen. Canning hielt die britischen Schiffe zur Anerkennung der griechischen Blockade türkischer Festungen und zu strikter Neutralität an. Diese Neutralität behinderte den britischen Handel in der Waffen- und Munitionslieferung an die Griechen nicht. Neutralität gegenüber Rebellen war mit den legitimistischen Anschauungen Metternichs unvereinbar. Er bezeichnete Cannning als „aktiv böswillige Macht".

Das Schlimmste für Metternich war, daß um diese Zeit Alexander I. die Augen darüber aufgingen, daß er zehn Jahre lang sich und die russischen Interessen dem Wahne der Heiligen Allianz geopfert hatte und vom österreichischen Staatskanzler ruchlos betrogen worden war. Im August verständigte er sich in der griechischen Frage mit Canning gegen Metternich; nach dessen eigenem Wort war das „Nationelle dem Nationellen" unterlegen. Die Heilige Allianz lag in Scherben. Ihr Schöpfer sollte den Untergang seiner Schöpfung nur wenige Monate überleben. Furchtbare Enttäuschung und innere Unrast hatten die Kräfte des Achtundvierzigjährigen tödlich erschöpft.

Der letzte Gruß von Erhard Wittek

Aus dem neuen Werk des Verfassers von „Durchbruch anno achtzehn": „Männer — ein Buch des Stolzes" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart), einer Sammlung knappgefaßter Berichte von den Taten und Schicksalen unbekannter Helden des großen Krieges, entnehmen wir hier ein kennzeichnendes Beispiel.

Ein junger Amerikaner namens Harald Dodd, der beim Ausbruch des Weltkrieges als Freiwilliger in die englische Armee eingetreten war und dort als Flieger Dienst tat, berichtet, er habe einmal hoch über den feindlichen Fronten ein Erlebnis gehabt, das ihm unvergeßlich sein werde, wie lange er auch noch am Leben bleiben möge.

Als der Amerikaner in den ersten Monaten des Krieges über den Linien seiner Feinde schwebte, stieß plötzlich aus einer Wolke ein deutsches Flugzeug auf ihn herab. Da der Deutsche die größere Höhe hatte, blieb dem Amerikaner nichts anderes übrig, als mit voller Motorenkraft davonzujagen und zu versuchen, den Gegner zu übersteigen. Doch der Deutsche stürzte seinem Gegner nach, holte ihn ein und hing sich so an ihn, daß er in geringem Abstand halbrechts über seinem Feinde blieb; er versuchte, ihn hinter die deutschen Linien zu drücken und dort zu einer Landung zu zwingen.

Damals kannte man auch bei den leichten Flugzeugen noch keine eingebauten Maschinengewehre, und die Flieger bekämpften sich mit Infanteriegewehren oder Handgranaten.

Dem Amerikaner gelang es nach langer Jagd, die Richtung nach der eigenen Front wiederzugewinnen, und er versuchte nun, so schnell wie möglich tiefer zu gehen, um jenseits der englischen Gräben zu landen. Beide Flieger hatten ihre Maschinen auf höchste Fahrt gebracht.

Da bemerkte der junge Dodd, wie der Apparat seines Gegners sich über ihn hinweg stetig nach vorn schob, bis er ihm halbrechts um eine kurze Strecke voraus war. Und nun erhob sich der deutsche Offizier, dem seine Beute zu entgehen drohte, von seinem Sitz und ergriff eine Handgranate.

Der Amerikaner, solcher Lagen gänzlich ungewohnt, ohne irgendeine Erfahrung im Luftkampf, glaubte seinen Tod gekommen und fand im Entsetzen, das ihn überfiel, nicht den Ausweg, nun, da der Feind das Steuer losgelassen hatte, im Sturzflug zur Landung anzusetzen.

Der deutsche Offizier wandte sich zurück, seinem Feinde zu, zog stehend ab und hob den Arm zum Wurf, der kaum fehl gehen konnte. Doch da verfing sich die Handgranate in einem der Verspannungsdrähte, entfiel dem Deutschen und stürzte in den schmalen Stand zu seinen Füßen. Er bückte sich; während die beiden Maschinen immer noch dicht nebeneinander flogen, hinab, suchte die Handgranate auf dem Boden seines Flugzeuges, mußte aber offenbar erkennen, daß es ihm unmöglich war, die Granate zu erreichen, die tief in den Kasten des Rumpfes hineingerollt sein mochte.

Und nun sah der Amerikaner, daß der deutsche Offizier, der übrigens an der linken Seite seines Waffenrockes unterhalb der Brust ein schwarzes Ordenskreuz mit weißem Rand getragen habe, sich aufrichtete und sich ihm wieder zuwandte. Während das Flugzeug des Deutschen steuerlos dahinjagte und zu seinen Füßen die abgezogene Handgranate im Führerstand lag, stand er selbst kerzengerade in dem engen Raum zwischen Himmel und Erde, ein paar dünne Bretter unter sich und bergtief darunter das Land, um das die Heere kämpften. Der Todgeweihte aber blickte mit ernsten, blauen Augen in dem erblaßten, schmalen, jünglingshaften Antlitz auf den Feind, er sah tief bedrängten, doch zugleich unsagbar gefaßten Blickes den Zeugen seines Schicksals an und sah zugleich fremd durch ihn hindurch in meilenweite Ferne, seine Lippen waren fest geschlossen, und nun erhob er langsam die rechte Hand an den Rand seines Helmes.

Der amerikanische Flieger bekennt, er sei, von Grauen und Bewunderung erschüttert, nicht fähig gewesen, den Gruß zu erwidern, der, wie er wohl erkannt habe, nicht ihm, überhaupt nicht einem einzelnen Menschen gegolten, diese Gebärde, mit der ein Zwanzigjähriger die Heimat, die Freunde und das Leben verließ.

Gleich darauf erhob sich aus dem Apparat des Deutschen ein schwarze Wolke. Die explodierende Granate riß den grüßenden Helden hinab in die Tiefe.



Land an der Saar

Johannes Kirschweng

Das wachsende Reich

Von

Matthäus Gerster

Der Saarroman »Das wachsende Reich« des am 19. Dezember 1900 in Wadgassen bei Saarlautern, dem Wadringen des Romans, geborenen Dichters Johannes Kirschweng ist weit mehr als ein Heimatroman. In ihm wird die uralte Idee des Reichs lebendig, des Reichs, das zwar noch nicht ist, aber das wird. Hier ist Vergangenheit in der Gegenwart lebendig, nicht als historische Antiquität, sondern als geistiges Gesetz: Daß über dem Land das Reich steht und daß über dem Reich sich »der gewaltige Bogen der Ewigkeit Gottes« wölbt. Der Roman, voll innerer Spannung, noch vor dem Bekenntnis der Saar zu Deutschland erschienen, zeigt die geistigen Quellen, aus denen dies vaterländische Bekenntnis von 1935 entsprungen ist.

Dies ist die Geschichte des Ludwig Burgund aus dem Dorf Wadringen im Saargebiet. Sein Vater, ein fleißiger, nüchterner und sparsamer Mann, der mit seinem Weibe den kleinen, hart erworbenen Besitz mehrte, war Meister in der Kristallschleiferei, die dort in dem aufgehobenen Kloster eingerichtet ist. Die Mutter, von anderer Art, konnte goldenen Träumen nachhängen und bunte Märchen erzählen. Kein Wunder, daß für den jungen Ludwig Dorf, Feld und Wald voll herrlicher Geheimnisse, voller Geschichte und Geschichten steckte. Dann war da noch der Ohm Johann Georg, Hansgörg genannt, der als Preußenfeind verschrien war. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war er aus Lothringen, das damals noch zu Frankreich gehörte, nach Deutschland gekommen. In der Erinnerung lebte ihm Frankreich als Land ruhiger und würdiger Freiheit. Wäre ihm auf der anderen Seite das große ewige Deutschland begegnet, so wäre diese Erinnerung im Wehen der Heimatluft untergegangen; die Burgunds stammten ja von jenen alten Allemannen, die deutsch redeten, sangen und beteten. Statt Deutschlands trat ihm aber das neue, allzu siegesbewußte Preußen entgegen. Einer der schneidigen Behelmten wagte es, die zarte, kränkliche Mutter Hansgörgs barsch anzufahren. Seit dieser Zeit ließ ihn die Wut gegen Preußen nie mehr los, und Ludwigs Eltern, denen die Liebe zu Deutschland so natürlich war wie die Liebe zueinander, sahen es nicht gern, wenn ihr Kind zum Ohm ging. Sie fürchteten, er möchte Deutschland um Preußen willen weniger lieben, wenn der Alte mit abgründigem Spott über das verhaßte Land schimpfte. Deutschland! Es gab ja kein Deutschland. Nur ein Deutsches Reich! Und seine Bewohner hießen nicht Deutsche, sondern Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger. Deutschland, das

stand wie ein heimlicher Traum über den Wünschen aller wirklichen Deutschen, zu denen trotz allen Schimpfens auch Ohm Hansgörg zählte.

Es war ungeschriebenes Gesetz an der Saar, daß die Söhne in die Fußstapfen der Väter traten, wie diese in die Fabrik gingen, in die Schächte der Bergwerke einfuhren oder in der Glut der Hochöfen standen. Aber Ludwigs Mutter sah den Sohn zum Höchsten bestimmt, was sie kannte: zum Priester. In der Schule war Ludwig einer der Besten. Der Lehrer Maselmann hatte den aufgeweckten Jungen gern, obgleich ihn seine Fragen manchmal in Verlegenheit und sein Weltsystem, in dem Preußen das Zentralgestirn war, ins Wanken brachte. Für ihn begann die Geschichte mit den Markgrafen von Brandenburg und endete mit Bismarck. Und als ihn Ludwig eines Tages fragte: „Was sind wir denn eigentlich gewesen, ehe wir Preußen waren?", da wurde er nicht so sehr zornig als traurig. Denn „Preußen war ihm etwas Faßliches, Deutliches und klar Großartiges; Deutschland, das war noch immer eine Art von Traum und Schwärmerei, ja etwas von Revolution und Aufstand". Ganz anders war der Gesanglehrer Bohn. Wenn er die Geige ans Kinn gesetzt hatte und „Im schönsten Wiesengrunde" zu spielen begann, dann standen die Kinder alle in seinem Bann und ließen das Lied ganz langsam in ihre Seele hineinsinken. „Die schönsten Dorfstunden und das Antlitz der Mutter und das des Vaters und die Gesichter der Geschwister waren hineingedichtet. Und der Wald war darin und die Wiesen und alles, was der Ohm von der Heimat erzählt hatte, auch künftige Abschiedsstunden schwangen schon mit darin."

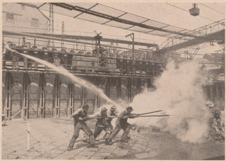
Erst viel später erkannte Ludwig, daß er hier zum ersten Mal die Heimat als Deutschland und Deutschland als Heimat erlebt hatte, ohne es zu wissen. Und Heimatluft wehte auch im Religionsunterricht des Pfarrers Habermaß. Wenn er von Nazareth erzählte, wurde daraus



Das Rathaus in Saarbrücken

ganz unmerklich das nahe Bergnest Berus mit seinen Hängen voll Pflaumen und Äpfeln, seinen Gänsen und Hühnern. Wie Ohm Hansgörg lehnte auch er es ab, die paar Jahrhunderte Preußengeschichte als Mittelpunkt aller Geschichte zu betrachten. Deutschland ging ihm über alles, und nach Deutschland kam gleich Wadringen, in dessen Geschichte er sich liebevoll versenkt hatte. Statt biblischer Geschichte erzählte er den Kindern die Sage von Ludwig dem Kinde, der vor tausend Jahren auf der Königsburg zu Wadringen gelebt hatte, dem eine alte Frau das Schicksal des Reiches prophezeit und ein Knäblein ein Geheimnis ins Ohr geflüstert haben soll, das sich immer von Geschlecht zu Geschlecht, von Mann zur Frau und wieder zum Mann vererbt hätte, daß immer nur ein Lebender darum wissen durfte. So machte Pfarrer Habermaß den Wadringer Jungen und Mädchen die Heimat ganz weit und tief.

Es war ein schwerer Abschied für Ludwig, als er von Berus aus mit Ohm Hansgörg noch ein-



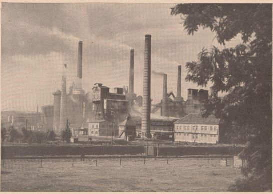
Arbeit im Saarland

Aus den Roechlingschen Stahlwerken: Der ausgestoßene Koks wird umgestoßen und verteilt

mal das weite schöne Land an der Saar sehen, fühlen und in sich aufnehmen durfte. Und nie vergaß er, was der Ohm ihm sagte, als sie von der Bergnase über das herrliche Land sahen: „Der Rhein, Ludwig! Weißt du, der Rhein, das ist das Erhabenste, was wir hier haben. Die Saar, das ist das Lebendige in unserem Land, und dieses Lebendige strömt der Mosel zu. Sie bringt das ganze Land mit zur Mosel, und die Mosel, die so schon wieder viel mächtiger und voller ist, trägt nun ihr weiteres Land und weiteres Leben dem Rhein zu, und andere Flüsse tun das gleiche, auf beiden Ufern tun sie es, und so ist es dann so, daß das ganze weite Land schließlich im Rhein lebendig ist und im Rhein dahinströmt unter dem Himmel Gottes, unter der strahlenden Sonne und unter dem sanften Mond und unter allen Sternen, weißt du: Das ganze Land mit allem, allem, allem. Vergiß das Land nicht und den Wald nicht und wie es da hinübergeht zum Rhein."

Im Konvikt zu Trier hatte es Ludwig Burgund nicht leicht. Er war ein armer Schlucker unter behäbigen Bürgersöhnen, die spöttisch auf seinen altmodischen Rock und seine verbrauchten Schuhe sahen; er hörte manches Wort, das seinem Herzen wehe tat. Aber er gewann die Heimat nur noch lieber, die deutsche Heimat, die ihm der Ohm so sehr ans Herz gelegt hatte — der Ohm, den sie den Franzosen nannten. Der Ohm hatte Preußen gehaßt, weil er auf einen schlechten Deutschen gestoßen war. Aber die Jahre hindurch, da Ludwig im Konvikt zu Trier war, fing der Greis an, über Preußen weg Deutschland zu sehen. Mit 70 Jahren! War das nicht ein Wunder? Pfarrer Habermaß erzählte ihm in den Ferien von dieser Wandlung. „Und du, Ludwig", sagt er zu ihm, „gehst nicht nur für dich nach Trier und auf die Schule. Du tust es für deine ganze Heimat. Die Burgunds drängen in dir jungem Menschen zum Licht, aber nicht sie allein, ganz Wadringen tut es. Und das Licht, das ist für euch Burgunds und für uns Wadringer das wachsende Deutschland."

Als wieder einmal die Ferien zu Ende gingen, wurde Ludwig am Bahnhof in Trier von seinem Freund Wulf von Katte, dem Sohn des Regierungspräsidenten, erwartet und mit nach Hause genommen. Katte hatte den begabten Jungen vom Lande schon lange beobachtet und bewundert; aber er war ihm stets als zu brav und ohnmächtig dem Leben gegenüber erschienen. Als jedoch eines Tages Ludwig eines der Bürgersöhnchen, die über ihn spotteten, zur Rede stellte und züchtigte und die Übermacht über ihn herfallen wollte, trat der junge Adelige neben den Arbeitersohn und erklärte sich als seinen Freund. Seitdem waren die beiden unzertrennlich. Die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses war für sie kein Hindernis. Wulf nahm den Freund



Dillinger Hüttenwerk

mit sich nach Hause; auch sein Vater hatte an dem klugen Arbeitersohn Gefallen gefunden und sich mit ihm schon oft über seine Heimat unterhalten. Heute nahm er die beiden Primaner im Wagen mit; denn er wollte von Ludwig wissen, wie das Volk gewisse Vorgänge in der politischen Entwicklung der letzten Zeit sehe, und warf den Namen eines hohen Bergbeamten ins Gespräch, der den Saarländern Preußen und die Staatsmacht verkörperte und dem sie einen mächtigen und unerschütterlichen Haß entgegenbrachten.

Da brach auch aus Ludwig der Saarländer hervor, und er klagte dem Präsidenten, wie die Saarländer durch preußische Beamte sich oft in ihrem Ehrgefühl beleidigt fühlten, wie sie vielleicht zu wenig Staatsgefühl hätten und das von Preußen lernen müßten, daß man dazu aber die allerbesten Preußen ins Grenzland schicken sollte; denn hier sei auch das geschichtliche Bewußtsein ein anderes. „Wir haben hier schon gesessen und Könige bei uns gehabt, als die Vorfahren mancher anständigen Beamten — wie Sie sagen, Herr Präsident — noch die Pferde gemolken haben." Die Beamten sollten weniger an sich denken als an ihre Aufgabe und an ihren König, am meisten aber an Deutschland, für das der Saarländer, der vor tausend Jahren schon einmal im Mittelpunkt eines großen Deutschland gestanden habe, mehr Zeit als für das junge Preußen habe. Das Saarland sei das Kernstück Deutschlands, und auch der Kaiser sollte wissen, daß das Herz seines Landes an der Grenze schlägt, und nicht nur im geschlossenen Wagen durchfahren. Mit Staunen hörte der Präsident den leidenschaftlichen Ausbruch des Jungen und meinte schließlich begütigend, man dürfe Preußen nicht an einem lärmenden Gendarmen messen, wohl aber an dem Alten Fritz, an Kant und an Heinrich von Kleist.

Eines Abends sollte ein berühmter Dichter im Konvikt aus seinen Werken vorlesen. Ludwig, der sich schon den ganzen Tag darauf gefreut hatte, wurde zu einem kranken Mitschüler gerufen, der nach ihm verlangt hatte. Der Junge hatte den großen Kameraden, von dem man sagte, daß er dichte, immer schon heimlich bewundert. Jetzt lag er im Sterben. Der Vater, ein Bergmann, der am Krankenbett saß, mußte Ludwig ein Gedicht an die Mutter zeigen, das bei aller Kindlichkeit doch voll zärtlicher

Liebe war. Ludwig lobte das Gedicht und erzählte dem Kranken von den Winterabenden zu Hause, von den Weihnachtsferien, von der Schönheit der Heimat, so daß der Junge immer beglückter und ruhiger wurde und darüber einschlief. Wulf, der den Freund vermißt hatte, führte den Dichter in das Krankenzimmer, und von diesem, der selber ein Kind der Saar und einstmals Schüler des Konvikts gewesen war, hörte Ludwig das Lob ihrer Bewohner, dieser armen und tapferen Bergarbeiter, die für ihre Kinder darbten und sparten und deren Tapferkeit aus einem tiefen und echten Glauben fließe. Und wenn einmal die Stunde komme, da sie ihre Tapferkeit auch für ihre große Heimat, für Deutschland, einsetzen müßten, dann würden sie auch da sein und nicht versagen. Ludwig lernte auch den Bischof kennen, der aus den elsässischen Bergen stammte und hier im Grenzlande angesehen war wie kein anderer.

Er sah auch den Kaiser, in dem sich ihm Deutschland verkörperte, und setzte es mit Wulf und Katte durch, daß die Abiturienten ihren großen Klassenausflug nicht wie sonst an den romantischen Rhein, sondern zu den Arbeitern ins Industriegebiet der Saar machten. Als sie die rote Glut der Hochöfen von Dillingen am Himmel stehen sahen, einen Himmel zuckender Flammen, und in den mächtigen Hallen der Dillinger Hütte standen, wo glühendes Erz aus den Öfen floß, riesige Blöcke zu Panzerplatten gewälzt wurden, die Arbeiter schweißgebadet im Schein lodernder Feuer über die jungen Herren lächelten und das Werk dröhnte und donnerte, da sah Ludwig ein neues Land, in dem Fabrik und Acker nicht mehr getrennt war: Deutschland. Auch Wadringen mit seiner Kristallfabrik wurde besucht, und Ludwig konnte den Freund in sein eigenes Elternhaus führen und ihm die Mutter vorstellen, für die Wulf zärtliche Hochachtung empfand.

Auf der Heimreise aber erfuhren sie den Mord von Serajewo.

Dann kam der Krieg. Es gab keine Fragen, keine Rätsel, keine Gegensätze mehr. Es gab nur noch Deutschland, die eine große Sehnsucht und Heimat der Seele. Als das Deutschlandlied in die Sommerabende jener Zeit hinein erklang, war Wulf nicht mehr der junge Adelige aus der Mark und Ludwig nicht mehr der Arbeitersohn aus dem Westen. „Es gab nur noch zwei junge deutsche Soldaten, die für Deutschland kämpfen wollten und sterben, wenn es sein mußte." Bevor er ins Feld kam, durfte Ludwig noch einmal nach Hause. Da starb der alte Ohm, und trauernd stand der junge Soldat am Grab des Mannes, der ihn die Heimat lieben gelehrt hatte. Auf dem Heimweg traf er ein Mädchen, das mit ihm in die Schule gegangen war. Er hatte sie lange nicht mehr gesehen. Als sie aber so nebeneinander gingen und miteinander sprachen, da wußte er plötzlich, daß er dieses Mädchen immer geliebt hatte. Doch konnte er Barbara nur verstohlen die Hand drücken. Dann ging's ins Feld. Wulf fiel schon bald an einem Wintermorgen in den Vogesen. Ludwig aber, der seinen Kameraden nicht nur äußerlich Führer wurde, als Arbeitersohn aber nicht Offizier werden konnte, blieb zwar vom Tod verschont, doch wurde er mehrmals verwundet. Das Bild des Landes an der Saar wuchs in diesen Jahren ganz zusammen mit dem Bilde Deutschlands, das in der Not größer und leuchtender als je vor seiner Seele stand.

Die Revolution traf ihn im Lazarett, wo ein paar verkommene Burschen ihm Tressen, Knöpfe und das Eiserne Kreuz abreißen wollten und nur durch eine Krankenschwester an ihrem Vorhaben gehindert wurden. Sehnsucht trieb ihn nach Hause. In Trier besuchte er Wulfs Vater und hörte dessen Sorge um Deutschland. Im Dom sah er den greisen Bischof inmitten des Volkes für das Vaterland beten. In Saarburg begann die französische Besatzungszone mit ihren Bedrückungen. Zu Hause empfing ihn die Mutter mit Tränen der Freude und des Schmerzes; der Vater war durch eine feindliche Bombe gefallen. Ein französischer Leutnant hatte sich im Haus einquartiert und quälte die Mutter mit großen Ansprüchen. Doch wurde er bescheidener, als er von der Rückkehr Ludwigs aus dem Kriege hörte. Eines Nachts aber, als Marokkaner ins Haus drängten und hier nächtigen wollten, war Ludwig um der jungen Schwester willen über die unerwünschte Einquartierung des Leutnants, vor dem sie flüchteten, doch froh. In diesen schweren Tagen zeigte sich Pfarrer Habermaß nicht nur als Hüter der Seelen, sondern auch als Sorger für das leibliche Wohl der Gemeinde. Ludwig

aber beschloß, eine Stellung beim Elektrizitätswerk in Saarlouis anzunehmen, um für Mutter und Schwester zu schaffen. Barbara würde warten, bis die Zukunft sich geklärt hatte — seine und Deutschlands Zukunft.

Die Franzosen versuchten in jenen Jahren mit allen Mitteln das Saarland von Deutschland zu trennen, nicht nur politisch, sondern auch religiös, und es von der alten Diözese loszureißen. Da reiste der greise Bischof von Trier nach Rom und nahm Herrn Habermaß aus Wadringen als ältesten Pfarrer seines Sprengels mit. Der Papst willfahrte ihrer Bitte und schlug Frankreich ab, das Saarland einem französischen Bischof zu unterstellen. Auch alle anderen Versuche, die Saarländer zu gewinnen, mißlangen den Franzosen. Jetzt kam es Ludwig zu gute, was er in Trier gelernt hatte. Er stellte sich mitten in das Dorf hinein, in sein Leben und Leiden. Seine Sprachkenntnisse machten ihn zum Mittler zwischen den Heimatgenossen und dem Feinde. Vor Jahren hatte ihm der Pfarrer gesagt, er müsse für ganz Wadringen, die ganze Heimat studieren. Nun verstand er den Sinn jener Worte und wurde gemeinsam mit dem Pfarrer die Seele des geistigen Widerstandes.

Bald sollte er auch Kämpfer und Märtyrer für die Heimat werden. Der französische General wollte der Welt zeigen, wie französisch die Stadt Saarlouis sei, die ja von Sonnenkönig gegründet worden war, ja, wie französisch das ganze Land wäre, das dazu gehört. Ein großer Festzug sollte Frankreich verherrlichen. Da beschloß Ludwig, „zur Abrundung des Festes" und zur Überraschung der Franzosen einiges zu tun. Zwar wurden zuerst die Plakate von empörten Deutschen abgerissen; aber dann ließ man von Mund zu Mund sagen, alle, die nur können, sollten zum Feste gehen. Es würde der deutschen Sache nicht schaden, sondern nützen. Als nun der französische Festzug prunkvoll auf dem Marktplatz von Saarlouis stand und der Schauspieler, der den Sonnenkönig darstellte, aus der goldenen Kutsche gestiegen war, da nahten Männer in bunten Kitteln und Frauen in den bunten Tüchern der deutschen Landestracht. Sie trugen schwere Säcke voll Erde und Heiligenfiguren, schütteten die braune Ackererde auf den gestampften Stadtboden und setzten die Heiligen in den lockeren Grund. Ein junger Sprecher trat vor und erzählte von der Gründung der Stadt und von der Liebe der Saarländer zur Heimat. Und als er schloß:

> Mauern und Wälle und Türme zerfallen einmal,
> Aber die Scholle ist ewig, das Herz und die Heiligen Gottes.
> Alle Gewalt ist nur von heute, aber die Liebe
> Steigt aus den frühesten Zeiten herauf und leuchtet
> Bis in die Tage der spätesten Zukunft hinein,
> Aber die Zukunft ist Deutschland, und unsere Liebe ist Deutschland, Deutschland!

da entblößten die Deutschen die Häupter und erhoben sich. Ein paar junge Offiziere versuchten den Sprecher wegzuzerren, da ging ein Schrei durch die zornige Menge, als wenn das ganze Land aufschreie gegen die Gewalt, und plötzlich sangen Zehntausende wie mit einer einzigen unendlichen Stimme „Deutschland, Deutschland über alles", daß die Stadt davon dröhnte. Der stille Widerstand durchbrach alle Dämme. Die Menschen standen da und weinten vor Glück.

Was machte es Ludwig aus, der selber der Sprecher war, daß ihn das Kriegsgericht zu sechs Monaten Gefängnis verurteilte! Hier war eine Schlacht geschlagen und ein Sieg errungen worden, der aus der Geschichte Deutschlands nicht mehr wegzunehmen war. Als er aus dem Gerichtsgebäude trat, grüßten ihn Hunderte mit leuchtenden Augen. Der alte Pfarrer Habermaß trat auf ihn zu, gab ihm die Hand, dankte ihm für jene Stunde und segnete ihn. In Speyer verbüßte Ludwig seine Strafe. Nach sechs Monaten verließ er das Gefängnis. An der Pforte empfing ihn Barbara. Mit ihr fuhr er der Heimat entgegen, „dem Morgen der Freiheit, dem Morgen der Liebe, dem Morgen Deutschlands".

Die Aufnahmen aus dem Saarland hat uns das Verkehrsamt Saarbrücken zur Verfügung gestellt

Geh aus, mein Herz, und suche Freud . . .

Von Karl Blanck

Von allem Anfang an sucht der Mensch in seiner Umgebung nicht nur den Nutzen, sondern stets auch den Schmuck. Noch bevor er sein Haus baut, verziert er bereits die Wände seiner Höhle mit kunstvollen Zeichnungen. So findet er schon auf höherer Stufe auch im Garten nicht nur den Segen der Früchte, sondern auch sein Feiertagsglück im Schatten der Bäume, Wohltat für Glieder und Sinne, neben dem Zweckvollen das Gefällige, das Zwecklos-Schöne. Hier entdeckt er das Paradies, den Garten Eden, als Sinnbild unschuldiger Erdenfreuden, der später in seiner Erinnerung ganz am Anbeginn der Schöpfung steht: denn erst im Anblick der Schönheit ist er wirklich Mensch geworden, noch bevor für ihn der Schmerzensweg der Erkenntnis beginnt. So ist in der biblischen Schöpfungsmythe schon das Gartenglück zum Inbegriff aller Gemeinschaft mit den Wundern der Schöpfung geworden. Der Garten selbst, das ist das große Wunder, das ewige Zauberreich, erfüllt von allen Schauern des großen Schöpfungsgeheimnisses am lichten Tag.

Das Haus — das ist Schutz und Begrenzung gegen die Außenwelt, letzte Abgeschlossenheit. Der Garten aber ist die Rückkehr zum Ursprung, Geborgensein inmitten aller Grenzenlosigkeit von Erde und Himmel, zugleich Ordnung und Gelöstheit, harmonischer Zusammenklang von Natur und Menschenwerk. Ein Reiz mehr, daß der Mensch, der kleine Schöpfer, dabei selbst mitgewirkt hat, daß er die Natur nach seinem Sinn gelichtet, ergänzt, gegliedert, geschmückt hat, daß er Farben und Düfte sammelt, die seinen Sinnen schmeicheln, daß er Kontraste und Perspektiven, Wechsel und Zusammenklang schaffen kann, ein ganzes lebendig atmendes Kunstwerk. Am Anfang aber, wie am Ende aller Gartenkunst, die von Haus aus gewiß mehr den bildenden Künsten, der Architektur, der Plastik und der Malerei, sich nähert, steht auch immer die Dichtkunst. Der Mensch verdichtet die Schöpfung, er drängt sie zusammen, er dichtet sie um, um sie faßlicher zu machen, zugänglicher, ihre großen Harmonien und Kontraste sozusagen für den Hausgebrauch zu vereinfachen.

Der Mensch, das große Kind, muß also wieder einmal spielen, die Natur nachahmen und auf seine Art hier und da ein bißchen korrigieren. Der menschliche Spieltrieb hat sich ja gerade im Schmuckgarten von jeher gründlich ausgetollt, zuerst schon in der kunstvollen oder sinnreichen Zusammenstellung der Blumen zu allegorischen Bildern, später in der willkürlichen Form der Bäume, die schließlich auf geometrischem Grundriß selbst zu mathematischen Figuren werden, wie es in dem französischen Garten der Barockzeit geschieht, in dem der Mensch sich als triumphierender Sieger fühlt, weil er der Natur Gewalt angetan hat. Und kaum ist einmal in der Gestalt des englischen Gartens das natürliche Gartenideal wiedergefunden, so muß sogleich der chinesische Garten herhalten, der alles wieder ins Spielerische wendet, mit seinen Pavillons und Vogelhäusern, seinen Brücken und künstlichen Hügeln, einer ganzen Kleinwelt, die bewußt alles miteinander vereinigen will, was der Boden des großen Chinesischen Reiches hervorbringt: „Berge und Ebenen, Felsen, Sumpfland, bebaute Fluren und Einöden, Flüsse, Bäche, Seen und Inseln, die Vegetation der Höhe und Tiefe, des Nordens und des Südens."

Da haben wir es: alles auf einmal, alles nebeneinander- und ineinandergeschachtelt, die ganze Welt auf einem Fleck beisammen, das Liebliche und das Erhabene, das Anmutige und das Schauerliche. So wird der Garten nicht nur Schauplatz, stimmungsvoller Hintergrund für festliche Freuden, für verschwiegene Liebesfeier, für heitere Geselligkeit, für stille Einkehr und religiöse Versenkung, nein, er wird auch Element und Ausgangspunkt der Dichtung, wie schon in jenem altägyptischen



Offenes Gartenhäuschen mit Schilfdach — Aufn. Verlag der Gartenschönheit

Liebeslied, in dem der Garten selbst das Wort ergreift. Die Sykomore, die das Mädchen mit eigener Hand gepflanzt hat, schickt der jungen Herrin durch die Tochter des Gärtners einen Brief mit einer Einladung zum Liebesfest:

„Komm und verweile,
Die Diener, die dir gehören,
kommen mit ihrem Gerät;
sie bringen Bier von jeder Art,
allerhand Brot vermischt,
viele Blumen von gestern und heut
und allerhand erquickende Früchte.
Komme, begehe festlich den heutigen Tag
und den morgigen nach dem morgigen . . .
In meinem Schatten sitzend.
Dein Genosse sitzt zu deiner Rechten,
Du machst ihn trunken
und folgst dem, was er sagt . . .
ich bin ja verschwiegenen Sinnes
und sage nichts, was ich sehe, und plaudere nicht."



Aufn. Verlag der Gartenschönheit

Romantische Parklandschaft: Insel bei Charlottenhof (Sanssouci)

In allen Zungen preisen die Dichter immer wieder die Gartenlust, die Geselligkeit im Freien, im selbstgeschaffenen Idyll, das nicht nur der Liebe, sondern auch der Freundschaft gewidmet ist, der gelösten und entrückten Heiterkeit und genießenden Weisheit, wie sie das altchinesische Gedicht des Li Tai Pe, „Der Gartenpavillon", verkündet:

Mitten in dem kleinen künstlichen See
Erhebt sich ein Pavillon aus grünem und weißem Porzellan.
Man gelangt zu ihm auf einer Brücke aus Jade,
Die sich wölbt wie der Rücken eines Tigers.
In diesem Pavillon sitzen die Freunde, in lichte Gewänder gekleidet, beim Wein.
Sie plaudern lustig miteinander, oder sie schreiben Verse nieder,
Dazu stoßen sie ihre Kopfbedeckung zurück und streifen ein wenig die Ärmel auf.
Und in dem See, in dem die kleine Brücke umgekehrt
Gleich einem Halbmond von Jade erscheint,
Trinken die Freunde, in lichte Gewänder gekleidet,
Auf dem Kopf stehend, in einem Pavillon von Porzellan.

Über aller erdenfrohen Behaglichkeit sommerlicher Gartenstunden aber erhebt sich, aus der gleichen dankbaren Augenfreude geboren, das Ideal frommer Beschaulichkeit, tieferer Besinnung, die mitschwingen und mitsingen will im großen Chor der Schöpfung:

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben . .
Ich selbsten kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Tun
Erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

So dichtet der ernste Paul Gerhardt in seinem „Sommergesang", und sein Zeitgenosse Simon Dach, der Sänger des „Ännchen von Tharau", zieht sich vor aller Unrast und Wirrnis der Welt in „Alberbachs Garten" zurück, um dort in befreundeter Umgebung die Bäume und Vögel zu grüßen und auf seine Weise in ihren Lobgesang einzustimmen:

. . . Ich will auf meiner Geigen
Ingleichen lustig sein,
Sitz' unter euern Zweigen
Und stimme mit euch ein.

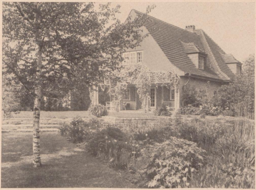
Der gleiche Ton reinster Sommerseligkeit klingt immer wieder in unserer Dichtung auf, bei dem würdigen Hamburger Ratsherrn Brockes wie bei dem Schweizer Idyllendichter Geßner, bei Gleim und den Anakreontikern. Der gute „Vater Gellert" sitzt an seinem dreißigsten Geburtstag im Garten seines Elternhauses, kommt sich dabei schon uralt vor und schreibt einen reizenden Brief an eine Freundin über die „unschuldigen Freuden", die er unter den „freundschaftlichen Bäumen" fühlt, die sein Vater einst bei seiner Geburt hat setzen lassen:

„Seid mir gesegnet, schattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eigenen Hand erbauet habe, in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterei, Madame, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, jetzt sollten sitzen sehen!
Hier, wo ich frisch bekränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen
Und noch einmal ein Jüngling sein."

Hier ist die ganze Empfindung einer Zeit in ein paar gefühlvolle Worte eingefangen; und so geschieht es auch heute noch, daß uns in irgendeinem alten Park eine Inschrift jener Tage mit lächelnder Wehmut und seltsamer Rührung erfüllt, wie etwa die Wielandschen Worte, die in dem schönen Seifersdorffschen Tal bei Dresden über einer Felsgrotte eingemeißelt sind:

Nicht im Getümmel, nein, im Schoße der Natur,
Am Silberbach, im unbelauschten Schatten,
Besuchet uns die holde Freude nur.
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermutet hatten.

Eine Märchenwelt auf engstem Raum, das ist das romantische Gartenideal, wie es das achtzehnte Jahrhundert in Europa neu geschaffen hat — Tempel und Hütten, Urnen und Gedenksteine, Altäre, Obelisken und Pyramiden, Säulen und Sarkophage, unterirdische Grotten und verfallene Ruinen, von Moos überwachsen, Lusthäuschen und Einsiedeleien in Waldesschauern, künstliche Wasserfälle und Springbrunnen. Die Natur wird zum Bilderbuch für große Kinder, die sich ewig an Spiel und Maskerade, an bunter Täuschung, an Überraschungen und Verblüffungskünsten erfreuen; selbst für das Gruseln muß gesorgt sein, zu-



Moderner Landhausgarten

Aufn. Verlag der Gartenschönheit

mindest für elegische Anwandlungen an nachgeahmten Rittergräbern oder leeren Paradegrüften.

Wir sind heute leicht geneigt, aus dem größeren Ernst, den härteren Kämpfen unserer Zeit heraus über solche sentimentalen Künsteleien zu lächeln, auf die Menschen jener Tage wie auf spielende Kinder herabzusehen. Sie hatten Geschmack und Kultur, aber sie waren nicht stark genug, den ewigen Ursprung in sich selbst und im unmittelbaren Einklang mit der Schöpfung zu suchen. So ist es kein Wunder, wenn ihre Gärten keine reine Zusammendrängung natürlicher Lebensfülle darstellen, sondern immer wieder auch den Gedanken des Todes widerspiegeln, mit ihren Urnen, ihren Gedenksteinen und Mausoleen und mit den versunkenen und gespaltenen Säulen und künstlichen Ruinen, wie ein Abbild der herbstlich müden, sterbeseligen Lyrik aus der Frühzeit der Romantik, deren Naturgefühl neben Hölty vor allem Friedrich Matthisson ausgesprochen hat. Von ihm, der seine Zuflucht in zerfallenen Ruinen suchte, stammen die Verse:

Stürme sausen im Eichwald; seine Pfade
Deckt des rauschenden Laubes brauner Teppich;
Einsam trauern die Pfeiler der zerstörten
Schattengewölbe.

Das alles ist schon ein wenig Poesie aus zweiter Hand, eine sehr harmlose und meistens noch ziemlich geschmackvolle Stimmungsmache, Ausdruck überfeinerter Empfindsamkeit, einer Sehnsucht, die stark rückgewandt ist und sich nur allzu gern in tatenlose Träumerei verliert.

Aber auch die „Wahlverwandtschaften" wie der „Tasso", die schönsten Lieder Goethes und der Romantik sind untrennbar von dieser Stimmung. Die blaue Blume der Romantik erblüht in dem Zaubergarten, den der Mensch aus aller Fülle der Schöpfung um sich herum aufgebaut hat und den er nur allzuoft aus Unverstand auch selbst wieder zerstört hat. Und auch der Großstadtmensch unserer Zeit sehnt sich aus seiner lärmenden Steinwüste zurück zur stillen Schönheit der Blumen und in den sanften Schutz der Bäume. Der Volkspark von heute, der Schrebergarten des kleinen Mannes, das Gärtchen des Siedlers am Stadtrand — sie alle entspringen der gleichen Quelle wie die mächtigen Prachtgärten der Fürstenschlösser in der Barockzeit. Sie sind der Ausdruck des gleichen Ideals, des ewigen Wunsches, aus aller Gebundenheit und Zweckbesessenheit unseres Alltags in das Feiertagsglück der Schöpfungsnähe zu entfliehen, zu spielen und zu träumen in unverlorenem, unverlierbarem Kinderglück.

Und immer noch lebt auch die Gartenpoesie als Ausdruck zeitloser Daseinsseligkeit, ewiger Schwermut und Trauer über die Vergänglichkeit alles Schönen. Die wahre Romantik des Gartens bleibt unvergänglich, mag sie sich nun elegisch in wehmütige Erinnerungen oder bange Todesahnungen verlieren oder mit aller Kraft werbenden oder erfüllten Liebesglücks und sinnenfroher Naturverbundenheit geladen sein. Das alles findet sich in Rilkes und Dehmels „Rosenliedern" wieder, so gut wie einst in dem geistlichen Trinklied der mittelalterlichen Nonnen, worin es heißt:

Laßt das Gläschen umme gehn
In den Rosen!
So mögen wir fröhlich heimwärts gehn
Und allezeit in Freuden stehn
In den Rosen.

Zur Heimat wird immer wieder die befreundete Erde, als Stätte stiller Liebesfeier, wie in Dehmels Lied „Aus banger Brust":

Den Mond verdeckt das Gartentor,
sein Licht fließt über in den See,
die Weiden stehn so still empor,
mein Nacken wühlt im feuchten Klee;
so liebt ich dich noch nie zuvor!

Und an Sophie Mereau-Brentanos herbstliche Abendlieder wieder gemahnt die Parkstimmung bei dem früh zerbrochenen Georg Trakl:

Oh! Dann neige auch du die Stirne
Vor der Ahnen verfallenem Marmor.

Alles Glück und Leid früher Kindertage aber wacht noch einmal auf in Friedrich Schnacks „Kindheit", das mit den Worten beginnt: „In schuldlosen Gärten lauschte der einsame Knabe", in dem es zum Schluß heißt:

Unter den Hecken hervor staunten die Veilchengesichte.
Langsame Mütter herzten ihr Kindlein weiß,
Lächelten tief im zarten, ländlichen Lichte,
Gingen ins Haus und schlossen für immer es leis.



Klematis „Lily Harrys"

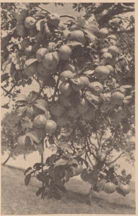
Aus „Das nieverlorene Paradies"

Das nieverlorene Paradies —

das ist der Titel eines Bilderwerks aus deutschen Wäldern, Wiesen und Gärten, mit Text von Max Mezger und einem wirklich „bildschönen" Bilderteil in Anordnung von Hans Ludwig Oeser. Aller Reichtum unserer heimischen Pflanzenwelt entfaltet sich hier, das ganze Zauberreich der deutschen Natur, mit liebenden Augen gesehen und mit sicherer Hand in dichterischem Schwung ausgedeutet, in seiner natürlichen Schönheit, wie in dem geheimnisvollen Sinn, den die menschliche Vorstellungswelt, in Sage und Märchen, im Glauben an Heilkraft und Symbolgehalt für alles lebendige Wachstum der nahen Umwelt gefunden hat. Wie in der deutschen Kunst des Mittelalters, in der deutschen Philosophie von Ekkehard bis Leibniz und in unserer Dichtung immer wieder die Liebe zum Kleinsten als Sinnbild des Großen und Ganzen erscheint, so ist auch hier mit tiefstem Verständnis das Wunderwerk der Schöpfung an Gräsern und Blumen erlebt und gedeutet. Auch das Fremdartige wird an seinem Platze seiner Bedeutung nach eingegliedert, wie etwa die Mistel, die geheimnisvolle Schmarotzerin, die seit jeher die menschliche Phantasie beschäftigt hat: „Eine Mistel wirkt auf einem Apfelbaum so ausländisch wie ein Zigeuner in einem Heidedorf."

Das ist eine sehr fruchtbare Art der Naturbetrachtung, die auch dem „Laien" mehr als eine bloße Ahnung von den Herrlichkeiten des Pflanzenreichs gibt. Der seltene Zusammenklang von Text und Bild aber erhebt dies Buch zum vollendeten Kunstwerk.

Kbl.



Apfel

Aus „Das nieverlorene Paradies", mit Erlaubnis des Verlags d. Gartenschönheit

Idyll in England

Beverley Nichols: Unterm Strohdach

Von Gertrud von Hollander



Frau Wrench — die Witwe aus Schottland

Unterm Strohdach! Nun — solch ein Strohdach und ein solches Haus darunter möchte wohl jeder von uns gern sein eigen nennen. Und es müßte genau so einsam stehen, in einer parkähnlichen Landschaft. Ein zuverlässiges Auto müßte uns jederzeit in die große Stadt entführen können, die sich in taktvoller Entfernung hält und nur wenige, willkommene Besucher zum Wochenende herausschickt. Strohdach und Auto? In diesem Falle durchaus kein Widerspruch, denn es handelt sich eigentlich gar nicht um ein einfaches Stroh-, sondern um ein höchst vornehmes und durchaus kostspieliges Schilfdach, das Herr Penthrift, der Dachdeckermeister, dem alten Landhaus aus der Tudorzeit kunstgerecht anmißt. Aus der Zeit Heinrichs des Achten, dieses gekrönten Filmhelden mit den sechs teilweise so jäh ums Leben gekommenen Frauen, stammen die langgestreckten, niedrigen Zimmer mit dem roten Ziegelfußboden und den schwarzen Deckenbalken, an denen Herr Nichols zur Warnung für hochgewachsene Leute Blumensträuße aufhängt . . . bunte Strohblumen, duftenden Lavendel, getrocknete Beeren und Buchenblätter.

Das Haus hatte „einem besonders reizenden Amerikaner" gehört, als unser Verfasser es entdeckte und sich sofort rettungslos hinein verliebte. Um sich diesen Fund auf jeden Fall zu sichern, kaufte er es in Bausch und Bogen, vermietete es an reiche Leute und ging selbst noch ein paar Jahre auf Reisen.

Nun besitzen reiche Leute erfahrungsmäßig nicht immer ebensoviel Geschmack wie Geld; Familie Montagu jedenfalls hatte keine Ausgaben gescheut, die noble Einfachheit des alten Landhauses mit den Erzeugnissen neuzeitlicher Geschmacksunkultur zu zerstören. Die Balken waren mit scheußlichen Farben übermalt, der rote Fußboden mit schauderhaftem Linoleum zugedeckt. Beinahe am schlimmsten aber waren die „garantiert stilechten" Einrichtungsgegenstände, die allenthalben umherstanden.

Da war z. B. einer jener echten offenen Bauernschränke aus Wales, mit unechten Zinngeräten gefüllt. Ich habe nichts gegen diese Schränke aus Wales — obwohl ich nicht die geringsten Anstrengungen machen würde, sie den Wallisern zu entreißen. Doch wenn sie aus nachgemachter alter Eiche bestehen und am oberen Sims in Brandmalerei die Worte prangen: „Ost is Ost, West is West, to Hus is best" . . ., dann überkommt mich ein ausgesprochenes Gefühl von Abscheu.

. . . Es hatte etwas von Landschenkenatmosphäre an sich. Sie wissen genau, was für Landschenken ich meine. Sie liegen etwa zwanzig Meilen von London entfernt und sind genau sechs Monate alt. Im Garten ist immer ein Teich im Tudorstil, der nachts von altenglischen Laternen beleuchtet wird.

Teuflische junge Herrn in Knickerbockers entsteigen zu allen Zeiten des Tages kleinen kreischenden Autos und machen so kräftige Witze, daß man sich wundert, daß der altenglische Fußboden nicht bei dieser Bean-

spruchung einkracht. Und unentwegt funkelt selbstgefällig im Hintergrund der „Schrank aus Wales" mit seiner Last aus unechtem Zinn und fühlt sich völlig zuhause und zufrieden.

Nach einer Reihe von immer schärfer werdenden Telegrammen und Inanspruchnahme eines tüchtigen und gottlob! verständnisvollen Rechtsanwaltes erschienen endlich die Möbelwagen, um die Montaguschen Scheußlichkeiten abzuholen.

Wie es nun einmal das Unglück wollte, war der erste Gegenstand, der herausgetragen wurde, eine große Porzellanfigur, eine Negerin, die ein etwas verängstigtes Lamm an den Busen drückte. Was für eine sittliche oder künstlerische Bedeutung diese sonderbare Zusammenstellung haben sollte, kann ich nicht sagen. Am Fuß der Statuette war eine kleine Bronzeplatte angebracht mit der geheimnisvollen Inschrift:

Das schwarze Schaf. Walter MacAdams, Philadelphia 1892

Was mochte das bedeuten? Das Schaf war nicht schwarz. Es war weiß. Hatte es sich vielleicht schlecht benommen? Oder war die Negerin der Missetäter, und spendete das Schaf ihr Trost? Oder hatten sie beide gefehlt? Es war wirklich höchst verwirrend. Man mußte unwillkürlich die Überzeugung haben, daß der Hersteller die Absicht gehabt hatte, irgendeine sehr tiefschürfenden Moral zum Ausdruck zu bringen, zum Beispiel, daß Negerinnen und Schafe vor Gottes Augen gleich seien, oder etwas ähnlich Peinliches.

Nachdem dieser Alpdruck gewichen war, durfte das alte Haus aufatmen und in seiner alten vornehmen Einfachheit erstehen. Von den Möbeln ist so gut wie nichts übriggeblieben — ein Bett, ein Stuhl, ein oder zwei Tische. Und die scheußlichen Farben werden schleunigst erst einmal alle miteinander abgewaschen. Eine aufregende Angelegenheit, so ein ausgeräumtes Haus, dieses Gefühl einer großen Leere, die gestaltet werden will. Welche Verantwortung, aber auch welche Möglichkeiten!

Auf einer Packkiste sitzend und eine Zigarette rauchend, läßt Herr Nichols jeden Raum einzeln auf sich wirken und selbst seine Forderungen stellen. Das Gartenzimmer z. B. mit seinen sieben Fenstern, das ganz von Garten umgeben ist, wie eine Insel vom Meer, hat durchaus sein eigenes Gesicht, und man kann es eigentlich zu dem vielen Gartengrün nur schneeweiß anstreichen, wozu dann der rote Fußboden und die schwarzen Deckenbalken auch herrlich selbstverständlich erscheinen. Ein blaues Glas, zufällig in ein Fenster gestellt, diktiert die übrige Einrichtung.

„Magst du diese Vorhänge, du blaues Glas?" fragte ich wohl.

Und stets bekam ich eine klare Antwort. Es ist erstaunlich, wie viele Vorhänge es nicht mochte. Es dauerte eine ganze Woche, bis ich einen Stoff fand, von dem das Glas sagte, daß es glücklich mit ihm sein könne . . . aber es war der Mühe wert. Denn die Wahl fiel auf einen der bezauberndsten Druckstoffe, den man sich vorstellen kann — ein sehr einfaches Muster aus blauen Kornblumen auf reinweißem Grund.

Eine wahrhaft bezaubernde Art, Herr Nichols, wie Sie auf diese Weise ein Zimmer nach dem anderen erschaffen . . . aus dem Nichts organisch herauswachsen lassen, ohne Vorbild, ohne Eile, sogar, wenn man will, ohne eigentlichen Stil.

Heutzutage geben die Menschen ihren Dekorateuren den Auftrag, ein Haus von oben bis unten „einzurichten", als ob das eine unpersönliche Angelegenheit wäre, und was dabei herauskommt, ist so beängstigend stilecht, daß die Frauen gar nicht mehr hineinpassen, da sie keine Chippendale-Beine besitzen. (Einige haben allerdings doch solche Beine — die Bedauernswerten!)

Schon ist das Haus so sehr zu dem unseren geworden, das Haus, nach dem wir uns alle, ohne es zu wissen, schon immer gesehnt haben, so daß wir mit äußerster Anteilnahme an seiner Vervollkommnung beteiligt sind. Kein Roman könnte uns mehr fesseln, keine Handlung spannender sein als beispielsweise das Problem einer Heizung, die dieses gänzlich zeitlose Haus diskret erwärmt.

Zentralheizung gilt in England noch immer als nicht ganz „comme il faut". Wenn man, ohne sich etwas dabei zu denken, irgendeinem Engländer, der auf dem Lande lebt, erzählt, daß man Zentralheizung hat, wird er leicht erröten und schnell das Thema ändern, als habe man gesagt, daß man an irgendeiner Krankheit leide, die man gewöhnlich nicht in feiner Gesellschaft erwähnt.

Ich möchte schwören, daß das Haus die Zentralheizung willkommen hieß. Sie freudig begrüßte, meine ich.

Fast vierhundert Jahre hatte es gefröstelt. Es hatte mit Bestürzung gesehen, wie sich auf seinem alten Ziegelfußboden feuchte Flecken bildeten, hatte beim Anblick des Schimmels geschaudert, der sich in dunklen Ecken an seinem geduldigen Gebälk festsetzte. „Das wird mein Tod sein", hatte das Haus Winter auf Winter traurig vor sich hin geflüstert.

Jetzt fließt Wärme und Leben durch das alte Haus, wie das Blut durch die Adern eines

Menschen strömt. Und die Heizkörper . . . wie vertragen sie sich mit mittelalterlichem Gebälk und dem altertümlichen Fußboden?

Wir haben alles mögliche angestellt, um die Röhren zu verbergen. Manchmal sind sie weiß, manchmal schwarz . . . Manchmal verbirgt sie ein Tisch oder ein Stück Stoff oder ein Wandschirm. Kommen Sie doch selbst heraus und sehen Sie, ob Sie die Röhren oder Heizkörper in irgendeinem Zimmer des Hauses bemerken, wenn Sie sie nicht gerade suchen. Sie werden nur weiße Wände entdecken. Aber Sie werden sich behaglich warm fühlen. Wunderbar warm. Und Sie werden nicht mehr der Ansicht sein, daß Zentralheizung nicht „comme il faut“ ist. Sie ist in der Tat ganz und gar so, wie es sich gehört.

Auch in das Arbeitszimmer haben wir uns sofort verliebt, obwohl wir es uns etwas anders vorgestellt hatten. Aber nachdem sein glücklicher Besitzer uns erklärt hat, warum wir keine Bücherreihen an den Wänden vorfinden, sondern nur Noten, die zu dem blanken schwarzen Flügel gehören, und wie er die Aussicht aus dem Fenster keineswegs in ihrer jetzigen Trostlosigkeit zu lassen gedenkt, finden wir alles vollkommen und wieder einmal erstaunlich selbstverständlich.

In meinem Arbeitszimmer sind keine Bücher. Sie finden sich in allen anderen Räumen des Hauses, aber nicht in meinem Arbeitszimmer. Wenn man selbst Bücher schreibt, ist es peinlich, von den Werken der Meister umgeben zu sein.

„Es ist alles schon einmal gesagt worden“, flüstert man sich selbst zu, während man aufblickt und nach einer passenden Wendung sucht.

„Und obendrein sehr viel besser gesagt worden“, meckert der spöttische Kobold, der stets hinter dem Schreibtischstuhl eines ehrlichen Schriftstellers auf der Lauer liegt.

Wie ängstlich und phantasielos sind wir doch selbst diesem Hausbesitzer gegenüber, der so lange plant und überlegt, Fenster durchbricht, Weinstöcke in Glaskästen einfängt und an Hausmauern zu üppiger Fruchtbarkeit bringt, Innenraum und Garten aufeinander abstimmt, bis ein Heim entsteht, das überzeugend ist wie jedes wahre Kunstwerk. Jedes neue Problem findet eine Lösung, an der Vernunft und Phantasie aufs glücklichste beteiligt sind.

Obwohl ich mein Badezimmer zu verbessern wünschte, wollte ich doch nicht ein hypermodernes Badezimmer haben. Ich habe niemals die neuerdings aufkommende Leidenschaft reicher, von Verdrängungen heimgesuchter Frauen begreifen können, die ihre überflüssigen Gemütsempfindungen in ihr Badezimmer ergießen. Ich wurde erst vor kurzem durch das Haus einer solchen Frau geführt, ein bezauberndes, frühklassizistisches Haus in Hampstead . . .

Wir gingen durch dieses arme, gequälte Haus, in dem uns fürchterliche, moderne Skulpturen aus Nischen des achtzehnten Jahrhunderts scheeläugig anstarrten. Wir gingen die Treppe hinauf, die ein Geländer aus Glas hatte . . . „Amüsant, nicht wahr?“ . . . keuchte meine Gastgeberin. Und nachdem eine Reihe von Türen geöffnet worden war und wir weiße Zimmer mit Kakteen und gelbe Zimmer ohne Kakteen und grüne Zimmer, die wie eine riesige Kaktee aussahen mit einem stacheligen Bett in der Mitte, bemerkt hatten, widerfuhr uns die Auszeichnung, das Badezimmer der Gastgeberin in Augenschein zu nehmen. Es war ganz und gar aus gelbem Glas. Gelbes Glas an der Decke, gelbes Glas an den Wänden, gelbes Glas auf dem Boden! Und sie sagte mit einem spitzbübischen Lächeln:

„Ich kann mich an sechzehn verschiedenen Stellen sehen, wenn ich im Bad sitze.“

„Ich wußte gar nicht, daß Frauen so viele Stellen hätten“, antwortete ich in Gedanken an den reizenden Humor einer anderen Bekannten.

Ich werde in dieses Haus nicht mehr eingeladen.

Aber auch der Besitzer eines solchen Wunsch- und Traumhauses hat seine handfesten Sorgen. Denn die Menschen, mit denen er notwendigerweise zu tun hat, bekommt er sozusagen fertig geliefert. Mit Frau Wrench, der Haushälterin, beginnt die Tragik.

Frau Wrench war eine Witwe aus Schottland, und sie hatte selbstverständlich die allerbesten Zeugnisse. Sämtliche Dienstherren, für die sie je gearbeitet hatte, sprachen in derartig hohen Tönen von ihr, daß man kaum begreifen konnte, wie sie sich jemals mit der Trennung hatten abfinden können. Sie war so ehrlich wie Gold, so sauber wie ein frischgepelltes Ei, so fähig wie Mussolini, und ihre Kochkunst war geradezu märchenhaft.

Weiß der Himmel, was eigentlich mit besagter Dame los war. Ein funkelnagelneu eingerichtetes Haus, ein einzelner Junggeselle, der von sieben Wochentagen meistens fünf zu verreisen pflegt . . . wir alle beneiden Frau Wrench um eine solche Ausruhstelle.

Es dauerte lange, bis der ahnungslose Hausherr den vorwurfsvollen Unterton jener dunklen Redensarten zu begreifen begann, mit denen Frau Wrench ihr Tagewerk zu begleiten pflegte: „Ich hab's grade geschafft“, oder „das wird am Ende grade noch gehen“, oder „ich gönnte mir eben fünf Minuten“ — solche Stoßseufzer bringen auch den Geduldigsten langsam zur Raserei.

Denn im Ernst, mit Sklaverei hatte Frau Wrenchs Stellung nichts zu tun. Erstens war sie stark wie ein



Aufn. Verlag der Gartenschönheit

Der Eingang ins Gartenparadies

Muster einer „natürlichen“ Gartenanlage aus unserer Zeit. Treppe aus zwanglos gelagerten Steinplatten mit Herbstastern, die gerade in ihrer scheinbar regellosen Freiheit unter wohlerwogener Anpassung an das Gelände einen sinnvollen Schmuck des Hausgartens bilden

Roß. Sie aß wie ein Scheunendrescher. Sie schlief wie ein Murmeltier. Wenn sie Lust hatte, konnte sie wenigstens vier Tage der Woche im Bett bleiben.

Freund John wird eingeladen und um Rat gefragt.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle unsere Bemühungen, Frau Wrench zu entlasten, beschreiben. Wie wir das Teegeschirr hinaustrugen, wie wir mannhaft ablehnten, Kaffee nach dem Essen zu nehmen, wie wir Holz für den Kamin holten.

Die Vorbereitungen, die wir trafen, ehe wir uns zur Nacht in unsere Schlafzimmer zurückzogen, waren gründlich und langwierig. Die Aschbecher wurden sorgfältig ausgeleert. Dann gingen wir auf Zehenspitzen mit ihnen nach oben in das Badezimmer, wuschen sie, trockneten sie ab und gingen dann wieder auf Zehenspitzen nach unten, um sie an die gewohnten Plätze zu stellen, nicht ohne sie aus einigen Schritten Entfernung betrachtet und uns daran gefreut zu haben, wie sauber und blank sie aussahen. Wir schüttelten die Kissen zurecht und gruben die Finger in die Chintz-Sitze des Sofas, um die Falten zu glätten. Wir taten beide ein Gelübde, uns nicht wieder auf das Sofa zu setzen, damit wir seine marmorne Makellosigkeit nicht störten. Wir stellten jeden Stuhl auf seinen Platz, und ich fegte die Erde vom Teppichläufer herunter, wozu ich Johns Kleiderbürste benutzte. Wir putzten die Gläser, aus denen wir unseren Whisky-Soda getrunken hatten, und setzten behutsam eine Schnauze unter den Siphon, dessen Schnauze tropfte. Wir gossen Wasser auf das Feuer, um es auszulöschen — ein ziemlich unglückliches Unternehmen, weil die Asche dabei ins Zimmer flog und wieder aufgefegt werden mußte. Schließlich zogen wir die Vorhänge zur Seite, damit Frau Wrench am nächsten Morgen in ein Zimmer voller Sonnenschein treten könnte.

Der Erfolg war niederschmetternd. Vorwurfsvoll wie nur je wandelte die Witwe aus Schottland einher und untergrub mit ihren dunklen Anklagen die Seelenruhe ihres Brotgebers. Ihm und uns zur allergrößten Erleichterung greift endlich das Schicksal selber ein . . . obwohl wir Frau Wrench ihre Erbschaft eigentlich nicht recht gönnen und sie mit recht gemischten Gefühlen 1. Klasse gen Kanada abgondeln sehen.

Ein neutrales Etwas mit brauchbaren Eigenschaften nimmt ihre Stelle ein und enthebt den Hausherrn weiterer Sorgen. Und das ist gut, denn zwei weibliche Wesen, Mitbewohnerinnen des kleinen Dorfes, waren nur zu bereit, sich dieses Junggesellenhaushaltes energisch anzunehmen. Es wäre bestimmt nicht gut gegangen, wie wir Herrn Nichols inzwischen kennengelernt haben.

Trotzdem hält er mit beiden Damen gute Kameradschaft, ebenso mit dem närrischen alten Professor, der sich hinter seine elektrischen Apparate vergräbt, beständig mit der Flitspritze hantiert und die beiden heiratslustigen Damen dadurch in Verwirrung stürzt, daß er in ihrer Gegenwart beharrlich Notizen macht, die sie — zu Recht oder Unrecht — auf sich beziehen.

Ganz und gar unentbehrlich aber ist Wupps, der Hund — schwarzes Wollknäuel von edler, wenn auch nicht ganz einheitlicher Herkunft. Mit den Hühnern dagegen war es ein entschiedener Reinfall. Obwohl sie — für Hennen — geradezu königlich wohnten und nach den erprobtesten Methoden gefüttert wurden, legten sie gänzlich unbefriedigende Eier, hinsichtlich Größe und Geschmack: mickerige kleine Dinger, die sozusagen gleich vier Wochen alt zur Welt kamen. Außerdem waren sie zum Sterben langweilig, und so wurden sie eines Tages kurzerhand wieder abgeschafft. Um so besser ging es mit den Bienen. Ein kleines weißes Bienenhaus, mit einem Strohdach, wird angeschafft und von einem Schwarm bezogen. Alles, was man bei Herrn Maeterlinck gelesen, wird andächtig bestaunte Wirklichkeit.

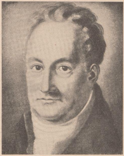
Knien Sie einmal nieder und lauschen Sie! Kommen Sie ruhig näher . . . sie tun Ihnen nichts, denn die Schatten werden schon länger, und das Gras ist schon betaut. . . . Kommen Sie näher, daß Ihr Ohr das kühle Holz berührt. Hören Sie's nun? Das Flüstern von zehntausend Flügeln? Ein Flüstern, das niemals aufhört, das seinen hohen, lieblichen Klang kaum um einen Viertelton verändert und doch Tonfärbungen in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit in sich birgt. Wenn Mozart eine Ouvertüre für die Bienen hätte schreiben wollen und ihnen allen Zauberflöten, aus Grashalmen gefertigt, hätte geben können, dann wäre seine Musik gewiß so wie diese geworden. Hier ist der Chor, den Puck für sein Hochzeitsfest brauchen könnte, und er singt sein Lied in alle Ewigkeit.

Wir verlassen Herrn Nichols und sein Märchenhaus nur ungern. Der Grund aber, weshalb wir ein ganzes Buch über die Einrichtung eines Hauses mit soviel echter Anteilnahme und wachsender Spannung gelesen haben, ist nicht erstaunlich, sobald wir erst einmal herausgefunden haben, daß es sich um eine echte, mit anmutigem Humor erzählte Liebesgeschichte handelt — diese Erzählung von der Liebe zu dem kleinen Hause „Unterm Strohdach".

Kleine Freundin

Zum Gedächtnis Luise Seidlers

geboren am 15. Mai 1786
gestorben am 7. Oktober 1866



Luise Seidlers Goethebildnis von 1811

Nein — eine große Künstlerin, das war sie wohl am Ende nicht — aber wenn von allem, was ihre fleißige Hand geschaffen hat, nur ihre Lebenserinnerungen erhalten wären, so wäre das schon genug; sie gehören zu den liebenswürdigsten Dokumenten der Zeit und Welt um Goethe. Inmitten eines reichen und farbigen Kulturbildes voll bedeutender Gestalten in lebendiger Handlung erhebt sich auch immer wieder in aller bescheidenen Schlichtheit das feine Figürchen der Luise Seidler selbst, der „schlanken Freundin", wie sie Goethe zärtlich genannt und wie sie Kersting in seiner Stickerin und — ohne ihr Wissen — heimlich auch in dem „Mädchen am Spiegel" gemalt hat. So sind auch ihre eigenen Aufzeichnungen der heimliche Spiegel einer „schönen Seele" und — was mehr ist — eines guten und reinen Herzens, dessen weiblicher Zauber uns noch immer entzückt.

Vor dem gewaltsamen Zugriff der Werber des preußischen Soldatenkönigs flieht ein junger Edelmann, dem sein stattlicher Wuchs zum Verhängnis zu werden droht, ins „Ausland" — nach Braunschweig, um seinen geliebten Büchern treu zu bleiben. Unter dem bürgerlichen Namen Seidler wird er Professor am aufblühenden Collegium Carolinum, und einer seiner Söhne wird von Anna Amalia, die gern einen Landsmann aus ihrer Braunschweiger Stammheimat als Erzieher ihrer Söhne bei sich haben will, im Jahre 1770 als Oberkonsistorialrat nach Weimar berufen. Nach seinem frühen Tode zieht die Witwe nach Jena, wo einer ihrer Söhne im Dienste Karl Augusts als Universitätsstallmeister tätig ist. Seine älteste Tochter ist Luise Seidler.

Großmutter wohnt in einem ehemaligen Kloster mit langgestreckten Fluren, in denen noch die alte Äbtissin umgeht, die einst das Kloster begründet hat, im gleichen schwarzen Gewande, wie sie auf einem alten Gemälde abgebildet ist, an dem man nur mit gelindem Gruseln vorüberhuschen kann. Und aus Großmutters Putzstube führt ein Schiebefensterchen in einen weiten Saal, der als Universitätsfechtboden dient. Eines Tages wird eine alte, hexenhaft wunderliche Nachbarsfrau darin aufgebahrt, die Witwe des früheren Fechtmeisters, vor der sich die kleine Luise schon bei Lebzeiten gefürchtet hat. So schiebt sie, von Gruseln gekitzelt, das Fensterchen beiseite, um sich davon zu überzeugen, ob die alte Hexe auch richtig tot ist. Entsetzt prallt das Kind zurück: es erblickt eine entfesselte Schar wilder Weiber, die lachend und schreiend um den offenen Sarg und die brennenden Kandelaber herumtanzt — es sind die früheren Dienstmägde der Toten, die sie einst mit barbarischer Strenge behandelte und die sich nun auf ihre Art schadlos halten. Ein andermal aber starrt sie verzückt aus ihrem Schiebefensterchen in den weiten Saal: die Jenaer Studenten führen Schillers „Räuber" darin auf, mit allem Schwung und allem Feuer begeisterter Jugend. Da wird sie selbst zum erstenmal von aller Magie der Kunst geheimnisvoll ergriffen.

Und schon begegnet sie auch zum erstenmal dem großen Freunde, in dem sie damals noch den bösen Feind sieht: Wolfgang Goethe. Wenn

der Herr Geheimrat aus Weimar nach Jena kommt, um seine Geschäfte als Kurator der Universität zu besuchen, und den Herrn Professor Schiller zu besuchen, dann haust er — oft monatelang — in dem Teil des Jenaer Schlosses, der der Dienstwohnung der Seidlers gegenüberliegt. Die Fenster des Dichters gehen auf den inneren Schloßhof, auf dem die Kinder mit ihrem Hunde Dacke spielen, einem unausstehlichen Kläffer von unbestimmbarer Rasse, den sie aber zärtlich lieben. Der Dichter, dem das sinnlose Gekläff zuwider ist, sucht sich zuerst mit Wurfgeschossen der Störung zu erwehren — aber das hilft natürlich gar nichts. So wird der literaturfeindliche Dacke auf Goethes Veranlassung eingesperrt gehalten, und da er bald darauf stirbt, so beginnt das Kind den bösen Fremden als vermeintlichen Mörder ihres Spielgefährten zu hassen. Bald aber gewinnt sie an Goethes Sohn August einen neuen Spielfreund als Ersatz für den verlorenen Dacke, und als der Dichter nun den Kindern des öfteren ein Stück Torte an einem Bindfaden auf den Schloßhof herunterläßt und mit ihnen zusammen die Tauben auf dem Hofe füttert, da schmilzt auch der kindliche Haß rasch dahin und macht sanfteren Regungen Platz.

Mit Caroline Schlegels reizender und hochbegabter Tochter, der frühverstorbenen Auguste Böhmer, geht sie zum Konfirmationsunterricht, und mit Pauline Gotter, die einst nach Carolines Tode Schellings zweite Gattin werden wird, verbindet sie von der Gothaer Pensionatszeit her eine Freundschaft fürs Leben. In Gotha erlebt sie den ersten wirklichen Roman, wenn auch nur als Zuschauerin, mit der bildschönen Fanny Caspers, die von ihrem ungeliebten Verlobten, einem jungen Apotheker, von der Bühne weg ins Pensionat gebracht worden ist und sich schwer genug von dem törichten Liebhaber befreit, der ihr eine unsinnige Duellkomödie vorspielt, um sie durch Mitleid und Bewunderung wieder an sich zu fesseln.

Dann wieder verkehrt sie im Frommannschen Hause in Jena, befreundet mit Minchen Herzlieb, Goethes „Ottilie", oder auch im Kreise der Romantiker und bei dem originellen Knebel, der ihr seine Sammlungen und seine Blumen zeigt und der einem armen Handwerksburschen seinen funkelnagelneuen Anzug schenkt — denn „einen alten hat er ja schon".

Dann kommt das Jahr 1806, mit den hübschen preußischen Offizieren, die noch kurz vor der Schlacht fröhlich mit den Mädchen tanzen: „Laßt sie nur kommen, die Welschen — wir wollen sie vor uns herjagen, daß sie nicht einmal mehr Zeit haben, sich eine Semmel aus dem Bäckerladen mitzunehmen!" Ach — eine Woche später teilen die sorglosen Tänzer als arme Gefangene mit ihren früheren Gastgebern die letzten gekochten Kartoffeln aus den geplünderten Kellern. Die Stadt brennt, Straßen und Häuser liegen voll von Toten, Kranken und Verwundeten. Ein französischer Kapitän stirbt in der Seidlerschen Wohnung, und die große Kiste mit seiner einbalsamierten Leiche bleibt noch jahrelang stehen, bis sie nach Frankreich überführt werden kann. Eines Abends aber erscheint ein schöner stattlicher Herr in französischer Uniform, der um die Schlüssel zur Reitbahn bittet, in der Verwundete untergebracht werden sollen. Es ist Geoffroy, der Oberarzt des Bernadotteschen Korps, Bernadottes naher Freund, gleich ihm ein heimlicher Gegner Napoleons, dem er nur gezwungen folgt. Geoffroy ist ein hochgebildeter und kunstsinniger Mann, der Luises Herz rasch erobert. Es kommt zum Verlöbnis und nach der Trennung zum hoffnungsfrohen Briefwechsel gleichgestimmter Seelen. Dann aber bleiben die Briefe plötzlich aus — lange, bange Ungewißheit und schließlich entsetzliche Gewißheit: der Geliebte ist im fernen Spanien bei der Pflege seiner Kranken selbst am Fieber elend zugrunde gegangen — eines der ungezählten Opfer des großen Napoleon mehr.

Die Braut aber wahrt ihm ein Leben lang die Treue. Seine Briefe werden einst mit ihr begraben werden. Inzwischen erlebt sie weiter Weltgeschichte, den Erfurter Fürstenkongreß, Napoleons Begegnung mit Goethe und Wieland, die sie aus nächster Nähe mit ansieht, und flüchtet sich mit ihrem wunden Herzen zur Kunst. Von klein auf schon hat sie ihr Zeichentalent gepflegt, im Pensionat sich fleißig weiter geübt, sich dann zu Hause wieder mit schlechtbezahlten Handarbeiten das Geld für den Malunterricht selbst erworben. Jetzt darf sie mit einer Freundin nach Dresden gehen, um unter der Leitung des Professors Vogel in der Galerie zu kopieren. Ihr Lehrer ist ein ausgesprochenes Original; beim Malen vergißt er alles andere, wird

einmal am offenen Fenster von einem Gewitter überrascht und steht bis über die Knöchel im Wasser, ohne sich stören zu lassen. Beim Wäschewechseln muß seine Frau aufpassen, daß er nicht in der Zerstreutheit zwei oder drei Hemden übereinander anzieht. Seine künstlerischen Anweisungen gibt er in einem ergötzlichen sächsischen Kauderwelsch: „De Sache muß da sein und muß ooch nich da sein! De Phantasie muß ihr Spielwerk haben, und wenn Sie vierzehn Tage an einem Ohrläppchen malen — schadet nich, wenn nur alle Gefiehle darin ausgedrückt sin! Sehen Sie, der Kinderkopf da is vollgestopft mit kleenen Gefiehlen — die Madonna von Raffael kribbelt un wimmelt von Zeechnung!"



Georg Friedr. Kersting, Die Stickerin (Luise Seidler)

Sie wird auch mit Caspar David Friedrich und mit Kersting bekannt, der sie zweimal gemalt hat — einmal als Stickerin mit dem windenumschlungenen Bildnis des toten Geliebten, und das andere Mal ohne ihr Wissen beim Haarflechten: beide Male erscheint uns ihr zartes und sanftes Antlitz nur im Spiegel. Bei Körners verkehrt sie, lernt auch den Sohn des Hauses kennen, den jungen Theodor, und im Kügelgenschen Hause, das wir aus den „Erinnerungen eines alten Mannes" kennen. Auch die Jenaer Freunde kommen zu Besuch, vor allem Frommann, der eines Tages auch Goethe zu ihr führt. In der Galerie bleibt er bei ihrer Arbeit stehen. Sie selbst hat sich im letzten Augenblick noch schüchtern versteckt. „Das ist ja eine allerliebste Arbeit, diese Heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!" hört sie ihn sagen. „Wer hat sie gemacht?" Dann erblickt er die Zitternde, bemächtigt sich ihrer, führt sie gegen Abend in der Umgebung heimlich spazieren. Kein Mensch weiß, wo der alte Herr allabendlich steckt — nur sie, die kleine, schüchterne Freundin, die ihm nun auch von ihren kindlichen Gefühlen erzählen darf, von dem Hund Dacke, um den sie ihn einmal gehaßt hat, von den Tauben auf dem Hofe und von der Tortenpost, mit der er sie wieder versöhnt hat. Für den Winter lädt er sie zu sich nach Weimar ein — sie darf ihn sogar malen. Und das Pastellbildchen von 1811 ist auch wirklich ganz gut geworden, es ähnelt den Raabeschen Miniaturbildern aus jener Zeit in der Auffassung; aber es ist weicher, gelöster, menschlich näher, jugendlicher, schwellend der Mund, schwungvoller die Stirn und mächtig das Auge: es spricht, wie Goethe zu ihr, seiner „schlanken Freundin", gesprochen hat, und durch sie zu uns.

Sie erzählt auch von seinem Alltag und von seinen Feierstunden, schildert seine Umwelt mit liebender Hand, die Menschen und die Räume des Hauses am Frauenplan, das uns seitdem zum kostbarsten Besitz der ganzen Nation, zum Heiligtum der Menschheit geworden ist. Sie hat gut beobachtet mit ihren Maleraugen, die kleine Luise; sie berichtet von den einfachen Mahlzeiten mit dem guten Burgunder dazu, von den Spazierfahrten der Damen, der „lustigen Weiber von Weimar", wie Goethe sie nennt, von den Kunstgesprächen der Herren, bei denen sie allein zurückbleiben darf, von Christianens harmlosem Geplauder, das Goethe immer

wieder ergötzt, von der Aufmerksamkeit und der Fürsorge, mit der sie ihn mütterlich liebend umgibt. Von gemeinsamen Theaterbesuchen in der Loge und von der kalten Küche im Zwischenakt, zu der es wieder den guten Burgunder gibt. Und von Bettina Brentano, dem wunderlichen Kinde mit dem lebendigen Gesichtchen, den glühenden Augen und dem schwarzen Lokkenkranz, wie sie munter durcheinander schwatzt, auf ihrem niedrigen Fußbänkchen, mit einem grünen und einem roten Stiefelchen an den zierlichen Füßen.

Dann wieder erzählt sie von einem Gastspiel in Gotha bei dem absonderlichen Herzog Emil August mit seinen damenhaften Gewohnheiten. Er trägt zartblonde Perücken, kostbare Ringe, Spangen und Armbänder, liegt am liebsten in einem weiten Nachtgewande zu Bett, mit einem Spitzenhäubchen, und spielt Krankfein, begeistert sich an Pariser Parfümen und kostbaren Stoffen, die er liebevoll streichelt. Er läßt die Gräber der alten thüringischen Landgrafen öffnen, um ihren Schmuck festzustellen, beschenkt seinen Küchenjungen mit einer astronomischen Uhr und die Frauen der kleinen Beamten mit reichverzierten Schleppkleidern. Er sammelt wertlose Raritäten neben kostbaren Kunstwerken, für die er Unsummen ausgibt. Luise Seidler muß ihn in einem violetten Samtrock mit einer Weste aus Goldstoff malen. Bei Tisch läßt er gern seine scharfe Zunge spielen, fragt nach Goethe: „Was macht euer Kunstpapst?“ oder gibt seinem Kammerherrn, dem unglücklichen Grafen Seebach, mit boshafter Anspielung auf seinen Namen das Rätsel auf: „Was ist das? Die erste Silbe ist ein großes Wasser, die zweite ein kleines Wasser, und das Ganze ist unbeschreiblich trocken.“ Er ist aber auch nicht böse, wenn ihm jemand mit gleicher Münze heimzahlt. Er schreibt selbst Romane — krauses Zeug, aber nicht ohne Geist —, zu denen ihm sein Hofmaler Grassi die phantastischsten Bilder malen muß. Der schönen Herzogin von Kurland verehrt er ein Bild, worauf sie selbst in Lebensgröße ein weißes Reh mit Vergißmeinnicht füttert. Das weiße Reh aber — das ist er selbst. Ein andermal läßt er sich in mittelalterlicher Tracht malen, wie er ein Gänseblümchen als Liebesorakel zupft. Auf einer Insel im Schloßpark wartet sein Mausoleum auf ihn; es ist stets mit frischen Blumen besteckt. Das Regieren überläßt er seinen Ministern . . und das ist wohl auch ganz gut so . . .

Über Deutschland und über Europa aber regiert noch immer der Kaiser Napoleon, bis der Sturm der Völker über ihn hinwegfegt. Es sind magere Zeiten auch für die Kunst, und wir erfahren von Goethes stiller Wohltätigkeit an Witwen und Waisen, die ihm Luise als würdig empfiehlt.

Im Jahre 1816 erhält sie selbst ein Weimarer Staatsstipendium, das sie zuerst nach München, zu Schelling und Pauline Gotter, und dann nach Italien führt — ins heilige Rom, ins große Künstlerparadies, das sie fünf Jahre lang festhält. Wieder erlebt sie dort einen Roman um ihre Pensionsfreundin Fanny — und um den großen Thorwaldsen, der seine Freiheit einer ungeliebten Frau aus Dankbarkeit auch nach der völligen Trennung verpfändet hat und deshalb auf dauerndes Liebesglück an Fannys Seite verzichten muß. Der einstige Spielgefährte, August Goethe, findet dort seine letzte Ruhestätte neben der Pyramide des Cestius. In überwältigender Fülle aber sprüht ringsum Leben auf sie ein: die herrlichen Bauten und unsterblichen Kunstschätze der Stadt und das römische Volksleben, der Karneval und die großartige Prachtentfaltung der Kirche, der gesellschaftliche Verkehr mit vornehmen Fremden und nicht zuletzt die herzliche, in aller Bescheidenheit der Lebensführung von Heiterkeit überquellende und wahrhaft freundschaftliche Gemeinschaft der Künstler.

Auch das Abenteuer gibt es noch wirklich in dieser romantisch verklärten Welt — und sogar die echteste italienische Räuberromantik. . . Bei einer Ausfahrt in die Campagna stößt der Vetturino plötzlich ein wahres Zetergeschrei aus: „Ladri! Ladri!“ (Räuber! Räuber!) — und schon sausen die müden Pferde mit ihnen wild davon. „Was gibt's — um Himmelswillen?“ . . Nichts weiter: die Pferde sind nur auf den Ruf hin abgerichtet, wenn sie im Tempo nachzulassen beginnen. Aber zu dem reichen Kunstfreunde Baron Rumohr, der in der Nähe von Olevano ein einsames Häuschen bewohnt, kommen eines Tages ein paar verdächtige Gestalten. Er läuft ihnen zufällig schon im Eingang in die Hände, in bequemer Hauskleidung; sie halten ihn für

einen Diener: „Wo ist der Herr Baron?" — Einen Augenblick, ich werde ihn sofort holen" — damit verschwindet der Herr Baron durch die Hintertür.. Sie nehmen an seiner Stelle einen befreundeten Maler mit, der gerade zu Besuch ist, und dazu einen jungen Italiener, der ins Haus gehört. Lösegeld oder Tod! Den Maler interessiert das nicht weiter — woher soll er Lösegeld nehmen? Aber die Räubergruppe vor der Höhle — das interessiert ihn, und schon beginnt er zu skizzieren. Ecco — die Räuber sind begeistert, sie klopfen ihm auf die Schulter, schreien einmal übers andere Bravo und lassen ihn ohne Lösegeld frei.

Ein Maultiertreiber am Vesuv zollt dem Ruhm seinen Tribut: er hat seinen besten Esel Kotzebue genannt. Das alles ist Italien. In den Katakomben von Neapel verirren sie sich, weil der Führer die Fackel ausgehen läßt und selbst den Rückweg nicht kennt. Auch das ist Italien. Da stehen sie nun, können sich wegen der Feuchtigkeit des Bodens nicht einmal setzen, zittern in ihren dünnen Sommerkleidern, dürfen sich nicht rühren, um nicht in dem heillosen Dunkel in eine tiefe Grube auf klapperndes Totengebein zu stürzen — und hören zugleich über sich die Wagen auf der felsigen Landstraße dahinrollen. Aber vergeblich scheint alles Schreien, Weinen, Beten und Fluchen — bis sie endlich wie durch ein Wunder erlöst werden.

Schließlich kehrt sie, nach einer wunderschönen Abschiedsfeier der Künstler, zu den Ihren wieder heim, ans Sterbebett des Vaters. Und so geht das Leben weiter, Jahr um Jahr, mit Arbeit und kleinen Freuden, mit Reisen nach Paris und an den Rhein, und noch einmal zum Süden: „Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ . . .", mit Kirchenbildern und Kinderporträts und Kunstunterricht bei den Weimarer Prinzessen, mit einem behaglichen Stübchen im Alter, mit vielen langen Briefen an liebe Menschen und schließlich mit Beschwerden und Krankheit und dem erlösenden Ende . . .

Karl Blanck

„Der Hakim weiß es"

so heißt die liebenswürdige Komödie von Rolf Laukner, aus deren Uraufführung am Württembergischen Staatstheater in Stuttgart wir hier zwei Bildproben bringen: Ein geheimnisvoller Fremder hält eine ganze Kleinstadt in Aufregung. Ist er ein Hochstapler, ein Phantast, ein echter Abenteurer, ein Tatmensch? Der Hakim weiß es — und der Studienrat will es dem Bürgermeister und dem trunkfesten Stadtarzt schwarz auf weiß klarmachen, daß sie auf einen Schwindler hereingefallen sind. Aber der Angriffene widerlegt ihn spielend; und erst als der Unruhestifter von seiner tapferen und geduldigen Frau zurückgeholt ist, geht alles wieder den gewohnten Gang nach den Gesetzen der kleinen Welt. Aufn. Illenberger



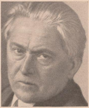
Der interessante Fremde und das neugierige Wirtstöchterlein



Der Herr Studienrat erbringt seinen Nachweis

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Hermann Stehr

„Mich haben Wald und Einsamkeit erzogen,
Der Berge Brausen und der Stille Strom."

Am 16. Februar 1864 ist Hermann Stehr als fünftes Kind eines Sattlermeisters in dem schlesischen Gebirgsstädtchen Habelschwerdt geboren. Frühe Auflehnung auf religiösem und politischem Gebiet führt den jungen Lehrer in die Verbannung entlegener Bergdörfer, fern von aller geistigen Berührung mit der Zeit. Als 1897 seine erste Erzählung in der „Neuen Rundschau" erscheint, wird sein Landsmann Gerhart Hauptmann auf ihn aufmerksam und tritt ihm freundschaftlich näher. Trotz persönlicher Anfeindungen, schwerer Krankheit und anderer Schicksalsschläge schafft er weiter, schreibt seine Gedichte, Erzählungen und Märchen als Bekenntnis eines großen und gütigen Herzens, aus dem der Geist des ewigen Deutschlands, das Reich der Stille selbst lebendig zu uns spricht. Und doch ist das Leben dieses Dichters, der zum Herzen der Dinge selbst hinstrebt, von unablässigem Kampfe erfüllt. Aus seinem reichen Werk seien genannt: „Eleonore Griebel" (Roman, 1900). „Das letzte Kind" (Erzählung, 1903). „Meta Konegen" (Drama, 1904). „Der begrabene Gott" (Roman, 1905). „Drei Mächte" (Roman, 1909). „Wendelin Heimelt" (Märchen, 1909). „Geschichten aus dem Mandelhaus" (Roman, 1913). „Das entlaufene Herz" (Erzählung, 1913). „Der Heiligenhof" (Roman, 1918). „Das Lebensbuch" (Gedichte, 1920). „Peter Brindeisener (Roman, 1924). „Das Märchen vom deutschen Herzen" (1926). „Der Geigenmacher" (Erzählung, 1926). „Nathanael Maechler" (Roman, 1929). „Meister Cajetan" (Novelle, 1931). „Die Nachkommen" (Roman, 1933). „Mein Leben" (Biographie", 1934). „Herbstgang" (Neue Gedichte, 1935). „Damian Maechler (Roman, 1935). Werke bei Paul List Verlag, Leipzig; „Mein Leben" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin.



Hans Friedrich Blunck

geboren am 3. September 1888 in Altona als Sohn eines höheren Lehrers, aus niederdeutschem Bauernblut. Die heimische Sagenwelt erschließt sich ihm schon im Elternhause, die norddeutsche Landschaft erwandert er sich in jungen Jahren, mit wachsender Liebe zum Volkstum. Studium in Kiel und Heidelberg. 1910 Referendarexamen. Erste Balladen, dann Prosa: „Feuer im Nebel". Dann im Felde. Nach Kriegsende Regierungsrat in Hamburg und Syndikus der Universität. Schon im Kriege neue Gedichte. 1923 Abschluß der historischen Romantrilogie „Werdendes Volk" und erster Band der Märchen, Sagen, Legenden und Geistergeschichten, in drei Bänden 1930 abgeschlossen. 1925 Gedichtauswahl. „Urvätersage" 1926—1928. 1927 der Überseeroman „Die Weibsmühle". 1928 Aufgabe des Amts, Ende 1931 Übersiedlung auf einen eignen Hof in Holstein, den er mit seiner Frau gemeinsam bewirtschaftet. 1933 Mitglied der Akademie der Dichtung, Aufbau der Reichsschrifttumskammer, Präsident bis 1935. 1930 erscheint der 1. Teil des zeitumspannenden Romans: „Volkswende". Daneben Lyrik, Balladen, die große Novelle „Frauen im Garten" (1931), Bühnenwerke, wie das historische Lustspiel „Die Lügenwette", 1934 der Roman des deutschen Amerikaentdeckers Diederik Pining „Die große Fahrt", 1935 die Märchenauswahl: „Von Geistern unter und über der Erde". Werke bei Diederichs u. Langen/Müller. „Mein Leben" bei Junker und Dünnhaupt (1934). Kulturpolitische Broschüren und politische Lieder. Dichterisches Bekenntnis: „Immer aber halte ich daran fest: Politik gehört nur in Notzeiten des Volks zur Aufgabe der Dichtung". Ein anderes Mal: „Dichtung ist heute immer noch das gleiche, wie seit dem ersten Aufstand des Geistes, ist Erschließen ungeschauter Sinne der Umwelt, ist Wegsuchen zu Gott."

Skizzenbuch

Aus Shakespeares Werkstatt

Der Dichter und seine Quellen

In Shakespeares Geburtsstadt Stratford on Avon wurde vor kurzem ein alter Chronikband entdeckt, in dem Shakespeares Hausnachbar Raphael Holinshed die Geschichte Großbritanniens aufgezeichnet hat. Es war schon lange bekannt, daß diese Chronik als Quelle für die Königsdramen diente; aber in dem neu gefundenen Bande handelt es sich offenbar um das Exemplar, das Shakespeare selbst benutzte. An den Stellen des Werkes, an denen die Regierung der Könige Richard III. und Heinrich IV. behandelt wird, bemerkt man außer anderen Zeichen stärkerer Benützung auch eine Reihe von Randbemerkungen von der Hand des Dichters. Durch diese Handschriftproben war es jetzt auch möglich nachzuweisen, daß das Testament Shakespeares wirklich von ihm selbst geschrieben wurde und daß auch das Bruchstück des Dramas „Sir Thomas Moore", von dem nur 147 Verse erhalten sind, tatsächlich von Shakespeare stammt, was bisher nur vermutet werden konnte.

In der Pariser Zeitschrift »*L'Illustration*« gibt Longworth-Chambrun auf Grund dieses Fundes eine Reihe von Beispielen, aus denen sich Rückschlüsse auf die Arbeitsweise des Dichters ziehen lassen. So bemerkt Holinshed an einer Stelle, daß einem Geheimnis des natürlichen Instinkts zufolge die Menschen beim Nahen einer Revolution aufgestört werden, wie bei ruhigem Wetter das Meer in Aufruhr gerät, noch ehe der Sturm losbricht. Shakespeare läßt in „Richard III." am Ende des 3. Auftritts im 2. Aufzug einen der Bürger sagen:



Shakespeare auf der heutigen deutschen Bühne: Albin Skoda und Angela Sallocker in „Romeo und Julia" (Deutsches Theater)

So ist es immer vor des Wechsels Tagen.
Auf höhern Antrieb mißtraun die Gemüter
Der kommenden Gefahr; so sehn wir ja
Die Wasser schwellen vor dem wüsten Sturm.

An einer anderen Stelle berichtet Holinshed, daß Richards III. Mutter ihn nach langen Wehen mit den Beinen voraus und mit Zähnen zur Welt gebracht habe. Im dritten Teil von „Heinrich VI." sagt Richard selbst:

> Denn öfters hört' ich meine Mutter sagen,
> Daß ich zur Welt, die Beine vorwärts, kam . . .
> Die Wehemutter staunt', es schrien die Weiber:
> „Hilf, Jesus! Zähne bringt er auf die Welt."

Das dritte Beispiel ist vielleicht das merkwürdigste. Bei der Schilderung der Regierungszeit Richards II. spricht Holinshed von dem blutigen Aufstand Wat Tylers. Shakespeare unterstreicht diese Stelle und schreibt an den Rand: „Die Gesetze Englands werden von nun an von einem einzigen Munde ausgehen." Man wird in seinem „Richard II." ver-



G. Gründgens als Hamlet im Preußischen Staatstheater, Berlin. (Aufn. Clausen)

geblich nach einer Verarbeitung dieser Stelle suchen, dafür taucht sie im zweiten Teil von „Heinrich VI." auf, wo ein Anhänger des Verschwörers Cade sagt: „Bloß, daß die Gesetze von England aus Eurem Munde kommen mögen."

Diese wenigen Beispiele lassen die Art und Weise erkennen, wie Shakespeare seine Quellen benutzte und wie er sich zum Teil wörtlich an seine Vorlagen hielt. Darüber hinaus aber vermochte er mit der Gabe des Dichters die nüchternen Wendungen der Chronik in beschwingte Sprache umzuwandeln und die geschichtlichen Angaben schöpferisch zu beleben und neu zu gestalten.

Hat Falstaff gelebt?

Es gibt wenig Gestalten der Bühne, die so volkstümlich geworden sind, wie Sir John Falstaff, der wohlbeleibte Ritter aus Shakespeares „Heinrich IV." und den „Lustigen Weibern von Windsor". Tatsächlich hat auch ein Ritter dieses Namens gelebt: Sir John Fastolf, wie er im ersten Teil von „Heinrich IV." genannt wird. Dieser Sir Fastolf wurde 1378 zu Caister in der Grafschaft Norfolk geboren und erfreut sich in der Geschichte eines viel besseren Rufs als die Gestalt, die Shakespeare unsterblich gemacht hat. Er erwarb sich großen Kriegsruhm im Kampf der Engländer gegen das Frankreich der Jungfrau von Orléans, besonders auf den Schlachtfeldern von Agincourt und Rouen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaute er ein Schloß in Caister, dessen Ruinen noch heute stehen.

Wie kam aber Shakespeare dazu, eine solche Karikatur aus dem ehrenwerten Ritter zu machen und ihm in dem Kronprinzen, dem späteren Heinrich V., einen Saufkumpan und angehenden Verbrecher an die Seite zu stellen, der ebenfalls mit dem geschichtlichen Vorbild nicht das geringste zu tun hat? Mit dieser Frage beschäftigt sich Lord Raglan in den »*Illustrated London News*«. Er kommt dabei zu der Feststellung, daß die Gestalt Falstaffs, wie der Dichter sie schildert, gar nicht von Shakespeare selbst erfunden ist, daß er sie vielmehr von früheren Schriftstellern übernahm. Heinrich V. galt nämlich damals als die Verkörperung des Helden, und in der Überlieferung mußte der echte Held einen trinkfrohen Possenreißer als Gegenstück haben. Das war schon in klassischer Zeit üblich, wo Dionysos in Begleitung des betrunkenen Silen dargestellt wurde und findet beispielsweise auch seine Fortsetzung in der Geschichte des Don Quichotte. Lord Raglan glaubt, daß auch der Narr am Hofe nicht nur des Spaßes wegen da war, daß er vielmehr die Rolle eines halben Heiligen, eines Wahrsagers spielen mußte. Im Zustand der Ekstase enthüllte er in seinen vieldeutigen Aussprüchen, ähnlich den Orakeln, die Geheimnisse der Zukunft. Zu gewissen Zeiten gehörte es sich, daß ein richtiger Sieg zuvor geweissagt war, sonst konnte er gar nicht gewonnen werden. Der königliche Held Heinrich V. mußte also seinen Wahrsager haben, und da er auf das Schlachtfeld des Ruhms von Agincourt, wo der echte Sir Fastolf sich auszeichnete, schlecht paßte, konnte Falstaff brauchbarer und mit weniger Unwahrscheinlichkeit als betrunkener Schlauch auf dem Felde von Shrewsbury seine Sprüche von sich geben. Sein Wiedererscheinen in den „Lustigen Weibern von Windsor" verdankt er dem ausdrücklichen Wunsche der Königin Elisabeth, die an dem dicken Ritter Gefallen gefunden hatte. W. Bn.

Lausbub, Farmer, Apotheker, Arbeiter, Fischpökler, Professor, Reporter und Soldat —

alles das war Erwin Rosen — oder Erwin Carlé, wie dieser Weltwanderer mit seinem „bürgerlichen" Namen hieß. Oder auch: er war dieses alles, weil er halt ein Lausbub war. Er selber gibt im Vorwort zum zweiten Bande seines verbreitetsten Werkes „Der Lausbub in Amerika" eine hübsche Umschreibung des Begriffs „Lausbub": „Wir alle kleben an der heimatlichen Scholle, seien wir nun Weltenwanderer oder niemals hinausgekommen über den Bannkreis der Vaterstadt; an jener Scholle, auf der wir als Kinder spielten. Und mir klingt es aus meiner Münchener Jugendzeit herüber: „Du ganz verflixter Lausbub!" „A solchener Lausbub!" Wie lustig das tönt, weiß kein Mensch außer mir. So lustig kann es keinem sein, so viele auch gelacht haben mögen über das Wörtchen mit den verschiedenen Gesichtern. „Oh, du herzig's Lausbüble", kost die süddeutsche Mutter. „Lausbub!" sagt der Vater, und der Ton bedeutet den Stock. Entrüstung kann in dem Wort liegen oder verblüffte Anerkennung einer besonderen Leistung jungenhaften Tobens oder ein Schelten oder eine Resignation. Auf gar keinen Fall aber ist ein Lausbub ein Musterknabe. Sondern einer, der eine tiefgewurzelte Vorliebe für dumme Streiche hat und einen dicken Schädel und rührige Ellbogen."

Erwin Rosen, der am 6. Juni 1876, vor sechzig Jahren, geboren ist, war so ein Lausbub, der seine bürgerliche Umwelt oft genug vor den Kopf stieß, so daß sie sich gegen ihn wehrte und ihn dahin steckte, wo er sich erst einmal die Hörner ablaufen konnte. Dieser Lausbub wurde von seinem Vater nach Amerika verfrachtet und hat sich dort durchgeschlagen in einem Leben voll der wildesten Romantik — als Farmer, als Tramp, als Zeitungsmann, als Soldat! Und als ihn das Schwabenheimweh heimgetrieben, da mußte er doch bald wieder los. Diesmal machte er den dümmsten Streich seines Lebens — er ging zur französischen Fremdenlegion! Allerdings für sein Volk brachte diese Qualzeit das lehr- und mahnungschwere Buch „In der Fremdenlegion", eine furchtbare Anklage gegen eine zivilisierte Nation. Auch im alten Europa liegt die wilde Romantik noch auf den Straßen — das beweist Erwin Rosens spannendes Buch „Allen Gewalten zum Trotz", das die „Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes" schildert.

Als Erwin Rosen am 21. Februar 1923 starb, hatte er ein Leben voll Sturm und Drang hinter sich und bereits ein reiches schriftstellerisches Werk geschaffen — den getreuen Spiegel seines Lebens und seines Wesens. F. Wippermann



Gerhard Schumann

der Träger des nationalen Buchpreises für 1936 ist 1911 in der alten Reichsstadt Eßlingen in Württemberg geboren. Seine ersten Vorfahren waren Bauern, die späteren Lehrer und Beamte. In seinem Werke lebt die lebendige Liebe zum Lande, seine Gedichte sind zugleich Bekenntnis zur Allgemeinheit. Auf dem Umwege über Musik und bildende Kunst kommt er als Student in Tübingen zur Dichtung als Ausdruck seelischer Empfindung und kämpferischen Willens. Außer einem Drama „Das Reich" schuf er die Lyrikbände „Ein Weg führt ins Ganze", „Die Lieder vom Reich" und das preisgekrönte Werk „Wir aber sind das Korn"

Die Tat

von Gerhard Schumann

Süß ist die Knospe, schwer die reife Saat.
Einst liebte ich die Schau. Nun liebe ich die Tat.

Doch nicht den Jubel, hingeschwungnen Willen,
Den stolzen Weg in Siegen. Nein. Den Schmerz,
Den du dem Feinde fügst, laß in dich quillen.
Und wenn du schlägst, triff in dein eigen Herz.

Und auch die Freunde mußt du tief verwunden.
Es wächst um dich ein atemloses Schweigen.
Erst ganz vereinsamt bist du allen eigen.
Sei wie der Adler fraglos hinverbunden

Dem Raume, der dich trägt, der um dich flutet
Vor dem der eigne Wunsch und Wille blich.
Die Tat ist gut, wenn du sie rot geblutet,
Dann halte sie, die Fahne, über dich.

Aus dem Gedichtband von Gerhard Schumann „Die Lieder vom Reich" (Albert Langen/Georg Müller Verlag, München)

Kurz und gut!

Die Erneuerung

In einer neuen Reihe „Die Erneuerung", Bücher vom ewigen deutschen Gut, erscheinen soeben die zwei ersten Bände, denen man gerade in unserer Zeit viele Leser wünscht, weil in ihnen das Zeitlose und das Ewige deutschen Menschentums auf eine überzeugende Weise gegenwärtig ist. Das „Buch der Liebe"[1]) enthält, von Willi Koch gesammelt und herausgegeben, aus dem gesamten Bereich der deutschen Geistesgeschichte Dokumente, die Ausdruck des Erlebens der Liebe sind: Gedichte, Briefe, Gedanken. Von den frühesten bis auf unsere Tage hat der Herausgeber mit viel Takt und großer Erfahrung alle Stimmungen, Offenbarungen und Erkenntnisse der Liebe in Gestaltungen ausgewählt, die unvergänglich sein dürften.

„Die Blaue Blume"[2]) heißt das zweite, ebenfalls von Willi Koch herausgegebene Buch, in dem romantische Zeugnisse gesammelt sind. Auch hier ist der Rahmen weit gespannt: Lyrik, Erzählungen, Philosophie, Selbstbekenntnisse, Briefe romantischer Dichter, Denker und Maler sind mit den Deutungen der großen Germanisten und Sprachkünder verbunden. Dazwischen sind Wiedergaben von Bildwerken romantischer Künstler eingefügt. So ist ein Buch entstanden, das nicht nur in eine Epoche zurückführen kann, in der die Welt mit schauender Seele erlebt und aus diesem beseelten Erlebnis gestaltet wurde; das vielmehr den Leser dieser Tage zurücklenkt zu einer Ur- und Keimzelle, aus der sich unser Volkstum immer wieder erneuern wird. Es ist notwendig zu betonen, daß gerade in dieser Sammlung neben das etwas verschwärmte Bild der deutschen Romantik auch das harte und ernste, grüblerische und verpflichtende tritt; denn beide Seiten erst geben die Einheit dessen, was wir deutsche Romantik nennen.

O. Heuschele

[1]) Buch der Liebe / Gedichte, Briefe, Gedanken über die Liebe. Gesammelt und herausgeg. von Willi Koch. Mit 5 Handzeichnungen von René Sintenis. Holle & Co. Verlag, Berlin. 304 S. RM 3.80.

[2]) Die Blaue Blume / Romantische Zeugnisse. Gesammelt und herausgegeben von Willi Koch. Holle & Co. Verlag, Berlin. 218 S. RM 3.80.

Neues aus Norddeutschland

Ein Hamburg-Roman — das ist das neue Buch von Joachim Maaß. Das ahnungsvolle, traumhafte und oftmals angsterfüllte Leben eines Knaben spiegelt sich in dem Dasein einer Kaufmannsfamilie wider, die um die Jahrhundertwende und hernach mancherlei Beunruhigung erfahren hat. Der Dichter gibt in seinem Buch eine Kindheitsschilderung, die auch ihrer vielfachen örtlichen Bezüge willen Aufmerksamkeit und Zuneigung gewinnt. Ihr besonderer dichterischer Wert liegt aber in der seltenen Sicherheit, mit der hier jener höchst eigentümliche, wahrlich unwiederbringliche Schmelz über alle Dinge ausgebreitet ist, der jedem Erinnern an das, was in der Kindheit gewesen, seinen Reiz, seine Süße und seine Trauer leiht. Das Buch heißt denn auch geradewegs „Die unwiederbringliche Zeit" (S. Fischer Verlag, Berlin) und könnte keinen treffenderen Titel haben (396 S. RM 5.50).

Von den bei der Betrachtung des eben erwähnten Romans anzuwendenden künstlerischen Maßstäben wird man abzusehen haben, wenn man sich mit den norddeutschen Geschichten befaßt, die Ulrich Sander unter dem Titel „Bauern, Fischer und Soldaten" (Propyläen-Verlag, Berlin) vereinigt hat. In einem etwas allzu absichtlich volkstümlichen Ton werden darin allerlei Schicksale pommerscher Menschen erzählt, wobei die Sprache des Verfassers — eben der gesuchten Naivität und Handgreiflichkeit wegen — des öfteren zu zerfließen und an Anschauungskraft einzubüßen scheint. Echt empfunden und aller bloß literarischen Spitzfindigkeit fern sind diese Geschichten gewiß. Doch wird das typische Wesen einfacher norddeutscher Menschen auf norddeutschem Boden, um dessen Hervorkehrung es Ulrich Sander geht, nur im Hintergrund der lose und manchmal breit gesponnenen Geschichten erkennbar; und so mag es zweifelhaft erscheinen, ob etwa ein süddeutscher Leser dem Buche außer einer beschränkten Kenntnis von Landschaft und Lebensverhältnissen tatsächlich etwas Verläßliches über den Charakter des Norddeutschen zu entnehmen vermag, zumal er sich vielleicht nicht einmal ohne Mühe in Ulrich Sanders eigenwilligen Stil hineinfindet (279 S., RM 4.80).

Anders verhält es sich mit dem Roman „König im Moor" (Verlag Ullstein, Berlin) von Friedrich Lindemann, der in höchst flüssiger und belebter, wenngleich nicht sehr origineller Sprache von den Torfbauern erzählt, die nahe bei Bremen ein kärgliches, aber aufrechtes Dasein durchkämpfen. Lindemann schildert den Widerstand gegen den preußisch-deutschen Zollverein, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der mächtigste Torfbauer im hannoverschen Teufelsmoor entfesselt, und bemüht sich mit einigem Erfolg um die Gestaltung der inneren Wandlung dieses trotzigen Rebellen, der schließlich seine Auflehnung gegen das staatliche Zollgesetz überwindet. Dabei überzeugt freilich der bäuerliche Protest gegen eine Grenzziehung, welche sinnloserweise ein Gebiet zerschneidet, in dem Menschen gleichen Schlages und gleicher Sprache wohnen, weit mehr als die spätere Einsicht jenes Bauernkönigs in das Ungesetzliche, das seinen vielfachen bewußten Umgehungen der Zollschranken anhaftet. Wie man dem Roman von Maaß vielerlei über das Hamburg der Jahrhundertwende und den Geschichten Sanders einiges über pommersche Eigenart verdanken kann, gewinnt man bei Lindemann einen gründlichen Einblick in die wesentlichen Charakterzüge norddeutschen Bauern, deren Leben hier getreu und zuverlässig beschrieben wird. Auch eine starke, fast dramatisch zu nennende Spannung zeichnet das Buch aus und macht es zu einer ebenso fesselnden wie willkommenen Lektüre, an die man sich gern erinnern wird (247 S., RM 4.—).

Hg. Maier

Aus Bayern und Österreich

Ein Buch voll unbeschwerter Heiterkeit schenkt uns Eduard Stemplinger, der Verfasser der köstlichen „Jugend in Bayern", in seiner „Ernte aus Altbayern" (Verlag Knorr u. Hirth G. m. b. H. in München, 131 S., RM 3.50). Er erzählt da mit prachtvollem Humor aus seinem Leben als Lehrer, keine weltbewegenden Dinge, von Schülern und Lehrern, von Bauernhochzeiten und -festen, von jenem rätselhaften Französisch, das im Grunde genommen guter bayerischer Dialekt ist, und anderem. Doch ist Stemplinger auch Zeitgenosse der Münchener Scharfrichter, des Anfangs von Schwabing als Künstlerkolonie. Er kennt die Münchner Originale wie Papa Geis und Schmid, und Männer wie Martin Greif und Hofmiller. Und was er von ihnen sagt, ist voll schöner Menschlichkeit.

Der österreichische Dichter Franz Karl Ginzkey mischt in seinem neuen Roman „Liselotte und ihr Ritter", der bezeichnenderweise den Untertitel trägt „Warum nicht Romantik?" (Paul Zsolnay Verlag Berlin—Wien—Leipzig. 220 S. RM 5.50), Märchenelemente mit der Wirklichkeit. In der Nachkriegszeit Österreichs gab es viele Offiziere wie diesen jungen Freiherrn von Timur, der sich nun als Chauffeur durchs Leben schlägt. Aber nur im Märchen und Film gewinnt der Diener die Herrin als Gattin. Bei Ginzkey wird auch das Unwahrscheinliche wahrscheinlich.

Tragischer ist die Liebesgeschichte eines einfachen Schafhirten, des „Lutherischen Joggele", zur schönen Brandisserin, die uns Maria Veronika Rubatscher (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn, 190 S. RM 4.—) erzählt und die sie einen „Roman aus dem Marterbuch der deutschen Seele" nennt. In altertümlich gefärbter Sprache schildert sie, manchmal etwas weitschweifig und allzu wortreich, wie in ihrer Südtiroler Heimat, die evangelischen Wiedertäufer verfolgt und gepeinigt werden, wie der evangelische Schafhirt Joggele die Liebe des katholischen Schloßfräuleins gewinnt, das Mädchen zum Weib nimmt und mit ihr glücklich ist, bis eine andere Frau, seine geistliche Herrin, ihn gefangennehmen und an die Galeere schmieden läßt.

M. Gerster

Vom Gesicht der Landschaft

Jedes Land wie jedes Volk hat sein eigenes Gesicht; aber auch jede Landschaft trägt ihre besonderen Züge. Nicht nur der geologische Bau prägt ihren Charakter. Viel stärker noch als die vor Tausenden, ja Millionen Jahren tätigen Naturgewalten formt der Mensch das Gesicht der Landschaft. Mit machtvollen Runen steht sein Tun in ihren Zügen geschrieben, und es bedarf nur eines Deuters der geheimnisvollen Zeichen. Martin Borrmann macht einen kühnen und eigenartigen Versuch, das Gesicht seiner Heimat „Ostpreußen" (Atlantis Verlag, Berlin) dem Fremden zu enträtseln. Er vereint Bild und Wort zu einem neuartigen Führer durch die Geschichte Ostpreußens, das die Deutschordens-Ritter aus einer Wildnis zu einem blühenden Staatsgebilde machten. Eine buntbewegte Vergangenheit zieht in Ausschnitten aus alten Chroniken und Berichten an uns vorüber; der Leser wandert von der vorgeschichtlichen und pruzzischen Zeit durch den Ordensstaat bis zu jenem nächtlichen Trauerzug, der den toten Generalfeldmarschall Deutschlands von Neudeck nach Tannenberg führte. Es ist die Geschichte eines Landes voll wechselnder Schicksale, dessen künstlerische Bauten von großartigem Adel, dessen Städte voll schlichter Einfachheit, dessen Menschen von männlicher Herbheit sind und über dessen Wassern, Wäldern und fruchtbaren Ebenen ein weiter unendlicher Himmel steht (250 S., RM 3.75).



Einsame Baude im Winter. Aus Kuhnert, Das Riesengebirge, mit Erlaubnis des Wolfgang Jeß Verlags, Dresden)

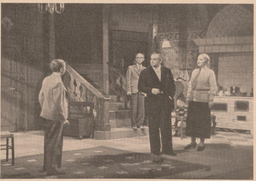
Wie anders ist „Das Riesengebirge", dessen „kleine Chronik" A. Artur Kuhnert mit der Liebe eines Dichters schreibt. (Wolfgang Jeß Verlag, Dresden). Gletscher haben die Berge der Urzeit zerschliffen und die Täler mit Schutt gefüllt. Urwald überzog das Gebirge. Jäger und Hirten gelangten kaum über den Rand hinaus. Slawen kamen und gingen. Deutsche Bürger gründeten Städte, deutsche Bauern kämpften an den Flanken des Gebirges um jeden Fußbreit Boden. Welsche Erzsucher drangen talaufwärts ins Gebirge, und von den Goldwäschereien (tschechisch ryze) erhielt es seinen Namen. Zuletzt rief man Holzhauer aus Bayern, Tirol und der Steiermark, um die Wälder zu schlagen und neues Land zu gewinnen. Fast fremd steht das Riesengebirge an der Grenze Deutschlands. Ein drängender Frühling jagt die Wasser zu Tal und färbt die braunen Hänge grün. Jäh fällt der Sommer mit blauem Himmel und weißen Riesenwolken ein; der Herbst taucht die Wälder in eine unglaubliche Farbenpracht und jagt nasse Nebel um die Berge, bis der Winter alles unter riesigen Schneemassen begräbt und die Menschen in die warmen Bauden scheucht, die im Schutz der Berghänge erbaut sind. Zarte Bilder nach alten Stichen neben den photographischen Aufnahmen geben dem hübschen Buche einen besonderen Reiz (109 S., RM 5.—).

Ganz Deutschland will ein Sammelband mit Bildern und Gedanken großer Männer und Dichter zeigen, den Willi Koch und Friedrich Boer mit dem Titel „Liebe zu Deutschland" (Verlag Holle & Co., Berlin) herausgegeben haben. Prächtige Aufnahmen führen durch Natur und Kunst, durch Bürgertum, zeigen Volkstum, Dorf und Stadt, berühmte Persönlichkeiten wie den Arbeiter im Werk, deutsche Werke vergangener großer Zeiten wie der Gegenwart (80 S., RM 3.50).

M. Gerster

Seite des Lesers

Unsere neue Buchbeilage:



Eine sonderbare Familie bei einer häuslichen Auseinandersetzung
Der falsche Sohn, der eigentlich eine falsche Tochter ist, der falsche Vater und die falsche Mutter. Im Hintergrund der falsche Gärtner, der eigentlich ein falscher Einbrecher ist.

Bühnenbild von der erfolgreichen Uraufführung im Münchner Residenztheater aus Kurt Bortfeldts Lustspiel „Kinder auf Zeit",

der Komödie eines rebellischen Kinostars, die wir den Beziehern unserer Bühnenausgabe als neue sommerliche Buchbeilage und als Intelligenzprobe bei der Entwirrung ungeahnter Verwicklungen überreichen. Mehr verraten wir nicht. Nur das eine: Hier bekennt sich ein Dichter zum happy end.

Es wird unsern Lesern nicht entgangen sein, daß Hermann Burte, der Dichter unserer letzten Buchbeilage, Träger des Hebelpreises geworden ist und daß Friedrich Bethges Schauspiel „Marsch der Veteranen", unsere vorletzte Buchbeilage, neben Hanns Johsts „Thomas Paine" und W. E. Möllers „Rothschild siegt bei Waterloo" zu den für die Reichstheaterfestwoche 1936 in München auserlesenen Werken gehörte.

Als nächste Buchbeilage werden wir voraussichtlich das Schauspiel eines ebenfalls bereits preisgekrönten und auch auf anderen Schaffensgebieten bekannten Autors bringen, der eine große Persönlichkeit aus der Zeit des Befreiungskriegs behandelt. Mehr verraten wir auch hierüber nicht und überlassen es dem Scharfsinn unserer Leser, Dichter und Werk selbst zu erraten.

Leserfragen:

Wo hat Lessing die tragische Persönlichkeit folgendermaßen definiert:

Eine Person ist tragisch, wenn sie
1. unsere Sympathie besitzt,
2. den Willen zum Leben hat,
3. mit der Umwelt in Konflikt gerät und
4. an diesem Konflikt zugrunde geht.

In welchem Teil der Hamburgischen Dramaturgie oder der Literaturbriefe ist die Stelle zu finden?

Woher stammt das Verschen:

Herr Pastor, ich lad Euch hiermit ein
Aufs Schloß um puncto Sieben,
Ich habe mir sechs Sorten Wein
Zur Probe her verschrieben . . .

Wer kennt einen Roman, in dem die Geschichte einer Perlenkette behandelt wird? Von jeder Perle wird ihr Schicksal berichtet und die Menschen, durch deren Hände sie wanderte. — Im ersten Teil des Romans steht ein Arzt im Vordergrund der Handlung, der auf einer Insel, die Leprastation ist, tätig war und später Schiffsarzt wird.

Die Weltreise der „Weltstimmen“ beginnt
Wo wird sie enden?



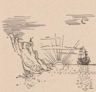
Im Südseeparadies

Polynesisches Dorf auf den Gesellschaftsinseln.
Aus Martin Hürlimann „Der Erdkreis“ (Atlantis Verlag, Berlin und Leipzig)

Frohe Fahrt!

Zwei Seemannslieder

die wir zum Beginn unserer Weltreise mit den beiden hübschen Zeichnungen von Alfred Mohlau aus der Sammlung von Konrad Tegtmeier „Alte Seemannslieder und Shanties" im Verlage von Dr. Ernst Hauswedell u. Co. in Hamburg entnehmen. Damit sei auch das reizende kleine Buch allen unsern Lesern besonders ans Herz gelegt!



De blaue Flagge weiht

Seeräuberlied

De blaue Flagge weiht, de blaue Flagge weiht.
Wi arndt dor, wo de Koopmann seiht.
Mord unde Brand!
Mord unde Brand!
Den leewen Gott to Fründe un aller Welt Fiand!

Un bringt en Koopmannsschipp
Von Ost un Westen War' uns mit,
Mord unde Brand!
Den leewen Gott to Fründe un aller Welt Fiand!

Wi drinkt, wi drinkt sin' Win,
Sin Schipp un Last mutt unse sin!
Mord unde Brand!
Den leewen Gott to Fründe un aller Welt Fiand!

Un heet' up't letzt: God Nacht!
Up't letzt gelacht is best gelacht!
Mord unde Brand!
Den leewen Gott to Fründe un aller Welt Fiand!

★

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!
Liebchen ade! Scheiden tut weh.
Morgen geht's in die wogende See,
Morgen geht's in die wogende See.

Dort draußen auf tobenden Wellen
Schwankende Schiffe an Klippen zerschellen.
In Sturm und Schnee wird mir so weh,
Daß ich auf immer vom Liebchen geh'.

Einen Kuß noch von rosigen Lippen,
Und ich fürchte nicht Sturm und nicht Klippen
Brause, du See! Sturmwind, o weh!
Wenn ich mein Liebchen nur wiederseh'.

Und find' ich die Heimat nicht wieder,
Und reißen die Wogen mich nieder
Tief in den See: Liebchen ade!
Wenn ich dich droben nur wiederseh'!





Das große Schweigen im hohen Norden
Die Bäreninsel zwischen dem Nordkap und Spitzbergen mit dem kahlen Elendsberg. Aus Hürlimann „Der Erdkreis"

Der Erdkreis

Ein Orbis Terrarum in einem Band. Landschaft, Baukunst und Volksleben
Herausgegeben von Martin Hürlimann

Was Martin Hürlimann, der Herausgeber dieses Werkes, will, das sei auch mit seinen eigenen Worten gesagt. Eine bessere Einführung für seinen Plan, die Vielfalt der Erde zu erfassen, ist nicht gut denkbar:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem gold'nen Überfluß der Welt!

„Recht viel von diesem Überfluß zu erraffen ist einer der hartnäckigsten Träume des Menschen der Neuzeit. So erscheinen neben den immer weiter schweifenden Reise- und Länderbeschreibungen des 17. Jahrhunderts jene ersten großen nach Zeichnungen gefertigten Bildwerke, wie Merians Topographie u. a. Wir von heute wollen aber sehen, wie die Dinge wirklich sind, ohne Retusche und ohne Zutaten. Die Photographie erlaubt dem Auge, den Gegenstand unmittelbar zu erleben. So entstand der Wunsch, einmal in einem einzigen Band den Orbis Terrarum auf solche Weise zu zeigen und in einer großen, aber gedrängten Schau die Mannigfaltigkeit der Erde auszubreiten."

Und schon sitzen wir auf dem Zauberteppich und fliegen über Land und Meer. Im hohen Norden beginnt die Reise. Grönland, Spitzbergen, die Bäreninsel erscheinen, und der Blick schweift über unermeßliche Weiten, über Gletscher, Felsenwüsten und dampfende Quellen. Wir sehen nordische Menschen in ihrer Umgebung und bei ihrer täglichen Arbeit. Deutschland folgt, voran ein wunderschönes Bild von Helgoland in schwerer Brandung, dem die landschaftlichen Schönheiten und geweihten historischen Stätten unseres Landes in sinnvoller Auswahl folgen.

Dann folgt Belgien mit alter Architektur, Holland mit verträumten Grachten, Blumenfeldern und allerneuestem Baustil. Weiter ins traditionsumhegte England mit mächtigen Industriezentren und Welthäfen, aber auch mit viel Ursprünglichem, etwa aus dem schottischen Volksleben mit seinen Trachten und Tänzen zum Dudelsack.

Weiter geht's im Fluge — und dies gilt



Erhabenheit der Bergwelt
Winter im Hochgebirge: Warth am Fuß des Wartherhorns, Lechtaler Alpen
Aus Hürlimann „Der Erdkreis“ (Atlantis Verlag, Berlin)

vielfach sogar wörtlich, nämlich im Flugbild — durch Europa. Die Bilder aus der Flugzeugschau sind für solche Zusammenfassung besonders wertvoll; sie rücken den Horizont weit hinaus und lassen den Gegenstand selbst und seine Umgebung klar überblicken. Italien in seiner Überfülle von Natur- und Kunstdenkmälern, der Balkan, Stätten klassischer Kunst und olympischer Leistung, Völker und Länder immer wieder neu und eigenartig gesehen. Weiter geht die Fahrt nach den Wunderländern des Ostens, nach Persien und Palästina, dann über Afrika weiter nach Indien, nach China, Japan und Australien, durch die Südsee und über Amerika wieder zurück, endend in der Südlichen Arktis.

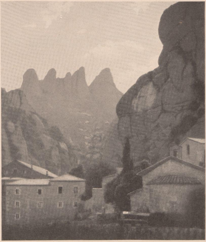
Es entfaltet sich alle Weite der Welt. Das Kunstwerk der Erde, das in Jahrmillionen entstand, und die Kunstwerke, die der Mensch in Jahrtausenden zum Schmuck dieser Erde, die seine Heimat wurde, geschaffen hat, ein Abbild aller Kulturen, und ein Bildnis aller ursprünglichen Erhabenheit, die ewig unberührbar bleibt. Meere und Gebirge, Ströme und Wüsten, Wunder über Wunder voll unfaßbarer Größe. Dazwischen Menschen aller Zonen, in ihrem Alltag und im Glanz ihrer Feste, in andächtiger Versunkenheit und in entfesseltem Tanz, in prunkvollen Gewändern und strahlender Nacktheit, Männer in Waffen, Frauen mit Schmuck beladen. Aufstrebende Dome, an Kühnheit der Felsen gleich, ragende Göttertempel mit gemeißeltem Zierat.

Die Bilder sind alle ebenso gut gesehen wie technisch vollendet. Die letzten Errungenschaften der photographischen Technik (Infrarot-Flugaufnahmen ferner Himalaja-Gipfel) sind vertreten. Kein Bild, das auch nur in Kleinigkeiten durch mangelhafte Technik den künstlerischen Eindruck stören würde. Zu jedem Bilde ist eine ausführliche Beschreibung gegeben.

Müller-Palm

Rechts:

Die Gralsburg
Der Monsalwatsch der Gralssage: Die Benediktinerabtei Montserrat, das Heiligtum Kataloniens. Im Hintergrund die Spitzen des „Montserrats", d. h. des „Gesägten Berges"



Unten:

Ein Fluß im Urwald
Zusammengesetzte Flugaufnahme des Flusses Sarawak in Borneo mit seinen Zuflüssen, wie ein Baum mit Ästen und Zweigen



Aus Hürlimann „Der Erdkreis" (Atlantis Verlag, Berlin)

Ein Mann reist durch die Zeit

Hjalmar Fries: Der Mann Marius



Von Karl Blanck

Hier ist einer, der uns nicht nur blutsverwandt, sondern auch wahrhaft Freund ist: Der Norweger Hjalmar Fries schildert in der Darstellung eigenen Erlebens nicht nur ein Stück Weltgeschichte unserer Tage, er legt zugleich auch ein Bekenntnis der Liebe zu Deutschland, dem Lande seiner Mutter, ab.

Wenn der Knabe Marius mit seinem Vater durch die Stadt reitet, dann schreien die Buben hinter ihm her: „Langbein, Bauer, Deutscher!" Der Vater lächelt nur: „Laß sie. Sitz gerade!" Haltung — darauf kommt es im Leben an. Das lehrt er seinem einzigen Sohn, der norwegische Gutsherr, der zugleich ein Weltmann und ein ritterlicher Frauenverehrer ist, und dabei ein tüchtiger Bauer und umsichtiger Familienvater, zärtlich und aufmerksam gegen die kleine, zarte Frau, die er sich aus Deutschland geholt hat, liebevoll und kameradschaftlich gegen das Kind, in dem er den künftigen Erben seines Boden sieht. Und als dann die fröhliche junge Mutter zu kränkeln beginnt und stirbt, da sind sie ganz aufeinander angewiesen und halten erst recht zusammen.

Mit dem Schulunterricht ist es da draußen auf dem Lande etwas schwierig. Ein paar Versuche mit Hauslehrern und Gouvernanten verlaufen nicht sehr glücklich. Dann muß Marius sogar erst einmal eine Mädchenschule besuchen und fragt sich, warum er denn der einzige Junge in Norwegen und auf der ganzen Welt sei, der nähen und stricken und häkeln lernt. Und die Dorfjungen rufen noch obendrein hinter ihm her: „Poussierstengel!" wenn er — ungern genug — in Mädchenbegleitung von der Schule nach Hause trabt. Aber er weiß sich zu wehren und zerschlägt dem Buben vom Bäckermeister Erik tüchtig die Nase, als es ihm doch einmal zu dumm wird.

Dann kommt er auf die höhere Schule, und da hat er wenigstens schon einen richtigen Freund, den frühreifen Erik, genannt Jossa, dessen Mutter er heimlich liebt, weil sie ihn an die eigene tote Mutter erinnert und weil sie zugleich auf den heranreifenden Knaben den ersten, noch unbewußten, feinen weiblichen Reiz ausübt. Zu Hause steht es jetzt nicht mehr sehr gut, das Gut ist zu groß und bringt doch nicht genug. Der Vater hat von seinen zehn Pferden nur noch drei behalten und von seinen sechs Knechten hat er auch nur noch zwei: dafür greifen sie beide, der Vater und der Sohn, selbst tüchtig mit zu, um die Heuernte hereinzubringen. Das ist sehr schön, besser als die langweilige Schule, und sein anderer Freund Björn, genannt der Floh, darf ihm dabei Gesellschaft leisten, obgleich er sich für die landwirtschaftliche Arbeit nicht sehr begeistert: von seinem Vater, einem bekannten Sozialisten, hat er gehört, daß die Menschen überhaupt viel zu viel arbeiten, statt die Maschinen für sich arbeiten zu lassen. Davon will Marius' Vater aber nichts wissen — er liebt seine Arbeit um ihrer selbst und um der guten Erde willen, der sie dient. So sollten es alle Menschen machen: ein Stück Land bewirtschaften, das groß genug ist, sie zu ernähren — mehr ist nicht nötig, mehr ist nicht einmal gut.

„Wenn ich den Hof nicht liebte, und wenn ich dich nicht hätte, Marius, und die Hoffnung, daß du ihn einmal übernimmst, dann würde ich mir fünfzig Morgen vom oberen Rodland behalten und den Hof verkaufen, je eher, je lieber!"

Aber Marius träumt nur von der weiten Welt, die ihn mächtig lockt. Reisen und große Städte sehen und als reicher Mann zurückkommen, um seine einstige Schulgefährtin Else aus

der Mädchenschule zu heiraten — so etwa sehen seine eigenen Zukunftspläne aus. Aber soviel Mut hat er doch nicht, wie sein Freund Jossa, der eines Tages mit der Bark „Durban" als Schiffsjunge durchbrennt und ihm nach Jahr und Tag eine Karte aus Kapstadt oder aus Australien schreibt: „Du bist eine Träne. Ich komme niemals wieder. Good luck.

Your Erik."

Er selbst muß inzwischen in die Tanzstunde gehen, benimmt sich dabei so hilflos und ungeschickt wie nur möglich und stolpert über seine eigenen Füße. Die geliebte Else kümmert sich nicht mehr viel um ihn und tanzt lieber mit Rolf, dem Sohne der großen Papierfabrik. Bei einem ausgelassenen Ausflug, den er selbst nur Elses wegen mitmacht, holt sich seine Begleiterin, ein zartes Mädchen, die „Nadel" genannt, den Tod, und Marius wird dafür mitverantwortlich gemacht. Alle Unrast der Reifejahre ist über ihn gekommen. Noch immer verehrt er Jossas Mutter. Mit Else wechselt er den ersten verstohlenen Kuß — aber sie läßt ihn sitzen, um sich wieder mit dem Papierrolf herumzutreiben, und Marius sucht sich über seine ersten schmerzlichen Liebesenttäuschungen zu trösten, so gut es gehen will.

So geht es fort, mit Liebeleien und Eifersüchteleien, bis er in eine böse Geschichte mit einer jungen Gärtnersfrau hineintaumelt. Am Tage, als Jossas Mutter noch in jungen Jahren begraben wird, gerät er in seiner aufgewühlten Stimmung und durch Alkohol erregt, mit ihrem Bilde in der Tasche, das er heimlich an sich gebracht hat, mit dem Mann der Gärtnersfrau zusammen, der in blinder Wut mit der Heugabel auf ihn eindringt und beim Ringkampf von der Scheunenbrücke, wohin er Marius getrieben hat, zu Tode stürzt. Marius kommt in Untersuchungshaft, wird aber freigesprochen, da er in Notwehr gehandelt hat und selbst in enger Umschlingung mit dem Verunglückten zusammen zwei Meter tief abgestürzt ist, ohne Schaden zu erleiden, während der andere die Wirbelsäule gebrochen hat: ein unglücklicher Zufall — und doch trägt er vor sich selber die Schuld daran.

Der seelischen Erschütterung folgt lebensgefährliche Krankheit; nur durch eine Operation wird er gerettet. Die Gärtnersfrau geht mit ihrem Kinde nach Amerika. Der Vater beweist ihm viel Liebe und Verständnis, möchte ihn nun ganz auf dem Gut behalten. Aber Marius treibt es jetzt erst recht hinaus: mit zwanzig Jahren geht er, ein reichlich erwachsener Schiffsjunge, noch zur See: „Großvater" nennen ihn die jungen Leichtmatrosen. Unterwegs wird er wieder krank, mustert in Melbourne ab, geht dann auf einen großen Engländer.

Drei Jahre ist er zur See gefahren, dann mustert er in Hamburg ab, will nach Hause reisen, die Seemannsschule besuchen, das Steuermannsexamen bestehen. Aber sein Jugendfreund Björn, der Floh, hat als Kaufmann in Hamburg sein Glück gemacht, redet ihm zu, dort zu bleiben und bringt ihn in der Befrachtungsabteilung des großen Handelshauses Hubermann & Co. unter. Durch seine Sprachkenntnisse kommt er als Auslandskorrespondent rasch in die Höhe, sein Chef, Hermann Hubermann, allgemein nur Hermann genannt, erweist sich als väterlicher Freund und versorgt ihn mit guten Havannas. Das Büropersonal ist natürlich eifersüchtig und empfindet den „nordischen Matrosen" als Fremdkörper — aber als er das satt bekommt und nach Marseille zu Hubermanns dortigem Vertreter gehen will, schlägt auch im Büro die Stimmung um. Der Abschied von Hubermann und seinem gastlichen Hause fällt ihm schwer genug. Es war schön in Hamburg, schön in Deutschland. Alles atmet dort Ordnung und gesicherten Wohlstand: „Krieg?" sagt Hermann Hubermann. „Quatsch, mein Junge, Unsinn. Keiner wagt uns anzugreifen."

In Frankreich weht eine andere Luft. Schon an der Grenze werden die deutschen Reisenden, soweit sie nicht über besondere Sprachkenntnisse verfügen, von den Zollbeamten recht unsanft angefaßt, und Marius büßt Hermann Hubermanns gute Reisehavannas ein, weil er sich für einen jungen Deutschen einsetzt, mit dem er dann nach der Ankunft in Paris durch die Frechheit eines aufdringlichen Reiseführers prompt in einen höchst bedrohlichen Volksauflauf hineingerät. Sie werden als „sales Prussiens" beschimpft, und auch auf der Polizeiwache rettet sie nur Marius' norwegischer Paß vor weiteren Schikanen. So kommen sie mit einem salbungsvollen und phrasenreichen Vortrag des Polizeioffiziers über französische Gastfreundschaft und Ritterlichkeit davon.

Auch Herrn Hubermanns Marseiller Vertreter, Marius' neuer Chef, Mr. Bielér, erweist sich als wütender Chauvinist und eifriger Vertreter des Revanchegedankens. Er ist natürlich Ritter der Ehrenlegion, und seine Söhne dienen als Offiziere in der französischen Armee. Mr. Bielér hat längst vergessen, daß er einmal Wieler geheißen hat und als Botenjunge eines Stettiner Handelshauses mit der Bürokasse in Höhe von 225 Mark nach Frankreich durchgebrannt ist. Kein Wunder, wenn gerade er sich nun als Erzfranzose und Deutschenfresser aufspielt und wenn Marius sich nicht sonderlich wohl dort fühlt, obgleich er meist auf Reisen ist und ein gutes Stück Mittelmeerwelt zu sehen bekommt. Noch immer verfolgt ihn Krankheit, macht ihn müde, lähmt seine Willenskraft. Hermann Hubermann kommt zu Besuch mit seiner Tochter Elsa. Sie liebt den jungen Freund ihres Vaters, aber Marius weiß mit dem Mädchen nichts anzufangen; nicht einmal Hermanns Havannas schmecken ihm recht. „Na, dann nicht", sagt Hubermann, „vielleicht besser so . . . hätte nichts dagegen gehabt . . . Na, alles Gute, mein Junge." Damit geht er.

Eine Geschäftsreise führt Marius nach Griechenland. Bei seiner Ankunft in Athen ist gerade der Balkankrieg von 1912 ausgebrochen. Mit Mühe schlägt er sich durch das Gewühl des Piräus zu Bielérs Geschäftsfreund durch, einem steinreichen Holländer, der zufällig auch norwegischer Generalkonsul ist, und sich unbändig freut, endlich einmal einen richtigen „Untertan" zu begegnen:

„Donnerwetter! Sie sind ja eine Attraktion, mein Lieber, ein richtiggehender, springlebendiger Norweger mitten in Athen! Meine Freunde machen sich immer lustig über mich: ich hätte keine Untertanen. Kommen Sie mit, ich muß zu einem großen Fest, wir wollen den Spöttern das Maul stopfen!"

Ha — sie glauben es noch immer nicht und lachen die beiden aus — den falschen Konsul und den falschen Untertan —, es gibt ja gar kein Land Norwegen! Das ist überhaupt nur eine Erfindung des Holländers, um sich wichtig zu machen! Aber ein Glas Aquavit aus Trondhjem in Norwegen trinken sie doch alle miteinander und bringen ein nordisches „Skål" aus auf Ruth, die Königin aus USA., die schönste Frau in Athen, die Zierde ihres Festes, die noch am selben Abend Marius mit sich auf ihrer Jacht entführt. Liebesfeier und herrliche Gesundheit unter der ewigen Sonne Homers! Auf der Meerflut des Odysseus . . . Seid gepriesen, ihr unsterblichen Götter, für alle Seligkeit dieser Erde! Traumhaftes Glück im strahlenden Tag, Märchenfahrt zu verzauberten Inseln. Das ist das große Abenteuer — nein, mehr: das ist die große Liebe:

Sie erzählten einander von ihrer Jugend. Sie kam aus ärmlichen Verhältnissen, aber schon mit 17 Jahren war sie eine gefeierte Tänzerin in Neuyork. Kurz darauf hatte sie geheiratet. Ihr Mann war ein Magnat der amerikanischen Rüstungsindustrie. Es war eine schlechte Ehe, aber er wollte sie nicht freigeben. Sie mußte bei ihm bleiben, um ihre beiden Kinder nicht zu verlieren. Das Geld spielte keine Rolle dabei. Sie hatte genug, um sich allein durchzuschlagen — aber die Kinder. So mußte sie versuchen, ihr inneres Gleichgewicht hin und wieder durch einen längeren Eheurlaub wiederherzustellen. Ihr Mann versuchte diese Reisen vor sich und ihr dadurch zu entschuldigen, daß er ihr einige bedeutungslose Aufträge mit auf den Weg gab — ein paar europäische Höflichkeitsvisiten, für die ein Kabel genügt hätte. Er muß ein kluger Mann sein — dachte Marius . . .

Er erzählte ihr von Hermann, von Monsieur Bielér, von seiner Kindheit, und wie sie ihn an seine große, hoffnungslose Jugendliebe erinnert habe. „Mein Gott, gibt es denn so etwas wirklich?" wunderte sie sich, „ich fühle die Kraft in mir, die Sterne vom Himmel herunterzulieben . . . aber die große Liebe, von der Sie da sprechen . . . nein — niemals!"

Und dann hat es sie doch gepackt, alle beide — und wenn die Kinder nicht wären, dann würde sie immer bei ihm bleiben . . . Inzwischen aber wollen sie einander ganz angehören und alles andere in der Welt vergessen. Die Beziehungen zu Herrn Bielér sind rasch gelöst, und da Marius nicht ohne Arbeit und eigenen Verdienst leben will, genügt ein Telegramm Ruths, um ihn über Nacht zum Kriegsberichterstatter des größten nordamerikanischen Zeitungskonzerns mit einem Rieseneinkommen und unbegrenzten Reisespesen zu machen. Sie wird seine Sekretärin sein — sie richten sich ein wunderbares kleines Heim ein, in dem sie zusammen arbeiten wollen — da muß sie fort, aber sie macht es noch einmal möglich, wiederzukommen, als er schon ganz verzweifelt ist, und alles ist wieder gut.

Nun ziehen sie beide gemeinsam in den Krieg, und Marius bringt es durch einen verwegenen Journalistenstreich fertig, als erster Berichterstatter weit vor allen andern in das frisch-

eroberte Janinna einzudringen und mit Hilfe des österreichischen Konsuls seinen Sensationsbericht durch die strenge Zensur hindurchzuschmuggeln. So wird er in seinem neuen Beruf wirklich mit einem Schlag eine „große Kanone". Höhe des Lebens: Arbeit und Liebe. Ruth gehört ihm ganz:

„Früher war ich unglücklich. Ich hatte einen Mann, mit dem ich nicht zusammen leben konnte. Dann traf ich andere Männer, irrte mich. Das ist alles — ich habe es vergessen. Nun bist nur du da, nur du."

Aber das Leben geht weiter. Mächtig beginnt sich über dem Lebenstaumel des einzelnen das Schicksal der europäischen Menschheit zu erheben. Der Völkerbrand, der auf dem Balkan entzündet ist, frißt langsam weiter im Gebälk Europas, bis er eines Tages zur ungeheuren Flamme werden wird. Schon an jenem Tage, als Marius nach Athen kam, als der Balkankrieg begann, und er Ruth kennenlernte, da hat ihm ein alter preußischer Exmajor und Globetrotter den kommenden Weltkrieg vorhergesagt; er hat es beklagt, daß „Marius'" Landsleute in Norwegen nichts mehr wüßten von der Schicksalsgemeinschaft der germanischen Völker: „Die Welt haßt uns . . ." Jetzt läßt ihn der Vertreter des Kruppkonzerns in Athen zu sich rufen, der geheimnisvolle, immer freundlich lächelnde Baron von Nowack, und übergibt ihm das deutsche und österreichische Pressebüro: „Wir brauchen einen zuverlässigen Mann neutraler Nationalität und mit guten Nerven!"

Es fängt an brenzlich zu werden: es fallen die Schüsse von Serajewo. Ruth wird durch ein Telegramm nach Amerika zurückberufen; diesmal gibt es keine Gegenwehr. Der Krieg beginnt, und Venizelos tut alles, um auch Griechenland auf die Seite der Entente hinüberzuziehen. Da glückt Marius ein neuer Geniestreich — ein Interview mit König Konstantin, das ein klares Bekenntnis zum Frieden ist und von Baron Nowack auf unsichtbaren Schwingen über die gesperrten Grenzen in die Welt hinausgetragen wird. Venzelos wird gestürzt, aber Marius verliert die „neutrale Presse", die amerikanischen Beziehungen — er gilt als Agent der Mittelmächte.

Der ganze Widersinn der Zeit und die eigene Glücklosigkeit beginnen ihn zu überwältigen. Es steht nicht gut mit ihm, der Schlaf meidet ihn; nur Morphium kann ihm noch helfen.

Da ist Ruth wieder da, mit einemmal, nach anderthalbjähriger Trennung. Sie pflegt ihn, sie arbeitet für ihn mit, sie ist bereit, mit ihm nach Deutschland zu fliehen, als der eiserne Ring sich zu schließen droht. Beim Abschied übergibt ihm Baron Nowack ein plombiertes, in Segeltuch eingenähtes Paket:

„Hier sind die offiziellen Dokumente und Berichte, die außer Landes sein müssen, bevor es Feindesland wird. Und hier sind einige persönliche Dinge, die ich bei meiner voraussichtlichen Erschießung nicht gern bei mir haben möchte. Es wird nicht mehr gar so lange bis dahin sein. Ich wünsche Ihnen beiden eine gute Reise", lächelte er ihnen noch beim Abschied nach . . .

Die Wünsche des heldenhaften Mannes auf verlorenem Posten, der sein eigenes Schicksal so unheimlich klar voraussieht, gehen nicht in Erfüllung. Sie kommen zwar nach tausend Gefahren und Strapazen noch glücklich über die Grenze, überstehen den Anblick von Hunger und Seuchen in Albanien, und Ruth bewährt sich herrlich als getreuer und unverzagter Kamerad, so sehr auch all das menschliche Elend ringsum an ihr Herz rührt — aber in Monastir, als sie sich beim deutschen Stabe schon geborgen glauben können, wird sie an Marius' Seite auf der Straße von einer italienischen Fliegerbombe getroffen, obgleich er sich noch rasch über sie geworfen hat, um sie mit seinem Leibe zu schützen. Ruth ist tot — und nun erst scheint alles vorbei. Ein deutscher Offizier sucht ihn zu trösten und abzulenken.

„Entschuldigen Sie —" unterbrach Marius ihn und wunderte sich, wie dünn und arm seine eigene Stimme klang — „ich habe meine — ich habe einen Menschen verloren — —"

„Ich auch —" erwiderte der Offizier — „viele sogar — das Ganze ist eine gottverfluchte Schweinerei . . ."

In Üsküb trifft er mit Mackensen zusammen. Der Achtundsechzigjährige schwingt sich wie ein Jüngling in den Sattel. Marius reist weiter, kommt mit vielen Menschen zusammen. Manchmal schläft er sogar wieder. Aber sie ist tot, Ruth ist tot, die er geliebt hat.

In Berlin liefert er seine Kurierpost ab. „Sie haben uns unschätzbare Dienste geleistet", sagt der hohe Beamte. „Haben Sie einen Wunsch?" Ja — er möchte an die Front, in den Schützengraben. Der Beamte ist fassungslos: als Aus-

länder, als Neutraler — als Sohn eines Volkes, von dessen übrigen Söhnen genug drüben auf der anderen Seite als Freiwillige stehen mögen? — „Meine Mutter war Deutsche."

Zwei Monate später ist er an der Somme, bei den Männern, die unter der Erde hausen. Er lebt mit ihnen, fühlt mit ihnen, weiß, was sie denken: Essen, Schlafen, Läuse, Volltreffer, Streifschuß, Urlaub, Ablösung, Angriff, Deckung, Schießen, Handgranaten . . . Seine Kameraden fallen — ihn will der Tod nicht haben. Bei einer Erkundung zwischen den Gräben aber erwischt es ihn doch: er wird verwundet, kommt in ein kleines Etappenlazarett zur Erholung: Eines Tages marschiert Infanterie an ihm vorbei: Verstärkungen, die an die Front geworfen werden, neunzehn- bis zwanzigjährige Jungen, blaß und schlackſig, von einem grauhaarigen Offizier angeführt. Es ist der Major aus dem Piräus. Er hat recht behalten, der alte Kriegsprophet, und er freut sich über den Norweger, der begriffen hat, daß dies der Lebenskampf der nordischen Rasse ist.

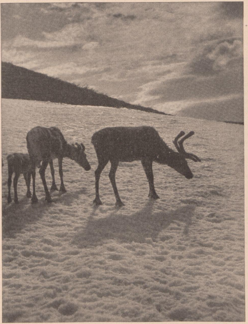
Als der Krieg zu Ende ist, hat Marius sein linkes Auge verloren. Mit einem Glasauge tritt er den Heimweg an, macht unterwegs in Hamburg Besuch. Hermann Hubermann arbeitet jetzt in einem winzigen Büro. Er raucht keine Havanas mehr, seine zwanzig Dampfer gehören ihm nicht mehr und fahren unter fremder Flagge. Und doch . . . „Dort drüben auf der Werft habe ich eben den Kiel zu einem 12 000-Tonner legen lassen", sagte Hermann, „noch ist Deutschland nicht verloren."

Den Norwegern daheim scheint es recht gut zu gehen, sie haben im Kriege tüchtig verdient. Der Vater ist jetzt sechsundsechzig. Er hat wieder acht Leute, zwölf Pferde und siebzig Kühe — und Schulden, denn die Banken drängen sich danach, ihr Geld in der Landwirtschaft gut und sicher anzulegen. Björn ist auch wieder zu Hause, der „Floh" ist ein großes Tier geworden . . . so etwas Ähnliches wie ein Ivar Kreuger etwa. Alle Leute sind, scheint's, Millionäre geworden. Der Floh macht aus dem Rest von Marius' Geld — es sind noch 28 000 Kronen — in drei Monaten hunderttausend. Aber der alte Bürovorsteher warnt ihn: wenn er sein Geld behalten will, soll er nicht weiter spekulieren, nichts wieder auf die Bank tun — es ist schon vorbei. Der Floh erschießt sich: 24 Millionen Verbindlichkeiten — nein, das war nicht mehr in Ordnung zu bringen. Und der Vater muß wieder seine Leute entlassen und seine Pferde verkaufen. Er arbeitet auch selbst wieder tüchtig mit. Aber es fällt ihm schwer; er ist doch mit den Jahren schon etwas kurzatmig geworden. Er wartet auf den Sohn, für den er das alles so lange gehalten hat. Sein Geld will er nicht — er soll selbst kommen.

Und Marius kommt, nachdem er sich lange genug in der lebenslustigen Stadt herumgetrieben hat, die einst Christiania hieß und die jetzt Oslo genannt wird. Zum Abschied hält er seinem Freunde, dem Dichter, noch eine lehrreiche Standpauke über die heimische Literatur:

„Ihr seid die patentesten Jungen und Mädchen der Welt, aber ihr gefällt euch in ledernen Schilderungen eines krankhaften, komplizierten, verkorksten und umständlichen Geschlechtes, das Gott sei Dank nur in euren Büchern zu Hause ist. Und wenn ihr gar von diesen Wundertieren fabelt, die ihr nebenbei erfunden habt, von euren literarischen Fischern und Bauern — dann tut ihr's obendrein nicht unter tausend Seiten, und die strotzen alle tausend nur so von Kraft, Ehrbarkeit, erdhafter Ursprünglichkeit in lächerlichster Verzeichnung, es wimmelt derartig darin von faustdicken Lügen und zähem Schwachsinn, als hätte euch allesamt der Teufel geritten. Prost!"

Den Rest seines Geldes steckt er in den Hof. Der Verwalter hat eine Tochter, Elisa, die die beiden Männer im Gutshause versorgt. Sie ist still, ernst, wachsam. Der Vater wird gelähmt, sie zieht ins Haus und pflegt ihn. Sie können den großen Besitz nicht mehr halten, behalten nur noch soviel, wie sie selbst bestellen können, ziehen in ein kleines, bescheidenes Haus im Rodland. Der Vater stirbt, Elisa wird Marius' Frau, sie schenkt ihm einen Sohn, die Tiere gedeihen, der Wald wächst. Die Welt rundum stürzt in immer neue Verwirrung. Sie aber leben frei auf der fruchtbaren Erde, in Arbeit und Frieden . . .



Eine Renntierfamilie in den Bergen Lapplands

Die Renntiere „äsen“ Schnee

Aus Bernatzik „Lappland“ Bibliographisches Institut, Leipzig

Hugo Adolf Bernatzik, Lappland

Von Winfried Gurlitt

Seit einigen Jahrzehnten richtet sich der Blick des Mitteleuropäers mit dem Gefühl einer unbestimmten Sehnsucht nach Norden, die in früheren Zeiten nur dem Süden gegolten hat. Ist es die unbestimmte Ahnung, daß in den Bergen, Seen und Wäldern Skandinaviens etwas von seiner eigenen seelischen Urheimat verborgen liegt? Diese Nordlandsehnsucht ist jedenfalls gewiß weit mehr als eine bloße Reisemode.

Auch Hugo Adolf Bernatzik, der durch seine Südsee-Bücher berühmt geworden ist, hat sich jetzt dem Norden zugewandt und erzählt von seinem Besuch bei den Lappen, dem letzten Nomadenvolk des Nordens.

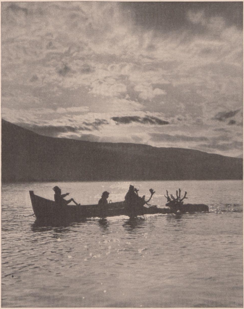
Die Reise geht, in Begleitung seiner Frau, weit hinauf in das einsame Gebiet der Wanderlappen an der Grenze von Schweden und Norwegen, im Lande der Mitternachtsonne. Mißtrauen und Zurückhaltung empfängt zunächst die seltenen Gäste der Jokkmokklappen, als sie das Zeltlager nach tagelanger Fahrt über die unzähligen Seen und durch unendliche Wälder endlich betreten. Sie sind Gäste von Sunna, der lebhaften kleinen Lappenfrau, die ihren mürrischen Alten zuletzt doch herum bekommen hat, die Fremden mit zu sich zu nehmen. Jetzt heißt es, ganz andere Lebensgewohnheiten annehmen! Die Gäste waren müde und hungrig, sie hatten sich den Empfang anders gedacht, als sie die sechs Zelte in der sumpfigen Niederung einer Flußgabel erreichten. Aber bald ertönten aufgeregte Rufe und Hundegebell. Die Fremden liefen auf einen nahen Hügel, und vor ihren Augen bot sich ein überwältigender Anblick: es wimmelte geradezu von Lappen und ihren Hunden, die wie ein aufgeregter Bienenschwarm durcheinander jagten. Im Osten schob sich eine dunkle Masse den Bergabhang hinunter; es waren viele Tausende von Renntieren. Bernatzik hatte Glück gehabt! Er kam gerade zu einem wichtigsten Augenblick im Leben der Wanderlappen zurecht: Der großen Renntierscheidung.

Während des Winters und der Frühjahrswanderungen kommt es immer wieder vor, daß sich viele Renntiere verlaufen. Sie, die den ganzen Reichtum einer Lappenfamilie darstellen, müssen von Zeit zu Zeit zu großen Herden zusammengetrieben werden, aus denen jeder Lappe sein Eigentum wieder heraussucht. Um dies zu bewerkstelligen, versammeln sich die Lappen alljährlich an bestimmten Plätzen und treiben die Renntiere in Gehege. Achtzehn verschiedene Zeichen gibt es, die den Tieren als Erkennungsmarken in die Ohren eingeschnitten werden. Je nach der Stelle, an der dies geschieht, erkennt der Besitzer sie mit unfehlbarem Blick als sein Eigentum inmitten der Tausende von Renntieren wieder.

Eine tolle Jagd beginnt, bevor die ängstlich durcheinander stürmenden Tiere in dem engen Gehege zusammengetrieben sind. Immer wieder brechen ganze Trupps seitlich aus und müssen in stundenlangem, mühsamem Treiben zurückgeholt werden. Endlich sind sie alle untergebracht, und nun beginnt die gewaltige Herde von tausend bis fünfzehnhundert Stück langsam im Kreise zu wandern und den weichen Boden knietief zu zerstampfen. Die Lappen behaupten, daß die Renntiere diese gleichmäßige Bewegung stets in der Richtung der Sonnenbahn einschlagen.

Streng sind die Gesetze der Scheidung. Die Änderung eines Besitzerzeichens muß von zwei unbescholtenen Zeugen vorgenommen werden. Trotzdem gibt es sogenannte „Renntierdiebe", die von Jahr zu Jahr in einer anderen Gegend ihr Unwesen treiben. Aber sie können sich nirgends lange halten, denn sie werden unerbittlich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und müssen zuletzt bei den ansässigen Schweden ihren Verdienst suchen. Das ist aber das traurigste Schicksal für einen Wanderlappen.

Einige Zeit brauchten Bernatzik und seine Frau, um sich den Sitten und Gebräuchen der Lappen anzupassen. Sunna Tuolja, ihre Gastgeberin, mußte ihnen immer wieder über allerhand gefährliche Klippen hinweghelfen. Vor



Im Scheine der Mitternachtssonne

Hinter dem Kahn schwimmen die entlasteten Tragtiere. (Aus Bernatzik, „Lappland“, Bibl. Institut, Leipzig)

allem spielt der Aberglaube eine mächtige Rolle bei diesen Naturkindern. Daran hat auch das Christentum nichts zu ändern vermocht. Niemals wird ein Lappe Renntierhaare oder ein Renntierfell ins Feuer werfen; denn das bedeutet Unglück in der Herde. Wer die Schuhe schon angezogen hat, wenn er morgens den ersten Bissen oder den ersten Schluck Kaffee genossen hat, wird bald Witwer werden. Andererseits ist es nicht gut, mit nüchternem Magen einen Kuckuck rufen zu hören. Geht man aber um den Baum, auf dem der Kuckuck sitzt, dreimal herum und hat dabei ein frisches Birkenreis in der Hand, so gehen die liebsten Wünsche in Erfüllung.

Bald sollte es wieder auf die Wanderschaft gehen, und Bernatzik durfte sich der „Sida“, der Renntierkarawane, anschließen. Die Frauen waren emsig dabei, alles wohl zu verpacken. In jedem Haushalt gab es viele Kisten und Säcke aus Renntierfellen. Genau wurde das Gewicht

in der Hand abgeschätzt, um jedes Tragtier gleichmäßig auf beiden Seiten zu belasten. Andere nahmen rasch die Zelte auseinander. Nun waren sie alle ohne Schutz, der Willkür des Wetters so lange ausgeliefert, bis sie wieder irgendwo in der Einöde ihre Zelte aufrichten konnten. Oft waren es furchtbare Kämpfe, die eine Lappenfamilie unterwegs gegen Schnee- und Eisstürme zu bestehen hatte.

Langgestreckt zieht sich die „Sida" über Berge und Täler hin. Plötzlich stockt der Marsch, ein breites Flußbett liegt tief unten, und wundervoll glitzern die Stromschnellen in der Sonne. Der Mann, der die zuverlässigsten Saumtiere führt, geht voran. Er hat zu kämpfen, um gegen die reißende Strömung anzukommen. In der einen Hand den Halfter des Handhirsches, in der anderen den langen Bergstock, mit dem er vorsichtig die Furt abtastet, so gelangt er schließlich ans andere Ufer. Mit langen lauten Rufen „Tjo—o—Hollo" wird die Herde ihm nach ins Wasser getrieben. Die Strömung droht oft die schwerbeladenen Tiere mit sich zu reißen, und es gehören Riesenkräfte und viel Geistesgegenwart der jungen Burschen dazu, sie der Flut zu entreißen. Aber sie haben noch eine andere, leichtere Bürde zu tragen: Manches der Lappenmädel ist schlau genug, nicht selbst in das kalte Wasser zu gehen, sondern zu warten, bis sie ihr Bursche mit starken Armen hinüberträgt. Stundenlang dauert so ein Flußübergang, und wenn glücklich alles drüben ist, so heißt es erst die durchnäßte Kleidung mühsam zu trocknen.

Mit nachtwandlerischer Sicherheit finden die Lappen ihren Weg über die endlosen Hügel zwischen den langgestreckten Seen, die einander alle zum Verwechseln ähnlich sehen. Nur der Lappe kennt sie voneinander. Ihm ist diese Landschaft belebt von den Uldas, den Unterirdischen, die in bestimmten Bergen, Seen und unter der Erde wohnen. Es gibt nur wenige Menschen, die sie gesehen haben. Diese müssen schwarze Haare haben, ehrlich sein und schön zu sprechen verstehen; den solche Menschen werden von den Uldas geliebt. Riesen hausen in mächtigen Felsblöcken, und Stallo, der oberste Geist, trachtet den Menschen nach dem Leben. So ist alles erfüllt von den Fabelwesen dieses Wandervolkes, das zum Christengott betet, aber unverändert an die Naturgewalten in Blitz und Donner glaubt, denen es täglich und stündlich ausgesetzt ist.

Naturverbunden wie dieser Glaube, so sind auch die Sitten der Wanderlappen. Will bei den Karesuandolappen, die Bernatzik in ihrem Sommerlager besuchte, ein Bursche ein Mädchen freien, so geht er mit einem Freund in die Kote ihrer Eltern. Ohne viel zu sagen — denn man hat sein Kommen wohl schon erwartet — kocht der Brautwerber Kaffee und bietet ihn den Eltern an. Wollen diese ihre Tochter nicht hergeben, so lehnen sie das Getränk ab. Ist der Bursche aber willkommen, so suchen die Eltern die Silberlöffel und das beste Geschirr hervor, und in froher Stimmung wird der vielsagende Kaffee getrunken. Dann wird das Mädchen herbeigerufen und gemeinsam beraten, wann das junge Paar im Kirchdorf getraut werden soll.

Die Lappen sind auch sehr gute Eltern. Schon die Ungeborenen werden behütet, und es wird sehr darauf geachtet, daß die Frauen in dieser Zeit nicht erschrecken oder etwas Häßliches zu sehen bekommen, was nach der Meinung der Lappen dem Kinde anhaften würde. Ein Stammhalter ist dem Renntierlappen natürlich besonders willkommen, denn er ist imstande, die Herde zu pflegen und zu vergrößern. So leben die Lappen in einfachen, aber strengen Sitten.

Einen reichen Schatz von Sagen und Erzählungen besitzen die Wanderlappen, mit dem sie sich die langen Winterabende in ihren engen Koten verkürzen. Es steckt die ganze Weisheit und Poesie eines gesunden Naturvolkes darin. Ein Beispiel mag es zeigen: „Eines Tages fragte der Fuchs zum Hasen: 'Du hast schauderhaft lange Ohren!' Der Hase antwortete: 'Ja, aber das ist auch alles, was ich habe.' So erfuhr der Fuchs, daß der Hase nicht gefährlich ist und fraß ihn auf."

Vielleicht steckt in dieser einfachen Weisheit etwas von der Erfahrung, die das Lappenvolk mit seinen schwedischen Landesherren gemacht hat. Denn es ist noch nicht allzu lange her, daß die Lappen zielbewußt geschützt und in ihrer Lebensart bestärkt werden. Heute, wo die Gefahr besteht, daß dieses letzte Nomadenvolk Nordeuropas ausstirbt, erwacht auch das Bewußtsein, daß in ihm ein kostbares Volkstum aus Urzeiten weiter besteht. Bernatzik hat ihm ein wundervolles Denkmal gesetzt.

Jarl Hemmer: Die Morgengabe

Von Otto Heuschele

Im Eingang zum Bottnischen Meerbusen liegen die Alands-Inseln, eine Gruppe von vielen kleinen und größeren Schären. In diesem von Stürmen und vielen Wettern heimgesuchten Weltwinkel, in dem die Menschen mit ihren Leidenschaften, wie die Erde und das Meer unter der schicksalhaften Herrschaft der Elemente stehen, hat Jarl Hemmer seine neueste Dichtung angesiedelt, ein Werk, das wie ein Volkslied von Liebe und Haß, von Schuld und Sühne kündet, eine Dichtung von seltener Art, von der man nur mit aller Liebe sprechen kann.

Es ist Heilige Nacht und Valfried vom Tveholm rudert mit seiner kleinen Jolle heimwärts. Eisig kalt braust der Wind wider sein Boot, und die Eisschollen drohen die schwachen Planken zu zerdrücken. Er kommt kaum mehr voran und hat es doch so eilig. Gestern hat ihm Elfrieda, sein Weib, ihr erstes Kind geboren, und er hat zum Dorf fahren müssen. Dort hat er außer einigen notwendigen Anschaffungen auch schon das erste Spielzeug für das Kind eingekauft. Jetzt treibt es ihn heim. Drüben leuchtet schon das Licht in seiner Kate. Dort warten sie auf ihn. Er aber kämpft mit Sturm und Eis. Plötzlich zermahlen die Eisschollen sein Boot. Eine Woge wirft ihn an die Schäre, die den Namen „Morgengabe" trägt. Nichts als ein Holzturm steht auf dem kleinen Felsen, darinnen ein wenig Gerät für Schiffbrüchige. Aber was nützen ihm die Zündhölzer, die naß geworden sind, was das Brot, das wie Stein ist. Er kann kein Feuer entzünden, kein Zeichen geben, so sitzt er frierend im Turm. Er hat sein Hemd an eine Stange gebunden, die drüben in Tveholm oder Ankarö müssen es ja wohl sehen, wenn sie durch ihr Fernrohr schauen. Dann werden sie ihn holen, damit er mit Weib, Kind und Bruder die Heilige Nacht feiern kann. Aber niemand kommt. Ihn friert. Er trinkt den Branntwein, den er für seinen Bruder Janne mitgebracht hat, schläft ein, erwacht wieder, das Fieber schüttelt ihn. Er wird einsam zugrunde gehen müssen. Sterbend hält er die kleine Spieldose für Valle, sein Kind, in den Händen.

Als er wieder zu Bewußtsein kam, war er durch einige leichte, klingende Töne ganz dicht bei ihm geweckt worden . . . Es schien ihm fast, als wollten sie zu einer kleinen Melodie werden. Er fühlte sich jetzt wieder merkwürdig munter; aber was war das für einer winzige Kurbel zwischen seinen Fingern, die er herumdrehte? Ach ja, die Spieldose! Damit hatte er seinen Jungen erheitern wollen. Er drehte immer eifriger rundherum, rundherum, daß es aus der Dose herausrieselte und rauschte wie ein lustiges Frühlingsbächlein. Und plötzlich fühlte er auch, daß ihm sein Junge hier im Arme lag — warum hatte er das nicht schon früher gemerkt? Er küßte ihn lange und heftig, bohrte seinen Mund in die weichen Nackenhaare und biß ihn beinahe. Aber das tue nichts, sagte Elfrieda, die dicht daneben stand, das tue gar nichts, es sei ja Weihnachten . . .

Jedenfalls war es das beste, noch etwas zu schlafen. Sobald es hell wurde, fuhren sie heim, sie alle Drei . . .

Noch an demselben Tag fand ihn Janne, sein Bruder, tot. Der Leuchtturmwächter von Ankarö hätte sein Signal sehen müssen, so meinen die Leute. Ein Gerücht steht auf, er habe einfach nicht ausfahren wollen und sei so zum Mörder Valfrieds geworden. Aber der Wächter bezeugt vor Gericht, daß eben in jener Notnacht sein Weib ihm ein Mädchen geboren habe, das erste Kind, an dem sie in selbiger Nacht noch gestorben sei. Auf Tveholm will man ihm nicht glauben, man denkt nur an Schuld und antwortet mit Haß. Ohne Liebe, nur aus Pflicht, heiratet Janne des toten Bruders Weib. Sie leben nebeneinander her, zwischen ihnen aber wächst Valle auf, der Sohn des Toten, ein prächtiger Junge. Er hält Janne für seinen wirklichen Vater, bis er eines Tages kurz vor seiner Konfirmation auf dem Friedhof seines Vaters Grab entdeckt und alles erfährt. In ihm wächst das Schicksal empor. Noch etwas anderes geschieht: am Johannisfest tanzt er mit Tuva, der Tochter des Leuchtturmwächters von Ankarö. Wild ist

ihr Tanz, und in ihren Herzen brennt die erste Glut der Liebe. Aber über das helle Feuer junger Freude fällt der schwarze Schatten des alten Hasses. Janne und der Leuchtturmwärter geraten in Streit, das Geschehnis der Notnacht wird noch einmal beschworen, nun aber völlig in Schuld, Haß und Leidenschaft gekleidet.

Der Krieg braust an der Insel vorüber, ändert vieles und greift mit harter Hand in das Leben und die Schicksale der Menschen hinein. Aber Liebe und Haß, wie sie zwischen Tveholm und Ankarö walten, ändert er kaum. Drüben in Ankarö ist einer, der „Junker", der Tuva liebt, obwohl sie ihn nicht wieder liebt; aber Valles Haß heftet sich vor allem an ihn. Auf Tveholm aber ist seit geraumer Zeit auch einer, ein Norweger von einem gestrandeten Schiff, der Elfrieda liebt und von ihr wiedergeliebt wird.

Liebe und Haß erfüllen Valles Brust, sie reißen ihn, wie ein Schiff im Sturm, hin und her, Verachtung aber empfindet er gegen seine Mutter. An einem Pfingsttag entdeckt er drüben an der Morgengabe das Boot des Leuchtturmwächters von Ankarö. Im Boote schläft jemand. Ist es der Wächter selbst? Ist es der Junker? Sind es Tuva und der Junker? Valle läßt es keine Ruhe, er fährt mit seiner kleinen Jolle hinüber, schwimmt an das Boot heran und bohrt es von unten an, während es von den Wellen leicht hin und her bewegt wird. Langsam wird es sinken. Wenig später, als er mit seinem Fernrohr von Tveholm zur Morgengabe hinübersieht, erkennt er, daß Tuva allein im Boote war und nun von den Klippen der Schäre aus nach Rettung ausschaut, da inzwischen ein Sturm aufgestanden ist.

Rasch eilt er mit Janne und Bussar, dem Freund seines Vaters, ins Boot, um ihr Hilfe zu bringen. Von Ankarö kommt das Motorboot des Lotsen, aber der Sturm ist so gewaltig, daß es nicht an die Schäre herankommen kann. Rasch entschlossen schwimmt Valle zur Morgengabe hinüber. Zwei Tage und zwei Nächte verbringen Tuva und Valle allein auf der Schäre, in demselben Turm, in dem sein Vater in der Nacht nach seiner Geburt elend zugrunde ging. Tage und Nächte sind durchtobt von den inneren Stürmen der Liebe und des Hasses. Endlich gesteht Valle Tuva, daß er selbst es war, der ihr das Boot leck gemacht hat.

Die Spannung in ihren Zügen läßt nach, ihr Gesicht leuchtete auf, es strahlt beinahe.

„Du Ärmster! Wenn es so ist, wie du sagst, dann hast du mich ja sehr, sehr lieb."

Er prallt stöhnend von ihr zurück und vergräbt seinen Kopf in dem stechenden Reisig. Wie von einem Keulenschlag getroffen, weiß er plötzlich, daß sie recht hat. Jetzt ist er der Schwächere, der Ohnmächtige, der sich niemals rächen kann. Aber er reißt sich zusammen und ruft: „Nein, es ist nicht wahr! Ich hab' dich n i c h t lieb!"

„Jawohl hast du mich lieb", erwidert Tuva gelassen.

Das Geständnis bleibt ihrer beider Geheimnis. Unberührt verläßt Tuva die Insel.

Tuvas Vater, bewegt von Valles Tat, schenkt diesem seine eigene silberne Rettungsmedaille und sucht eine endliche Versöhnung herbeizuführen. Janne aber, in dem nichts anderes lebt als der Haß wider die Leute von Ankarö, hat keine Ruhe, bis Valle die Medaille ins Meer wirft und sich erneut zu Haß und Rache bekennt. Statt der gemeinsamen Seehundsjagd, die als Zeichen der Versöhnung unternommen werden sollte, fahren sie wieder getrennt aus, nachdem zuvor der Junker Jannes und Valle die Gewehre des Leuchtturmwächters beschädigt hat. Draußen aber auf den Schären wird Janne, der mit wundem Fuß die Fahrt angetreten hat, vom Wundfieber überfallen. Tuvas Vater schleppt mit seinem Motorboot das Boot, in dem Janne bewußtlos und Bussar im Rausche liegen, rasch zurück. Indessen treffen sich Valle und Tuva auf der Schäre. Tuva gibt sich jetzt völlig in Valles Hand und bekennt sich rückhaltlos zu ihrer Liebe. Der alte Fluch scheint tot. Aber als Valle an das Sterbebett seines Stiefvaters kommt, hat dieser kein anderes Vermächtnis für ihn, als daß er ihn beschwört, seinen Vater zu rächen.

Mühsam setzt sich der Stiefvater im Bett auf.

„Vergiß nicht, Valle, vergiß niemals, daß du zu unserem Rächer ausersehen bist! Du mußt all das ausrichten, was ich ungetan sein lassen muß. Quäl die Teufel, kränk sie und zerstör alles, was sie besitzen! Das ist mein Testament für dich, etwas anderes habe ich dir kaum zu vermachen." Er streckt die Hand aus zu einer feierlichen Bekräftigung dieser Verabredung über Wiedervergeltung; aber im gleichen Augenblick fällt er stöhnend auf sein Lager zurück und schließt die Augen.

Nun ist Valle allein mit seiner Großmutter, denn seit zwei Tagen ist seine Mutter mit dem

Norweger nach Schweden durchgebrannt. Die Großmutter und der Pfarrer können ihr nicht zürnen. Sie aber wollen das Ihre tun, daß Tuva und Valle glücklicher werden als die Alten. Die Liebe soll das Schicksal der Menschen entscheiden, nicht Haß und Rache. Valle will jetzt noch auf große Fahrt gehen, um dann seine Steuermannsprüfung zu machen; zuvor aber treffen sich die Liebenden in einer Feldscheuer im hohen Sommer zu wunderbaren Liebesfesten, erfüllt von dem Glück und der Seligkeit der Liebe, umweht von dem Duft des Heus und der Kräuter. Mit einem heiligen Schwur besiegeln sie den Bund ihrer Liebe.

Valle fährt auf der „Penelope" nach Australien; dort erreicht ihn ein Brief von Tuva:

„. . . Schreib nicht nach Ankarö, sondern hierher an die obenstehende Anschrift. Es gibt eine gute Seele hier, die steckt den Brief in einen neuen Umschlag und überschreibt so, als ob er aus Finnland käme. Valle, Geliebter, ich bin in großer Not. Vater hat mich für einige Zeit hierher aufs Festland geschickt. Und du bist so weit weg, und ein anderer ist so sehr freundlich gegen mich. Du weißt schon, wer. Nichts verlangt er, alles habe ich ihm gesagt, und alles verzeiht er. Ich habe ihn keine Bohne lieb, aber sieht du . . . du weißt doch selbst, was das für ein Mädchen ist, dem es so geht wie mir. Vater sagt: Jemand muß sie haben, auf den sie zeigen kann. Ja, um Himmels willen, soll dies hier enden? Mit ihm verlobt bin ich durchaus nicht, obgleich die Leute es glauben; und Vater, so wie er selbst auch verbreiten es im Ort."

Wie ein Verzauberter fährt er zurück.

„Ein so stummer Mensch war wohl nie auf einer Bark von Australien heimgefahren. Bei dem schläfrigen Passatwind saß er jede freie Stunde in irgendeinem abgelegenen Winkel auf Deck und grübelte, den Kopf in den Händen, vor sich hin. Vor einem so tiefsinnigen Kameraden bekamen die Leute schließlich Respekt. Er glich keinem andern."

Mitten in der Nacht taucht er bei der Großmutter auf. Sie erzählt ihm alles, daß Tuva ein Kind geboren hat, sein Kind; daß dieses starb und auf dem Friedhof in der Nähe seines Vaters begraben liegt. Dämonisch ist die erste Begegnung der Liebenden, aber sie beide gehen aus ihr geläutert hervor. Valle weiß, daß Tuva ihm treu war, sie vertraut sich ihm rückhaltlos an. Ruhelos, wie ein gehetztes Wild leben sie tagelang in dem Gartenhaus des Pfarrers. Dann setzen sie nach Tvebolm über und wollen von dort mit Valles großem Segelboot nach Schweden fliehen. Aber Tuvas Vater und vor allem der Junker verfolgen sie im Motorboot, in dem neben dem Pfarrer noch ein Polizist und der Ortsvorsteher Platz genommen haben. Wild jagen die Ankaröer hinter den Liebenden her. Immer geringer wird der Abstand, bis der Pfarrer, ein wunderbarer, weiter und menschlicher Geist, in dem Augenblick, da Valle und Tuva ihr Boot an den sogenannten Leichensteinen hinter der Morgengabe zerschellen lassen wollen, um nicht in die Hände der Verfolger zu fallen, sein Wort für die Liebenden erhebt.

„Willst du?" fragt er mit dem Mund an ihrem Ohr. „Wagst du's?"

Sie gibt keine Antwort, sie nickt nur stumm und preßt ihre Wange auf die Hand, mit der er die Pinne umklammert. Einen Arm hat sie um seinen Leib geschlungen, sie will nicht, daß sie getrennt werden, wenn das Segelboot birst und sie durch die Trümmer hinausgeschleudert werden und sterben. Ihr Herz klopft zum Zerspringen. Kommt es nicht bald? . . . Aber statt dessen fühlt sie, wie die Hand unter ihrer Wange heftig zusammenzuckt und die Pinne mit einem Ruck auf die andere Seite gedrückt wird. Sie schaut auf und sieht in zwei Augen, zwei verwandelte Augen, so leuchtend, wie sie ihr von ihren glücklichsten Stunden in Erinnerung sind. Und seine Stimme jubelt ihr ins Ohr: „Wir dürfen leben! Sie haben die Verfolgung aufgegeben; du, mein Weib, wir dürfen leben!"

Zu den Leuten im Motorboot gewandt aber sagt der Pfarrer:

„Jetzt ist der Fluch ausgelöscht. Danket Gott alle miteinander, und du auch, Junker! Seht, so groß war ihre Liebe, daß sie, um sie unverletzt zu erhalten, den Leib drangeben und in den Tod gehen wollten! Bei einer so lodernden Flamme gibt es in unserer lauen Welt nur ein Wort: Dank und Glückauf!"

Damit endet dieses Lied von Liebe und Tod, Haß und Rache, Schuld und Sühne, in dem die Elemente, der Sturm und das Meer, die Gezeiten, der Frühling, der Sommer und der Winter, mit den Leidenschaften der Menschen zum Guten wie zum Bösen zusammenklingen zu einer einzigen Symphonie.

Frans Eemil Sillanpää: Menschen in der Sommernacht

Von Charlotte Reinke

Im Sommer sind die Nächte in Finnland keine Nächte — es wird ja niemals ganz dunkel; die lang hingezögerte Abenddämmerung verwandelt sich unversehens in die Frische des Morgens, und jubelnd vor Lebensfreude verkündet die Lerche den neuen Tag! Solche Nächte spenden keine Ruhe, die Menschen finden keinen Schlaf, sie scheinen ihn auch nicht zu brauchen, überwach empfinden sie ihr Dasein stärker als sonst. Da geschieht manches — selbst in den kleinsten Dörfern geht der Puls des Lebens hastiger in diesen hellen nordischen Sommernächten.

Der Erbhof von Teliranta ist ein stattliches, gut gehaltenes Anwesen. Sein Besitzer und dessen Frau Martta sind von kraftvoller Art. Sie packen das Leben sicher an und ruhen gefestigt in sich selbst. Ruhiger fast noch ist die 20jährige Tochter Selma, die hinter strenger Zurückhaltung den Kummer verbirgt, sich für unschön zu halten. Mummu, die alte Mutter des Besitzers, lebt noch geachtet auf dem Hof unter ihren Kindern, während ihre zweite Enkelin aus der Stadt, ihr Liebling Helka, oft lange Wochen auf dem Hofe zu Gast weilt. In diesem Sommer hat sie einen weiteren Gast nach sich gezogen: Der Geiger Arvid ist ihr im Auto nachgefahren.

Alle können es sehen, wie Helka ihm entgegenblüht.

Gegenüber am kleinen See haust der Kätner Jalmari, dessen hübsche Frau Hilja gerade das vierte Kind erwartet. In den einsamen Dörfern ist es oft schwer, rechtzeitig Hilfe herbeizurufen, und als an diesem hellen, strahlendblauen Sonntagsmorgen früher als gedacht ihre schwere Stunde heranzunahen scheint, ruft Hilja selbst noch schnell Frau Martta aus Teliranta vorläufig zu Hilfe, während der bestürzte Jalmari, vor Eifer ungeschickter als sonst, so daß die jungen Mägde seiner spotten, sich aufmacht, die weise Frau zu rufen. Er findet sie bei einer anderen Frau festgehalten. Er versucht, den Arzt zu treffen, doch auch dieser ist unterwegs. Man hat ihn gerade zu einem im Streit Erstochenen gerufen.

Wenn die hellen Nächte reizen die Menschen. Zwar ist der Flößer Jukka auch sonst ein unguter Bursche, doch in solchen warmen, halbdunklen Nächten trinkt er noch mehr als gewöhnlich und zieht fluchend von Kate zu Kate, Kumpane zu finden. Seine Frau Santra bekommt ihn selten zu sehen. Santra ist kräftig und grobknochig, aber das harte Leben vermochte keinesfalls ihr all die Glut ihrer Mädchenjahre zu rauben und die Kraft, die die Natur in sie legte. Sie war es, die Jukka einst zur Heirat veranlaßte. Es ruht kein Segen auf dieser Ehe. Jukka zieht als Flößer durch das Land, aber auch an den Sonntagen kehrt er nicht heim in seine baufällige Hütte. Santras kalter und spöttischer Blick hält ihn fern. Wenn er viel trinkt, wird er roh und streitsüchtig. Besonders auf seinen jungen Arbeitskameraden Salonen hat er es abgesehen, quält ihn mit Sticheleien und Drohungen. Salonen war früher Handlungsgehilfe in der Stadt; jedoch von seiner ruhelosen Natur getrieben, hat er sich für den Sommer als Flößer verdingt.

Heute hat Jukka verlangt, der Junge solle ihn ins Dorf begleiten. Aber Salonen ist gerade eifrig dabei, mit seinem langen Kauhavaer Dolch Wurfübungen zu machen, wie er dies von einem Chinesen in einem Varieté sah. Jukka geht allein und trinkt sich einen Rausch an. Leider entschließt sich Salonen später doch noch zu einem kurzen Gang durchs Dorf, und das Schicksal läßt die beiden am Flußufer bei der Heimkehr zum Floß zusammenstoßen. Auf wüste Beschimpfungen

antwortet Salonen mit einem Dolchstoß — und schreit und ruft dann nach einem Arzt, denn er will es nicht glauben und wahrhaben, daß kein Arzt mehr nötig ist, bis er erkennt, wie seine Arbeitskameraden von ihm abrücken, wie er schnell für alle nicht mehr der hübsche, gewandte, junge Salonen ist, sondern der Mörder, dem man Handschellen anlegt.

Jukka also ist der Erstochene. Zu ihm hatte man den Arzt gerufen, der nun erst auf Umwegen in Jalmaris Kate anlangt, als alles glücklich vorüber und ein gesundes Kindchen geboren ist. Er trifft schon die jungen Leute aus Talmari dort, die auf der Heimkehr von einem Autoausflug die Mutter Martta abholen wollten. Die braune Helka ist tief berührt vom Anblick des Kindes in der Wiege. Jalmari atmet auf, allen unruhigen Ahnungen, allen bösen Vorzeichen zum Trotz ist es gut gegangen!

Jalmari gab Hilja die Hand, aber als die Frau erst einmal die Hand hatte, nahm sie auch schon den Arm und schließlich den Kopf und drückte ihn gegen ihr eigenes Antlitz. Eine der glückhaftesten Stätten dieser Nacht war hier um diese aneinandergepreßten Menschengesichter.

Noch weiß Santra nicht, daß ihr Mann nun niemals zu ihr zurückkehren wird. Aber schon verwandelt sie selbst ihr Leben, als wüßte sie es doch, mit der Ahnung des Herzens. Früher diente Santra auf einem großen Hof. Noch jetzt läßt sich dessen neuer, jüngerer Besitzer von ihr gelegentlich Hausbier brauen, heimlich, mit geschmuggelten Zutaten. Dann gibt es stille Gelage in einem dichtverhängten Kämmerchen der Hütte. Heute hat er sogar Fremde mitgebracht, Freunde aus entlegenen Dörfern, die Santra nicht kennt. Zufällig sieht der Hofbauer Santra aus der Sauna, der Dampfbadestube, treten, um sich im Freien das Hemd überzustreifen. Er drängt bald danach zum Aufbruch, aber später in der Nacht kehrt er zurück. Am Morgen hält Santra den quittierten Kaufvertrag ihres kleinen Anwesens in Händen.

Und die ganze Zeit über lag da im Grase regungslos, wie hingemäht, der grobschlächtige Kätner Jukka. Wer auch immer ihn angestarrt, er hätte sich nicht gerührt. Da waren die alten Schaftstiefel voller Flicken, der grobe Stoff seines Anzugs lag noch immer in denselben Falten. Und auf dem Floß wartete sein Göpelpferd; zu Hause aber, drei Kirchspiele von hier, da war sein Fleckchen Acker, da waren Weib und Kind.

Am ruhelosesten von allen aber wandert der umher, den man den „Maler" nennt. Seine Familie haust in einem einfachen Landhäuschen; die eifersüchtige Frau vernachlässigt die Kinder. Der Mann, mehr Schriftsteller eigentlich als Maler, verfaßt Bücher, die gelobt, aber nicht gelesen werden. Er streift durch die Wälder, träumt seiner Jugend nach und sieht sein Leben unerfüllt, erfolglos dahinschwinden. Die Betrachtung von Natur und Menschenleben ist ihm zu einer schmerzhaft reizvollen Leidenschaft geworden. Er beneidet den Landmann, dessen Wirtschaft und Hauswesen in geziemender Ordnung sind und der das trostvolle Wissen in sich trägt, daß eine Reihe von Söhnen und Töchtern hinter ihm steht. Seine Ernte reift unter günstigen Zeichen, und der Künstler malt sich solche ländlichen Schicksale viel einklangsvoller aus, als sie oft wirklich sind, denn er, er besitzt nichts eigenes . . .

Arvid und Helka sind aus Jalmaris Kate in glücklichstem Einverständnis nach Teliranta zurückgekehrt. Als sie nach kurzem Schlummer erwachen, beschließen sie, das alte Brautgemach des Hofes, das ihre erste Vereinigung sah, fortan zu meiden und gemeinsam dem Alltag in der Stadt entgegenzufahren — damit in der Erinnerung der Schleier des Märchens über diese Mittsommernächte gebreitet bleibe.

Ein einziges Paar Augen sieht sie abfahren. Die alte Mummu sieht und versteht, daß die geliebte und gesegnete Enkelin sie verlassen hat. Die alte Frau ist sehr müde. Sie hat noch Zeit, ihr Lager aufzusuchen und empfindet als Letztes vom irdischen Dasein die Seligkeit einer tiefen Ruhe.

Das alles geschieht in einer einzigen hellen Nacht auf einem kleinen Fleckchen finnischer Erde.

Nacht, wirklich Nacht ist es im Norden um diese Jahreszeit noch nicht. Kaum ist das veilchendunkle Pianissimo des Abends zu einer Pause voll tiefer Stimmung verstummt, da erwacht schon des Morgens erste Geige zu ihrer hohen, klaren Melodie. Und es fehlt nicht an Begleitung. Von ihrer Leidenschaft emporgetrieben, schwingen sich die Lerchen in die Lüfte, und Hunderte von Grasmücken singen, daß man glauben möchte, es zersprengt ihnen die Brust. Nacht gibt es nicht; und kaum jemand, der die geschlechteralte Vertrautheit mit der nordischen Natur im Blute trägt, mag es nun Vogel, Zugtier oder Mensch sein, verlangt nach dem Schlaf.

Trygve Gulbranssen: Und ewig singen die Wälder

Von Matthäus Gerster

Es ist merkwürdig mit diesen skandinavischen Dichtern. Wenn man glaubt, die Hamsun, Lagerlöf, Undset und andere hätten die Stoffe der heimischen Saga längst erschöpft, dann tritt plötzlich ein unbekannter Dichter mit einem Werk vor die Welt, das wie aus der Urzeit der Menschen zu stammen scheint, aus einer Zeit, wo Landschaft, Tier und Mensch zu einer untrennbaren Einheit verbunden waren und eins ohne das andere nicht denkbar ist. So geht es einem mit Trygve Gulbranssen. Sein Roman ist wie eine alte Saga. Alles ist groß, gewaltig und doch voll wunderbarer Menschlichkeit. Die Landschaft steht bildhaft vor dem Leser, der dunkle Bergwald von Björndal, der so finster über das offene Ackerland von Wälderland sieht, der alte reißende Bär, der schwarz und drohend gegen den abendlichen Himmel steht und das eckige Haupt, den hageren Hals mit dem struppigen Haar nach den Ställen reckt, in denen die Menschen der Ebene ihr Vieh vor seinem Hunger bergen. Droben im Norden, wo riesenhafte Menschen und furchtlose Hunde ihn jagten, fand er nicht mehr genug Nahrung. Nacht für Nacht bricht er nun in die Ställe von Björkland und reißt Schafe und Rinder.

Keiner der Bauern der Ebene wagt es, dem Untier mit der Waffe gegenüberzutreten. Hier können nur Menschen von Björndal, von Bärental, helfen. Sie sind nicht beliebt und nicht geachtet in der Ebene. Wohl begegnet man ihnen auch auf dem Wege; aber der Siedler kommt den Nordleuten nicht nahe. Und nun muß der Pfarrer zu ihnen hinauf in den Wald, der noch von Trollen, Hulden und Spuk aller Art erfüllt sein soll, muß sie bitten, das Flachland von dem Bären zu befreien. Wie er den Wald durchquert und die Höhe erreicht hat, von der man die Gemarkung Björndal mit ihren Hügeln und Häusern im Leuchten der Herbstsonne übersieht, da schwindet alles Böse und Dunkle, was man den Nordleuten nachsagt.

Sie sind stolz, die Leute von Björndal. Am stolzesten ist der Herr von Altbjörndal, Torgeier. Ihm klagt der Pfarrer die Not seiner Gemeinde. Schweigend hört ihn der Bauer an und zeigt wenig Lust zur Bärenjagd. Als er aber erfährt, daß der Bär einen hellen Fleck an der Seite trägt, horcht er auf. Sein Vater starb durch einen Bären, der diesen Streifen trug. Sein Großvater fiel unter der Pranke eines solchen Untiers. Er ahnt, daß ihm das gleiche Schicksal beschieden sein wird; aber er muß Vater und Großvater an der gestreiften Sippe rächen. Rache ist heiliges Gesetz auf Björndal. So kommt Torgeier ins Flachland, erlegt den Riesenbären und findet dabei den Tod, den er geahnt hat. Die beiden Söhne, Männer mit kühnen Zügen und riesigem Wuchs, holen den toten Vater in die Wälder zurück.

Dag und Tore wirtschafteten nun auf dem Hof in Altbjörndal und trieben mit Fellen, Holz anderem Handel. Zwischen den Bergleuten und Talleuten flammte die alte Feindschaft aufs neue auf, als Dag eines Tages beim Tanz in Händel geriet und seinen Gegner niederwarf, ja, beinahe zum Mörder geworden wäre. Das machte ihn hart. Er wußte, daß die Talbauern den Brüdern den reichen Besitz neideten und wollte diesen Neid noch nähren. So ging er in die Stadt, um dort zu lernen. Als er zurückkehrte, erzählte er Tore, was er gesehen und erlebt hatte. Nur eines verschwieg er. Im Handelshause Holder, wo er oft zu Gast gewesen war, hatte er der jüngsten Tochter Therese eine altertümliche goldene Nadel geschenkt. Das Mädchen hatte ihn dabei so merkwürdig angesehen, daß er jetzt noch rot wurde, so oft er daran dachte. Ob sie wohl glaubte, er sei in sie verliebt?

Björndals Besitz wuchs unter der Führung der Brüder. Wald wurde gerodet, Holz geschlagen und den Fluß hinab geflößt. Neue Äcker entstanden. Da ertrank Tore mit Frau und Kind auf einer Fahrt über den Lysne-See, und Dag war allein. Tore war für ihn die Sippe gewesen. Immer hatte auf Björndal eine Sippe

gesessen. Dag hatte niemand mehr, mit dem er in Gut und Böse zusammenstand. Daß er nun selber Erbhofbauer war und heiraten könne, fiel ihm nicht ein. Den Tod des Bruders betrachtete er als Prüfung Gottes. Warum aber strafte Gott die Sippe so hart? Tage, Wochen und Monate brütete Dag darüber. Endlich glaubte er die Schuld gefunden zu haben. Rache war das Losungswort der Väter gewesen. Von Rachegedanken war sein eigenes Herz erfüllt. Hatte aber Gott nicht gesagt: Mein ist die Rache? Ja! Hier lag die Schuld der Sippe. Und Gott die Rache überlassen hieß ja nicht, sie in feiger Schwäche aufgeben. Dag beschloß, von nun an auf Rache zu verzichten.

Die Auseinandersetzung mit dem Herrgott brachte neues Leben in Dag. Am Morgen nach jener Nacht der Entscheidung kam ein Brief aus der Stadt von Therese Holder. Ihr Vater sei gestorben; der Sohn des Oheims wolle ins Geschäft eintreten und heiraten, so daß sie und die Schwester bald umziehen würden. Und ob er nicht einmal in die Stadt käme. Sie würde gerne mit ihm plaudern. Lange saß Dag in der alten Stube und grübelte. Dann fuhr er in die Stadt und suchte das Holdersche Haus auf. Therese war ein geradliniger Mensch wie Dag selber. Sie hatte den schönen blonden Riesen immer heimlich geliebt. Es bedurfte nicht vieler Worte. Als Dag einwandte, daß zwischen dem Leben in der Stadt und dem auf einem finsteren Berghof ein großer Unterschied sei, antwortete das Mädchen, sie heirate ihn und nicht den Hof; den müsse sie nehmen, wie er sei und damit zufrieden sein.

So kam Therese nach Altbjörndal und wurde die Herrin des Hofes. Sie sah nach Menschen und Tieren, sorgte für alle und regierte wie die alten Geschlechter. Sie ehrte altes Brauchtum und alte Sitte, als wäre sie selber eine von der Sippe. Da war Weihnachten mit seiner fest umrissenen Ordnung, da Ane Hammarbö die Zügel ergriff und die Weiber und die Mägde aus der Siedlung wie Soldaten ans Werk gingen. Therese ließ sie klug gewähren und schrieb heimlich alles auf, was Brauch und Sitte war. Die Björndaler hatten seit langem die Kirche gemieden. Therese bewog Dag, diesmal an Weihnachten zur Kirche zu gehen. Wie ein Fürst fuhr er mit den Leuten von Hammarbö zu Tal. Und als ihm der Herr von Borgland den Vortritt streitig machen wollte, überholte er, mit dem Tode spielend, den Schlitten der adeligen Sippe von Gall.

Therese gebar Dag zwei Söhne, die Tore und Dag getauft wurden. Klein-Dag geriet nach dem Schlag der Vorfahren. Seine Heimat wurde der Wald. Mit vierzehn Jahren erlegte er den ersten Bären. Tore war heiterer und hatte einen gefährlichen Hang zum schönen Geschlecht. Das wurde ihm zum Verderben. Auf einer Hochzeit im Tal warf Elisabeth von Gall, die schöne Tochter auf Borgland, ihre Augen auf Tore, höhnte ihn aber, als er mit einer Bauerntochter tanzte. Als Tore sie auf dem Heimweg zur Rede stellte, wurde er von einem ihrer Verehrer erstochen. Sein Tod hinterließ auf Björndal tiefe Spuren. Die Mutter nahm es am schwersten. Sie begann zu kränkeln und starb. Der junge Dag weinte bei ihrem Tode zum erstenmal, seit er erwachsen war. Er hätte ihr noch gerne tausend liebe Worte gesagt, die nun ungesagt blieben.

Vater Dag verspürte in jenen Tagen einen Hauch des Gefühls, das ihn in seiner Jugend überwältigt hätte. Mit dem Einzug Thereses auf Björndal, mit ihrem Reichtum, der zu seinem eigenen Besitz gekommen war, hatte aber das Geld über ihn Macht gewonnen. Er war für alle, die in seine Hände fielen, ein harter Gläubiger geworden. Ja, er hatte fast vergessen, daß er einen Sohn hatte, der einsam durch die Wälder streifte. Theresens Tod stimmte ihn milder. Mancher Schuldner atmete auf, wenn die Rappen von Björndal nicht zu gewohnter Zeit erschienen.

Um diese Zeit kam nach Borgland ein Major Barre mit seiner schönen Tochter Adelheid, die mit Elisabeth von Gall befreundet war. Durch Zufall erfuhr Barre, daß ein Jugendfreund, ein alter Hauptmann Klinge, auf Björndal sei und ging, obwohl ihm die Galls abrieten, in den Wald hinauf. Er war überrascht, auf einem Bauernhof so großen Reichtum zu finden. Noch mehr überrascht aber war Adelheid von dem jungen Dag, der eben von der Adlerjagd zurückkehrte. Nie hatte sie einen jungen Kavalier kennengelernt, der so Mann war wie dieser schweigsame Bauer. Und als sie wieder in der Stadt einsam über ihrer Stickerei saß und immer wieder an den Hof im dunklen Wald denken



Morgennebel im Thüringer Wald
Aus „Der deutsche Wald" (Ullstein-Verlag, Berlin)

mußte, dessen Melodie dunkel in ihrer Seele sang, da empfand sie, die bisher als stolz, hart und hochmütig gegolten hatte, obwohl sie doch nur die Tochter eines armen, verschuldeten Offiziers war, ein unsägliches Bedürfnis, zu geben und gut zu sein. Wie ein Fluch lag es über den Frauen ihres Geschlechts: sie konnten nur ein einziges Mal in Liebe entbrennen und diese Liebe nie vergessen. Nahmen sie dann einen andern Mann, so geschah es nie aus Liebe, und alle waren unglücklich geworden. Würde dies Los auch sie treffen?

Unerwartet kam eine Einladung nach Björndal. Auf Weihnachten! War das eine Fahrt durch den Winterwald! Und war das ein Empfang auf Björndal, wo der alte Dag sehnsüchtig auf die Gäste wartete, die Heiterkeit und Jugend in seine Einsamkeit bringen sollten und der junge Dag das schöne Fräulein aus der Stadt mit bewundernd scheuen Blicken heimlich betrachtete. Für Adelheid war Björndal das Paradies. Welch seltsame, aber welch wahrhaft große Welt tat sich ihr hier auf! Als sie am Heiligen Abend Lieder zum Spinett sang, schenkte ihr der alte Dag eine schwere goldene Nadel, das erste Geschenk, das er einst seiner Frau gemacht hatte.

Weihnachten brachte die seltsamste Überraschung für Björndal. Die Herrschaft auf Borgland lud die Björndaler und ihre Gäste zu einem Ball ein. Vater Dag hatte in der Kirche die eifersüchtigen Blicke Elisabeths von Gall wohl gesehen, als Adelheid Barre mit seinem Sohn gekommen war. Alte Rachsucht wachte in seinem Herzen auf. Nur Adelheid und der junge Dag fuhren zum Ball. Der Alte hatte es nicht ohne Hintergedanken so eingerichtet. Aber auf dem Ball hielt Elisabeth von Gall den jungen Dag von Adelheid fern, und erst beim letzten Tanz gelang es ihm, sie dem Kreis galanter Kavaliere zu entführen. Wieder fuhr Adelheid Barre von Björndal fort.

Der Winter ging hin. Der Frühling kam. Auf Borgland gab es böse Tage. Der Hof war verschuldet. Ein Gläubiger drängte. Nur beim Björndaler war noch Hilfe. Es war ein schwerer Gang für Herrn von Gall. Und als er nun vor Dag saß und um eine Anleihe bat, regte sich in dem Björndaler noch einmal die alte Leidenschaft. Die Tochter dieses Mannes hatte ihm den Sohn getötet. Sollte er jetzt verzeihen können? Aber da gedachte er eines Abends, wo er beschlossen hatte, Gott alle Rache zu überlassen. Und hatte Gott nicht jetzt schon alle

Schuld an dem Manne gerächt, der da vor ihm saß? Dags Herz wurde weich. Der Oberst ging leichter heim, als er gekommen war. Eine gute Vergeltung trifft schwer.

Der Sommer rief Adelheid wieder nach Björndal. Sie ging wie im Traum umher. Der junge Dag war fast immer im Wald und kam selten auf den Hof. Adelheid trug ihr Haupt stolzer als je, um die Welt nichts von ihrem Herzen ahnen zu lassen. So nahm Dag an, ihr Gemüt gleiche ihrem Äußern. Nur der alte Dag ahnte, wie es um die beiden stand. Und als die Zeit zum Abschied kam und sie alle am Tisch saßen, beschloß er, dem Sohn dies stolze schöne Mädchen zu gewinnen. Allein Freien war ein Ding zwischen Fragen und Bitten. Das hatte er nie gelernt. Wenn er sprach, so hieß es: so soll es sein. So trank er sich Mut zum Freien an und überraschte alle mit seiner nüchternen Feststellung, daß sich die beiden jungen Leute lieben. Was der Sohn auch jetzt nicht wagte, das tat der Vater, der Adelheids wahres Wesen erkannt hatte. Er zog das Mädchen an seine breite Brust. Nun war sie seine Tochter.

Leben des Waldes

Der deutsche Wald

Sein Leben und seine Schönheit

von H. Rudolf Wehrhahn

Es soll Menschen geben, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Das scheint übertrieben, aber es gibt wirklich solche. Ich kannte einen alten Forstmann, der nur in Festmetern lebte. Er wußte von jedem Revier, das ihm unterstand, den Holzzuwachs je Hektar und Jahr. Für ihn war der Wald nur ein Forst, ein Stück Land zum Zweck der Holzerzeugung. Die Birke war ihm ein Unkraut, das andere Bäume unterdrückt. Fichten mit schleppenden Zweigen, das Entzücken jeden Wanderers, galten ihm für Krüppel, weil sie nur Brennholz gaben. Pilze stieß er voller Verachtung zur Seite, die Blaubeeren, die den Boden begrünten, waren lediglich Anzeiger von Rohhumus, der den Sauerstoff nicht in den Untergrund gelangen läßt. Die Tiere des Waldes teilte er ein in nützliches, weil jagdbares Wild und schädliche Käfer und Raupen. Vor lauter Bäumen sah er den Wald nicht, er sah nur den Forst. Als um die Jahrhundertwende von Salisch seine Forstästhetik schrieb, wurde er von seinen Fachgenossen höchstens als Schriftsteller bewertet, sonst galt er als unpraktischer Idealist, der den Wald der Heimatkunst nutzbar machen wollte. Und doch kam er der Volksauffassung am nächsten.

Der Deutsche steht dem Walde anders gegenüber als die anderen Völker. Für ihn ist er Allgemeingut, wie vor Jahrhunderten der Gemeindewald zur Allmende gehörte. Ein Waldbesitzer, der seinen Wald mit einem Zaun umgeben wollte, würde als verächtlicher Menschen- und Volksfeind angesehen. Und nur da läßt man eine Einfriedigung gelten, wo sie als Schutz des gehegten Wildes Berechtigung hat. Durch kaum eine andere Tat läßt sich die Volksseele so in Aufwallung bringen als durch Baumfrevel, höchstens die Tierquälerei erweckt stärkeren Unwillen und größere Empörung. Das merkt man besonders, wenn irgendwo ein Baum aus dringenden Gründen gefällt werden muß. Meist werden dann die Schriftleitungen der Tagespressen von Zuschriften überflutet. Wenn im Winter der Schneebruch oder im Sommer ein Wirbelsturm ganze Wälder niederreißt, der Frost mit schußähnlichem Knallen die Stämme auseinandersprengt, die Nonne große Flächen vernichtet, dann fühlt man körperlich mit. Die Werte, die in ihm zerstört werden, drücken wir nicht in zu errechnenden materiellen Zahlen aus, weil sie gegenüber denen, die wir empfinden, nichts besagen. Wir werten den Wald auf Grund

der Erkenntnis seines Wesens metaphysisch und kommen so seiner Art am nächsten. Der Wald ist uns eine Lebensgemeinschaft, die nicht nur aus Stämmen, Blattkronen und Schatten besteht. Zu ihr gehört die niedere Pflanze, die den Grund überzieht, gehört der Pilz, der das gefallene Laub durchbricht, gehört das Tier, der Vogelgesang, der Falter, und nicht nur das Reh, der Hirsch und das Wildschwein, sondern auch die Maus, der Käfer, die Ameise, die Ringelnatter, selbst der Fels und der Stein, ja unter Umständen sogar die mit Wasser gefüllte Räderspur im Wege. Von gepflegten Autostraßen aus kann man den Wald nicht genießen, wir können ihn erst erleben, wenn wir den weichen, moosigen Pfad beschreiten, der uns natürlicher erscheint. Der Wald erschließt sich nur dem, der ihn sucht.

Aus diesem Gefühl heraus ist dies Buch mit dem Namen „Der deutsche Wald" geschrieben, sind seine 600 Tafeln entstanden. Es will uns nicht den Wald lieben lehren, das wäre ein überflüssiges Beginnen, aber es will uns, die wir in Berufssorgen versinken oder vom Asphaltatem der Großstadt umweht und vom Lärm des Getriebes umbraust werden, eine Sehnsucht mitgeben, der er allein löschen kann. Es will uns die Augen öffnen für manche Feinheiten, an denen man ohne einen verständnisvollen Führer vorübergehen würde, es will uns



Haselmaus
Das Tierchen ist so leicht, daß es auf die dünnsten Haselzweige klettern kann
Aus „Der deutsche Wald" (Ullstein-Verlag, Berlin)

die Freude an ihm und das Verständnis für seine Eigenart vertiefen.

Aber Wald und Wald können zwei ganz verschiedene Dinge, vielleicht noch mehr sein. Wer die Buchenwälder der Kalkformationen, die Tannenwälder des Urgesteins, die Kiefernwälder des märkischen Sandes, die Eichen- und Erlenauen der Niederungen kennt, der weiß auch, daß mit ihnen die Bodenflora, die Schmetterlingsfauna und die Vogelwelt eine andere geworden ist. Vielleicht hat er auch einmal einen Mischwald kennengelernt, in welchem sich nicht nur die Baumarten verdoppeln bis verzehnfachen, sondern auch die Begleitpflanzen und Tiere in größerer Mannigfaltigkeit erscheinen. Und nun erfahren wir, wie der Wald entstand und je nach den klimatischen Verhältnissen im Laufe der Jahrtausende wechselte. Blätter und Holz sind vergangen und vermorscht in diesen Zeiträumen, aber der Blütenstaub hat sich im Torf erhalten, und heute kann man an ihm noch die Artzugehörigkeit erkennen. Man kann es ihm ablesen, wie der eine oder andere Baum vorherrschte und wieder verschwand.

Und wie das Buch über Bäume und Pflanzen plaudert, so unterrichtet es uns auch über die Tiere, von der ulkigen Spitzmaus angefangen, an deren Schwanz sich die Jungen festgebissen haben, damit sie ihre Mutter nicht verlieren, über die Vögel und ihren Gesang bis hin zu den Schlangen und der Kleintierwelt, den Käfern, Tausendfüßern und Springschwänzen. Man lernt die Wildspuren lesen und deuten, folgt dem Jäger und Heger und beobachtet die Schnecke beim Liebesspiel und den Ameisenlöwen in seinem Sandtrichter am Waldrande. Selbst ein Treffen mit Irrlichtern wird uns zu eigenem Erlebnis.

Aber was wäre der Wald ohne den Erzähler, den Dichter und den Maler? Hier offenbart sich uns die allerengste Verbundenheit mit dem Waldesweben. Hier schwingt alles das zu einer großen Rhapsodie zusammen, was der Gelehrte in Einzelteile aufgelöst hätte. Hier wird mitschwingend empfunden, nicht mehr zergliedert und studiert. Allerdings



Frühlingssonne im Buchenwald (Odenwald)
Aus „Der deutsche Wald" (Ullstein-Verlag, Berlin)

hat auch der Maler erst den Wald für sich entdecken müssen. Im Mittelalter hatte er unter dem Einflusse naturfeindlicher Mächte gestanden. Aber Albrecht Dürer hatte ihn schon in seiner ganzen Vielseitigkeit erkannt, wie er die Akelei nur in ihrer Vergesellschaftung mit den anderen Kräutern ihrer Umgebung dargestellt hatte. Und später waren es die Romantiker, die es nicht bei kleinen Versuchen bewenden ließen. Ein neues Naturgefühl war für sie Wegbereiter zu neuen Pfaden. Auch heute ringen wir wieder nach einem kurzen Niedergange um seinen Besitz von künstlerischer und wissenschaftlicher Seite aus.

Der Osteuropäer sieht im Walde ein Mittel zur Hebung seiner Währung, die Völker westlich von uns haben ihn bereits vor Jahrhunderten fast ausgerodet, der deutsche Mensch sieht in ihm einen Ausdruck seiner eigenen Eigenart. Es ist interessant und bezeichnend, daß Name und Begriff Heimatschutz von dem Musiker Rudorff geschaffen wurde und daß dieses Wort unveränderbt und unübersetzbar in die Sprachen der anderen Völker übergegangen ist. Seit kurzem haben wir als Gewissensprüfer ein reichsdeutsches Naturschutzgesetz, das uns helfen wird, den Wald unseren Nachfahren so zu erhalten, wie wir ihn von unseren Altvorderen übernommen haben.

Ein Buch über den Wald? Nein, vom Walde, wie es kein anderes Volk besitzt, weil kein anderes so mit ihm lebt wie wir.

Josefa Berens=Totenohl: Frau Magdlene

Von Dr. Anne=Marie Cuhorst

Im Jahre 1934 wird die sauerländische Dichterin Josefa Berens-Totenohl durch ihren Roman „Der Femhof" weiten Kreisen außerhalb ihrer engeren Heimat bekannt, und schon ein knappes Jahr später hat sie mit „Frau Magdlene" seine kraftvolle Fortsetzung in unsere Hände gelegt. Für beide Werke wurde ihr auf der Westfälischen Kulturtagung in Dortmund der Westfälische Dichterpreis zugesprochen.

Der „Femhof" ließ die Frage offen: Wie ist es der Wulfstochter und dem Kinde, das sie erwartet, nach dem Tode Ulrichs ergangen? Wie lebt der Wulfbauer weiter, nachdem er sich selbst zum Vollstrecker der Feme gemacht und den Erwählten der Tochter getötet hat?

In „Frau Magdlene" wird uns Antwort — und zwar eine großangelegte und prachtvoll gestaltete Antwort. Wie es von der Dichterin zu erwarten war, bezieht sich diese Antwort nicht nur auf die Einzelmenschen, die uns nahegetreten sind — nein, ihr Schicksal ist verwoben mit den Zeitereignissen, ist hineingestellt in das Leben der Gesamtheit, von der sie ein Teil sind.

War der „Femhof" Aufforderung, Beginn, Aufflammen des Lebens und Liebens seiner Helden, so erfahren wir in „Frau Magdlene" von ihrer Bewährung und Reife.

„Ulrich ist mein, Vater! Was Ihr ihm nehmen durftet, das habt Ihr bekommen. Der Tote gehört mir. Und seine Ehre gehört mir . . ."

„Ulrich kommt in ein ehrliches Grab. Ich will später — meinem Sohne — wenn Gott ihn mir schenken will — zu Trost und Liebe — das Grab seines Vaters zeigen können — und will ihn hinführen —"

Diese Worte sprach die Wulfstochter über den Toten, der unter dem Dolch der Feme gefallen. So sprach sie zu dem Bauern, der den Geliebten der Tochter gerichtet hatte, der Feme gemäß.

Und Magdlene hält Wort.

Auf dem Kirchhof zu Wormbecke, wo die ganze mächtige Sippe der Wulfbauern begraben ist, findet auch Ulrich sein Grab. Bald aber sieht man den neuen Hügel zerstampft und dem Erdboden gleichgemacht, und man findet auf ihm Huffspuren, nicht solche von Menschenfüßen.

Auch auf den Wulfshof kommt die Kunde von der Schändung des Grabes, nur der Tochter verschweigt man das Schreckliche. — Im Stall aber steht zitternd und im Fieber der graue Hengst, das Leibpferd des Wulfbauern, mit heftig geschwollenem Knie, und niemand weiß, wo er sich die Wunde zugezogen hat. — Am nächsten Sonntag fährt Magdlene mit einem treuen Knecht nach Wormbecke zur Kirche.

Sie trug schwarze Kleidung, die sie nun, als sie durch das Tor schritt und als eine in den Weg fallende Ranke nach ihr hakte, fest an den Leib zog. Da, und wie sie schwer weiter schritt, sah man, die Frau ging gesegnet. Aber die Hand, welche das Kleid hielt, trug keinen Ring.

Und Magdlene sieht nun — das geschändete Grab. Die Menschen um sie her gaffen, ja sie kichern; nur eine steinalte Frau tritt aus der Menge, um ihr zu helfen, wie sie mit der Hand die Erdkrumen zusammenrecht, daß sie sich wieder zum Hügel wölben sollen. Das Kreuz nimmt sie mit auf den Wulfshof. Der Bauer selbst ist ganz verstört, er weicht nicht aus dem Stall von dem kranken Hengst. Sonst schafft er nichts mehr auf dem Hofe seit dem Frühjahr, seit dem Femgericht. Alle Verantwortung für die Arbeit auf dem Gute liegt auf Magdlenes Schultern. Kein Wort richtete der Bauer während des ganzen Sommers an die Tochter. Sie spürt indessen, daß jetzt bald ihre schwere Stunde naht, und in ihrer Verlassenheit ruft ihr Herz nach der toten Mutter — und Gott schickt ihr eine Mutter. Vor Jahresfrist hat sie die Werbung Eriks, des zweiten Sohnes vom Stabelerhofe, abgewiesen, weil ihre Seele Ulrich gehörte. Trotzdem liebt Erik sie heute noch. Er ist wie sie selbst eine schwerblütige Westfalennatur, die ein Gefühl nicht so leicht aus dem Herzen reißen kann, das sich dort einmal eingenistet hat. Der Graf von Arnsberg hat ihn damit betraut, den schlecht bewirtschafteten Ödhof, den Nachbarhof der Wulfe, zu übernehmen und wieder in die Höhe zu brin-

gen. Er nahm den Auftrag an, um in der Nähe der Wulfstochter zu sein, nicht, um neu um sie zu freien, nein, nur um ihr zu helfen, wenn sie Hilfe braucht. Auch jetzt sorgt er sich um sie, und er weiß seine Mutter zu bestimmen, daß sie hineilt, um ihr in ihrer schweren Stunde beizustehen.

Als wenn ihre tote Mutter aus dem langen, dunklen Gang her zu ihr auf die Schwelle träte, aber frei, nicht mehr mit gebundenen Gliedern, so sah Magdalene plötzlich die Stadelerin vor sich stehen. In dem armen Licht blieb ihre Gestalt unklar, und da die Mutter Ute kein Wort sprach, sondern auf der Schwelle innehielt, nicht wissend, wie man ihr Kommen ansehe, so hatte Magdlene Zeit, an eine Erscheinung zu glauben. Ein anderer als die Mutter konnte ja nicht zu ihr kommen. Zu solcher Stunde findet nur die den Weg, die selber um die Gründe weiß, aus denen die Quellen des Lebens springen.

„Mutter?" fragte sie daher einfach, ohne alles Verwundern darüber, daß es so war. Sie wollte aufstehen und zur Mutter hingehen, aber die Knie versagten ihr. Im gleichen Augenblick stand die Mutter Ute neben ihr.

Mutter Ute ist zur rechten Stunde gekommen. In dem heiligsten Raum des Hofes, wo man die Toten aufbahrt, wo aber auch die Frauen der Wulfe ihre Kinder gebären, ist schon das Lager für die Wulfstochter gerichtet. Sie leidet harte Schmerzen. Plötzlich steht, wie ein grauer Alb, der Wulfbauer auf der Schwelle, und die Tochter liegt auf einmal da — vor Schrecken wie vom Tode angerührt. „Das Kind, schon zur Welt wollend, hatte sich in ihren Schoß zurückgewandt." Trotz aller Bitten, doch die Kammer zu verlassen, bewegt sich der Bauer nicht vom Platze, schließlich ruft ihn ein treuer Knecht in den Stall zu dem grauen Hengst, der sterben will. Da folgt der Wulf, und diese Nacht wird er nicht mehr ins Haus zurückkehren — darum hatte Märt, der Müller, den stolzen Hengst, den er selbst liebte wie kein Tier auf dem Hof, mit einem Hammer erschlagen.

Magdlene aber gibt in der Nacht einem Sohn das Leben.

Inzwischen waltet Erik mit eisenharter Hand und mit festem Willen auf dem verrotteten Ödhof, dessen Söhne untüchtig und leichtfertig sind, ja dessen Ältester ein Lump ist, den man in den Lakenwagen der im Sauerlande umherstreifenden Zigeunerbanden finden kann. Nur Cecilie, die den Stadeler liebt, ist ihm eine Stütze.

Glänzend schildert die Dichterin das Leben der fahrenden Völker, die als Rassefremde die festgefügten Ordnungen der Höfe zersetzen möchten, denen es auch zuweilen gelingt, in die geheiligten Überlieferungen der alten Sippen Bresche zu schlagen. Auch der Wulfbauer hat in stürmischen Jugendtagen einmal einen Liebeshandel mit einer Zigeunerdirn gehabt, aber er besaß die Kraft, sie rechtzeitig von sich zu stoßen; da haben die Zigeunervölker und besonders die Stammesälteste ihm Rache geschworen. Immer wieder gelang es ihnen, unter Vorweisung eines schwarzhaarigen Buben, den sie für den Sohn des Wulf erklärten, Geld und Geschenke von ihm zu erpressen. Die Tatsache, daß nun der Wulfshof in Magdlenes Knaben einen Erben bekommen hat, stachelt ihre Rachsucht noch mehr an, und die Zigeunerälteste schwört: „Ich will diese Augen nicht schließen, ehe ich mein Volk wieder auf dem Hofe sehe." Nicht mehr um den alten Bauern geht es ihr, sondern um die Wulfstochter und das Kind. Diese beiden möchte sie verderben.

Die Nachricht von der Geburt des jungen Wulfbauern erreicht auch Erik und Cecilie, die Tochter des Ödhofs. Trotzdem der junge Stadeler die Liebe Cecilies spüren muß, scheint er sie nicht zu sehen. Er wendet all seine tätige und tüchtige Manneskraft an die Aufgabe, die ihm gestellt ist; aber sein Herz ist bei der Wulfstochter, und nie werden in ihm die Selbstvorwürfe still, die er sich macht, weil er einst abgelehnt hat, als die Ödhoferin ihn bat, Ulrich freizuschwören beim Femgericht. Heute würde er es tun, da er weiß „wie einer leidet, wenn die Liebe zerbrochen wird".

Magdlene ist glücklich über ihr Kind, und es ist ihr, als sei Ulrich selbst wieder bei ihr und tröste sie. Wenn sie auch wenig spricht, dankt sie doch der guten Mutter Ute, die ihr so selbstlos beigestanden, aus innerster Seele.

Unstet irrt der Wulfbauer umher. Tagelang bleibt er verschollen, bis er in den weißen Kalkbergen gefunden und mit Eriks Hilfe ohnmächtig und leblos heimgebracht wird. Die Wulfstochter ist eben vom Wochenbette aufgestanden, und sie tut nun an dem Vater alles, was getan werden muß, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Als sie Erik für seinen Beistand dankt, findet er für sie den Namen, der ihr das Recht gibt, einen Knaben ihr eigen zu nennen: „F r a u

Magdlene" redet er sie an und er gesteht ihr, daß er erst droben in den Höhlen der Kalkberge, wo sie einst bei Ulrich weilte, ihre Liebe ganz verstanden habe.

In seinen Fieberphantasien verrät der Wulf, daß er der Schänder von Ulrichs Grab ist, aber Magdlene pflegt ihn weiter, trotz der seelischen Qualen, die sie leidet. Auch der Bauer leidet, vor seinem Gewissen steht immer wieder die Gestalt Ulrichs, den er getötet. Nur langsam erholt er sich.

Mutter Ute fährt heim. Unter den Geschenken, die Magdlene ihr dankbaren Herzens mitgibt, ist auch ein schönes, altes Frauentuch. Das soll einmal die Bäuerin tragen, die Erik heimführen wird. Man sagt, daß es Liebe bringe. Vielleicht denkt sie dabei an ihre Freundin Cecilie vom Oedhof!

Schlimme Zeiten scheinen heraufzudämmern. Sterbende weissagen es in dunkeln Sprüchen, und die Mütter sorgen sich um ihre Kinder. Verkappte märkische Söldner streifen im Arnsberger Land, mit ihnen im Bunde sind die Zigeunervölker. Auf dem Wulfshof aber legt man die Waffen zurecht zur Wehr.

Es ist der Winter des Jahres 1347.

Die Stadt Arnsberg wird von den Märkischen belagert. Im Umkreis der Stadt treiben wilde Geißlerscharen, von halbtollen Weibern geführt, ihr Wesen. Tanzend verkünden sie das Ende der Welt und mahnen zur Buße. In der Neujahrsnacht gerät Arnsberg in Brand. Fünf Tage darauf ergibt sich auch die Burg, wohin Frauen und Kinder geflüchtet sind, dem Feinde. Aber ein schlimmerer Feind als der Märker, ein leiserer als die Geißlerscharen, ist auf dem Wege zur Stadt. Das ist die Pest.

Auch die Zigeunerälteste ist von der Krankheit gepackt worden; sie spürt es und jagt all die Ihren von sich fort, niemand darf sie selbst, niemand ihren Lakenwagen berühren. Sie aber trägt die Pest und ihre Rache zum Wulfshofe. Wie der schwarze Tod selbst steht sie eines Tages in der Dielentür, als alle beim Mahle sitzen. Entsetzen lähmt das Gesinde. Magdlene allein packt die Alte und drängt sie hinaus; dann übergibt sie in einem kurzen Wort der Müllersfrau die Sorge um den Hof und um ihren Knaben und schleppt das Pestweib zur verlassenen Hütte des Schäfers. Der treue Großknecht muß Holz, Leinen und Arzneien, Zucker, Salz und Essig vor die Hütte bringen. Die Wulfstochter hat nur eines im Auge: die Krankheit von ihrem Hofe fernzuhalten. An sich denkt sie nicht dabei, und in diesen Tagen und Stunden wächst sie vor uns zu heldischer Größe auf. Draußen im Sauerland herrscht das große Sterben, aber sie nimmt den Kampf mit dem schwarzen Tod auf. Sie reinigt, salbt und tränkt furchtlos das pestkranke Weib, denn sie weiß, „es gibt auch Rettung vor der Pest".

„Man muß nur achthaben auf alles, daß man sich rein hält von ihrem Gift, von Schweiß und Blut, von Atem und Ausspei. Dafür brennt man Wacholder auf den Kohlen und Zucker, daß die Luft rein und frisch und klar wird, dafür wirft man Harz in die Flammen, und man hat Salzwasser für die Hände und Essig für den Körper . . ."

Doch die Zigeunerin hat noch eine schlimmere Rache für das Wulfsgeschlecht bereit als die Ansteckung, nämlich eine entsetzliche Offenbarung, die Magdlene zu Tode treffen muß: Ulrich, den sie geliebt, der der Vater ihres Knaben ist, soll der Sohn des Wulf und jener Zigeunerdirn sein, die der Bauer in seiner Jugend von sich gestoßen. An der Weser sei das Kind aufgezogen worden von einer kinderlosen Bäuerin, der man es überlassen habe, und später von einer alten Magd. Wenn diese Rede auch tausendmal Lüge ist — wahr bleibt, daß Ulrich schwarz von Haar und Augen war und daß man ihn sogar den Zigeuner nannte. Wie erstarrt sitzt Magdlene da ob der schrecklichen Kunde. Da erhebt sich die Alte in letzter Kraftanstrengung von ihrem Lager und wirft sich auf das junge Weib — doch dies erwacht plötzlich aus seinem Sinnen und wehrt sich, wie das Leben sich gegen den Tod wehrt, und schleudert die Angreiferin zu Boden, daß sie tot liegen bleibt. Magdlene selbst begräbt die Tote, reinigt sich sorgfältig und steckt die Hütte in Brand.

Sie hat die Pest besiegt, aber über die furchtbare Kunde der Sterbenden wird sie nicht Herr, bis sie sich im folgenden Frühjahr Gewißheit verschafft, welchen Blutes Ulrich war. Mit ihrem Knaben reitet sie in des Geliebten Heimat, ins Weserland. Im Stift zu Höxter findet sie eine uralte, blinde Magd, die ihr Bescheid geben kann, denn sie hat Ulrich aufgezogen, als seine Mutter, eine bekannte Bäuerin aus der Gegend, drei Tage nach der Geburt auf dem

Ulrichshof starb. Die Magd ist selbst in den Kindsnöten der Ulrichsbäuerin mit dabei gewesen und hat die Qual der Frau miterlebt. Später hat sie sich die Augen blind geweint, als Ulrich verschollen blieb.

Magdlene reicht ihr den Knaben, Ulrichs Kind, daß sie ihn segnen möge, ehe sie stirbt. Dem Wulfbauern wird sie von Ulrichs Herkunft erzählen, von seinem Hof und von seinen Vorfahren, sie wird ihm sagen können, daß der Vater ihres Knaben kein Unwürdiger gewesen ist, und daß kein Ehrloser auf dem Kirchhof zu Wormbeeke bei der Sippe der Wulfe ruht. Aber das erlösende Wort erreicht den Bauern nicht mehr. Er gerät in ein Gewitter in den Bergen und wird vom Blitz erschlagen. Auch Erik kommt zum Begräbnis. Beim Totenmahl erfährt Magdlene, daß er im Herbst Hochzeit mit Cecilie vom Ödhof halten wird.

Magdlene dachte daran, daß sich zuletzt doch alles einmal löse, wie es gut sei; dann werde die Mutter Ute der Freundin das schöne Frauentuch auf ihr Haupt legen.

Erik aber fragte, als sie allein waren, nach ihrer Reise an die Weser.

„Ich mußte die schwerste Lüge der Alten aus der Pestnacht tilgen. Darum mußte ich hin."

„Und ist es Euch gelungen?"

„Ja!" — Dann erzählte sie Erik, was geschehen. Er war der einzige Mensch, zu dem sie je darüber sprach.

„Und wenn es keine Lüge gewesen wäre?" fragte Erik.

„Dann hätte das Wulfsgeschlecht unter der Schuld stehen m ü s s e n."

„Ihr hättet sie getragen?"

„Man trägt, was man muß, nicht mehr. Der Klägling trägt alles." —

Als die beiden sich noch einmal zum Hof umwandten, sahen sie von einem Berg zum andern plötzlich einen glühenden Regenbogen stehen. Mitten darunter lag der Hof.

Alemannische Heimat

Von Ziska Luise Schember-Dresler



Ziska Luise Schember-Dresler, die gemeinsam mit E. G. Kolbenheyer und Georg Britting den Dichterpreis der Stadt München erhielt, entstammt einer badischen Beamtenfamilie. Sie ist in Waldshut a. Rh. geboren und in Konstanz und Karlsruhe aufgewachsen, lebt jetzt seit einer Reihe von Jahren in München und hat sich hauptsächlich als Balladen-Dichterin betätigt.

Lebend'ger Schutzwall vor dem Lärm der Zeit
schweigsam und schwarz steht unsres Waldes Wand,
ein Heiltum hütend für die Ewigkeit:
Der Alemannen Herz und Heimatland.

Wenn dann des Waldes stille Söhne ziehn
wandernd wie Wotan über Meere weit,
der ihnen hat das inn're Wort verliehn:
Im Wirbelsturm der Welt sind sie gefeit.

Stumm redet stark das artverwandte Blut,
wo ihrer zwei und drei versammelt sind.
Tut schweigend einer schweres Werk, wird's gut:
Auch aus der Ferne stärkt der Wald sein Kind.



Friedrich R. Lehmann: Peter Paul Rubens / Menschen und Mächte des Barock

Von Wilhelm Recken

Das vielgestaltige, bunte Leben des größten Malers der Barockzeit, der zugleich ein begnadeter Künstler, ein weitblickender Staatsmann, ein fröhlicher Genießer und edler Menschenfreund war, schildert Friedrich R. Lehmann aus der Gesamtschau eines farbenreichen Zeitgemäldes, das den Abschnitt zwischen dem Freiheitskampf der Niederländer und dem Dreißigjährigen Krieg umfaßt. An die Stelle der spanischen Weltmacht ist jetzt Frankreich getreten, das unter der Führung des Prinzipalministers Richelieu — siehe unsern Aufsatz im vor. Heft, S. 189 ff. — mit allen Mitteln die Vorherrschaft in Europa anstrebt. Der Gegenspieler des allmächtigen Kardinals, dessen Politik den Weltfrieden bedroht, ist der Flame Peter Paul Rubens, Hofmaler und Diplomat in einer Person . .

Der farben- und lebensfrohe Künstler Peter Paul Rubens, der hochbesoldete Hofmaler der europäischen Fürsten, dessen Pinsel die kraftstrotzenden vollschlanken Fläminnen als sinnenfreudige Liebesgöttinnen des Barock verherrlicht hat, kann so recht als die ideale Verkörperung seiner Zeit und seines Volkstums gelten, aus dem er hervorgewachsen ist und das ihn mit immer neuer Kraft und Schaffenslust erfüllt hat.

Unter stürmischen Aspekten, die ein bewegtes Leben verhießen, trat der kleine Peter Paul in die Welt. Der Vater, aus altem flämischen Patriziergeschlecht, mußte als heimlicher Kalvinist nach dem Rückfall seiner Vaterstadt Antwerpen an den Herzog von Alba vor der spanischen Furie mit seiner Frau Maria Pypelinckx und vier kleinen Kindern nach Köln flüchten, wo auch Anna von Sachsen, die zweite Gattin Wilhelms von Nassau, des Befreiers der Niederlande, Zuflucht gefunden hatte. Hier und später in Siegen ist der angesehene Advokat Jan Rubens der Rechtsberater und schließlich auch der Liebhaber der mannstollen Prinzessin. Annas Fehltritt hätte ihrem Anbeter beinahe den Kopf gekostet. Der große Schweiger, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, ließ ihn kurzerhand in den Kerker werfen und begnadigte ihn erst nach jahrelanger Haft, gerührt durch das tapfere Eintreten der Frau für ihren ungetreuen Gatten. In Siegen wird am 28. Juni 1577 Peter Paul Rubens als Marias sechstes Kind geboren. In Köln, wohin die Eltern übersiedeln, wächst der Junge heran und besucht bis zum elften Jahre die deutsche Schule. Als er neun ist, stirbt der Vater, und nun sorgt die Mutter, die eine fanatische Katholikin ist, dafür, daß die

evangelisch getauften Kinder wieder unter die Fittiche Roms und in die Heimat zurückkehren. In Antwerpen hat unterdessen die Gegenreformation festen Fuß gefaßt. Die von den Bilderstürmern verwüsteten und ausgeplünderten Kirchen und Klöster werden wiederhergestellt, und die Jünger Loyolas bemühen sich, die kalvinistischen Bürger für die alte Kirche einzufangen. Mit brutaler Gewalt, mit Folter, Vermögensraub und Ketzerverbrennungen lassen die selbstbewußten, freiheitsliebenden Niederländer sich nicht bekehren; das haben die schlauen Jesuiten längst erkannt, und so stellen sie sich in ihrer Taktik um: sie wenden sich an den stark ausgeprägten Kunstsinn, an die Sinnenfreude der genießerischen Flamen. Man verwandelt die Kirchen in Gemäldegalerien.

Die Kunstwerke aber, die hier in den Dienst der Kirche gestellt werden, sind Schöpfungen des kaum dreißigjährigen Hofmalers Peter Paul Rubens, der jetzt auf der Höhe seines Erfolges steht und schon der bestbezahlte, gesuchteste und umworbenste Meister seiner Zeit ist. Zuerst Schüler des Landschafters Tobias Verhaecht und anderer Antwerpener Künstler von Ruf, hat er auf einer Reise nach Italien die großen Meister der Renaissance und vor allem Tizians Werke studiert. Als Hofmaler des Großherzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua erlangt der elegante Kavalier Rubens, der sieben Sprachen in Wort und Schrift geläufig beherrscht, frühzeitig Zutritt zu den engsten Kreisen der Gewaltigen dieser Welt, die ihn mit Aufträgen überhäufen. Sein lebensfroher, genießerischer Sinn vermenschlicht das Göttliche: seine Heiligen sind Menschen von gesundem Fleisch und Blut, frei von jeder religiösen Idealisierung, „er malt seine Madonnen als vollblütige Frauen, wirklichkeitsnahe, irdisch-glückliche Mütter". Er hält sich nicht sklavisch an die großen Vorbilder, sondern ringt sich auch in Farbe und Ton zu seinem eigenen Stil durch, der zugleich der Lebensstil des Landes Flandern selbst ist.

Diese Bilder verschaffen ihm auch eine solche Fülle von privaten Bestellungen, daß er, um alle Auftraggeber zu beliefern, seine Werke rein gewerbsmäßig unter Mitwirkung eines ganzen Stabes von Mitarbeitern und Gehilfen herstellen muß. Sein Palais am Wapper, in dem Fürsten, Patrizier und reiche Handelsherren



Rubens und Isabella Brant

ständige Gäste sind und das mit den erlesensten und kostbarsten Kunstschätzen wie ein Museum angefüllt ist, gleicht einer riesigen Werkstatt. Hier herrscht das Prinzip der Arbeitsteilung: der große Meister entwirft die Gemälde, fertigt mit Rötel oder Kohle Einzelskizzen, nach denen die Gehilfen arbeiten. Franz Snyders, den die Schüler den „Tierbändiger" nennen, ist Spezialist für die großen Tierdramenbilder und für Blumen und Früchte, während sein vielseitiger Kollege Jan Wildens Leiter der Abteilung für Panoramen und Architektur ist. Ein durchaus kaufmännisch aufgezogener Betrieb, der aber nicht wertlose Massenware, sondern vollwertige Meisterwerke der Kunst liefert, die mit Gold aufgewogen werden.

Mit der um vierzehn Jahre jüngeren Patriziertochter Isabella Brant verheiratet, führt Rubens das üppige Leben eines vornehmen Grandseigneurs. Erzherzog Albrecht, der Sohn Maximilians II., und seine Gemahlin Isabella, die Tochter Philipps II. und Generalstatthalterin der Niederlande, sind seine hohen Gönner. Da das fürstliche Paar kinderlos ist, werden die Niederlande nach ihrem Tode an die Krone Spaniens zurückfallen.

Die katholisch gebliebenen Niederlande, Brabant und Flandern, nicht aber die lutherischen Sieben Provinzen Hollands, die Wilhelm von Nassau von der spanischen Zwingherrschaft befreit hat und die jetzt als Republik von dem Generalstatthalter Prinz Moritz, dem Sohn des großen Schweigers, regiert werden. Zwischen ihnen und Spanien herrscht noch immer Kriegszustand; ein zwölfjähriger Waffenstillstand ist abgelaufen, ohne daß ein Frieden zustande gekommen wäre. Spanien hat die Republik der Sieben Provinzen niemals anerkannt; Philipp III. betrachtet die Holländer als Ketzer und Rebellen. Während die Verhandlungen über die Verlängerung des Waffenstillstandes ergebnislos verlaufen, stirbt Philipp III. und ein Vierteljahr nach ihm Erzherzog Albrecht. Die Erzherzogin-Infantin Isabella ist jetzt nur noch die Statthalterin ihres Neffen Philipp IV. Dieser schickt seinen Feldherrn Spinola, einen ehemaligen Genueser Bankier, mit einem Heer nach Flandern, um Moritz von Oranien auf die Knie zu zwingen. Rubens, der seinem ganzen Fühlen und Denken nach Niederländer ist, sucht den Bruderkrieg zu verhindern; sein Wunsch ist die Vereinigung der beiden durch Politik und Konfession getrennten Gebietsteile zu einem starken, unabhängigen Nationalstaat, der der Verbündete, aber nicht der willenlose Untertan Spaniens sein soll.



Rubens als Kirchenmaler: Die heilige Cäcilie

Die Niederlande sind der Brandherd Europas, der seit Jahrzehnten den Frieden des Festlandes bedroht. Hier setzt England den Hebel an, um der spanischen Monarchie den Todesstoß zu geben, hier intrigiert aber auch Frankreich, dessen Regierungschef Kardinal Richelieu die europäischen Staaten gegeneinander ausspielt, um die allgemeine Verwirrung zur Erweiterung der Macht und der Grenzen Frankreichs zu benutzen. Der Kardinal unterstützt nicht nur die kalvinistischen Holländer gegen Spanien, er finanziert auch die protestantischen Fürsten Deutschlands und schließlich den Schwedenkönig Gustav Adolf im Kampf gegen das Reich, dessen Schwächung fortan Frankreichs Hauptziel in Europa geblieben ist.

Richelieu versteht es ausgezeichnet, Fürsten und Gesandte über die wahren Ziele seiner Politik zu täuschen. Nur einer läßt sich von dem gerissenen Franzosen nicht hinters Licht führen: der Maler Peter Paul Rubens, der ein schärferer Beobachter ist und einen klareren Blick für die Realität der Dinge besitzt als alle die großartigen und gespreizten Berufsdiplomaten seines Zeitalters.

Als Hofmaler der Königin-Mutter Maria von Medici hat er Gelegenheit, die Intrigen zu durchschauen, die am Hofe Ludwigs XIII. gespielt werden. Richelieu vermählt den jungen Stuart-König Karl I. von England mit Henriette-Marie von Bourbon, der Schwester seines Königs, um durch dieses Ehebündnis zwischen Frankreich und England die Briten in einen Krieg mit Spanien hineinzulavieren, denn „ein uneiniges Europa ist das beste Fundament für die Hegemonie Frankreichs", sagt sich der leitende Minister Ludwigs XIII. „Pflanzen wir den Samen der Zwietracht, fördern wir die

Keime des Haders, auf daß die roten Blumen der Kriege so üppig emporschießen, daß Europa auf Jahrhunderte hinaus damit versorgt ist!"

Diesen Plan des Kardinals sucht Rubens zu durchkreuzen; er unterstützt daher die Pläne der ehrgeizigen Königin-Mutter und ihres jüngeren Sohnes Gaston, der sich, aufgestachelt durch die ränkesüchtige Herzogin von Chevreuse, gegen seinen regierenden Bruder auflehnt. Auf der Schwächung Frankreichs beruht der Frieden Europas und zugleich die Freiheit und Unabhängigkeit der Niederlande. Der angestrebte Waffenstillstand mit den Generalstaaten kommt ebensowenig zustande wie die geplante Vereinigung der Niederlande. Der Krieg nimmt seinen Fortgang: Spinola erobert Breda, während Richelieu mit Spanien einen Geheimvertrag über einen gemeinsamen Feldzug gegen England abschließt, das zwischen Spanien und Frankreich geteilt werden soll — zum höheren Ruhm der katholischen Kirche, in Wirklichkeit aber doch nur zur Vergrößerung der politischen Macht Frankreichs.

Mehr als einmal hat Rubens Philipp IV. und seinen Minister, den Graf-Herzog von Olivarez, vor den Kabalen Richelieus gewarnt.

Die zünftigen Diplomaten in Madrid haben ihn nicht ernst genommen. Ein kleiner niederländischer Bürger, den man erst kürzlich in den Adelstand erhoben hat, will die Außenpolitik Frankreichs kennen; ein Maler glaubt die Interessen Europas vertreten zu müssen; ein Einwohner Antwerpens will sogar mehr wissen als unsere Botschafter, Gesandten und Spione — es kam der Zentralregierung der spanischen Weltmacht und ihrem allmächtigen Chef Olivarez urkomisch vor.

Aber schließlich sieht man in Madrid doch ein, daß Rubens viel besser im Bilde ist als die adelsstolzen Hidalgos. Und sie geben ihm Vollmacht, mit Karls Günstling, dem eitlen Herzog von Buckingham, Verhandlungen wegen eines Friedens anzuknüpfen und gleichzeitig eine Einigung zwischen den beiden Niederlanden anzubahnen, um England und Frankreich den Boden für ihre Umtriebe zu entziehen. Doch während Rubens sich in diesem Sinne bemüht, stößt der verblendete Olivarez diesen Plan schon wieder um, indem er sich dem Hirngespinst einer Eroberung Englands hingibt, das Richelieu ihm suggeriert hat. Ein Irrsinn, wenn man bedenkt, daß Spanien seine Armada restlos zum Schutz der Kolonien und der Handelsschiffahrt braucht, während die paar spanisch-niederländischen Kähne nicht einmal genügen, um die Holländer abzuwehren. Und außerdem ist es den Franzosen überhaupt nicht ernst mit diesem Plan, denn insgeheim verhandelt Richelieus Gesandter in London mit Karl I. über ein gemeinsames Vorgehen Englands und Frankreichs mit Schweden und den deutschen Protestanten gegen das Haus Habsburg. Und es kommt genau so, wie Rubens es Olivarez vorausgesagt hat: Die Seifenblase des spanisch-französischen Bündnisses platzt.



Helene Fourment



Flämisches Gesellschaftsleben: Konversation à la mode

Nun, da so ziemlich alles verloren ist, wird Peter Paul als Sondergesandter an den englischen Hof geschickt, um zu retten, was noch zu retten ist: Waffenstillstand zwischen Spanien und England und Verhinderung des englisch-französischen Bündnisvertrages. Der katholische König unterstützt jetzt die hugenottischen Ketzer gegen Frankreich.

Im Juni 1629 ist Rubens in London, wo er von dem kunstbegeisterten Stuart aufs beste empfangen wird. Unablässig bemüht er sich um die Herbeiführung eines dauerhaften europäischen Friedens, der in letzter Stunde noch den verhängnisvollen Dreißigjährigen Krieg aufhalten könnte, der bereits seit einem Jahrzehnt Deutschland verwüstet. Aber wieder scheitert alles an der Halsstarrigkeit und Verbohrtheit des spanischen Kabinetts. Karl I. möchte sich mit Philipp IV. verständigen, unter der Bedingung, daß Spanien seine Truppen aus der Pfalz zurückzieht und sich beim Kaiser für die Wiedereinsetzung des „Winterkönigs", des Schwagers des Britenkönigs, in seine Stammlande verwendet. Madrid weigert sich, auf diese Bedingung einzugehen, sucht die Angelegenheit in die Länge zu ziehen und wartet — bis der französische Botschafter ein Schutz- und Trutzbündnis seines Monarchen gegen das Haus Habsburg anbietet. Und trotzdem gelingt es Rubens, gewissermaßen in elfter Stunde durch seinen persönlichen Einfluß auf Karl I., die Politik des großen Staatsmannes Richelieu zu durchkreuzen: zwei Gemälde, die er dem König zum Geschenk macht, erreichen mehr als Richelieus lockende Angebote. Karl verwirft den französischen Friedensvertrag und bekennt sich zu einem englisch-spanischen Schutz- und Trutzbündnis gegen Frankreich und gegen die Generalstaaten.

Peter Paul Rubens darf mit den von ihm erzielten Ergebnissen zufrieden sein. Für ihn ist das Ringen um den Frieden beendet. Er wünscht von ganzem Herzen, daß nun sein Nachfolger diesen Kampf zu einem siegreichen Ausgang führen möge: zum Nutzen von Spanien und zum Segen von Niederland.

Siebzehn Monate ist Rubens durch seine diplomatischen Missionen nach Paris, Madrid und London von Antwerpen ferngehalten worden. Am 3. April 1630 kehrt er in seine verwaiste Werkstatt zurück, um sich fortan ganz seiner Kunst und seiner Familie zu widmen. Der Atelierbetrieb wird in vergrößertem Maßstab wieder aufgenommen, um die zahllosen Bestellungen auszuführen, die dem Maler-Millionär von allen Seiten zugehen. Peter Paul zählt jetzt dreiundfünfzig, und die Jahre sind

nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er ist ein müder, verbitterter Mann geworden, den oft die Gicht plagt, so daß er kaum den Pinsel zu führen vermag. Inmitten seines Reichtums fühlt er sich einsam, seit der Tod ihm Isabella Brant entrissen hat, ihre Kinder erwachsen sind.

Jetzt tritt die zweite Frau in seinen Lebenskreis, die ihm erneut Jugend und Liebesglück spendet: Helena Fourment, die Tochter seines Freundes, des reichen Handelsherrn Daniel Fourment. Dem Alter nach ist die kaum Sechzehnjährige fast noch ein Kind; aber sie ist längst zur reifen Jungfrau herangeblüht. Peter Paul hat sie als Kind auf seinem Schoß gehalten und ihre Züge oftmals seinen Heiligengestalten verliehen. Jetzt malt „Peps", wie sie ihn zärtlich nennt, Helena, das Frauenideal der Antike, als flämische Venus: „den schweren, kostbaren Mantel so über die linke Schulter geworfen, daß der Oberkörper sich frei dem Beschauer darbietet bis zur Wölbung des Leibes, über dem die linke Hand die vorderen Kanten des Mantels kreuzartig rafft, um gleich darunter die Beine vom Oberschenkel bis zu den Füßen wieder freizugeben".

In dieser selbstgewählten Stellung verherrlicht er sie im „Pelzchen" als die kraftstrotzende Schönheitskönigin des Barock. Und wenige Monate später führt er Helena Fourment als seine Gattin in das Palais am Wapper heim. Noch einmal verirrt er sich in das Labyrinth der Politik, als er die Umtriebe der aus Compiègne entflohenen Königin-Mutter Maria und ihres Sohnes Gaston unterstützt, um Richelieus Pläne zu bekämpfen. Und noch einmal hofft er mit Hilfe des neuen Generalstatthalters, des Kardinalinfanten Ferdinand, des Nachfolgers der verstorbenen Isabella, sein Ziel zu erreichen. Doch es ist zu spät, Richelieu ist zu mächtig geworden; denn hinter ihm steht ganz Frankreich, das endlich die weltgeschichtliche Mission seines großen Prinzipalministers erkannt hat. Die Vereinigung der beiden Niederlande bleibt ein unerfüllbarer Wunschtraum.

Zehn Jahre sind Peter Paul noch in glücklichster Ehe an Helenas Seite vergönnt. Mit titanenhafter Produktivität arbeitet er Tag für Tag, und die herrlichsten Meisterwerke gehen aus seiner Werkstatt hervor. Vier Kinder hat ihm die flämische Venus geschenkt — das fünfte, Constancia Albertina, wird am 3. Februar 1641 geboren: acht Monate nach dem Tod des Vaters, des großen Zauberers von Farbe und Licht, des genialen Gegenspielers Richelieus:

Dreihundert Jahre schon währt der Unfrieden Europas, das unheilvolle Vermächtnis des einen Menschen, der die Welt in Verwirrung brachte, und den Rubens deshalb bekämpfte, ja, als einzigen haßte.



Bildnis flandrischer Landschaft: Heimkehr vom Felde

„So hat es Eva schon gemacht,
Und ihre Töchter haben so wie sie gedacht."



Peter Paul Rubens: Die Bauernkirchweih

Marie Gevers: Frau Orpha

Von Charlotte Reinke

Die Dichterin Marie Gevers mit der französischen Erziehung und dem flämischen Gemüt gab ihrem Roman von Frau Orphas Liebe den zärtlichen Untertitel: „ou la Sérénade de Mai". Diese Serenade, süß und traurig zugleich, versetzt das kleine flämische Dorf, die Heimat der Dichterin, in heftige Aufregung, und was die Tochter des Gutsherrn Denaher davon hörte und sah, blieb ihr untrennbar verbunden mit den Dingen von damals, dem Licht, dem Duft und der Farbe jener Kindertage. Sie erzählt davon in krausen Linien, wie die Erinnerungsbilder ihr zufließen, und natürlich mischt sich alles andere hinein: die Gestalten der Eltern, die köstlichen Schilderungen flämischen Dorflebens, das freundliche, geruhsame Elternhaus, die Dienstleute mit ihren verschiedenartigen Charakteren und Schicksalen und vor allem die Natur, erfühlt und genossen als sinnliches Erlebnis, geliebt mit aller Kraft des kindlichen Herzens.

Der Gärtner Louis van Elsen, groß, schön, ein Herkules mit einem Römerprofil unter dunklen Locken, betreut den Garten des Gutsherrn Denaher fleißig und treu. Es ist nichts an ihm auszusetzen, nur hat es am Abend des Cäcilienfestes diesen häßlichen Auftritt gegeben. Man überraschte ein Pärchen auf dem Heuboden des Gasthauses, es war Louis mit Orpha, der jungen, blonden Frau des Steuereinnehmers. Alle bösen Zungen im Dorf und in der Gesindestube geraten in Bewegung. Frau Denaher versucht, ihrer kleinen Tochter das Geschehene, deren kindlichem Verständnis angepaßt, auf möglichst unverfängliche Art zu erklären:

„Der große Louis", sagt sie, „will durchaus Orpha heiraten, und sie soll sich von ihrem Mann scheiden lassen. Aber scheiden ist niemals gut, und natürlich will der Einnehmer nicht. Louis läuft ihr überall nach, redet auf sie ein, sucht sie allein zu sehen, um es ihr klarzumachen. Alle reden davon. Das nennt man einen Skandal. Aber Papa sagt, man darf der armen Frau nicht alle Schuld geben, der Einnehmer

hat auch seine Fehler, und man weiß nie, wie solche Sachen eigentlich passieren."

Die Leute im Dorf wissen aber wohl, wie so etwas passiert, es ist ein „Spuk", der die beiden aneinander bindet, so fest und unbedingt, daß nichts dagegen hilft. Frau Orpha wird zu ihrem Vater geschickt, um sich dort zu beruhigen und zu vergessen. Aber eines Tages stürzt sie aus dem Fenster. Unfall, Selbstmord? Ihre Freundin erzählt: „Sie hat geglaubt, der Louis rufe nach ihr, da wußte sie gar nicht mehr, daß sie am Fenster war, wollte zu ihm und fiel heraus. Sie wollte aber gar nicht herausspringen." Am Abend danach begegnete Louis dem Burschen, der damals die Leute auf den Heuboden rief, in der Schenke und erwürgt ihn fast.

Die Frau wurde bei dem Sturz nur leicht verletzt und kehrt zu ihrem Mann heim. Sie will verzichten, aber wenigstens sehen muß sie den Louis, sonst stirbt sie. Ergeben und wild zugleich sehen ihre blauen Augen auf die Menschen. Die Liebenden sind schweigsam, scheu und verschlossen; von allen bei allen Schritten ausspioniert, bleiben sie das Ärgernis ihrer Umwelt. Der Einnehmer quält seine Frau mit ehelichen Anforderungen, er sucht Streit mit dem Gärtner, verlangt, dieser solle fortziehen, und auch dem Herrn Denayer, dem „die beiden leid tun", legt man es nahe, Louis zu entlassen. Er soll also zur Ernteabeit nach Frankreich fahren, so wird beschlossen.

Da sind eines Tages beide fort, Orpha und Louis, geflohen, mit den beiden Kindern des Einnehmers. Orpha, die Frau eines Beamten, ist mit einem Arbeiter davongelaufen. Sie war als „Fräulein" erzogen, sehr streng, der Vater ließ sie nicht ausgehen, kleine Mädchen gehören nach acht Uhr ins Haus, meinte er, Männer, die's ernst nehmen, sehen darauf, . . . die besten Kühe bleiben im Stall. Ihr Vater bestimmte auch die Ehe mit dem ältlichen, verwitweten Einnehmer, der an einer häßlichen Krankheit leidet. Auch er geht mit seiner Frau nicht aus. So schloß sie sich eines Abends der Nachbarin an und besuchte das nächtliche, dörfliche Tanzfest auf der Wiese, bei Musik und Fackelgeleucht. Dort traf sie Louis, sie stolperte und fiel ihm in die Arme, das war der Spuk der Mainacht, der erste Takt der Serenade!

Auf Umwegen kommen Nachrichten aus Frankreich. Louis hat Arbeit gefunden. Sie haben nun ein drittes Kind. Im Dorfe verunglückt der Steuereinnehmer, er stürzt mit seinem Rade in den Bach. Jetzt ist Orpha Witwe, und nach einem weiteren Jahr kehren die beiden zurück, denn Louis, der die französische Sprache nicht versteht, hat Heimweh. Sie leben still und friedlich miteinander, aber geheiratet haben sie nicht.

Alle würden es gern sehen, wenn sie nun ihre Verhältnisse „ordneten". Aber Orpha bekommt als Beamtenwitwe die Pension ihres Mannes — soll sie darauf verzichten? Soll Louis noch den Unterhalt für die beiden fremden Kinder verdienen? Er sagt, das harte Leben einer Arbeiterfrau würde ihr schwer; mit dem Gelde kann sie sich manches erleichtern. Die Fackel der Liebe ist ein Herdfeuer geworden, aber an diesem Herde leuchtet es heller als irgendwo anders. Die alte Bäuerin Kornelie aber räsoniert auf ihre Art über den ungewöhnlichen Fall:

„Er behandelt sie wie eine Dame, der große Dummkopf. Jeden Morgen macht er das Feuer an und bereitet den Kaffee. Und wenn es Wäsche gibt, dann legt er das Holz unter dem Kessel zurecht. Und abends, wenn sie müde ist, dann fegt er sogar noch den Hof. Die Hausarbeit machen, so was Albernes für einen ordentlichen Mann wie Louis! Eine einfache Arbeitersfrau! . . . und dafür ist sie aus dem Fenster gesprungen und hat ihren Mann in die Grube gebracht. Aber was die Pension angeht — da haben sie völlig recht."

Die Serenade verklingt. Der jungen Dichterin aber wird das einmalige Geschehen zum bleibenden Sinnbild ewig sich wiederholender Liebesverzauberung:

„Ich bin kein Kind mehr, ich bin ein junges Mädchen geworden und fürchte mich vor dem Frühling. Ich weiß, ich werde Lust haben, zu weinen, und meine Träume werden unruhig sein, wenn am Abend des Cäcilienfestes der Widerschein der Fackeln durch die feuchten, blühenden Büsche blitzt.

Ich weiß, daß in einer solchen Mainacht der Zauber des Spuks auch mich ereilen wird.

Und wenn die Fackel der Liebe einst Orpha aus den Händen fällt, so wird eine andere sie aufheben und dann wieder eine andere . . . und eines Tages werde ich es sein.

So hat es Eva schon gemacht,
Und ihre Töchter haben so wie sie gedacht."



Timmermans erzählt:

An Erzählungen habe ich meine besondere Freude, ob ich sie nun von anderen höre oder selbst zu Papier bringe. Das liegt mir im Blut.

Ein Roman muß ein Roman sein, eine Novelle eine Novelle. Aber eine Erzählung darf alles sein, sie kennt keine Gesetze; sie darf ein Stück Leben sein oder auch ein Traum, sie darf Leben und Traum zugleich sein. Für sie ist das Wunder kein Wunder mehr, das Wunder wird Leben, und das Leben wird ein Wunder. Alles ist möglich, alles ist wahr. Auf ein Fingerzeichen steigt der Himmel zu uns herab, die Engel schälen Kartoffeln, unser Herrgott wandert über die schmalen Feldwege, sitzt irgendwo auf einem gefällten Baumstamm und verzehrt ein erbetteltes Butterbrot. Die Sterne sind Augen oder Kinder. Im Sommer spielen und singen sie mit den Blumen am Rand eines Baches. Der Regenbogen kann sprechen, die Tiere schreiben Bücher, die Bäume sind denkende Wesen, und die Puppe eines Kindes hat ihre heimlichen Liebesgeschichten.

Die Erzählung sucht nach dem Leben hinter den Dingen, sie liest zwischen den Zeilen des Lebens. Sie findet Schönheit, wo scheinbar nur Öde und Häßlichkeit herrschen. Aber ihr entgeht auch das Weinen nicht, das sich hinter einem Lachen verbirgt. Sie untersucht alle Seiten des Lebens und weiß uns dann mitzuteilen — was zuletzt der Zweck des Erzählens ist —, daß das Leben in jeglicher Form doch ein gewaltiges Wunder ist.

Jawohl, ich liebe Erzählungen sehr und erzähle selber gern. Meine Jugend war von den sonderbarsten Geschichten durchtränkt und lebendig erfüllt von Gestalten, die in ihnen eine Rolle gespielt haben.

Die vielen Erinnerungen drängen sich hervor, und jede möchte zuerst aufs Papier. Die Erzählungen meines Vaters muß ich wohl vor allem erwähnen. Er erzählte jede Geschichte so, daß er selbst darin auftrat. Er war vor allem ein Gelegenheitserzähler. So erzählte er uns vom Anfang der Adventszeit bis zum Dreikönigstag über den Stall von Bethlehem, die Hirten, die Könige aus dem Morgenlande, den Mord der unschuldigen Kindlein. Auch das hatte er selbst miterlebt.

An einem Wintertag, bei einbrechender Dunkelheit, eilte er durch den Schnee in ein benachbartes Dorf. Unterwegs begegnete ihm ein alter Mann, der einen Esel führte, auf dessen Rücken eine blasse Frau saß. In den Falten ihres Kapuzenmantels barg sie ein schreiendes Kindlein. Der alten Mann fragte meinen Vater: „Meister Timmermans, Ihr kennt doch jeden Feldweg, weil Ihr überall Eure Spitzenhauben verkauft, könntet Ihr mir nicht den Weg nach Ägypten zeigen?" Mein Vater zeigte an diesem Abend der Heiligen Familie den Weg nach Ägypten.



Durch die Erzählungen meines Vaters hatte ich mir das Leben Jesu immer in Flandern vorgestellt. Jetzt erfuhr ich in der Schule, alles hätte sich in Palästina ereignet. Das war mir weniger angenehm, denn ich mochte dieses Land mit seinen unnatürlichen Bäumen nicht leiden. Aber angenehm oder nicht, ich mußte die mir lieb gewordenen Vorstellungen aufgeben. Indessen aus einem Rachegefühl heraus nahm ich meine Biblische Geschichte her mit ihren langweiligen Bildern, auf denen die Frauengestalten in halb römischer, halb arabischer Tracht dargestellt waren, und zeichnete um jede Frau einen Kapuzenmantel, wie meine Mutter ihn noch trug. Da wirkten sie gleich viel echter, gemütlicher und vertrauter.

Bilder, Bücher und die Dinge des täglichen Lebens, alles half mir beim Erzählen: die Arbeiterinnen, die bei uns zu Hause ihre Spitzen ablieferten, die Taubenfreunde, die fast jeden Sonntag bei meinem Vater, der ein berühmter Taubenzüchter war, zusammenhockten.

Unter den Spitzenarbeiterinnen, die bei uns ein und aus gingen, war eine, die allgemein Marie Liter genannt wurde. Es war eine lebenslustige Frau mit einer langen Nase. Sie kannte wohl an die hundert Lieder, die meist von Jägern und Jagdgöttinnen handelten, oder von Nonnen, die wegen einer Liebesgeschichte aus dem Kloster davongelaufen waren. Auch das furchtbare Lied des Herrn Halewin kannte sie und wußte es so dramatisch vorzutragen, daß uns die Haare zu Berge standen. Im Winter erzählte sie immer von Gespenstern und Hexen. Wenn der Wind manchmal die Türe einen Spalt breit aufdrückte und jeder schweigend hinblickte, dann stand sie auf und sprach mit tiefer Stimme in die bange Stille hinein: „Treten Sie ein, Herr Wind!" Man konnte dabei vor Angst umfallen.

Der Schwager einer Frau, die für uns manchmal Tauben rupfte, war ein Zauberer. Er wohnte außerhalb der Stadt. Da meine Mutter ziemlich oft an Magenschmerzen litt und weder Pillen noch Pulver helfen wollten, wurde auch der Zauberer herbeigeholt. Er gab ihr bittere Kräuter zu schlucken, die in Milch gekocht werden mußten.

Dieser Mann wußte prachtvoll zu erzählen über alles, was er in seinem Beruf erlebt hatte. Er sprach immer sehr schnell, ohne Stocken und ohne Ruhepause. Ich besuchte ihn gern und konnte ihm stundenlang zuhören.



In meiner Verwandtschaft hat es nie einen Künstler gegeben, mit Ausnahme vielleicht meines ältesten Bruders, der auf dem besten Wege war, ein vortrefflicher Kunstmaler zu werden, durch die Umstände aber daran gehindert wurde.

Er malte recht viel und schnell: Landschaften, Seestücke und Stilleben, voll Schwung und Stimmung. Wenn er aufs Land hinauszog, um irgendein Bild zu malen, war es stets meine größte Freude, ihm den Malerkasten tragen zu dürfen.

Unterwegs aber und während der Arbeit machte er mich auf die Schönheit der Töne und Schattierungen in der Natur aufmerksam und spornte mich an, ebenfalls zu malen.

Es stand dann auch für mich fest, daß ich Maler werden wollte. Aber eines Tages, nachdem ich ein Buch von Conscience gelesen hatte, kam es mir in den Sinn, selbst eine Geschichte zu schreiben.

Bei uns zu Hause aber fand man sie sehr schön, und einer meiner Brüder zeigte sie einem befreundeten Lehrer, der mich beglückwünschte. So erfand und schrieb ich immer wieder neue Geschichten und hatte meine Freude daran.

Angefangen habe ich mit Liebesgedichten. Dreimal hintereinander mit Liebesgedichten. Dann schrieb ich Erzählungen und Novellen. Und endlich kamen Theaterstücke, Epen, Kritiken, Romane und Trauerspiele. Oben auf meiner Bodenkammer steht eine alte Rumpelkiste, deren Schubladen vollgestopft sind mit allem, was ich im Laufe der Zeit geschrieben habe.

Da liegt auch noch ein Trauerspiel, das sieben Akte und siebentausend Verse umfaßt.



Pieter Brueghel hat als erster das Fehlende bei den Menschen entdeckt. Er machte es sich zu eigen. Und darum strahlt sein von gewaltiger Tragik erfülltes Werk solche Freude aus.

Man hat manchmal gesagt: Wie kann denn Timmermans die Geschichte vom heiligen Franz schreiben! Er ist dafür zu dick, er hat nichts vom asketischen Geist des Heiligen. Nun, wenn ich die Augen schließe, so habe ich etwas von franziskanischer Armut an mir. Ich war vor einigen Jahren auf einem Fest, das bis in den hellen Morgen dauerte. Es war inzwischen Sonntag geworden, und ich ging gleich von der Festtafel zur ersten Messe, um dann den ganzen Tag ausruhen zu können. Ich setzte mich hinten in die Kirche, nahm meinen Hut zwischen die Knie und — schlief bald ein. Man weckte mich, und es lagen vierzehn Kupfermünzen in meinem Hut.

Umgebung, Landschaft, Religion, Stadt und Menschen, sie alle schaffen an dem Werk des Dichters mit. Darum habe ich mein Arbeitszimmer so gewählt, daß ich möglichst viel von dort aus überblicke. Ich kann sagen, die ganze Stadt kommt in mein Zimmer, das edle Schiff der gotischen Kirche treibt wie eine kostbare Galeere auf den Wellen der roten Dächer, unter denen die Menschen wohnen. Unter den dünnen, zwei Finger dicken Dachpfannen hausen die Geschichten der Menschen. Sie füllen die Häuser vom Keller bis zum Dachboden, nahrhaft wie Korn, trübselig wie Staubregen oder köstlich duftend wie Äpfel. Ihr einziger Wunsch ist, erzählt zu werden. Andere rühren manchmal flüchtig daran, und meist mit böser Absicht, um den Sonntag oder den Abend totzuschlagen. Es ist, als ob sie wüßten, daß ich nach ihnen aushorche, ehrfürchtig dasitze und auf sie warte, denn die Geschichten der Menschen müssen wie Seifenblasen behutsam behandelt werden.



Und deshalb dringen sie in meine Kammer ein und bitten, daß ich sie erzähle. Sie kommen aus dem Schornstein, durch die Schlüssellöcher, die Kellerfenster, sie sitzen auf meinem Tisch und warten, daß ich sie weitererzähle.

Aber ich schreibe sie nicht sogleich nieder. Ich muß erst einmal darüber schlafen, sie durchträumen.

Am anderen Morgen haben sie dann etwas von meinem Blut und meinem Geist eingesogen, und ich bin mit ihnen eins geworden. So werden sie zu Hüllen, in denen ich mein Herz ausbreiten — oder auch verbergen kann . . .

Text und Zeichnungen aus „Timmermans erzählt" (mit Erlaubnis des Inselverlags, Leipzig)



Stijn Streuvels: Liebesspiel in Flandern

Von D. H. Waibling

Der Metzger hat viel zu tun in diesen Tagen. Er eilt von Bauernhof zu Bauernhof, um ein Schwein nach dem andern zu schlachten. Denn die Christnacht steht vor der Tür, und das ist die Zeit, wo sie in ganz Flandern zusammensitzen, die Alten und die Jungen, und herzhaft schmausen.

Sie aßen anhaltend und ernsthaft und hoben nur den Kopf, wenn sie Bier tranken oder dem Nachbar gegenüber einen Scherz zuriefen. Dann glänzte gelassene, gutmütige, ruhige Freude über ihr ganzes Gesicht, mit einem Strahl von schalkhafter Schlauheit in den zugekniffenen Augen. Die Ernte war lange schon herein, die Scheuern standen hochbepackt; die schwere Sommerarbeit war getan, und die Schinderei beim letzten Dreschen war auch schon vergessen; das Land war lange schon zugeschneit, hart gefroren, die Saat ruhte sicher darin, und die ganze letzte Zeit liefen die Burschen in der Welt herum, gleichgültig gegen alles, was ihnen sonst so wichtig war, los und frei wie faule Könige, die keinen Strohhalm von der Erde aufzuheben brauchen und ihre Zeit mit Pfeifenrauchen vertun können. Die Kraft, die sie so aufgespart hatten, prickelte in ihren starken Armen, und das Blut stand ihnen warm im Kopf; das alles mußten sie jetzt loslassen und verbrauchen in Freude und wildem Spaß, solange der Winter dauerte und die Sonne nicht mehr ins Land kam.

Wenn sie gegessen haben, dann rücken sie die Stühle und singen Lieder, sie singen viel von der Liebe, und ehe die Lieder verklungen sind, erwacht die Liebe in den Herzen der jungen Burschen und Mädchen.

Max Vanneste, der schmucke Bauernsohn, liebt Anneke Demeyer, das arme Bauernmädchen. Viel wunderbares Glück breitet diese Liebe in den beiden Herzen aus. Aber während der junge Bursche die Seligkeit der Liebe unbeschwert und ohne Gedanken an die Zukunft hinnimmt, denkt das Mädchen in einsamen Stunden an ihre Armut, und daß sie kein Heiratsgut erhalten wird und darum ihren Max vielleicht nie wird heiraten können. Gewiß werden die Alten, die von der Liebe nichts mehr wissen, nicht zugeben, daß ein Bauernjunge ein armes Mädchen zur Frau nimmt. Denn das Leben ist hart, und trotz aller Mühe und Arbeit kann Vater Demeyer oft den Pachtzins nicht bezahlen. So steht mitten in der Freude der Liebe immer wieder die Sorge auf um das harte Leben, steht die Arbeit und das karge Brot und manchmal, wenn die andern zu Festen gehen, muß sie zu Hause bleiben. Wunderbar steht aber um die Liebe und die Arbeit, um die Hoffnung und die Sorgen auch das erwachende Jahr, der schöne flandrische Frühling. Aber nicht nur die Lebenssorgen, auch die Liebessorgen bedrohen die Liebesfreuden. Während ein reiches Bauernmädchen flehende Liebesbriefe an Max schreibt, empfängt Anneke selbst vom Schulmeister, den sie doch nicht liebt, seltsam tiefsinnige Zettelchen, die sie nur halb verstehen kann. So geht das Spiel der Liebe durcheinander. Während Anneke zwischen Hoffnung und Sorge lebt und von einer wundervollen Zukunft mit Max träumt, wendet sich dessen Liebe mit dem wachsenden Jahre einem andern Mädchen zu. Er liebt Klärchen Pauwels, ohne zu wissen warum. Er denkt auch gar nicht an Heirat und Zukunft, wie er auch nicht daran gedacht hatte, Anneke zu heiraten. Er liebt einfach und ohne Nachdenken, Liebe ist für ihn Freude und Spiel, Rausch und Glück. Indessen denkt Anneke immer noch an ihn.

Und die wandelnden Tage und der kommende Sommer drohten sich immer weiter zu drehen und alles mitzunehmen, was sie selber von dem genossenen und geträumten Glück noch glaubte.

In Anfällen von Wehmut träumte sie von dem Max, den sie sich geschaffen hatte, den sie lieb hatte und lieb behielt . . . Sie ging mit ihm auf den Wegen der alten Geschehnisse durch das seltsam schöne Dorf, wo sie alle zu zweit wohnten, wie sie an jenem Abend durch den Schnee gegangen waren.

Für sie blieb er schön, und sie gelobte sich, ihn nie zu vergessen, aber sie wollte ihn verborgen halten und allein genießen. Sie glaubte manchmal noch, daß er wiederkommen würde, daß er sie nicht vergessen könnte. Aber wenn die Wirklichkeit wieder oben war, wenn sie hörte, daß er anderswo gefreit hatte, dann schöpfte sie Lust aus ihrem eigenen Leid, und sie trauerte in ihrer Seele.

Indessen aber sind die Alten schon lange mit Maxens Verhalten nicht einverstanden. Sie verstehen das Liebesspiel nicht mehr, obwohl sie es in ihrer Jugend kaum anders erlebten; aber wie sie einmal mit der Liebe zu Ende kamen, so fordern sie nun, daß Max aufhört zu spielen und zu träumen. Er soll heiraten, oder er muß aus dem Haus. Heiraten aber heißt für sie nicht, ein Mädchen zur Frau nehmen, nur weil er es liebt — heiraten heißt eine Existenz schaffen, heißt eine Wirtschaft führen, heißt arbeiten und wirken, heißt ein Mädchen nehmen, das etwas hat, heißt allem Spiel und allem Traum Lebewohl sagen.

Da er heiraten soll, will er sich fügen. Er liebt Klärchen und will sie heiraten. Aber wie er zu Vater Pauwels kommt und um sie bittet, da entscheidet der Vater anders; er soll, so beschließt er, die ältere Klotilde heiraten.

„. . . ein Haufen wird von oben abgetragen, die ältesten Pferde gehen zuerst vom Stall; Klotilde ist die Älteste, so ist das hier." „Aber ich habe Klara gefreit und versprochen . . ." wagte Max, „und sie hat mich lieb . . ." „Nein, nein, junger Mann, Klotilde oder keine!" sagte der Bauer entschlossen.

Max ist schwach und gibt nach. Aber bald erwacht er aus seiner Betäubung.

Nach der ersten Betäubung war er rasend zornig geworden auf den Bauer, den stolzen Bullen, der ihn wie einen Kuhhirten zurechtgewiesen hatte, und er war noch immer böse auf sich selber, weil er wie ein schüchternes Kalb und stumm dagestanden hatte, ohne zu wissen, was er sagen sollte, als Pauwels ihn mit einem Verziehen seiner dicken Lippe hinausgesetzt hatte. „Hängt sie an die Bäume, eure feinen Töchter!" Ha! Ha! Meinte er, er hätt's mit einem Simpel zu tun, daß er ihm eine andere aufreden wollte? Und das Gerede über Geld und Werte! Oder galt es vielleicht einen Kälberkauf?

Kaum hatte er begonnen, das Leben zu durchschauen, da mußte er sehen, daß ein seltsames und undurchsichtiges Feilschen und Handeln um ihn begann. Vater Vanneste vermag es durch allerlei Winkelzüge zu erreichen, daß Demeyer, Annekes Vater, von seinem Pachthof vertrieben wird, und diesen Hof soll das junge Paar Max und Klotilde pachten. Es ist ihm selbst nicht ganz wohl bei diesem Handel; aber was nützen alle Gewissensbisse, er will sein Ziel erreichen und wird es erreichen. Ein Bauer wie er ist dickschädelig und kennt keine kleinen Bedenken. Demeyers Habe wird wahrhaft versteigert. Anneke und ihre Mutter sehen schweren Herzens Stück um Stück aus dem Hause gehen, zuletzt werden sie selbst den Hof verlassen, damit das junge Paar dort einziehen kann — möge es glücklicher sein als sie selbst. Zuvor wird noch die Hochzeit gefeiert, es ist ein großes und lautes Fest. In der Stille aber ziehen noch einmal an Maxens Seele die Mädchen vorüber, die er wirklich geliebt hat, denn Klotilde hat er ja nur geheiratet. Manche von diesen ist heute bei der Hochzeit, manche tanzt mit ihm, auch Anneke. Aber als die Hochzeitsgäste nach Hause gehen, waren Anneke und der Schulmeister die letzten.

Sie gingen absichtlich langsam, um abseits und allein zu bleiben. Der Jüngling erzählte ihr in einem fort, und sie lauschte den Wunderdingen; er zeigte ihr den Mond und die nächtlichen Bäume, und er ließ sie die frische Kühle der frühen Morgenstunden kosten. Es war, als ob sie das früher nie so gesehen hätte, und was er erzählte, das klang ihr so süß wie Musik, wie im Takt und Maß eines Liedes.

Das stille Glück schwebte hinter ihr und vor ihr, über ihr und unter ihr und weit rings umher: Glück war die Erinnerung, die im Schimmer der ersten Liebe sich hinter ihr erhob, Glück war die Erwartung auf die Zukunft, die vor ihr stand, mit allem, was das Leben ihr bringen würde. Aber gerade jetzt in diesem Augenblick schmeckte die Luft um sie herum besonders gut . . . wäre die Nacht doch ohne Ende . . . doch sie die Helligkeit jagte wie eine Wolke aus Goldstaub über die Felder im Osten! Und sie dachte daran, wie sie morgen in der Einsamkeit an die jetzt geschehenen Dinge zurückdenken würde.

Sie erzählte ihm dann leise von jener anderen Nacht — einer weißen Wundernacht wie diese — wie sie da über das Schneefeld gegangen waren, dieselben Burschen und Mädchen, zwei und zwei mit dem Gelöbnis, für immer zusammen zu bleiben . . . und daß es nicht lange gehalten hatte. „Mit wem warst du da?" fragte er. „Mit Max". „Und nun sind wir es, ich und du, Anneken, für immer!" Sie antwortete mit einem festen Druck ihrer Hand.

Noch einmal steigt in dieser Nacht vor den Alten das Gefühl der Schuld auf. Sie verjagen sie so rasch, wie sie gekommen ist, und ehe sie heimkehren, wird der Plan für die Arbeit des neuen Tages gemacht. Das ist so in Flandern, diesem wundersamen Land, in dem der Mensch zwischen harter Arbeit und heller Freude, zwischen Liebeslust und Liebesleid sein Leben lebt. Ein Leben, das hineingewachsen ist in die Landschaft, das wie sie vom Gang des Jahres geregelt wird und das in diesem großen und ergreifenden Werk eines Dichters in seiner ganzen Breite und Fülle einmalig und meisterlich gestaltet wurde.

Skizzenbuch

Felix Timmermans

Zu seinem 50. Geburtstag am 5. Juli

Das kleine flämische Volk, das in Sprache und Kultur zu unsern nächsten Artverwandten zählt, hat mehr als einmal die Aufmerksamkeit auf die erstaunlichen künstlerischen Kräfte seines Landes gelenkt. Man braucht nur die Namen Rubens, van Dyck, Brueghel, van Gogh und Masereel zu nennen, um die Vorstellung von etwas Großem und Bedeutsamen zu wecken. Aber nicht nur auf dem Gebiete der bildenden Kunst hat das flämische Volk Hervorragendes geleistet — auch in der Dichtung darf es Anspruch auf Bewunderung erheben. Da ist de Costers „Ulenspiegel", der Weltberühmtheit erlangt hat. Der große Verhaeren gab einer ganzen Generation von Lyrikern Beispiel und Vorbild.

Unter den Lebenden aber ist der in Deutschland bekannteste und erfolgreichste Dichter Felix Timmermans. Ursprünglich hat Timmermans Maler werden wollen, und die Illustrationen, die er für seine Bücher schuf, beweisen, daß er nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein begabter Zeichner ist. In seiner Dichtung blieb er stets mit seiner flämischen Heimat aufs innigste verbunden. Ihre Menschen und ihre Landschaft schildert er in einer einfachen, aber höchst lebendigen Sprache, aus der wie aus einem Riesenfüllhorn in prächtiger Buntheit das Leben mit seiner ganzen Mannigfaltigkeit quillt. Man spürt Timmermans' malerische Begabung und wird unwillkürlich an die großen flämischen Maler erinnert, liest man seine herrlichen Naturschilderungen, wie sie zum Beispiel sein „Pallieter" in reicher Fülle enthält. Da entstehen herrliche bunte Gemälde fröhlicher und ausgelassener Menschen in Schenken, auf Tanzböden, bei Kirchweihfesten und Hochzeiten und gleichzeitig herbe, holzschnittartige Zeichnungen schlichter Menschengestalten.

Timmermans wurde am 5. Juli 1886 in Lier geboren. Er war das dreizehnte Kind. „Ich wuchs heran in den schönen Lierschen Spitzen, wie das Städtchen Lier selber darin aufwächst. Mein Vater war der Sohn eines Spitzenhändlers, meine Mutter die Tochter eines Schmiedes. Meine Kinderzeit ging vorüber mit Zeichnen, Lesen, Erzählen, und ich träumte davon, ein Kunstmaler zu werden. Ich besuchte die Akademie, und nach und nach füllte sich mein Rumpelkasten mit Zeichnungen, Theaterstücken, Erzählungen und . . . Liebesgeschichten. Nach einer schweren Krankheit, die mich dem Tode nahebrachte, erfaßte mich eine neue starke Lebensfreude, und damals entstand der ‚Pallieter'. Als er beendet war, brach der Krieg los. Im zertrümmerten Städtchen Lier saß ich mit meiner Frau, deren Mutter und unserem Hund und wartete traurig auf das Ende des Dramas . . ."

So erzählt Timmermans selbst aus seinem Leben. Schon während des Krieges entstand aus den Erzählungen der Mutter seiner Frau jenes köstliche Weihnachtsbuch „Das Jesuskind in Flandern", in dem die Christusgeschichte humorvoll und doch andächtig im Rahmen der flämischen Landschaft dargestellt wird. Im „Pfarrer vom blühenden Weinberg" erleben wir die anmutige Geschichte einer zarten, opferbereiten Liebe. Und in der reichen Fülle von Timmermans' späteren Werken — „Das Licht in der Laterne", „Die bunte Schüssel", „Die Delphine", der Lebenslegende des Malers Pieter Brueghel und anderen — lernen wir das flämische Volk in seiner bunten Fröhlichkeit noch mehr kennen und lieben.

F. Hammer

Finnische Dichtung

Wesentlich für die finnische Dichtung ist ihre enge Verbindung mit ihrer Heimat. Auch die Anregungen, die die Literatur dieses Landes von außen empfangen mag, werden auf unabhängige und selbständige Art verwertet. Die eigentliche finnische Dichtung aber wird aufs stärkste bedingt durch den Charakter der Landschaft und der daraus erwachsenden und von ihr abhängigen Volkskultur: die grenzenlose Weite und Größe des Landes, seine Unberührtheit, Wildheit und Einsamkeit in Verbindung mit dem harten Lebenskampf. Dies alles verleiht dem Finnen jenen tiefen Ernst, der mitunter schwermütige Stimmungen hervorruft. So ist auch der größte Dichter der finnischen Sprache, Aleksis Kiwi, in den letzten Jahren seines Lebens in tiefste Schwermut verfallen, bis ihn der Tod erlöste.

Finnland ist bekanntlich ein zweisprachiges Land. Seit der staatlichen Unabhängigkeit sind Finnisch und Schwedisch die beiden Landessprachen. Galt unter der zaristischen Zeit die finnische Sprache als nicht „gesellschaftsfähig" und „zweitrangig", so steht sie heute im Mittelpunkt des gesamten Lebens.

In kultureller Hinsicht hat Finnland viele Anregungen von Schweden erhalten. Bedeutende Schweden waren führende Männer der finnischen Kultur, wie es bei Runeberg am sichtbarsten in Erscheinung trat. Runeberg, von Hause Schwede und schwedisch schreibend, ist ohne die finnische Landschaft, ohne die finnische Volkskultur gar nicht denkbar. Sein Schwedentum hat sich vollkommen mit finnischem Wesen vermischt und als glänzendes Zeugnis dieser glücklichen Verbindung der Weltliteratur u. a. die „Erzählungen des Fähnrich Stahl" geschenkt, deren Einleitungsstrophen zudem die neue finnische Nationalhymne enthalten.

Die finnische Dichtung im engeren Sinne beginnt erst mit Aleksis Kiwi (1834—1872), womit sie allerdings auch sofort auf einem Höhepunkt angelangt ist. Ist das Jahr 1870 als Erscheinungsjahr seines Romans „Die sieben Brüder" der große Markstein in der finnischen Dichtung, so ist die Aufführung seines Dramas „Lea" am 10. Mai 1869 der Ge-

burtstag des finnischen Theaters. In den „Sieben Brüdern" hat der Dichter die verschiedensten Gestalten des finnischen Volkscharakters festgehalten. Der Roman ist eine Quelle für das finnische Volksleben. Der Dichter verwebt alte Lieder und Sagen mit dem Stoff. Seine Sprache ist die lebendige Sprache des Volkes, einfach, klar und warm. Und über dem Ganzen steht das überlegene Lächeln des wirklichen Humoristen.

Unmittelbar an Kiwi schließt sich eine neue Epoche in der finnischen Dichtung an. Entwickelte sich die finnische Literatur vor 1880 noch ohne tieferen Zusammenhang mit der europäischen Literatur, so wurden nunmehr unmittelbare Verbindungen mit den literarischen und geistigen Strömungen Europas aufgenommen. Ein hervorragender realistischer Dichter ist Juhani Aho, der in dem Roman „Schweres Blut" die ganze Ursprünglichkeit der finnischen Menschen und ihr natürliches ethisches Empfinden darstellt. Die Frau zwischen zwei Männern — so schwer und hart der Lebenskampf ist, so schwer rollt auch das Blut, aber ebenso unerbittlich ist auch die Entscheidung: der eine der beiden Männer stürzt sich mit seinem Boot über den Fall des Stromes hinab.

An dieser Stelle soll aber auch der finnische Rosegger nicht vergessen sein — der Volksdichter Kauppis-Heikki, der in seiner Jugend als Knecht auf dem Hofe von Ahos Eltern diente; die Söhne des Hauses lehrten ihn schreiben und gaben ihm Bücher zu lesen. Dabei erwachte seine eigene Erzählungsgabe, und er begann selbst zu schreiben. Er berichtet mit tiefer Innerlichkeit und lebendigem Humor aus dem Leben der Bauern in seiner Heimat.

Zu den ersten finnischen Schriftstellerinnen gehört Maila Talvio. Mit glühendem Anteil schildert sie die Nöte der Frauen. Dagegen zeichnet sich Maria Jotuni vor allem durch ihre Stilkunst aus. In der Geschichte „Alltagsleben" läßt sie die Menschen ihrer Heimat lebendig vor uns erstehen; sie schreibt in Form von dramatischen Dialogen, wodurch die Darstellung einen starken Impuls bekommt.

Ilmari Kianto hat in seinem Roman „Der rote Strich" die ganze Armut der Menschen in der Einöde und ihren unerhörten Kampf ums Dasein geschildert. Johannes Linnankoski hat neben seinem im Auslande weitbekannten „Lied von der glutroten Blume", in dem er die elementare Triebkraft seiner heimatlichen Menschen mit starker dichterischer Kraft darstellte, den Roman „Die Flüchtlinge" geschrieben, der in Darstellung, Durchführung und dramatischer Kraft weit geschlossener und stärker wirkt.

Der Beginn der heutigen Dichtung ist gekennzeichnet durch Edith Södergran. Durch sie fand die moderne Dichtung Eingang in Finnland. Wie eine herrliche Blume blüht diese junge Dichterin auf, um rasch zu vergehen. 1892 ist sie geboren, 1923 gestorben. So ist ihr Leben und Dichten gerade in einer Zeit starker künstlerischer Gärung aufgegangen. Ihre Lyrik ist von einer ungeheuren Lebensfülle, voll tiefstem, reifstem, menschlichem Ausdruck und starker Bildkraft.

Der führende moderne Lyriker der finnländischen Schweden ist Elmer Diktonius (geb. 1896). Er trägt das Erbe von Edith Södergran weiter. Eine starke und ehrliche Freiheitssehnsucht erfüllt sein Schaffen. In seinen sozialen Gedichten, worin er für die Armen und Ärmsten spricht, blüht echtes Feuer. Von den jüngeren Lyrikern ist der Maler-Dichter Rabb Enckell (geb. 1903) als Vertreter jener „reinen" Dichtung zu nennen, die sich fern den Zeitereignissen bewegt und vor allem Stimmungsbilder aus dem Leben der Natur zeichnet.

Eines der besten Bücher des letzten Jahres ist „Isännät ja isäntien varjot" („Der Bauer und sein Schatten") von Putti Haanpääs, in dem das schwere Schicksal der Bauern in der Notzeit behandelt wird. Mit zum Besten der finnischen Prosadichtung der Gegenwart gehört die Novelle „Ihmisten keväc" („Menschen im Frühling") von Toivo Pekkanen. Zwei Jugendliche aus der Arbeiterklasse haben Gefallen aneinander gefunden; das Verhältnis zeitigt seine Folgen. Der Arbeitslose Jaakko denkt an eine Beseitigung, aber Aune ist dagegen, und das Kind erblickt das Licht der Welt. Eine ganz einfache, aber wunderbar erzählte Begebenheit. Der Roman „Vägen leder uppat" („Der Weg geht aufwärts") von Eric von Schanz spielt in einem finnischen Landort und erzählt von einem armen Journalisten, der arbeitslos wird. Dabei werden auch die nationalen und politischen Probleme der Finnlandschweden erfaßt und gestaltet. Ein urfinnischer Roman ist dagegen Heikki Toppilas „Tulisilla vaunuilla" („Auf dem Feuerwagen"), in den viele Volksgeschichten und Anekdoten eingeflochten sind.

Und in Mika Valtaris „Palava nuoruus" („Flammende Jugend") begegnet uns der letzte Teil einer umfangreichen Romantrilogie aus der Entwicklungsgeschichte des heutigen Helsingfors.

Der außerhalb Finnlands am meisten bekannte Frans Eemil Sillanpää ist die stärkste dichterische Begabung der lebenden Generation. Knut Hamsuns Geist, der die heutige finnische Literatur durchdringt, ist auch in seinem Werk spürbar. Als seinen Lehrer und Meister betrachtet Sillanpää selbst Juhani Aho. In seinem Roman „Silja, die Magd" („Weltstimmen Jahrgang 1933 S. 246) hat er das kleine, unbedeutende Leben einer Magd mit grenzenloser Liebe erfaßt und ins zeitlos Menschliche erhoben.

Fr. Ege-Helsingfors

Deutsche Übersetzungen finnischer Dichtungen:

Frans E. Sillanpää: „Silja, die Magd", Insel-Verlag „Menschen in der Sommernacht", ebenda.
Juhani Aho: „Der Hochzeitstag", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. „Ellis Jugend", Schuster & Löffler, Berlin. „Ellis Ehe", Schuster & Löffler, Berlin. „Novellen", Reclams Univ.-Bibl. Nr. 3758.
Karl A. Tavaststjerna: „Das Geheimnis des Finnischen Meerbusens", Univ.-Bibl. 5714.
P. Päivärinta: „Novellen", Univ.Bibl. Nr. 2659 u. 2938.

Aleksis Kivi: „Die sieben Brüder"
Juhani Aho: „Die Eisenbahn"
— — „Schweres Blut"
Larin Kyösti: „Novellen"
Maria Jotuni: „Alltagsleben"
Ilmar Kianto: „Der rote Strich"
Aleksis Kivi: „Die Heideschuster" (Komödie)
Johannes Linnankoski: „Die Flüchtlinge"
Suomis Gesang. Finnische Lyrik
} sämtlich im Verlag Heinrich Minden, Dresden, erschienen

Eine zweite Ausgabe von Aleksis Kivis: „Die sieben Brüder", neuerdings im Verlag Holle u. Co., Berlin.

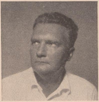
Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



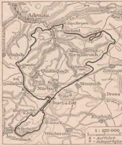
Josefa Berens-Totenohl: Mein Weg

Meine Geburtsheimat ist das kleine Bergnest Grevenstein, meine Wahlheimat das Totenohl, ein verschwiegener Winkel an der obern Lenne, in dem ich seit dem Herbst 1925 wohne. Zwischen diesen beiden Orten liegt mein im Jahre 1891 begonnener Weg. Denke ich an die erste Heimat, in der ich bis zu meinem zwanzigsten Jahr lebte, dann steigt als Schönstes vor meinem Auge das Kuhhüten auf mit all seiner Freiheit und Seligkeit, mit all seinem Erleben der Natur und ihrer ewig neuen Gestalt und Freude. Ich höre den Wald rauschen, an dessen Rand mein Weideland lag. Ich sehe die Tiere springen und in dem geheimnisvollen Dunkel verschwinden. Ich höre noch die alten Lieder und habe die weiße Ziege nicht vergessen, die sich immer unter meine Schürze schob und fest an mich lehnte, wenn Regen kam. Dann folgt Vaters Schmiede, in der ich viele Stunden im Feuerschein stehen und sitzen konnte, meist ein kleines Geschwister auf dem Arm. Ich bin das dritte Kind von zehn Kindern. — Ein weiteres Glück im Elternhaus war das Erzählen. Wir hatten einen Großvater im Hause, und da gab es viele Geschichten, fromme und böse, Geschichten von wilden Tieren. Aber es gab keine Bücher. Das war mein Kummer. Dann holte der Tod in wenigen Jahren den Großvater, den Vater, eine jüngere Schwester. Da begrub ich die letzte Hoffnung, noch an Bücher zu kommen, erreichte schließlich doch ein dreijähriges Studium für den Lehrerinnenberuf im Arnsberger Seminar, war fast ein Jahrzehnt im Beruf tätig. Im Winter 1923 gab ich den festen Beruf auf, zog nach Höxter-Godelheim und malte. 1925 kam ich ins Totenohl und damit in mein Heimatland, das Sauerland, zurück. Die ersten Jahre gehörten ganz der Malerei. Im Winter 1931/32 mußte ich dann Gedichte schreiben, die gesammelt den Titel tragen werden „Das schlafende Brot". Dann folgten die beiden Romandichtungen, die eigentlich eine ist: „Der Femhof" und „Frau Magdlene".



Bruno Brehm: Aus meinem Leben

Am 23. Juli des Jahres 1892 wurde ich zu Laibach in Krain als Sohn eines k. u. k. Hauptmanns geboren. In meiner Jugend machte ich das Wanderleben eines österreichischen Offizierskindes mit. An meine Gymnasialzeit in Eger und in Znaim in Südmähren denke ich nur mit Schaudern zurück. In meinem ersten Roman: „Der lachende Gott", habe ich diese trüben Zeiten in einem solchen Provinzgymnasium geschildert. Auf einigen Umwegen wurde ich selbst Offizier, zu Anfang des Weltkrieges verwundet und von den Russen gefangen. In einem Moskauer Spital traf ich den blutjungen Fähnrich Edwin Erich Dwinger. Wir wußten damals beide noch nicht, daß wir einmal „Autoren" werden würden. Ich wurde von Lager zu Lager geschleppt, nach zwei Jahren als Invalider ausgetauscht und bei Asiago wieder verwundet. Meine Kriegszeit habe ich später in meinem Buche „Das gelbe Ahornblatt" geschildert. Mein Buch „Susanne und Marie" ist vielleicht mein schönstes Buch geworden. Das danke ich vor allem meiner Frau, die ich immer wieder fragen konnte, ob es so recht sei. Da habe ich viel gelernt. Dann entstand die Trilogie: „Apis und Este" (So fing es an), der Aufbruch des südslawischen Nationalismus; „Das war das Ende" (Von Brest-Litowsk bis Versailles), der Untergang der Mittelmächte, und dann als letzter Band: „Weder Kaiser noch König" (Der Untergang der Habsburgischen Monarchie). Vielleicht vermag ich es noch einmal, ein Buch jener Hoffnung zu schreiben, die mich erfüllt, und jenes Glück darzustellen, das unser aller wartet. Es wird ein ernstes, ein strenges Glück voll Arbeit und Mühen sein. Aber vielleicht werden wir dann vor unseren Kindern die Prüfung bestehen; daß wir alles getan haben, was in unseren Kräften stand, um jene Wunden zu heilen, die uns das Schicksal und die wir selbst uns schlugen.



Aus „Meyers Haus-Atlas“

Der Nürburgring, eine 1927 in der Eifel eröffnete Gebirgsprüfungs- und Rennstrecke für Kraftfahrzeuge. Der Gesamthöhenunterschied der 29 Kilometer langen Strecke beträgt bei einer Rundfahrt 700 Meter

Ein neuer Hausatlas zum Reisen und Plänemachen

Man pflegt gemeinhin der Neuankündigung eines Kartenwerkes nicht allzu viel Aufmerksamkeit zuzuwenden in dem Gedanken, daß ein Atlas eben ein Atlas sei, und daß sich die einzelnen Ausgaben nur durch Anzahl und Qualität der Karten unterscheiden. Um so beachtenswerter ist es, wenn der soeben im Bibliographischen Institut in Leipzig erschienene „Meyers Haus-Atlas“*) einen völlig neuen Weg beschreitet. Auch in diesem Atlas finden wir selbstverständlich die Karten aller Länder und Erdteile nach dem neuesten Stande (im fernen Osten ist bereits der neue Staat Mandschukuo mit seiner letzten Provinzeinteilung eingezeichnet. Vor allem aber finden wir in „Meyers Haus-Atlas“ auch eingehende Wanderkarten der mitteleuropäischen Reisegebiete, in einem großen Maßstab, bei dem wir auch die Straßen und kleinere Ortschaften noch genau verzeichnet sehen. Unsere Ferienreise können wir also mit Hilfe von „Meyers Haus-Atlas“ im voraus genau ausarbeiten, können feststellen, daß hier der Ort und dort etwas abseits das Gasthaus liegt, in dem wir wohnen werden, daß ein Stück weiterhin ein Hügel ist, hinter dem wieder einige Bauernhöfe stehen. Durch die Einfügung der wichtigsten „Erholungslandschaften“ sind dem Gebrauch eines solchen Werkes eine ganze Anzahl neuer Möglichkeiten erschlossen. Wenn früher ein Atlas dazu diente, in großen Zügen über die Lageverhältnisse einzelner Städte, Gebirgszüge, Flüsse oder Länder zu unterrichten, so wird „Meyers Haus-Atlas“ zu einem Handbuch des täglichen Gebrauchs, das über diese gewohnten Antworten hinaus noch neue, bisher im Atlas nicht gesuchte Einzelfragen beantwortet.

Dem Kartenteil vorausgestellt ist eine Einleitung von Dr. Edgar Lehmann „Die Erde im Spiegel der Landkarte“. Der Verfasser berichtet hierin in knapper Form über die Geschichte der Landkarte. Seine Ausführungen, die auch das Kartenlesen lehren, werden durch 51 Zeichnungen unterstützt, von denen wir hier eine mit abbilden. Ein ausführliches Register mit seinen rund 70 000 Namen gibt einen Eindruck von der Reichhaltigkeit des Werkes.

B. T.

*) Meyers Haus-Atlas. 170 Haupt- und Nebenkarten, bearbeitet in der Kartographischen Abteilung des Bibliographischen Instituts. Verlag Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig (RM 12.—).

Der neue Baedeker

Ganz Deutschland in einem Band — das ist die sportliche Rekordleistung des „Baedeker“*) im deutschen Olympia-Jahr. So wird das berühmte Reisehandbuch den einheimischen Reisenden wie den fremden Besucher nach allen Richtungen unseres Landes getreulich begleiten — nicht nur wie einst nur den Post- oder Eisenbahnreisenden, sondern ebenso den Autofahrer und nicht zuletzt auch den Flugaft. Alle in Frage kommenden Strecken sind sorgfältig beschrieben und werden auf über 100 Karten und Plänen im einzelnen, sowie auf der in besonderer Tasche hinzugefügten Straßenkarte in Gesamtübersicht verdeutlicht. Dazu kommen die üblichen allgemeinen Auskünfte, historische und bibliographische Überblicke zur Landes- und Völkerkunde, zur Geschichte von Kunst und Landschaft. Der Kunstfreund wird freilich manchen Hinweis auf weniger bekannte Schätze an und abseits der Landstraße vermissen; doch sind allenthalben die bedeutenden Profanbauten, Kirchen und Museen mit ihren Besuchszeiten angeführt. So ist wohl alles enthalten, was auf dem Raum von 500 Seiten überhaupt gesagt werden kann, um den Reisenden auf Deutschlands Straßen sicher zu führen. Für eine tiefer eindringende Kenntnis gerade auf kulturellem Gebiete freilich wird ein vorbereitendes Ergänzungsstudium nicht zu entbehren sein.

K. Bl.

*) „Das Deutsche Reich und einige Grenzgebiete. Reisehandbuch für Bahn und Auto von Karl Baedeker. Mit 33 Karten, 75 Plänen und einer großen Straßenkarte. (Karl Baedeker Verlag, Leipzig 1936. 524 S., RM 12.50.)

Kurz und gut!



Wir eröffnen dieses Heft und die „Weltreise" der Weltstimmen mit Gedichten und Zeichnungen aus dem Bändchen „Alte Seemannslieder und Shanties", das Konrad Tegtmeier (im Verlag Dr. Hauswedell, Hamburg) herausgebracht hat. Lieder der seefahrenden Völker, zum Teil in der Ursprache — englisch, norwegisch, italienisch — sind hier auf engsten Raum vereinigt, und werden von den feinen und phantasievollen Zeichnungen von A. Mohlau mit munteren Arabesken begleitet. Neben dem ganz eigenen Reiz, den diese derb-fröhlichen Lieder ausströmen, besitzt die Sammlung auch kulturgeschichtliches Interesse, da mit dem Leben auf den Segelschiffen auch die alten Seemannsweisen, allmählich ganz zu verschwinden drohen. So kommt uns hier noch einmal die alte Romantik der Seefahrt nahe, die schon unsere ersten Jugendträume erfüllt hat (96 S., RM 3.50).

Und siehe da — auch der erste Held unserer Jugend, der heimliche Held unseres ganzen Lebens, steht wieder mit allen Wundern und Schrecken des Abenteuers in ferner Welt geheimnisvoll lockend vor uns auf: Daniel Defoes „Robinson Crusoe" — in sorgsamer Erneuerung der ältesten deutschen Übersetzung aus dem Jahre 1720 durch Severin Rüttgers (Insel-Verlag, Leipzig), befreit von allen Verstümmelungen, die ihm von den allzu sorgsamen Händen ängstlicher Erzieher angetan worden sind. Mit Recht erscheint er nun unter den großen Werken der Weltliteratur in der Reihe des Inselverlags „Die Bibliothek der Romane", die jetzt auch ein neues Kleid und eine zeitgemäße Ausstattung gefunden hat und diese Vorzüge mit einer wahrhaft volkstümlichen Preisgestaltung verbindet. Die großen Namen aller Zeiten sind hier mit ihren Meistererzählungen vertreten; aus dem Bereich unserer heutigen Betrachtung sind noch im Zusammenhang mit der nordischen Literatur Selma Lagerlöfs „Gösta Berling" und für die flandrische Dichtung de Costers „Tyll Ulenspiegel" zu nennen, die ja in Deutschland längst nicht mehr Gastrecht, sondern schon volles Hausrecht genießen und nun auch wahrhaft zu Volksbüchern werden können (jeder Band mit 5—600 Seiten RM 3.50).

Auch der Eugen Diederichs Verlag in Jena, der uns vor einem Menschenalter zuerst mit de Costers „Ulenspiegel" in der schönen Übersetzung von Oppeln-Bronikowski vertraut gemacht und damit zugleich den eigentlichen Weltruhm des Werkes begründet hat, bringt dieses aus echt germanischem Geist geborene nationale Epos vom Freiheitskampfe der Niederlande gegen die Spanier in einer stattlichen Neuausgabe zum volkstümlichen Preise heraus (522 Seiten in Lw. RM 3.60). So schließt sich die Reihe vom alten deutschen Volksbuch von Eulenspiegel bis zur epischen Ausgestaltung des Stoffes durch den Dichter einer späteren Zeit.

An die Seite des Mannes Marius, über dessen Lebensfahrt wir ebenfalls zu Beginn dieses Heftes berichtet haben, tritt noch sein älterer Landsmann Björn Björnson, der Sohn des großen norwegischen Dichters und Freiheitsmannes Björnsterne Björnson mit seinem prächtigen Erinnerungsbuch „Nur Jugend" (E. P. Tal & Co., Leipzig/Wien, 231 S. RM 5.—) — ein Buch voll unbändigen Lebens, mit einem wahren Wikinger-Temperament erzählt, mit prachtvollen Streichen, aus denen die ganze urwüchsige Kraft und Gesundheit eines ungebrochenen Volkstums sprechen. Wir werden auf dieses Buch noch zurückkommen, das gewissermaßen einen Gegenbesuch der nordischen Verwandtschaft in unserer Heimat darstellt; denn es schildert in der Hauptsache die Erlebnisse des jungen Nordlandsohns vor einem halben Jahrhundert als Musikstudent und Schauspieler in Deutschland und Österreich und die Besuche der „Meininger" in den einzelnen europäischen Hauptstädten. Damit, wie durch die Fülle der geschilderten Persönlichkeiten, vor allem auf dem Gebiete des Kunstlebens, hat das Werk für uns auch kulturgeschichtliches Interesse. Zugleich aber ist es in seiner Schilderung der verschiedenen Abenteuerfahrten auf eine merkwürdige Art gleichsam beständig von nordischem Seemannsgeist erfüllt. Wir kommen auf das launige und gehaltvolle Buch noch bei späterer Gelegenheit zurück. Ebenso bringen wir vorläufig einen Hinweis auf einen ganz jungen Norweger Per Imerslund, dessen erstes Werk „Das Land Noruega" — das aber eigenartigerweise in Mexiko spielt —, wir ebenfalls in einem späteren Zusammenhang unserer „Weltreise" noch behandeln werden (Insel-Verlag, Leipzig, 254 Seiten, RM 4.—).

K. Bl.

Consuela

Hanns Johsts kleines Buch „Consuela / Aus dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt" erscheint soeben in einer vom Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, sehr hübsch ausgestatteten Neuauflage. Das kleine Werk ist zunächst ein Reise-

bericht, in knapper, sehr persönlich gefärbter und persönlich gewählter Sprache hält es die Eindrücke und Erlebnisse der Reise ohne alle Sentimentalität sachlich fest. Gedanken knüpfen sich an das unmittelbar Erlebte. Die knappen Aufzeichnungen wirken aber auf den Leser so stark, daß er das Land der Mitternachtssonne, das noch immer unberührte Reich der nordischen Natur, wahrhaft erlebt. Er fühlt sich aber auch mitten hineingezogen in das Leben und Treiben der vielgestaltigen Reisegesellschaft. Seltsam und gegensätzlich durchdringen sich so die ungebrochene Atmosphäre der Landschaft und die vielfach gebrochene Atmosphäre der Gesellschaft. In diese Aufzeichnungen ist eine sehr zarte Liebesgeschichte hineingeflochten. Der Ablauf dieser Begegnung, von ihrem ersten Beginn bis zum Höhepunkt, der Schilderung eines köstlichen, weltentrückten Tages, und dem raschen, plötzlichen Abschied, gibt dem Buche die lyrische und musikalische Note. Das Zarteste ist nur leise berührt und wirkt gerade darum mit seiner ganzen Kraft (88 S. RM 2.50).

O. Heuschele

Wilhelm Moberg — ein schwedischer Dichter

Wilhelm Moberg rechtfertigt auch mit seinem neuen Roman „Weib eines Mannes" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin - Wien - Leipzig. 268 S. RM 5.50) die Aufmerksamkeit, die seine beiden ersten Bücher „Die harten Hände" und „Kamerad Wacker" hervorgerufen haben. Immer geht es ihm um die Darstellung bäuerlichen Lebens und der Menschen, die nur für ihre Scholle arbeiten und gefühlsmäßig mehr als andere um die Nähe der Erde und die Gewalt ewiger Zusammenhänge wissen und darum unabwendbar ihrem Schicksal nachgeben müssen, wenn es von Urgewalten heraufbeschworen wird. Dies zeigt er auch in seinem Buch „Weib eines Mannes": Märit, die Paul geheiratet hat, ohne ihn weiter zu kennen, ist ihm auf seinen neuen Hof gefolgt und lernt dort den Bauern Haakan kennen. Eine tiefe Liebe und wilde Leidenschaft treibt diese beiden jungen Menschen zueinander. Haakan, der sich erst in zweiter Linie, dann allerdings höchst ungern, darüber Gedanken macht, daß er sich die Frau seines Nachbarn genommen hat, denkt nur noch daran, wie er Märit ganz für sich gewinnen kann. Er leidet fast körperlich unter der Vorstellung, daß sie auch Paul gehört und ihm zu Willen sein muß; darum lehnt er sich auf gegen jedes menschliche Recht und Gesetz. Aber ehe sich Märit endgültig für Haakan entschließt, da sie fühlt, daß sie nur das Weib eines Mannes sein kann, muß sie erst einen langen Kampf mit sich selbst ausfechten und erkennen, daß Paul nichts von ihr weiß und sie ihn nicht mehr und nicht weniger als ein Stück seines Viehes ist, das gut behandelt und gepflegt wird, damit es gesund bleibt und seine Kräfte ausgenützt werden können. Und auf der anderen Seite steht Haakan, der Märit kennt und der sie als Frau restlos erfüllt. So verläßt Märit am Schluß das gesicherte Leben an Pauls Seite, verläßt den Hof, für den sie bisher gearbeitet hat und folgt dem Schicksalhaften, unabweisbaren Ruf ihres Blutes. Wenn ein Buch wie dieses bis ins Innerste erschüttert und die Tragik und das Glück des Menschen bis zu den letzten Urquellen aufreißt, kann man es wohl als große Dichtung bezeichnen.

M. Weidenbach

Zwei neue Bücher von Gunnar Gunnarsson

In der Inselbücherei ist eine neue Erzählung von Gunnar Gunnarsson „Das Haus der Blinden" in einer sehr schönen Übertragung von Edzard H. Schaper erschienen (Insel-Verlag, Leipzig, RM —.80).

Diese meisterliche kleine Dichtung gestaltet Bilder aus dem Leben zweier blinder Männer. Es ist nicht möglich, vom Inhalt einzelnes auch nur anzudeuten, so sehr ist alles und jedes an die einmalige Gestalt der Dichtung, an den Leib des dichterischen Wortes gebunden. Dem Dichter ist es gelungen, die einzelnen Gestalten, vor allem die beiden Blinden selbst, und die Frauen, so plastisch herauszustellen, daß wir unmittelbar an jeder, auch der kleinsten Handlung und Gebärde teilhaben. Was aber fast noch stärker auf den Leser wirken muß, das ist das, was nicht in Worten ausdrückbar ist, was zwischen den Sätzen schwebt; die Raum-Atmosphäre, das zwischen den Menschen und den Dingen Schwebende; das Schicksal des Blindseins, das wie Musik durch die Dichtung hindurchklingt. Man legt das kleine Prosastück, das auch seiner sprachlichen Gestalt nach meisterlich genannt zu werden verdient, mit tiefer Ergriffenheit aus den Händen.

Otto Heuschele

Die andere Neuerscheinung ist Gunnarssons Island-Roman „Im Zeichen Jörds" (Albert Langen / Georg Müller, München, RM 5.80).

Der Dichter schildert hier in einfacher Erzählung das Land und die ersten Ansätze zu seiner Besiedelung. Von Harald Halfdansson vertriebene Normannen ergriffen damals von der Insel Besitz. Gehöfte entstanden, und aus dem steten Kampfe mit Jörd, der Erde, erwuchs ein stolzes Geschlecht, die Männer Odins und Thors, von denen die Sagas berichten. Wer die Bücher Gunnarssons kennt, weiß, daß hier kein historischer Roman im alten Sinne geschrieben wurde. Es sind keine „Heldengestalten" in diesem Buch, aber Männer und Frauen von Fleisch und Blut, die erfüllt sind vom Geheimnis der gebenden und nehmenden Erde, und die zwischen Geburt und Tod ihr Leben zu formen suchen. „Gefahr — Vollendung — Tod", das ist die Hausmarke des Bauern Ingolf, das war der Wahlspruch der starken und einfachen Menschen der isländischen Sagas, und das ist der Geist dieses Buches, das selbst eine Saga ist.

H. Leithold



Das Dorf Olympia — Mit Erlaubnis des Atlantis Verlags aus Curtius „Olympia"

Ernst Curtius: Antikes Olympia

Von Ernst Müller

„Denn kein größerer Ruhm verschönt ja das Leben der Menschen,
Als den ihnen die Stärke der Händ' und Schenkel erstrebet."

Homer

Antikes Olympia: Erinnerungen an die Griechenstunde im Gymnasium befallen uns. Pindars Oden stehen wie Marmorsäulen vor unserm geistigen Auge. Des Sokrates weise Gespräche mit athenischen Jünglingen über Nutzen und Wert der gymnastischen Übungen werden uns ins Gedächtnis gerufen. Des Pausanias toll-dramatische Schilderung eines Ringkampfes und eines Wagenrennens peitscht noch einmal die Nerven auf.

Die ganze hochentwickelte Tages- und Geistesliteratur der Griechen ist voll von Olympia. Der strenge Philosoph behandelt das Thema mit derselben Leidenschaft wie der Unterhaltungsschriftsteller, der Hymnendichter mit derselben Hingabe wie der Spottverse drechselnde Epigrammatiker. Olympia nimmt das griechische Denken gefangen; in ihm strahlt der ganze Nationalstolz auf. Wie wir im christlichen Abendland Ostern und Weihnachten feiern, so feierten die Griechen Gymnastik, Körperpflege und Leibesschönheit. Das ist der tiefeinschneidende Unterschied zwischen uns und der Antike. Unsere Feste sind an das Übersinnliche gebunden, die der Griechen an das rein und ungetrübt aufklingende Diesseits. Die Götter selbst erscheinen als Helden in Kraft, Würde und Wuchs, sie sind erhöhte Olympiasieger, Idealbilder einer Menschlichkeit, die unseren Künstlern bis zum heutigen Tag unerreichte Vorbilder darstellen.

Ja noch mehr, dem Griechen ist auch die geistige Betätigung des Denkens, Dichtens, Schreibens eine Art Wettkampf, für den er den Namen „Agon" besitzt, Intellektuelle, Geistesathleten und Gehirnakrobaten waren in der klassischen Zeit ein Ding der Unmöglichkeit, sie wären als Geisteskrüppel der allgemeinen Verachtung des Volkes preisgegeben gewesen. Körper und Geist haben eine unzertrennliche harmonische Einheit gebildet. Darum rühmt sich



Eleische Wettläuferin
Aus Curtius „Antikes Olympia"

den. Einer der erfolgreichsten und begeistertsten Griechenfahrer war Ernst Curtius, dessen Aufsätze über die Ausgrabungen in Olympia der Atlantis-Verlag neu herausgegeben hat. Wir haben hier nicht die Absicht, kunsthistorische Ausführungen über den Zeustempel, den Figurenreichtum, die Götterköpfe, die Giebelszenen zu bringen; vielmehr wollen wir rein sachlich berichten über das Spiel in Olympia.

Griechenland zerfiel in eine nicht kleine Zahl von Stämmen und Gauen, die im Lebensstil, in der Sprache und in ihrer Stellung zu Religion und Kunst sich sehr voneinander unterschieden. Aber im Olympiajahr galten die Stammesunterschiede und auch die Stammeskämpfe nichts mehr. Sie wurden aufgehoben in dem Augenblick, als der Ruf zum Wettkampf erscholl. Besser gesagt, die Kräfte des Kampfes ordnete man dem Olympiagedanken unter. Die Besten entsandte man zum gemeinsamen Agon aller. Die sich im Training bewährt hatten, sei es als Athlet, als Wagenlenker, als Sänger, als Diskuswerfer, also die Auslese, wurde zu



Kniende Dienerin
aus dem Ostgiebel des Zeustempels in Olympia.
Nach einer Aufnahme des Kunstgesch. Seminars Marburg aus Richard Hamann „Olympische Kunst" mit Erlaubnis des August Hoppe Verlags, Burg bei Magdeburg

Sokrates nicht seiner Weisheit, sondern seines Soldatentums, mit dem er in der Schlacht seinen Mann stellte, darum stand auf des größten griechischen Dichters Äschylos Grabmal das lapidare: Er kämpfte bei Marathon.

Die deutschen Klassiker, voran Schiller, wurden wie mit elementarer Kraft von diesem Griechentum gepackt, sie sangen sein Lob und seinen Ruhm in unsterblichen Versen. Sie träumten davon, den Wettkampf der „Wagen und Gesänge" für ihr eigenes Volk wieder zu beleben, denn „Nur der Starke kann das Schicksal zwingen, wenn der Schwächling untersinkt". Im 19. Jahrhundert standen deutsche Gelehrte auf, gingen nach Griechenland und suchten auf den Trümmern verschwundener Pracht, in dem Tal des Alpheios, wo die olympischen Wettspiele alle vier Jahre stattfanden, auf der Akropolis, der Hochburg zu Athen, in dem siebentorigen Theben, auf Trojas Gefilden und allüberall, wo einstmals nach den Berichten die alten Städte, Burgen, Tempel, Gymnasien stan-



Aus dem Bildwerk „Hellas und Rom" von H. Th. Bossert und W. Zschietzschmann mit Erlaubnis des Verlags Ernst Wasmuth, Berlin

Aus den Anfängen griechischer Baukunst:

Apollongrotte aus dem Kynthos auf Delos

Schon in dieser einfachsten Art einer Kultstätte, die uns in ihren zyklopischen Formen an altnordische Heldengräber und wieder an früh-christliche Krypten erinnert, ersteht bei aller Wucht des Gefüges im Aufbau schon eine Ahnung von aller Freiheit und Leichtigkeit des späteren griechischen Baustils



Aus dem Bildwerk „Hellas und Rom" von H. Th. Bossert und W. Zschietzschmann mit Erlaubnis des Verlags Ernst Wasmuth, Berlin

Aus den Anfängen griechischer Baukunst:

Wehrgang in der südlichen Burgmauer von Tiryns

(2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr.)

Aus dem Schutz gegen feindliche Wurfgeschosse ist in dieser Verteidigungsanlage eine einfache Form der Überwölbung durch Vorkragen der oberen Steinschichten entstanden, in der zugleich die Elemente zur Zinnenbildung vorweggenommen sind. Auch hier spürt man schon trotz aller ursprünglichen Zweckmäßigkeit dieser Anlage eine Ahnung späterer griechischer Kunstformen

den Festspielen von einer Stadtgemeinde abgeordnet. Der Weg zum Erfolg, das berichten alle Schriftsteller, war mit Mühen, Leid und Schweiß gepflastert. Das sportliche Rituell des Trainings verlangte Beobachtung strenger Vorschriften in der Körperpflege, in der Lebensweise und im täglichen Umgang mit den Sportlehrern. Aristoteles schreibt: „Bis zum Jünglingsalter muß man sich mit leichteren Übungen beschäftigen und sich vor Überernährung wie vor Überanstrengung hüten. Wie schädlich die Überanstrengung werden kann, ist durch die Tatsache erwiesen, daß man unter den olympischen Siegern kaum zwei bis drei finden kann, die als Knaben wie auch als Männer Siege errungen haben. Sie haben eben zu früh mit der Arbeit begonnen und haben durch den ewigen Übungszwang ihre Fähigkeiten mehr und mehr eingebüßt." Die Sätze beleuchten das griechische Maß und die weise Vernünftigkeit, mit der Leibesübungen getrieben wurden. Knaben durften überhaupt nicht im Hinblick auf den späteren Kampf erzogen werden. Erst der dazu auserlesene Jüngling, der vom Gymnasten, dem Sport- und Fachlehrer, bestimmt wurde, kommt in die strengere Schule der Vorbereitung. Sparta als das griechische Potsdam, errichtet die ersten Gymnasien, das sind „Nacktschulen" zur Schulung für Kriegstüchtigkeit und mit dem Endzweck, die Mannschaft zum strengsten Gehorsam zu erziehen. In Sparta bildete sich zuerst die Ordnung von Lauf, Sprung, Ringkampf, Diskus- und Speerwurf aus, die dann von allen Stämmen übernommen wurde.

Was hier eingerichtet worden ist, hat man als mustergültig angesehen, und in den Kreis der andern Volksfeste aufgenommen, so namentlich den Fünfkampf oder das Pentathlon, das Meisterwerk des auf Ausbildung der Gymnastik gerichteten Erfindungsgeistes der Peloponnesier, eine zu einem Ganzen sinnig verbundene Reihe von Wettkämpfen, welche mit einem Sprunge begannen.

Im einzelnen sind folgende Wettkampfarten überliefert: Der Stadionlauf auf einer 192 Meter langen, mit Steinplatten belegten Bahn.

Schnurgerad standen sie nun, da wies auf das Zeichen Achilles.
Und sie liefen gestreckt von der Schranke . . .

heißt es bei Homer.

Es gab verschiedene Laufstile und Laufarten, Kurz- und Langstreckenläufe wechselten miteinander ab. Zweitens der Sprung, entweder von einer Steinplatte aus als Hochsprung oder als Niedersprung in eine mit der Hacke aufgelockerte Grube. Aus den Kriegsübungen her war drittens der Speerwurf zur Pflicht im Fünfkampf gemacht. Ihm verwandt war viertens der Diskuswurf mit einer runden Metallscheibe. Den Höhepunkt bildete fünftens der Ringkampf. „Das griechische Ringen hatte mit dem heutigen Stil wenig gemein. Die Regeln ließen dem Kämpfer weit mehr Spielraum: Würgen, Beinstellen, Umknicken der Finger waren erlaubt . . ." Das Körperideal für diesen in der Antike beliebtesten Fünfkampf beschreibt Aristoteles als groß, kräftig, gerade gewachsen und nicht zu muskulös. Das Ideal der Ebenmäßigkeit wurde angestrebt. 688 ist in Olympia die wildeste und aufregendste Kampfart des Faustens eingeführt worden. Die Regel hieß: kämpfen bis zur völligen Kampfunfähigkeit des Partners. Wie es bei einem solchen Ringen zuging, schildert Homer:

Gänzlich zerschlug ich den Feind und hau ihm die Knochen
Mögen die Leichenbesorger versammelt zusammen am Platze nur bleiben
Wegzuschaffen den Mann, sobald meine Faust ihn bezwungen.

Aber die Rauheit des Faustkampfes verblaßte vor der Härte und Roheit des Pankration, was so viel wie „Allkampf" bedeutet. Diese Mischung von Faust- und Ringkampf hielten die Griechen für das „schönste", was man in Olympia sehen könne, weil es einer gewissen Sensationsgier der Zuschauer entgegenkam. Allerdings begegnen wir dem Pankration erst in der griechischen Spätzeit, in der bereits das Volk seinen Höhepunkt überschritten hatte und im langsamen Zerfall begriffen war.

Wüßten wir nicht aus den Pferdedarstellungen an den Friesen der Tempel zu Athen und zu Olympia, daß die Griechen erstklassige Pferdekenner gewesen waren, wir erführen es auch aus dem Idealsport der Wagen- und Pferderennen. Es war der kostspieligste Sport, den nur die Reichen sich leisten konnten. Wollte ein Grieche mit seinem Reichtum prunken, so trat er mit mehreren Viergespannen in Olympia auf, die von gemieteten Wagenlenkern zu Ruhm oder Niederlage geführt wurden. Auf zweirädrigen Wagen, die niedrig und ungefedert



Wagenrennen
Aus Curtius „Antikes Olympia"

waren, mußte der Lenker zwölfmal die Bahn umkreisen, wobei einer seine Meisterschaft beim Umfahren einer Säule, „Pferdeschreck" geheißen, beweisen konnte. Es bietet sich das bekannte Bild: Wagen fahren ineinander, die Lenkachsen brechen, die Pferde scheuen, der Lenker fliegt in hohem Bogen aus seinem Kasten. Der siegreiche Lenker erhält eine Binde aus Schafwolle, den olympischen Kranz dagegen bekommt der reiche Besitzer! Dieselbe Prämierung war bei Pferderennen üblich. Doch spielten sich diese heiterer und ungefährlicher ab.

Auf alten Vasenbildern sehen wir, wie der stolze Sieger sich demütig den starken Arm umbinden läßt und im Tempel vor den Augen des Gottes Palmzweig und Kranz empfängt. Kein größeres Glück konnte einem Kämpfer widerfahren denn die Krönung mit dem einfachen Ölzweig. Es war die feierlichste und erhabenste Stunde seines Lebens, wenn er als Sieger in die Heimatstadt zurückkehrte und der Gottheit seiner Stadt den Kranz stiftete, indem er ihn im Tempel aufhing. An dieser Handlung erkennen wir, daß die Olympiakämpfe, so sehr sie dem sportlichen Ehrgeiz dienten, der nationalen Einigung und der Kriegstüchtigkeit außerordentlichen Vorschub leisteten, doch im letzten Grunde eine sakrale, eine religiöse Handlung waren. Im Empfang und der Weihe des Kranzes kam nicht bloß eine schöne Sitte oder ein von lange her überliefertes Brauchtum zum Ausdruck, vielmehr geschah hier eine symbolhafte Opferhandlung. Der Sieger gibt den Kranz dem Gotte zurück. Er behält ihn nicht für sich, er benützt ihn nicht als Trophäe und Preis, prunkt nicht mit seinen Leistungen vor der Gemeinde und den Freunden. Daß tiefste Religiosität dabei im Spiele war, erhellt unter anderem auch aus der Tatsache, daß die Kirchenväter den Olympiakranz verboten und ihn zum auffallendsten Zeichen heidnischer Götterverehrung erklärten. Das Kreuz und die Dornenkrone traten damals in Wettbewerb mit dem Kranz und gingen als Sieger hervor. Und doch: hat nicht gerade der Apostel Paulus die christlichen Gläubigen in seinen Briefen mit einem „Wettkämpfer" verglichen, hat er sie nicht ermahnt, „die Waffen des Glaubens" anzuziehen und „nach dem Kranz des Lebens" (Luther übersetzt falsch Krone) mit aller Macht zu streben, hat er ihr Erdenwandeln nicht in Beziehung gebracht zu einem olympischen „Laufen nach dem vorgesteckten Ziel" und ihnen die olympische Demut, die Unterordnung unter Norm und Regel anempfohlen?



Pankration
Aus Curtius „Antikes Olympia"

Wir wandern durch Flandern:

Pilgerfahrt zu den Menschen



Ernest Claes: Bruder Jakobus

von

Otto Heuschele

Dies ist die fröhliche, ergreifende und schöne Geschichte von Kobeke, dem Sohn von Broos, von seiner Geburt bis zu seiner Heirat mit Nelleke, der Tochter von Kalle Lies, gestaltet mit der großen Kunst des flandrischen Dichters Ernest Claes, dessen Name durch den Roman „Flachskopf"; „Black, die Geschichte eines Hundes" und die Landstreichergeschichte „Hannes Raps" bei uns in guter Erinnerung ist und nach diesem schönen Buche nicht wieder vergessen werden wird.

Der kleine Jakobus, Kobeke genannt, ist armer Leute Kind. In einer Bauernhütte wird er geboren.

Die Hütte liegt einsam und ganz für sich, ein wenig abseits vom Sandweg. Die weißen Lehmmauern sind schief geworden unter der schweren Last des Strohdachs. Die Giebelwand hat eine schiefe Tür, ein großes und ein kleines Fenster. Dann gibt's da noch die kleinen Türen des Ziegenstalles und der Scheune. Wenn ein Stück Lehm aus der Mauer bricht, klebt Vater Broos das Loch mit frischem Lehm wieder zu und fährt ein paarmal mit der Weißbürste darüber. Reißt der Wind einen Strohwisch aus dem Dach, dann stopft Vater Broos neues Stroh hinein . . . Hinter dem Haus liegt der kleine Acker, daneben ein Stück Wiese, kaum größer als eine Schürze, und sonst gibt es nur Tannenwald weit und breit. Und Stille.

Mit dieser Landschaft, ihren Menschen und ihren Tieren wächst Kobeke in sein wunderseliges, armes und doch so reiches Leben hinein. Die Mutter Thekla Penne betreut ihn zusammen mit der Hagemuhme, die, als Kobeke kaum geboren war, schon davon sprach, daß er ein Klosterbruder werden solle — was aber dem Vater Broos, der ein fröhlicher, etwas einfältiger, aber zu allen tollen Streichen aufgelegter Mensch ist, nicht in den Kram passen will. Lehrt die Hagemuhme das Kind die frommen Gesänge der Kirche, so bringt ihm der Vater die Verse der von Bosheit, Zweideutigkeit und Witz erfüllten Lieder der Gasse, der Landstreicher und der fahrenden Gesellen bei, die Kobeke natürlich nicht wieder vergessen kann. Zwischen solchen Gegensätzen wächst das Kind auf, von beiden nimmt es etwas mit sich in sein Leben hinein. Aber da ist auch noch Nelleke, das Töchterchen des Nachbars Kalle Lies, das Patenkind von Broos. Eines Tages werden die Gleichaltrigen zur Taufe gebracht, und da geschieht das erste fröhliche Abenteuer auf dem an fröhlichen und ernsten Begegnungen so reichen Lebenswege Kobekes. Bei der Taufe hat der Küster die beiden „Päckchen", in denen die Kinder stecken, verwechselt, so daß in dem, das der Pfarrer auf den Namen Jakobus taufte, Kornelia, Nelleke genannt, steckte und in dem auf Kornelia getauften Jakobus.

„Ich . . . glaube, daß ein Irrtum vorliegt, Herr Pfarrer . . . Ihr habt den Jungen für das Mädchen gehalten."

„Ist doch wohl nicht möglich! . . . zeig mal her . . . Potztausend! . . Küster, warum machst du die Augen nicht besser auf."

„Na, so was!" brummt der Küster. Sie öffnen das Päckchen Kornelia und sehen, daß ein Jakobus drin

steckt. Pfarrer Leberecht wird nun wahrhaftig beinah böse. Das ist doch noch nie dagewesen.

„Getauft ist getauft", sagt er, „und Ihr wißt doch, ich lese nicht zwei Messen für ein Geld . . . Ihr sollt das nächste Mal besser aus den Augen gucken." Ein wenig betroffen stehen sie nun da. Broos meint, ihm sei es gleich, Blare Verseif ist natürlich schuld, aber Blare behauptet, daß Melle Gumpert ihr die Kinder verkehrt zugereicht hat. Sie zanken sich untereinander. Pfarrer Leberecht erklärt sich endlich bereit, Nelleke noch einmal zu taufen. Kalle Lies wird ihm dafür am Sonntag nach der Messe ein Huhn bringen, und Broos verspricht dem Pfarrer ein Kaninchen zu fangen, wenn er Nelleke zu einem Jungen machen will.

„Gut", sagt Pfarrer Leberecht, „für dieses eine Mal also . . . Aber ein Mann, ein Wort, und Kalle Lies, du bringst mir keine alte Glucke, und du, Broos, keinen Kater. Das Fell und die Federn müssen dabei sein . . . und natürlich auch doppeltes Taufgeld."

Rasch vergehen die Jahre, sie sind voll Leben und Schicksal. Da sind die Wälder und die Äcker, da sind die Wiesen und die Wasser des Kempenlandes, da sind die Tiere und die Menschen, und sie alle formen an Kobeke, daß aus dem Kind der Knabe und aus dem Knaben der Jüngling werde. Mutter und Vater müssen sich oft um Kobeke streiten, dieser läßt ihm viel zu viel durchgehen, wehrt keiner Unart und straft ihn nicht, wenn er tut, was er nicht tun soll — und er tut viel zu vieles, wovon die Mutter glaubt, daß es ihn später ins Gefängnis bringe.

Wenn Kobeke nicht bei den Kindern und den Eltern ist, so ist er bei den Tieren, den Hunden und Katzen, deren abenteuerreiches Leben er teilt. Je größer er wird, um so mehr aber verwächst er mit dem geheimnisvollen Land, das der Dichter in all seinen wechselnden Gezeiten am Morgen und am Abend, am Mittag und um Mitternacht und in den wechselnden Jahreszeiten mit feiner behutsamen Kunst nachgestaltet. Diese vielfältigen, unerschöpflichen Schilderungen der flandrischen Landschaft gehören zum Schönsten dieses an Schönheiten so reichen Buches.

Früh hat Kobeke mit Nelleke eine zarte und tiefe Freundschaft geschlossen; sie streifen miteinander durch den Wald, sie spielen miteinander und gehen miteinander zur Schule. Kobeke in die Klasse der Knaben, Nelleke in die Klasse der Mädchen, die von der Frau des Lehrers unterrichtet wird. Zwischen beiden Räumen steht die Tür immer offen, so daß die einen hören, was die andern lernen, daß die einen aber auch von den bösen Streichen der anderen erfahren, daß sie hören und sehen können, wie sie verbrochen werden. Voll jugendlichen Übermuts und voll von Knabenabenteuern sind die Schuljahre, und es scheint keine Missetat und keine Tollheit zu geben, die diese Jungen nicht zu vollbringen vermöchten.

Dennoch wird Kobeke von Jahr zu Jahr ernster, vor allem, seitdem der Religionsunterricht ihm einen so tiefen Eindruck von der Welt des Heiligen und des Göttlichen vermittelt hat. Als eines Tages Onkel Dorus, der Bruder im Kloster von Zeveslote ist, auftaucht und vom Leben im Kloster erzählt, da erwacht in Kobeke der Wunsch und der Wille, selbst ins Kloster eintreten zu dürfen. Der Same, den die Hagemuhme in das Herz des Kindes gelegt hat, geht zu deren großer Freude und zum Verdruß des Vaters auf. Nicht ganz leicht wird Kobeke der Abschied von Nelleke, die er liebt und die ihn wieder liebt.

„Es tut mir so leid, Kobeke."

Kobeke blickt wehmütig auf den roten Schein im Fenster von Kalle Lies' Hütte. Ihm ist die Kehle wie zugeschnürt.

„Denn eigentlich . . . eigentlich . . . habe ich dich lieb, Kobeke."

„Ich weiß es, Nelleke."

Ja, nun wußte Nelleke das auch ganz genau. Und an diesem Abend steht Kobeke im Dunkeln vor der Hütte. Broos ist schlafen gegangen. Die Hagemuhme und Thekla Penne sind noch am Nähen.

Kobeke denkt nach. Morgen geht er ins Kloster. Der Himmel ist dunstigblau, und es sind nur wenige Sterne da. Weither, von jenseits der Wälder, fließt ein heller Schein über den Himmel, gerade als käme er von der anderen Seite der Welt.

Die Grillen zirpen zwischen den Tannen, hinter der Hütte, auf dem Sandweg. Der Holunder blüht und erfüllt den ganzen Raum mit feinem Duft.

Vor Kalle Lies' Hütte steht Nelleke. Sie betrachtet die Sterne und lauscht in den Abend. Dann wischt sie sich mit der Schürze über die Augen.

Kobeke steht allein vor der Hütte im Duft der Tannenbäume und des Holunderstrauches. Er blickt zum Himmel auf. Dahinter sitzt der Herrgott mit den Engeln und den Heiligen. Und jetzt hört er weit, weit über die Wälder her das Abendläuten vom Kloster von Zeveslote.

Es ist ein seltsamer Eintritt in das neue Leben. Vater Broos hat den Sohn begleitet und macht nun, da er im Kloster unter den Brüdern sitzt, seine halb boshaften, halb einfälti-

gen, immer aber losen und schnurrigen Bemerkungen. Aber das schreckt die Brüder nicht — im Gegenteil, sie scheinen eine rechte Freude an ihm zu haben, dem das Essen so sehr mundet, daß er am liebsten selbst im Kloster bliebe. Allein, es ist ihm doch zu fromm hier, und so kehrt er denn allein, aber reich mit Geschenken beladen, nach Hause zurück.

Bruder Jakobus, der jüngste der Brüder, die hier vom Schicksal zusammengeweht wurden, beginnt mit dem ganzen schweren Ernste, den er mitgebracht hat und mit dem er bisher das Klosterleben betrachtete, das neue Dasein. Mancher von den Brüdern enttäuscht Jakobus' reinen Glauben an das heilige Leben im Kloster. Er entdeckt zu seinem Schrecken viel Unheiligkeit und Weltlichkeit. Aber alle diese Brüder, aus deren Leben und Schicksal uns der Dichter erzählt, stehen vor uns als liebenswerte und unvergeßliche Gestalten, sie alle lieben auch Bruder Jakobus im geheimen, und er erwidert ihre Liebe, indem er, der reine Tor, strenger als sie alle Gott dient und ein heiliges Leben führt.

Aber auch ihm bleiben die Versuchungen nicht erspart. Die Stimme der Wälder tönt wieder an sein Ohr, die Sterne des Himmels rufen und locken ihn, er denkt an Nelleke und ihre Liebe. Drei Versuchungen begegnet Bruder Jakobus: Der Versuchung der Amsel, die ihm als Botin Nellekes erscheint und sein Herz zu verwirren und zu bezaubern droht. Der Versuchung der zwei Möhren, die er in glühender Hitze hinunterschlingt, damit er sie nicht einem des Wegs kommenden armen Wanderer schenken muß; in diesem erkennt er aber zu seinem Schrecken die Gestalt Jesu selbst. Als letzte Versuchung trifft ihn die des spiegelnden Wassers, über das er ein Mädchen, das ihm beim Heuen helfen will, trägt. Erschreckt von dem Spiegelbild, fällt er mitsamt seiner Last ins Wasser.

Nach diesen Versuchungen beschließt er, eine Pilgerfahrt zu den Menschen zu machen. Nichts als seinen Rosenkranz nimmt er auf seine Wanderung mit sich. Seinen Lebensunterhalt will er sich durch Arbeit verdienen. Durch seine Taten und seine Handlungen will er die Menschen bessern und ihnen helfen. Wieder erlebt er Enttäuschungen, Nöte, Heimsuchungen aller Art. Aber er läßt sich nicht schrecken und bietet sich den Menschen immer wieder an, bis er nach all diesen wirrsäligen Wanderungen heimkehrt in die Wälder des Kempenlandes. Wunderbare Kunde geben ihm da die Bäume der Heimat:

Er glaubte, daß er überall vor dem Bösen fliehe, daß er das Heilige suche. Aber es war sein eigenes Herz, dem er entfliehen wollte und das er leise klopfend in der eigenen Brust überall mit sich trug. Und er wußte es nicht, der Arme. Und das Heilige, das er suchte, auch das war sein klopfendes Menschenherz. Und das wußte er noch weniger. Er suchte es vor sich in der Zukunft, am Ende des Weges. Und es lag hinter ihm, am Anfang des Weges. Er suchte es in den Sternen, und es lag auf der Erde. Solche Menschen gibt es.

So trug Kobeke, Sohn des Broos, seine suchende Seele durch den schönen Sommer, an den Tannenwäldern vorüber, die schlafend in der Sonnenglut dastanden, an den reifen Kornfeldern vorbei, die unter den ersten Schlägen der stählernen Sense zitterten. Starr vor sich hin blickend, schritt er dahin, eine tiefe Falte in der Stirn, als ob er über schwere Sorgen grübelte. So irrte er über die grauen Sandwege des Kempenlandes, an einer einsamen Hütte, an einem abgelegenen Bauernhof vorbei, auf der Suche nach Ruhe, nach unserem Herrgott, nach seinem Herzen.

Nachdem er schließlich noch alle Finsternisse einer großen Stadt durchduldet hat, kehrt er endgültig zu den Seinen zurück. Alle Bäume und alle Wiesen, alle Tiere und alle Wasser verkünden es laut: „Kobeke kommt." Es ist ein großes Jubeln in aller Kreatur, bis es schließlich auch die Menschen hören und vor ihre armseligen Hütten treten.

Und da kommt er wirklich, Kobeke, der verwandelt und ein neuer Mensch geworden ist.

Kobeke, der Sohn des Broos, Bruder Jakobus aus dem Kloster von Zeveslote, Kobeke, der arglose Tor, der unter die Menschen gegangen war, um Gutes zu tun, der den Himmel und sein eigenes Herz gesucht hatte . . . Und als Kobeke näher und näher kam und plötzlich winkte, faßte Broos Thekla Penne unter die Arme, hob sie in die Höhe, so daß ihre Holzschuhe herunterfielen, und schwenkte sie dreimal so schnell herum, daß ihr ganz schwindlig wurde. Und als er Nelleke auf dem schmalen Weg zwischen den niedrigen Tannen daherkommen sah, rief er, so laut er nur konnte: „Nelleke, jetzt wird Hochzeit gemacht!"

Und so endet diese schlichte Erzählung.

Die Zeichnung von Felix Timmermanns zu Ernest Claes „Die Heiligen von Sichem": Sankt Johannes wurde uns vom Insel Verlag freundlicherweise zur Verfügung gestellt



Anton Coolen: Das Dorf am Fluß

Von Karl Blanck

Seit langen Jahrhunderten liegt das Dorf am Fluß. Es hat Brand und Plünderung in Kriegszeiten, Überschwemmungen und Deichbrüche überdauert. Es ist bis auf den Deich heraufgeklettert, der eine ganze Straße mit einer langen Reihe von Häusern auf seinem Rücken trägt. Dort wohnen kleine Bürger, Ladenbesitzer, Handwerker; da steht auch das Gemeindehaus und die Gastwirtschaft „Zur Kaffeekanne", die der Gastwirt Willem van Oijen eines Tages um des schönen Klanges willen in „Café Moira" umgetauft hat. Hinterm Deich wohnen die Bauern, meist kleine Pächter ohne eigenen Besitz. Es gibt nur einen wirklich reichen Bauern, den hochmütigen Janus de Mert von Berge, dem niemand etwas anhaben kann — niemand außer dem Fluß, der eines Tages wider alles Erwarten auch seinen hochgelegenen Besitz erreicht und ihn in Angst und Schrecken versetzt hat. Leben und Tod, Segen und Fluch bedeutet der Fluß für das Dorf — aber Schicksal auf alle Fälle:

Die Maas bringt etwas herbei: Schiffe und Kähne, Segler, Ewer und Dampfer auf der Fahrt nach s'Hertogenbosch und Rotterdam. Die Maas nimmt etwas mit: die Erinnerung an das Spiegelbild des Dorfes, auch etwas von den Schmerzen und Freuden, die in seinen Häusern wohnen. Sie nimmt etwas mit: den Traum von Menschen, die abends zum Strom kommen und in die Ferne blicken. Böses konnte die Maas ihnen antun, wenn sie ihr Flußbett breit ausdehnte von Deich zu Deich, wenn der Wintersturm sie durch den Deich hindurchpeitschte. Das Wasser sickerte dann wie aus hunderttausend Quellen hinter den mißhandelten Deichen hervor. In der Nacht, wenn der Deich brach, war auch die Luft in Bewegung; die Häuser zitterten wie bei einem Erdbeben; der Himmel donnerte; das Wasser stürzte brausend über die Straßen, bis alles ein weites uferloses Meer war. Die Welt war wie ertrunken. Die Kopfweiden streckten ihre armseligen Fäuste schräg aus dem Wasser empor. Auf diesem Wasser trieben Dächer, Hausrat und ertrunkenes Vieh. Die Menschen ruderten zu ihren Häusern und kletterten durch die Fenster in die oberen Stuben. Dort jammerten sie über die harte Unbill des Winters.

Wenn aber nach den Märzwinden der warme Lenz kommt, nimmt die Maas ihren Überfluß in die Ufer zurück. Schmal liegt sie wieder in ihrem tiefen Bett im lieblichen Tal. Sie zeigt ihr sommerlich freundliches Gesicht, zwischen den weiten, fetten, tiefgrünen Überschwemmungswiesen. Die Weidenbäume im lichten Laub zeichnen sich schön gegen den Himmel ab, sie wiegen sich im Winde. Kühe grasen auf den Weiden und werden fett. Im Juli kommen die Bauern und holen das gute, köstliche Heu von den Ufern des Flusses in gewaltigen Wagenfrachten weg.

In einem Hausboot auf dem Fluß wohnt der taube Zis. Hinter Geranien und Fuchsien sitzt er mit seinem Hündchen bei seinem Jagdgewehr und dem Petroleumkocher. Mit seiner Wilderei ist er nur einmal hereingefallen; seitdem ist er doppelt vorsichtig und sein Hündchen warnt ihn vor jeder Gefahr.

Auch der Dorfarzt, Dr. Tjerk van Taeke, ist ein großer Jagdliebhaber und der beste Freund des tauben Zis. Dr. van Taeke bewohnt ein hohes altertümliches Haus am Maasdeich. Darin haust er mit seiner feinen, stillen Frau und seinen wilden, ausgelassenen Buben, einer richtigen Indianer- und Räuberbande, vor der nichts und niemand sicher ist.

Sie hatten friesische Namen wie ihr Vater. Sie machten Karbidbomben, und auf eine Entfernung von fast einem Kilometer schossen sie mit dem Karabiner Löcher durch die Windfahne des Gemeinde-

hauses und durch den Wetterhahn auf dem Kirchturm. Im Hause schlugen sie die Fensterscheiben ein. Sie brachen die Glasveranda zum Garten ab, als sie Holzplatten zum Bau eines Drachen brauchten. Sie konnten wie flüchtige Hasen laufen. Sie klommen in die höchsten Pappeln nach Elsternestern. Man mußte sie nur einmal wie die Ratten in der Maas schwimmen sehen! Sie schwammen von einer Buhne zur anderen. Sie durchquerten den Strom, sie tauchten unter Ewern und Schuten hinab, so daß man fürchtete, sie niemals lebend wiederzusehen. Dann stiegen sie auf einmal aus dem Wasser herauf ins Licht der Sonne, braun, naß und glänzend. Mit langen, schnellen Beinen kletterten sie am Deich empor.

In der Erziehung hatte ihr Vater seine eigene Strenge. Sie aßen sehr einfach. In allem wurden sie abgehärtet; sich selbst durften sie nicht schonen. Hätten sie sich geweigert, schwimmen zu lernen, er hätte sie selbst in die Maas geworfen, um sie dazu zu zwingen. Wie aber sah es in seinem Herzen aus! Wenn er zu Hause saß, mußte er oft plötzlich an seine Jungen denken, wie sie auf den Straßen herumstrolchten, oder daß sie gerade zwischen den Buhnen schwammen. Dann konnte ihn eine Angstwelle überlaufen; ein tiefes, schmerzliches Gefühl der Furcht stieg in ihm auf. Er sagte sich, daß sie schnell und behende seien, daß sie ausgezeichnet schwimmen könnten und nicht ertrinken würden. Trotzdem flüsterte er: „Gott schütze sie!", und wenn sie dann wieder daheim waren, hielt er sie wohl kräftig fest, schüttelte sie durcheinander oder stemmte sie wie ein Athlet. Er hielt sie in seinen Armen wie in mächtigen Vorderpranken fest, aus schöner Freude, sie zu besitzen und sie wiederzuhaben, und auch voll Stolz, daß es seine Söhne waren. Bei Tisch gab es Augenblicke, wo er ihretwegen sein sonstiges Schweigen brach. Wenn er ein Glas Wein trank, hob er es gegen seine Söhne und sagte: „Werdet Männer, fürchtet niemals eure Feinde und schlagt sie nieder!" Das war eine Sprache nach ihrem Herzen. Sie hoben ihre Wasserbecher auf und stießen mit ihrem Vater an.

Bei aller Strenge ist er nie hart oder roh gegen seine Kinder. Nur ein Gebot noch müssen sie unter allen Umständen beachten: „Seid eurer Mutter gehorsam!"

Tjerk van Taeke ist ein Mann, nichts anderes, und das ist er ganz. Man kann sich auf ihn verlassen. Das wissen die Frauen, wenn sie in Kindsnöten liegen. Er kommt und hilft ihnen. Mit seinen sicheren und geschickten Händen vollbringt er wahre Wunder, und so ist sein Ruf weit in der Umgebung verbreitet. Er heilt alles, Nierenkrankheiten und Gallensteine. Er bekämpft Lungenentzündungen und hat die Malaria in der Gegend zum Aussterben gebracht. Mit seinen Rechnungen ist er nie aufdringlich und schenkt manchem armen Teufel das Honorar ganz. Er ist auch gut zu den Nonnen im Kloster, die in ihrer Schule die Kinder unterrichten. Wenn eine Nonne krank ist, so kommt er gleich. Niemals schickt er ihnen eine Rechnung. Die Nonnen beten für ihn als für ihren Wohltäter. Aber in die Kirche geht er niemals.

In dem mächtigen Dorfteich, dem „Wiel", haust ein uralter Hecht — seit 800 Jahren, so heißt es —, ein Riesenkerl, den niemand überlisten kann, und die Dörfler haben zu seinen Ehren eine Art wissenschaftlichen Verein gegründet, die „Bruderschaft zum Hecht", die im Gasthaus tagt und die Chronik mit den Taten des alten Raubfisches führt.

Aber nicht umsonst heißt die „Kaffeekanne" jetzt „Moira" — das ist griechisch und bedeutet: Schicksal. Willem van Dijen hat den schönklingenden Namen von einer Versicherungsgesellschaft entlehnt, ohne seinen Sinn zu ahnen. Doch das Schicksal geht um im Dorf, es schlägt zu, Schlag um Schlag. Zuerst trifft es den jungen Willem van Aa, der in der Betrunkenheit von der Postkutsche fällt und von den Rädern überfahren wird. Das Leben draußen in der Natur aber geht weiter seinen ewigen Gang, und der taube Zis geht mit seinem Freunde van Taeke auf die Jagd. Aber dabei entdecken sie, daß Janus van Mert, der dem Doktor jedes Jagdrecht auf seinem eigenen Boden versagt, ihnen wieder ein paar Hasen weggeschossen hat — und dazu ist der Bauer noch ein elender Schütze, der die Tiere weidwund schießt, so daß sie ihnen noch den Fangschuß geben müssen, um sie von ihrer Qual zu erlösen.

Schlimm steht es mit Mammeke in ihrer Hütte, sie hat eine böse Krankheit bekommen, die ihr das ganze Gesicht wegfrißt. Da kann auch Dr. van Taeke nicht viel helfen. Sie trägt ein Kopftuch, das ihr entstelltes Gesicht bedeckt, und ihre Söhne haben jedem Rache geschworen, der ihr das Tuch vom Gesicht reißt, um das schreckliche Geheimnis zu enthüllen.

Etwas Furchtbares ist in der Mühle geschehen. Der Müllersknecht hat sich im Windenseil aufgehängt. Ein Bauer hat Korn gebracht, der Müller steht oben auf dem Kornboden, um die Säcke emporzuwinden. Da erscheint statt des Sackes der Körper seines Knechts in der Luke. Der Bauer, das ist Noldus Maas. Vor langer Zeit ist schon einmal etwas ganz Ähnliches mit

einem Müllersknecht geschehen. Merkwürdig — wer war damals der Bauer, der das Korn gebracht hat? Der Vater von Roldus Maas. Aber die Untersuchung ergibt nichts weiter, als daß der Knecht, ein ruhiger und ordentlicher Mann, seiner Frau einmal gedroht hat, er wolle sich das Leben nehmen, weil sie ihn schlecht behandelte. Bei der Leichenwache betrinken sich die Wächter und überbieten sich in Heldenstücken. Sie tanzen mit dem Toten, und Pale Piet, der Fischer und Wilderer, verschwört sich, Mammekes Tuch vom Gesicht zu reißen. Er tut es, und eines Morgens wird er mit gespaltenem Schädel im Polder gefunden. Aber die andern Totenwächter halten den Mund, und aus Mammekes Söhnen ist erst recht nichts herauszuholen.

Bei der Sektion holt sich Dr. van Taeke durch die Ungeschicklichkeit eines andern Arztes eine Infektion, die er zuerst nicht genügend beachtet, bis er einen schlimmen Abszeß an den Nieren bekommt und operiert werden muß.

Während er noch fast bewegungslos festliegt, kommt der Schmied zu ihm: mit der Frau ist es nun soweit, eine schwere Geburt steht zu erwarten — was soll werden? Nichts weiter: Dr. van Taeke wird kommen — selbstverständlich. Er läßt die Leichenbahre aus dem Beinhaus holen und eine Goldatendecke darauf legen. So geht es los:

Die Männer, mit dem stillen Doktor auf der Bahre, gingen ruhig und würdig über den bebauten Deich durch den belebtesten Teil des Dorfes. An jeder Seite der Straße standen die Menschen und gafften. Nun bogen die Träger seitwärts um die Ecke. Sie stiegen, vom Gewicht ihrer Last zum Laufen gezwungen, den gepflasterten Abhang des Deiches hinunter und überquerten den kleinen, innerhalb des Deiches gelegenen Marktplatz. So trugen sie Doktor van Taeke zum Schmied . .

Als die Frau ihr Kind zur Welt gebracht hatte, sagte sie: „Wenn Sie hier sind, Herr Doktor. habe ich keine Angst. Dann fällt es mir sogar leicht."

„Das wußte ich", sagte Doktor van Taeke.

Der Schmied weißt nicht, wie er dem Doktor danken soll. „Gib mir eine Zigarre", sagt der Doktor. „Dann will ich fort." Zu Hause dann liest ihm die Frau noch ein bißchen aus dem de Costers vor, „dem alten, durchtriebenen Freigeist", den er liebt, während er zufrieden seine wohlverdiente Zigarre raucht. Und sobald er wieder aufstehen kann, geht er mit der ganzen Familie auf die Erholungsreise, niemand weiß wohin.

Sein Vertreter ist der Doktor de Pater, der die Bauern maßlos verachtet. Er sitzt immer im Hause und liest; wenn es in den Tapeten raschelt, hebt er die Parabellumpistole und schießt nach den Ratten und Mäusen. Wenn er zu einem Kranken kommen soll, gibt er dem Boten einfach eine Flasche unfehlbarer Medizin mit, und wenn das nicht hilft, ein ebenso unfehlbares Pulver, das alle Schmerzen vertreibt, und zwar so gründlich, daß eine Frau, die ihre beiden Pulver auf einmal, statt nacheinander genommmen hat, gleich zwei Nächte und den Tag dazwischen durchschläft und noch tagelang immer wieder einschlummert, wenn sie nur zehn Minuten lang allein gelassen wird. Das geht eine Weile so hin; da kommt eines Abends der Fährmann Nardje de Wit von der Bruderschaft vom Hecht und jammert, daß sein Kind im Sterben liegt. Es wird immer schlimmer mit dem Kinde, bis spät in die Nacht; dreimal hintereinander kommt Nardje wieder und bittet den Arzt in den rührendsten Tönen, doch selbst mitzukommen. Aber damit hat er kein Glück, die unfehlbare Medizin und das Pulver tuns auch. Wozu das unmännliche Gejammer? Die ganze Nachbarschaft muß ja davon aufwachen! Und schon dreht sich der Doktor de Pater unwillig im Bett auf die andere Seite.

Am anderen Morgen kommt Nardje wieder: Das Kind ist nun tot. So? Na, dann kann er ja den Leichenschein gleich mitnehmen, und der Doktor gibt sich sogar die Mühe, aus einem dicken Buch eine recht schöne Todesursache herauszusuchen. Nardje nimmt das traurige Dokument in Empfang, faltet es sorgsam zusammen und steckt es in die Brieftasche. Allzu sehr scheint es ihn ja nicht anzugreifen, nach all dem Gejammer — wie? „Nein", sagt Nardje, „für mich ist es nicht so schlimm, aber für Sie!"

Wieso? Was soll das heißen?

Ja, so ist das: das Kind ist nämlich gar nicht tot, ja nicht einmal krank gewesen. Aber so ein unterzeichneter Totenschein für ein springlebendiges Kind — das ist immerhin etwas peinlich für einen Arzt. Und wenn der Herr Doktor etwa schießen oder boxen will — er krempelt schon die Rockärmel auf — braucht Nardje nur zu husten. Und schon steht auch die ganze Bruderschaft vom Hecht im Zimmer, zehn Mann hoch.

Sie blicken in den Lauf einer Parabellumpistole und ziehen sich achtungsvoll zurück, mit Nardje und seinem Totenschein in der Mitte. Draußen aber auf der Straße und dann im Café Moira, wo sie auf den Bürgermeister warten, sind sie sehr vergnügt.

Als Dr. van Taeke wiederkehrt, setzt er den Vertreter rasch an die Luft und läßt das Haus wieder instand setzen, obgleich die Buben die zerschossenen Tapeten herrlich finden und ganz begeistert sind, als Doktor de Pater zu guter Letzt mit einem geschickten Lanzettenwurf eine Ratte an die Wand spießt. Natürlich geschieht ihm selbst weiter gar nichts, er hat einen guten Rechtsanwalt, und es stellt sich heraus, daß er bei der Übernahme der Vertretung versehentlich nicht vereidigt worden ist. So ist der Bürgermeister der einzige, der eine Nase bekommt.

Mit dem Reiten ist es nun für Dr. van Taeke vorbei, wenn er auch sonst soweit wiederhergestellt ist. Dafür benützt er nun einen kleinen Wagen. Der Bauer Piet van den Oudendijk hat hinter seinem Rücken einen sinnlosen Klatsch aufgebracht — nämlich, daß der Doktor nicht gut zu seiner stillen Frau sei. Da zeigt es sich nun, daß Dr. van Taeke bei aller sonstigen Menschenliebe das gleiche wilde Friesenblut in den Adern hat wie seine unbändigen Buben. Piet hat ihn in dem Heiligsten beleidigt, was er kennt — in seiner Liebe zu der feinen, stillen Frau, die sein Leben teilt. Dafür muß er büßen. Jeden Morgen hält der Wagen des Arztes vor seinem Hof, der Doktor holt sein großes Jagdgewehr heraus und zielt bedächtig auf Piet, den eine unwiderstehliche Gewalt immer wieder vor die Tür und vor den Doppellauf des Gewehrs treibt, obgleich er dabei schon halbverrückt ist vor Angst und eines Tages noch ganz verrückt werden wird. So nimmt Dr. van Taek einen Verleumder aufs Korn, der nach ihm gezielt hat, ohne seinem Opfer ins Auge zu blicken. Auch Janus de Mert kommt an die Reihe, der große Tierquäler und Jagdfrevler, den der Doktor sehr gewissenhaft auf seinen Magenkrebs hin behandelt, bis es zu Ende ist. Aber vielleicht wäre es nicht unbedingt nötig, dem Kranken so reinen Wein über seinen eigenen Zustand einzuschenken und ihm immer wieder genau zu sagen, wie lange es nun noch dauern kann. Und die Erben haben schließlich eine geradezu ungeheure Rechnung zu bezahlen, obgleich Dr. van Taeke dann die 1000 Gulden sofort an die Nonnen für ihre Armen weitergibt.

Die Maas ist voll Treibeis — ein prächtiger Anblick. Die Fähre ist natürlich gesperrt. Aber van Taeke muß zu einer Entbindung hinüber. Er muß, und sogar zweimal; denn das erstemal ist er noch zu früh gekommen. Ein ganz schwerer Fall: Wasserkopf, und das Kind liegt schief; nur er selbst kann die Mutter retten. Nardje de Wit streikt — nicht für hunderttausend Gulden würde er jetzt übersetzen, dazu ist ihm sein Leben doch noch zu lieb. Gut — dann geht Dr. van Taeke eben zu Fuß hinüber — bei Nacht, im heulenden Schneesturm über die donnernden Eisschollen hinweg. Die Leute sammeln sich am Ufer. Die Nonnen kommen alle miteinander, alte und junge. Sie knien auf dem Fährdamm nieder, in Schnee und Kälte und beten für den Arzt und die Frau.

Das ist das Allerschönste in diesem Buch.

Der taube Zis denkt freilich anders darüber. Natürlich kommt der Doktor zurück — deshalb brauchen die Schwestern also nicht erst zu beten! So groß ist sein Vertrauen zu seinem Freunde van Taeke. Nardje de Wit freilich ist anderer Meinung.

Nun ist es kein Spiel mehr von kleinen Wellen und tanzenden Eisschollen. Der wuchtige Frost über dem Wasser ist groß und streng, es ist voller, tragischer Ernst. Zwischen den Buhnen hebt das Eis sich träge. Es funkelt in den Spitzen seiner tanzenden Berge. Es verfolgt und erobert sich selbst. In der Mitte des Stromes prallt Scholle gegen Scholle, staut sich und kracht. Es knallt, als würden Kanonen abgeschossen. Das Eis spaltet sich unter Dröhnen, Streifen kalten, schwarzen Wassers werden sichtbar. In der Maas bilden sich Flächen wie aufgerissene Straßendecken. Noch sind sie in Bewegung. Jetzt weht von neuem eine Wolke allerfeinsten Schnees in königlich breitem, nächtlichem Zuge darüber hin. Nardje de Wit sagt: „Paßt auf, die Maas friert zu. Wenn der Doktor da drin liegt, treibt er unter dem Eis, wer weiß wohin. Wir sehen ihn niemals wieder."

So streiten sie miteinander, Nardje de Wit und der taube Zis. Brammetje Peccator aber, den sie deshalb so nennen, weil er eine große, unbekannte und unverzeihliche Sünde mit sich herumträgt, muß an St. Christophorus denken, der auch wegen eines Kindes im Sturm über einen Fluß geschritten ist und den Gott deshalb erhalten hat. Und wirklich — das Wunder ge-

schieht. Die Kraft und der Wille eines Menschen, eines Mannes haben das Unmögliche geschafft:

Doktor Tjerk van Taeke kommt geradeswegs auf den Fährdamm zu. Er macht ein paar Sprünge. Einen Augenblick wankt er. Dann ist er mit einem Satz, über ein Loch im Eise weg, am Ufer. Nein, keiner von den Leuten aus dem Dorfe, die hier versammelt sind, jauchzt ihm zu. Möglich, daß so etwas nicht in ihrer Art liegt, daß sie im Jauchzen keine Übung haben. Aber sie wissen, Doktor van Taeke ist niemand, dem man zujauchzt, täten sie es, sie würden sich deswegen schämen. Sie schweigen. Sie sind ganz still vor Feierlichkeit, als er nun in seiner russischen Pelzjacke auf dem Fährdamm steht. Der taube Zis ist tief gerührt, er tritt ein wenig vor, so kann der Doktor ihn sehen. Tjerk van Taeke kommt zu seinem Knecht: „Willem, hast du Feuer? Ich will mir eine Zigarre anstecken. Die brauche ich jetzt!"

Dann aber schickt er sie alle nach Hause, damit sie keine Bronchitis bekommen. Und für die Nonnen läßt er eine Riesentorte backen, groß wie ein Wagenrad, aus dem feinsten Mehl, das es auf der Welt gibt, mit einem großen Herzen in der Mitte und allen Namen der Nonnen in Zuckerguß. Dann quält er Piet, den Verleumder, weiter und besucht wieder den todkranken Janus de Mert und auch Mammeke, die schon von all dem unterrichtet ist, was sich begeben hat, obgleich sie ihre Hütte nie verläßt.

Dann ließ er den Knecht anspannen, um die Torte und den Wein ins Kloster zu bringen. In diesen Tagen ging der Doktor zur Abendandacht bei den Schwestern. Da saß er still in seiner Pelzjacke und blickte auf die ewige Lampe, den Weihrauch und das Meßgewand des kranken Geistlichen. Er lauschte den hohen Sopranstimmen, die das Magnifikat sangen. Doktor van Taeke hatte gewollt, daß vor dem Bilde der Stella maris so viele Opferkerzen von ihm aufgestellt würden, wie er Söhne hatte. Das wollte er, hatte er gesagt, weil das so heidnisch wäre.

Die Mühle hat lange leer gestanden. Jetzt kommt ein neuer Müller mit einem lustigen jungen Knecht. Und wieder geschieht das Ungeheuerliche und Unbegreifliche. Diesmal ist der Bauer von dem ortsfremden Müller nicht einmal erkannt worden, und Noldus Maas bringt mit Hilfe seines Vaters ein ausreichendes Alibi. Wieder stehen die Mühlenflügel still.

Der Frau Doktor geht es nicht gut. Als es bekannt wird, daß sie die letzte Ölung empfangen hat, drängen sich die Menschen in der Kirche. Und als sie tot ist, begräbt sie der Doktor heimlich im Garten, mit Zis' Hilfe, um sie in seiner Nähe zu behalten. Der Sarg, der auf den Kirchhof wandert, ist trotz seines Gewichtes leer. Die Buben kommen auswärts auf die Schule, der Doktor selbst geht wieder auf eine Erholungsreise. Sein Vertreter ist Dr. Rits, ein kleiner, athletischer Mann, tüchtig und unermüdlich in seinem Berufe, ein rechter Menschenfreund, Bilderfreund, Musikfreund. Bei einem Überfall durch drei Strolche spielt er erst den Zaghaften, beschenkt sie reichlich, dann aber bereitet er sich sorgfältig vor, legt alle überflüssigen Kleidungsstücke ab, schlägt den einen tot zu Boden und jagt die andern, nachdem er ihnen zweihundert Schritt Vorsprung geben hat, den Deich hinab. Hinterher spielt er daheim die Kreutzersonate. In der Verhandlung wird er, zur Begeisterung der Bruderschaft vom Hecht, freigesprochen. Dann aber geht er nach Amerika und wird dort Obstzüchter.

Ein neues Unglück auf der Mühle. Diesmal trifft es den Müller selbst. Aber es hat einen harten Kampf gegeben mit dem Mörder, der selbst etwas abbekommen hat, und so wird endlich Noldus Maas doch noch als der tolle und heimtückische Werwolf entlarvt, der er aus einem unheimlichen Erbe seines Blutes heraus ist.

Bei seinem fünfundzwanzigsten Amtsjubiläum dankt Dr. van Taeke ab, weil er durch den Schmied erfahren hat, daß der Bürgermeister ihn durch den Gemeinderat pensionieren lassen will. Es gibt einen richtigen Skandal, der Arzt stellt den Bürgermeister bloß und verbrennt die Ehrengabe von tausend Gulden im verschlossenen Umschlag, nachdem er vorher die Nonnen und die Kinder, die Dorfmusik und den Kirchenchor liebreich empfangen hat. Sein Haus läßt er abbrechen, niemand soll mehr darin wohnen. Der Garten verwildert. Dann geht er davon, niemand weiß recht, wohin. Seine Söhne sind groß geworden, der Älteste studiert schon Medizin. Mammeke stirbt, Zis stirbt; der große Hecht wandert davon, als der Wiel zugeschüttet und die Maas reguliert wird. Ein neuer Müller setzt die Mühle wieder in Gang, und das Leben geht weiter, wie seit jeher . . .



Dillenburg — das Stammschloß Wilhelms

Der Befreier der Niederlande

Werner Schendell, Wilhelm von Oranien

Von Wilhelm Recken

Am 25. Oktober 1555 bietet sich in der Halle des Palastes der burgundischen Herzöge zu Brüssel ein weltgeschichtliches Schauspiel dar: Kaiser Karl V. legt, ein vor der Zeit gealterter und verbrauchter Mann, das Diadem nieder, das ihm zur Dornenkrone geworden ist; er entsagt der weltlichen Herrschaft, der unermeßlichen Macht, die er in seiner Hand vereinigt hatte, um den Rest seiner Tage in der stillen Abgeschiedenheit des spanischen Klosters San Juste mit Gebet und Kasteiungen zu verbringen.

Die müde Rechte des Kaisers stützt sich auf die Schulter eines schlanken Jünglings von 22 Jahren, der trotz der spanischen Mode seiner Kleidung Träger eines deutschen Geschlechternamens und Erbe germanischen Siedlungslandes ist. Trotz seiner Jugend ist Wilhelm von Nassau-Oranien bereits ein ganzer Mann; als Feldherr des Kaisers führt er den Oberbefehl in Flandern gegen die kampferprobten Generale des Franzosenkönigs. Im elften Lebensjahr fiel ihm, dem Sohn des Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg, das reiche Erbe seines bei der Belagerung von Saint Dizier getöteten Vetters René zu: die ausgedehnten Besitzungen des Hauses Oranien in den Niederlanden, die unter der Oberhoheit des spanischen Habsburgers stehen. Seitdem lebt der Knabe Wilhelm am Hofe des Kaisers, wo er, der Sohn evangelischer Eltern, im katholischen Glauben erzogen wird — denn einen „Ketzer" würde der Kaiser niemals als Lehensfürsten in Flandern und Brabant dulden. Wilhelm ist ein gelehriger Schüler seines Meisters gewesen:

Oranien hat die Kunst der Massenpsychologie in der echten Schmiede, im Kabinett und Rat Karls V., studiert und auch die Entlarvung von Einzelindividuen oft genug mit angesehen . . . Dort hatte er auch gelernt, mit allen Mitteln italienischer Geheimdiplomatie seine Gegner zu täuschen und seine Anhänger nach seinem Willen zu lenken. Er wurde von der kaiserlichen Majestät angeleitet, ruhig und unbefangen in die natürliche Hölle der Menschenseele hinabzublicken und niemals jemandem ein Wort zu glauben, sondern vielmehr die Verstellung, die Lüge, die stets verborgene Absicht, den verhehlten eigenen Zweck und die immer vorhandenen Triebe, ob nun gute oder böse, eigennützige oder sachliche, zu erraten, auf Grund der Summe aller Beobachtungen unabhängig sein Urteil zu bilden und danach zu handeln und zu entscheiden.

Das hat er besser begriffen als Karls Sohn und Nachfolger Philipp II., dem er vorläufig noch ein gehorsamer und treuer Untertan ist, bis die Stunde schlägt, da das Schicksal ihn mit der schweren und verantwortungsvollen Aufgabe betraut, der Befreier der Niederlande von dem Wüten der spanischen Furie zu werden. Es ist ein harter, beschwerlicher Weg, den er gehen muß, aber er ist vom Glauben an seine weltgeschichtliche Mission erfüllt, und trotz aller Mißerfolge, Niederlagen und Enttäuschungen wird es ihm doch gelingen, den mächtigen Gegner mit seinen eigenen Waffen zu besiegen.

Mit Befremden sieht Wilhelm, wie der König mit allen Mitteln die Gegenreformation in den Niederlanden durchzuführen sucht, wie er sich



Wilhelm von Oranien
Sämtl. Bilder mit Erlaubnis des G. Kiepenheuer Verlags aus Schendell „Oranien“

über Verfassung und verbriefte Rechte hinwegsetzt und das fleißige und freiheitsliebende niederländische Volk der Ausbeutung durch die Kirche, dem Terror der spanischen Soldateska ausliefert. Oranien, der in religiösen Dingen eine Duldsamkeit bekundete, wie sie seiner Zeit noch fremd und unverständlich war, sieht der geistigen Unterjochung seines Volkes zunächst scheinbar gleichgültig und tatenlos zu, er läßt die Inquisition wüten, Unschuldige foltern, mißhandeln und hinrichten, ohne daß er sich gegen diese Unterdrückung auflehnt. Im Gegenteil, er gibt sich keine Blöße, er zeigt sich als gehorsamer Diener Philipps, des Kardinal Granvellas und der Statthalterin Margarete von Parma, weil er weiß, daß es Wahnsinn wäre, etwa mit einer Handvoll Desperados gegen die militärische und politische Macht Spaniens anzurennen, bevor er das gesamte Volk hinter sich hat. Und je furchtbarer die spanische Furie mordet, sengt und brennt, desto rascher wird das Volk aus seiner gleichgültigen Passivität aufgerüttelt, sich um seinen Führer und Befreier scharen. Er selbst ist noch nicht reif für seine Aufgabe, er muß erst in sie hineinwachsen. Vielleicht hätte er sie überhaupt nicht erkannt und übernommen, wenn seine Gemahlin Anna von Buren, eine strenge und gläubige Katholikin, länger am Leben geblieben wäre. Aber eine Krankheit raffte die heißgeliebte Frau in der Blüte ihrer Jahre dahin. Damit fällt auch für Wilhelm von Oranien die seelische Bindung an den Katholizismus.

Ein zweites Erlebnis öffnet ihm vollends die Augen: In einer denkwürdigen Unterredung im Walde von Vincennes offenbart ihm König Heinrich II. von Frankreich den geheimen Plan Philipps, mit Hilfe seines Feldherrn Alba und der katholischen Mächte alle „Ketzer“ auszurotten und die Totalität der katholischen Kirche wiederherzustellen.

Und da erfaßt ihn, der die Heiligkeit des Lebens am Totenbette seines Weibes so furchtbar erlebt hat, ein tiefes Mitgefühl mit den vielen vortrefflichen, dem Untergange geweihten Geschöpfen. Er begriff die Tragweite dieses furchtbaren Planes. In den langen Jahren der Regierung Karls hatten 50 000 Menschen ihr Leben für die Kirche lassen müssen, unter Philipp würden es viele Hunderttausende sein, wenn seine geheimen Absichten Wirklichkeit wurden. Deshalb hielt der König seine spanischen Ratgeber, so erklärte sich das Verbleiben der spanischen Truppen im Lande. Sie sollten das blutige Verbrechen ausführen, wenn die Stunde gekommen war. Da wurde Oranien von einem heiligen Entsetzen und Abscheu erfaßt. In diesem Augenblick faßt er den Entschluß, das „spanische Geschmeiß“ aus dem Lande zu jagen.

Durch aufgefangene Briefe an seine Freunde,

die er vor der spanischen Gefahr warnt, erkennt Philipp Oraniens Gesinnungswechsel und ist auf der Hut. Der ewig geldbedürftige König, dem die unermeßlichen Goldschätze und die reichen Rohstoffquellen des neuentdeckten Amerika zur Verfügung stehen und der trotzdem nicht einmal den Sold für seine Truppen aufzubringen vermag, sucht durch schärfstes Anziehen der Steuerschraube seine leeren Kassen zu füllen, während er gleichzeitig strengste Durchführung der Ketzeredikte verlangt. Doch die niederländischen Generalstaaten verweigern ihre Zustimmung und stellen ihre Gegenforderung: keine neuen Steuern ohne vorherige Zurückziehung der spanischen Soldateska. Der mißtrauische Philipp fühlt, daß das Oraniens Geschoß ist. Und als dieser ihm mit harmloser Miene sein Bedauern über die ablehnende Haltung der Stände ausspricht, da packt ihn der König, ohnmächtig vor Wut, an der Schulter und schreit ihm ins Gesicht: „Nicht die Stände, sondern du, du!" Und tief empört über die Auflehnung der verhaßten Ketzer kehrt Philipp nach Spanien zurück.



Bildersturm in der Kathedrale Antwerpens

Von dieser Stunde an ist das Tischtuch zwischen den beiden zerschnitten. Als Feinde scheiden sie. Die Sache der Niederlande aber ist fortan auch Wilhelms Sache, für die er sich bis zum letzten Blutstropfen einsetzen wird.

Seine zweite Heirat mit der sächsischen Kurfürstentochter Anna führt ihn ins Lager der protestantischen Fürsten Deutschlands zurück. In Brüssel dagegen hält er die Statthalterin Margarete und den Kardinal Granvella, die Unrat wittern, mit der angeblichen Absicht hin, seine Braut dem Katholizismus zurückzugewinnen, während er gleichzeitig erklärt, als deutscher Reichsstand brauche er den König von Spanien nicht erst um Zustimmung zu seiner Heirat zu bitten. Diese Schaukelpolitik treibt er noch eine Weile, bis er endlich die Maske fallen läßt. Durch seine Spione hat er erfahren, daß Philipp finanziell festsitzt und zu dem geplanten Feldzug gegen die französischen Hugenotten dringend Geld braucht, das die niederländischen Stände in Form neuer Steuern beschaffen sollen. Doch Oranien gibt die Losung aus: Keinen Pfennig für einen solchen Krieg! Zuerst erhebt sich der Adel gegen das spanische System. Wilhelms Bruder Ludwig von Nassau ist die Seele dieses Adelsbundes, dem die Gegner den Spottnamen der Lumpen und Bettler (gueux) — „Geusen" — geben.



Albas Blutarbeit zu Brüssel

Um aber eine niederlän-

dische Volksgemeinschaft zu schaffen, muß Wilhelm die Gegensätze zwischen Lutheranern, Kalvinisten und Katholiken, die das Land in drei feindliche Lager spalten, überbrücken und ausgleichen. Schon toben sich radikale Elemente im Bildersturm aus, so daß er eingreifen und die Saboteure seines Einigungswerkes unschädlich machen muß, denn bereits „rückte man von der neuen Lehre wieder ab. Die Sympathisierenden und die Mitläufer, das ganze Treibholz erschrak und kehrte reuevoll zur alten Lehre zurück".

Endlich kommt es zum offenen Kampf, der mit ungleichen Waffen geführt wird. Der Feldherr Alba erscheint mit einem stattlichen Heer, um die niederländischen Ketzer auszurotten. Die Grafen Egmont und Horn, die Wilhelms Warnung in den Wind geschlagen haben, fallen zuerst dem spanischen Blutgericht zum Opfer. Oranien ist als Flüchtling ins Elternhaus nach Dillenburg zurückgekehrt, wo er neue Kräfte sammelt und die Reformation als stärkste politische Waffe einsetzt. Er verkauft sein Silber, belastet seine Güter mit ungeheuren Schulden, um die Mittel zur Anwerbung eines Heeres aufzubringen.

Dreimal versucht Wilhelm diesen Kampf mit unzulänglichen Mitteln, dreimal wird sein Heer geschlagen und vernichtet. Die Soldaten, die er nicht mehr bezahlen kann, meutern und verlaufen sich. Das Volk verhält sich gleichgültig, ja feindlich. „Sein Kampf gegen Alba war keine Massenbewegung der Niederländer geworden, es war ein oranisches Privatunternehmen geblieben." Jeder andere hätte die hoffnungslose Sache aufgegeben. Nicht aber Wilhelm von Nassau: Mißerfolg und Niederlage stärken und stählen nur seine Ausdauer und Widerstandskraft.

Und endlich zündet das Feuer doch, das er entfachte. Das Volk greift zu den Waffen. Die Wassergeusen legen den Grund zur niederländischen Kriegsmarine. Die Seestadt Briel wird die Zitadelle der Freiheit. Die Provinzen Holland und Zeeland erheben sich, weitere Städte und Provinzen schließen sich an. Noch einmal triumphiert Alba. Brabant und Flandern gehen verloren, die spanische Furie rast durch das Land. Aber im Norden behauptet sich Wilhelm mit äußerster Kraftanstrengung gegen die feindliche Übermacht.

Mit 41 Jahren ist er „zermürbt vom Leben, übermüdet und oft genug bereit, die maßlos schwere Bürde dieses peinvollen Daseins abzuwerfen". Sein Leben ist Kampf und Enttäuschung, nichts bleibt ihm versagt. Aber die Kräfte wachsen mit dem Widerstand. Ein jäher, märchenhafter Umschwung der Dinge reißt den Entmutigten empor, der schon die Flinte ins Korn werfen und mit seinen letzten Getreuen jenseits des Ozeans in den Prärien Amerikas eine neue Heimat suchen wollte.

Der Staatsbankrott Spaniens führt zu einer allgemeinen Meuterei der seit Jahren ungelöhnt gebliebenen Soldateska. Am 8. November 1576 schließen sich in Gent alle 17 niederländischen Provinzen zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen Spanien zusammen. Zehn Monate später zieht Wilhelm der Befreier unter dem Jubel des Volkes in Brüssel ein — zehn Jahre vorher hatte er das Land als verfemter Flüchtling verlassen. Jetzt hat er Philipps Macht gebrochen.

In ohnmächtiger Wut erklärt der spanische Fanatiker den Freiheitskämpfer für vogelfrei, setzt einen Preis auf seinen Kopf und verspricht dem Mörder den erblichen Adel. Wilhelms Leben ist beständig vom Tode bedroht; sechs Attentate, die Philipp bezahlt hat, mißlingen. Die flämischen und Brabanter Provinzen werden von Alexander Farnese dem Katholizismus zurückerobert, nur im Norden, im eigentlichen Holland, kann sich die Bundesrepublik unter der Führung des Oraniers als selbständiges Staatswesen behaupten. Die Hoffnung, ganz Niederland zu vereinigen, wird mit seinem Bundesgenossen, dem Hugenottenführer Franz von Anjou, begraben, den Philipp durch Gift beseitigen läßt.

Aber auch Wilhelms Tage sind gezählt. Balthasar Gérard, ein Burgunder und fanatischer Katholik, will das Gott wohlgefällige Werk vollbringen und sich das auf den Kopf des Ketzers ausgesetzte Blutgeld verdienen. Am 10. Juli 1584 schießt Gérard den Prinzen nieder. Der Bandit hatte nur zu gut gezielt. Mit dem Ruf: „Mein Gott, erbarme dich dieses armen Volkes!" brach der Sterbende zusammen. So endete das Heldenleben des Befreiers der Niederlande, ein Leben voll Mühe und Sorge, Sieg und Niederlage, rastloser Arbeit und bitterer Enttäuschung, aber auch reich an Ruhm und Ehren, die ihm Unsterblichkeit sichern.

Der Wassergeuse kommt!

Martin Luserke: Hasko

Von Hansgeorg Maier

„Der Wassergeuse kommt!": das war in der Zeit vorm Dreißigjährigen Kriege ein Ruf, der die Bewohner der Nordseeküste jäh aus der vertrauten Ruhe aufscheuchte. An der Spitze der holländischen Freiheitskämpfer, die sich — den ihnen zugedachten Schimpf stolz in eine Ehre verkehrend — den Bettlernamen der „Geusen" beigelegt hatten, stritt damals Wilhelm von Oranien für die Erlösung seiner Heimat aus der spanischen Knechtschaft. Jedes Mittel mußte den arg bedrängten Holländern recht erscheinen, wenn es nur wirklich ihre vaterländische Sache förderte. Und so hatten sie sich denn auch mit den an der Emsmündung heimischen Seeräubern in aller Form verbündet. Die „Seeschäumer" von der Ems erhielten auf den Namen des Oraniers lautende „Kaperbriefe" ausgestellt, die ihrem „Gewerbe" einen bedeutenden Aufschwung brachten. Aus den Anteilen aber, die sie aus der Beute dafür den holländischen Streitern abgeben mußten, zogen diese nicht geringe Geldmittel, ohne welche sie kaum ihren Kampf gegen Alba und seine Scharen hätten durchhalten können.

An einem Septembervormittag des Jahres 1569 erscholl der Warnruf vor den Wassergeusen auch auf der Insel Juist, deren Bevölkerung wie die in ganz Friesland auf Geheiß der Obrigkeit sich neutral halten mußte und dafür von beiden kämpfenden Parteien geschoren wurde.

Ein langbeiniger, blondlockiger Jüngling stieß den Warnruf aus, der von einem bremischen Schiff auf die ostfriesische Insel verschlagen worden war und den Namen Hasko führte. Sein Herz aber schlug den kühnen und verwegenen Wassergeusen, die Tod und Leben gering achteten, entgegen, und er gewahrte bald nicht ohne innere Erregung, wie der Landgang für die Seeräuber und ihren Anführer immer gefährlicher zu werden drohte, da die Juister Fischer einen listigen Anschlag auf die unwillkommenen Eindringlinge vorbereiteten. Hasko, der von den Inselbewohnern stets als Fremdling behandelt worden war, zögerte keinen Augenblick, die Piraten zu warnen. Danach war seines Bleibens auf Juist freilich nicht länger, und er mußte froh sein, daß ihn der Befehlshaber über die beiden Schiffe der Wassergeusen „Greifer" und „Katrientje", Lancelot von Brederode, zu sich an Bord nahm.

Ein wildes, soldatischer Straffheit gründlich fernes Treiben lernte Hasko auf den Seeräuberschiffen kennen. Nur durch die überlegene Persönlichkeit Lancelots schien Ordnung gewährleistet. Hasko mußte sich durch mancherlei Unbill hindurchringen, aber als die beiden Schiffe auf der Fahrt nach England in dichtem Nebel in ein Gefecht mit spanischen Seeleuten hineingezogen wurden, konnte er sich auch als Kämpfer mutig bewähren. Die „Katrientje" ging bei diesem Treffen verloren. Dafür gewann Lancelot jedoch ein anderes Schiff, das „Stolz von Amsterdam" getauft war, und einen neuen Kämpfer für die geusische Sache, Jan van Troyen, den bald mit Hasko ein festes Band treuer Kameradschaft verbinden sollte.

In Dover, dem neutralen englischen Hafen, blühte für alle am Krieg Beteiligten gleicherweise das „Geschäft zwischen Licht und Dunkel". Dorthin hatte sich aus solchem Grund auch der Admiral der Wassergeusen, Dolhain, mit seinen Schiffen gewandt, zu denen nun auch Lancelot stieß. Bald vertrieben jedoch allerlei Machenschaften des spanischen Gesandten in England die Geusenschiffe. Ein Führerrat an Bord des Admiralschiffes „Post von Haarlem", auf dem deutlich die Spannungen zwischen echten Patrioten wie Lancelot und reinen Piratennaturen wie Dolhain in Erscheinung traten, diente der Vorbereitung künftiger Unternehmungen. Jan van Troyen wurde bei dieser Gelegenheit von Dolhain dem Befehl Lancelots entzogen und auf das Admiralsschiff versetzt; auch Hasko übersiedelte dorthin. Jan van Troyen war ihm ein erbarmungsloser, aber fröhlicher Lehrmeister in allen seemännischen und geusischen Dingen.

Die Wassergeusenflotte wandte sich wieder dem holländischen Wattenmeer zu, wo ihr alsbald in der Nähe der Insel Vlieland eine außerordentlich erfolgreiche Unternehmung glückte. Hinter dieser Insel und ihrer Nachbarinsel Texel erstreckt sich, von der offenen Nordsee her nur durch die drei schmalen Sunde des Marsdieps, des Engelschmanngats und der Mündung des Vliestroms erreichbar, eine riesige, von mehreren Wasserläufen durchzogene Wattenfläche, wie sie die Wassergeusen gern bei ihren Kaperstücken benutzten. Mit Admiral Dolhain an der Spitze erzwang sich die Hauptmacht der Wassergeusen gegen den starken Ebbestrom die Einfahrt ins Engelschmanngat, während Lancelot von Brederode mit insgesamt drei Fahrzeugen der Mündung des Vliestromes zu und diesen hinauf segelte.

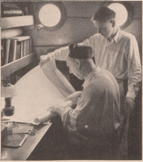
Hasko gelang es, sich eines verlassenen spanischen Leichters zu versichern. Und mit diesem Leichter bekam er auch eine Gelegenheit, in die Seeschlacht einzugreifen. Es entschied den Ausgang der Schlacht im Vlie, daß den Spaniern wider alle Erwartung auch das Fahrwasser nach Harlingen abgeschnitten wurde, auf dem sie vor den Wassergeusen in einen sicheren Hafen hätten entfliehen können. Zu ihrem Entsetzen nämlich sahen sie auf diesem Fahrwasser ein gespenstisches Fahrzeug auf sich zukommen, das sie in ihrer Überraschung und im dämmrigen Zwielicht für nichts anderes als das sogenannte „Vliegespenst" hielten, das nach einem weitverbreiteten Aberglauben jene geheimnisvolle Wattenwüste beherrschte und dessen Erscheinen den Seemannstod, den „Nasmus" (wie er in der Seemannssprache heißt), anzeigt. Aber im hellen Morgenlicht wurden Spanier und Wassergeusen bald ihrer Täuschung inne. Die Spanier griffen Haskos Gespensterfahrzeug an und bedrängten es hart. Doch kam Jan van Troyen Hasko zu Hilfe. Und es war am Ende nicht mehr zu leugnen, daß Hasko durch sein wagemutiges Manöver das Treffen zugunsten der Wassergeusen entschieden hatte. Mit neun Schiffen und zwanzig Prisen konnte Admiral Dolhain das Vlie verlassen und der Ems zusteuern.

Als sie die Ems erreicht hatten, erhielt Jan van Troyen durch eine Verschreibung auf seinen Beuteanteil von Dolhain die „Post von Haarlem" übereignet. Aber bei einem unklug vorbereiteten Angriff auf die Stadt Delfzijl ging die „Post von Haarlem" auf Grund und wurde zum Wrack. Im letzten Stunde erst rettete Lancelot von Brederode mit seinem „Greifer" und drei weiteren Schiffen die arg bedrohten Kameraden. Lange konnte van Troyen auch auf Brederodes „Greifer" nicht bleiben. Es brach eine Meuterei aus, an deren Ende Dirk van Bremen das Schiff übernahm. Lancelot, Jan van Troyen und die wenigen, die zu ihnen hielten, mußten den „Greifer" auf einer Schaluppe verlassen. Sie kaperten sich als Ersatz eine Karavelle, die im neutralen Ostfriesland vor Anker lag.

Inzwischen war Hasko heimlich an Land gegangen. Er unternahm seine entscheidende Bewährungsprobe, auf Grund deren er mitten im Winter zum Kapitän befördert werden sollte, während der Krieg auf dem offenen Meer vorläufig zum Erliegen gekommen war. Hasko wollte den Krieg auf seine Weise an Land in Gang halten. Er hatte vernommen, in der Gegend von Emden treibe ein Spion der katholischen Partei sein Unwesen; hoch in der Luft sollte er dahergehen, von einem Höllenknecht und einem schwarzen Hund begleitet. Alle Gegner der spanischen Partei aber starben durch dies angebliche Gespenst an einer gleichbleibenden Verwundung: sie erhielten einen Degenstich mitten ins Herz.

Es brauchte noch vielerlei Verwicklungen, bis Hasko erfuhr, was hinter diesem Gerücht, das immerhin mehr war als nur ein beliebiges Geschwätz, eigentlich steckte. Aber endlich wußte er doch, was es mit jenem „Loop-over-de-Loft" auf sich hatte. Bei einem Aufruhr in Emden geriet er nämlich selbst in die Gewalt dieses Feindes, der ganz Ostfriesland in Atem hielt. Er wurde in den Keller des Sudhauses von Nesserland geworfen: des Salzhofes der Stadt Emden, wo man Seewasser abdampfte und die salzigen Rückstände mit ausgewittertem Natursalz veredelte. Niemand anders als der von der Stadt zur Betreuung des Sudhauses bestellte Ratsherr, der den Namen de Broos führte, war jener berüchtigte „Loop-over-de-Loft": das heißt, in Wirklichkeit war es der täuschend ähnlich aussehende Bruder des Emdener Ratsherrn, der Graf Meghem von Brüssel, den der Kardinal von Spanien zur Beobachtung der Ketzer nach Emden entsandt hatte; er hatte seinen Bruder aus der Welt geschafft und seine





Martin Luserke und sein Schiff „Krake“

Oben:

Die „Krake“ auf den Watten der Nordsee

Unten:

Der Käptn und sein Schiffsjunge: Martin Luserke mit seinem Sohn Dieter beim Kartenstudium

Kleider und Amtsgeschäfte übernommen, um ohne jede Behelligung die Opfer für seine Ketzervertilgung auszuspüren. Zum Glück wurde Hasko aus seiner fürchterlichen Lage befreit. Der Schiffskoch Pieter Sjoerdes war waghalsig in das Sudhaus von Nesserland eingedrungen, entdeckte dabei Hasko, befreite ihn und half bei der Flucht. Ehe sie davoneilten, zertrümmerten sie noch die Zauberlaterne, mit der Meghem allerlei Erscheinungen auf die hellen Dampfwolken geworfen hatte, die ununterbrochen über dem Salzhof emporstiegen, während das Wasser in riesigen Pfannen verdunstet wurde. Und dann kamen die beiden gerade noch zur rechten Zeit, um den großangelegten Anschlag Meghems auf die in den Winterquartieren ausruhenden Wassergeusen gründlich zunichte zu machen. Meghem selbst fand im Verlauf dieser Ereignisse den verdienten Tod. Lancelot von Brederode aber machte Hasko auf der Stelle zum Kapitän. Das Schiff, das Hasko künftig befehligte, bekam zur Erinnerung an die letzten Geschehnisse den Namen „Loop-over-de-Loft".

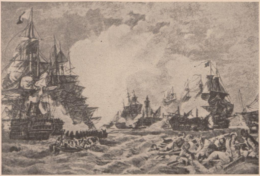
Lancelot von Brederode wurde zum Vizeadmiral in den ostfriesischen Gewässern ernannt, da auch Wilhelm von Oranien einsah, daß mit den wilden Piraten ein wirksamer Seekrieg nicht zu führen war. Er gab Lancelot, der von allem Anfang an nur der vaterländischen Sache wegen als holländischer Patriot unter die Wassergeusen gegangen war, aber nur Vollmachten, jedoch keine Geldmittel, und so mußten sich denn der neue Vizeadmiral und seine Getreuen „ohne Ehre und ohne Unterstützung" alles, „was zur Schaffung ihrer Flotte nötig war, von den Schiffen und an den Küsten der spanischen Niederlande rauben".

Auch Hasko nahm an diesen gefahrvollen Unternehmungen und manchen neuen Kämpfen teil; doch war ihm nur noch „ein einziges ungetrübtes Jahr der Taten und des Ruhms" beschieden, dann holten auch ihn „die Schatten unabwendbarer Verhängnisse auf seiner Lebensfahrt" ein. Aus einem Hinterhalt errettete ihn bald das Mädchen Osgun von der Insel Ameland, mit der ihn eine kurze Spanne glücklichen Zusammenseins verband, das allzu rasch wieder verging. Weite Fahrten trugen seinen Namen in die Ferne.

Dann kam es zu einer Entscheidungsschlacht bei Emden, die mit einer furchtbaren Niederlage der Wassergeusen endete; der spanische Admiral erbeutete neun Geusenfahrzeuge mit vierzehn Kanonen und hundertundvierzig Gefangene. Auch Jan van Troyen fiel durch Verrat in spanische Gefangenschaft; er wurde späterhin in Amsterdam gefoltert und gehängt. Ehe er starb, nahm Hasko jedoch noch Rache für den Blutsfreund. Mit seinem „Loop-over-de-Loft" und anderen Geusenschiffen stellte er sich den Galeeren, die Alba hatte bauen lassen. Es wurde ein mörderisches Treffen, in dem beide Parteien mit ungeheuerlicher Erbitterung ihren Mann standen.

Schließlich konnte die Geusenflagge zum Zeichen des Sieges gehißt werden. Die wenigen Überlebenden aber sahen gerade noch, „wie Hasko der Wassergeuse hoch auf dem Hüttendeck des eroberten Schiffes stehend im Angesicht der deutschen Küste versank". Als bald hernach dem gefangenen Jan van Troyen, kurz ehe er sterben mußte, die Nachricht von Haskos Sieg und heldischem Untergang durch geusische Kundschafter zugetragen wurde, ergab er sich mannhaft in sein Schicksal: „mit verächtlichen Worten gegen die Feinde, die wähnten, solche Völker, wie sie um die Nordsee wohnen, könnte man jemals besiegen".

In einem Nachwort, in dem der Dichter bekennt, im Bild von Hasko dem Wassergeusen seien die Züge verschiedener Lebensabläufe jener Schicksalsjahre zu einem einzigen Leben verdichtet, ohne daß viel an der Ballade der tatsächlichen Geschichte geändert worden wäre, wird noch des näheren vom glücklichen Ende des holländischen Befreiungskampfes und von den Wassergeusen berichtet.



Die Seeschlacht bei Abukir — Nach einem zeitgenössischen Bilde

Der große Admiral

H. Bravetta: Nelson / Von Will Tissot

Horatio Nelson, der Landpfarrerssohn, war von Natur ein zarter Mensch, oft genug wurde sein Körper von Krankheiten durchschüttelt, die einen andern zur Strecke gebracht hätten. Aber ihm gehörte auch ein feuriger Geist und ein starker Wille. Sie ließen ihn stets durchhalten, sie bewirkten letztlich alles Große in seinem Leben.

Mit elf Jahren beginnt Nelson seine Seemannslaufbahn als Midshipman — etwa gleich Seekadett — und muß bald alles erfahren, was sie an Strenge, Entbehrung, aber auch an Buntem und Wechselreichem bietet. Mit einem Westindienfahrer, der bewaffnet ist, geht er das erstemal auf große Fahrt. Bald hat er das Handwerk so gut gelernt, daß er ein kleines Wachtboot befehligen darf. Als eines Tages eine Expedition ins Eismeer ausgerüstet wird, ruht Horatio nicht, bis er mitgenommen wird: als Vierzehnjähriger unter lauter alten erprobten Teerjacken. Dann lernt er auch Ostindien kennen — allerdings nicht von seiner besten Seite: eine Tropenkrankheit läßt ihn knapp mit dem Leben davonkommen. Im Jahre 1777 ist Horatio Leutnant. Der nordamerikanische Freiheitskrieg eröffnet ihm endlich eine Möglichkeit, sich zu bewähren. In der Tat hat er hervorragenden Anteil an der Bekämpfung der Freibeuter, wird Kapitänleutnant und mit der Führung eines Schiffes betraut. Auch an einem Vormarsch ins Innere Mittelamerikas nimmt er als tapferer Landkämpfer teil.

Mit erschütterter Gesundheit kehrt er nach England heim, wartet aber nicht erst die Genesung ab, sondern meldet sich sofort wieder und geht, kaum den Fiebergluten Westindiens entronnen, in die Winterkälte des Baltischen Meeres. — Als er im darauffolgenden Herbst in den kanadischen Gewässern Dienst tut, lernt ihn Admiral Hood kennen — für Nelson eine ent-

scheidende Begegnung. Denn Hood erkennt, was in Nelson schlummert. Leider bringt ihm der Krieg keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Und das Prisenmachen zu persönlicher Bereicherung auszunützen, wie es andere tun, liegt seiner Art nicht.

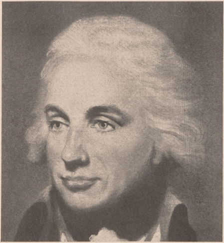
Sein Ehrgefühl beschränkt sich nicht allein auf sein eigenes Selbst, er fühlt sich in jedem Augenblick zugleich als Treuhänder des englischen Staates. So greift er, als er nach kurzer Pause wieder Dienst tut, auf den kleinen Antillen tatkräftig ein, um die Belange des englischen Handels zu wahren und Cromwells Navigationsakte die nötige Achtung zu sichern. Er zieht sich dabei den Zorn der amerikanischen Pflanzer und Händler zu und verscherzt sich die Gunst seiner Vorgesetzten, die sogar die Anklage wegen Gehorsamsverweigerung erheben. Das alles verbittert ihn derart, daß er, als er Mitte 1787 nach England zurückgekehrt ist, erklärt „nie wieder das Deck eines königlichen Schiffes zu betreten". Aber man kennt und schätzt Nelsons innere Haltung und äußere Verdienste, und so geschieht das Unerhörte, daß der Großadmiral selbst sich um den jungen Offizier bemüht und ihn zurückgewinnt.

Auch in der nächsten Zeit ruht der Pflichtmensch Nelson nicht und bemüht sich immer wieder, Unsauberkeiten in der englischen Flotte aufzudecken. Die Betroffenen, Kriegsgewinnler und Schieber, verwenden ihren großen Einfluß, um Nelson dafür, so gut es geht, kaltzustellen. So verbringt er Jahre in der Muße heiter-beschaulichen Familienlebens in seinem Heimatdorf. Denn er hat inzwischen geheiratet; auf den Antillen lernte er seine Frau, die Nichte eines Gouverneurs, kennen. Sein Verhältnis zu ihr ist das einer aufrichtigen Hochachtung; die Genossin seiner hochfliegenden Gedanken oder eine Erweckerin seiner großen Leidenschaft zu sein, dazu war diese Frau nicht geschaffen.

Das Jahr 1792 schickt die Unruhewellen der Französischen Revolution auch nach England. Nicht lange und ein Sturm bricht los. Unter Hoods Oberbefehl geht Nelson als Linienschiffskommandant ins Mittelmeer. Toulon wird blockiert, dann schickt man Nelson mit wichtigen Depeschen nach Neapel. Dort lernt er den britischen Gesandten Hamilton und seine junge Frau kennen, aber die Begegnung verläuft jetzt noch ohne jeden Eindruck, denn Horatio ist ganz von seiner Aufgabe erfüllt; er erweist sich dabei ebenso als draufgängerischer Soldat wie als schlagfertiger Diplomat. Die Blockierung von Korsika und die erfolgreiche Belagerung von Bastia folgen. Dann geht es nach Calvi. Nelson glaubt nun der ersehnten Auseinandersetzung mit der französischen Flotte nahe zu sein. Aber es kommt zu einer Landschlacht. In deren Verlauf verletzen Sprengstücke einer Kanonenkugel ihm das rechte Auge; es erblindet.

Im Mai 1795 endlich kommt es zu einem erfolgreichen Gefecht. Nelson ist der Sieger. Aber was nützt das, wenn man einen Vizeadmiral Hotham über sich hat, der im entscheidenden Augenblick die Verfolgung mit einem „Zurück"-Signal abstoppt! — Es folgt wieder eine Zeit, die hauptsächlich durch Blockade- und Kapertätigkeit ausgefüllt ist. Nelson zeigt immer erneut, daß er den Blick für das Große, Ganze besitzt; er tritt mit Plänen und Ideen und Einzelvorschlägen hervor. Was hilft es alles bei einer Flottenleitung, deren Hauptmerkmale Vorsicht und Trägheit sind! Bis John Jervis kommt, ein Mann, der selbst tapfer und unternehmungslustig ist und Nelsons hervorragende Fähigkeiten sieht und ihn richtig einsetzt.

Die Entscheidung fällt zunächst auf dem Lande, und da steht den saumseligen Österreichern ein junger französischer Anführer gegenüber, der Bonaparte heißt. Ergebnis: die englische Flotte muß sich aus dem Mittelmeer zurückziehen. Auf der Heimfahrt spürt Nelson die zahlenmäßig überlegene Armada auf, und sie kommen bei Kap Sao Vicente im Nebel des 14. Februar 1796 aneinander. Die Spanier versuchen ihre zwei Abteilungen zu vereinigen, Nelson durchschaut die Absicht, verläßt eigenmächtig seine Formation und gibt der Lage dadurch eine unerwartet günstige Wendung. Er wird zwar mit seinem eigenen Schiff abgetrennt und übel zugerichtet, nichtsdestoweniger befiehlt er die mächtige „San Nicolas" zu entern und erobert anschließend auch noch die „San Josef", die gleichfalls manövrierunfähig geworden. Durch diese Tat ist Nelson mit einem Schlage ein berühmter Mann: er hat ein Nachhutgefecht in eine siegreiche Schlacht verwandelt und mit seinem kleinen Schiff zwei schwerbestückte spanische Riesen erobert. Der Kommodore Nelson wird zum Konteradmiral befördert und zum Ritter des Bathordens gemacht. Weil er näm-



N e l s o n — Nach dem Gemälde von Abbot

lich Geschwaderchef unter einem siegreichen Admiral war — nur deswegen! Wegen des Manövers aber, durch das er die Schlacht entschieden hatte, durfte er froh sein, sich nicht noch kriegsgerichtlich verantworten zu müssen.

Nelsons nächste Aufgabe: vor Kadiz kreuzend die französische Flotte herauszulocken. Und dann kommt der Erstürmungsversuch von Teneriffa: ein Unternehmen, das kühn geplant und tapfer durchgeführt ist, aber an der Übermacht scheitern muß. Ihm selbst zerschmettert es den rechten Arm. Nach 3½jähriger Abwesenheit kehrt Nelson nun September 97 in die Heimat zurück. Er fürchtet, dort zum alten Eisen geworfen zu werden. Aber kaum ist die langwierige Genesung beendet, wird er wieder gerufen. Die Lage Englands ist ja inzwischen nur noch schlechter geworden: immer mehr konzentriert Napoleon sich auf England als Hauptgegner.

So setzt März 98 der einäugige und einarmige Admiral seine Flagge auf dem „Vanguard" und geht als Führer eines Geschwaders ins Mittelmeer, um die französischen Rüstungen zu erkunden und die Expedition abzufangen, die Napoleon plant. Infolge einer harten Havarie verfehlt Nelson sich jedoch mit dem kleineren Teil seines Geschwaders, und die Franzosen wichen durch.

So beginnt er am 7. Juni die aufregende Verfolgungsjagd, die erst am 1. August mit dem Sieg von Abukir enden soll. Eine qualvolle Zeit für Nelson, der keine Fregatten zur Aufklärung und Erkundung hat und auf gut Glück, nach spärlichen und ungenauen Meldungen, die er gelegentlich erhascht, und nur auf seine eigene Kenntnis der Wind- und Wetterverhältnisse im Mittelmeer angewiesen, vorwärtseilen muß; eine Zeit, in der er kaum ißt und selten ein Auge zumacht, ein Ruheloser mit dem unerschütterlichen Vorsatz, die Franzosen aufzuspüren und zu vernichten.

Nelson durchschaut Napoleon; der will nach Ägypten! Aus der Erkenntnis wuchs ihm der Entschluß. Ein Entschluß, der für seinen Namen alles oder nichts bedeuten kann. Trotz ihres Vorsprungs von acht Tagen überholt er die gegnerische Flotte. Aber gerade dadurch wird er irre an der Richtigkeit seines Planes. Er sucht umher und erscheint ein zweites Mal vor Alexandrien! Wieder keine Flotte! Allerdings weht jetzt die Trikolore. Ein Augenblick tiefster Mutlosigkeit. Doch schon der nächste bringt die Meldung: Feind in Sicht, und bald stellen sich in der Bucht von Abukir die zwei Flotten zur Schlachtreihe auf. Im Schein der südländischen Abendsonne des 1. August 1798 entwickelt sich eine der größten Seeschlachten der neueren Geschichte. Sie dauert bis weit in den Morgen hinein; Nelson wird durch eine Kartätsche schwer verletzt. Die politischen Früchte des Sieges: Wiederherstellung der englischen Macht im Mittelmeer, Scheitern der ägyptischen Expedition und damit Sicherheit für Indien, Ermutigung aller Gegner Frankreichs. In London haben seine Neider Nelson schon öffentlich geschmäht wegen seiner Eigenmächtigkeit; als am 2. Oktober — sehr verspätet — die Siegesnachricht eintrifft. Da müssen sie sich verkriechen vor dem Jubelbrausen, mit dem das Volk seinen Namen durch die Straßen trägt und vor der Anerkennung, die die ganze nichtfranzösische Welt dem Helden bekennt.

Nelson selbst ist indessen auf dem Wege nach Neapel. Noch unterwegs trifft ihn ein Brief der Lady Hamilton, in dem sie die Siegesbegeisterung Neapels (das sich bei der Hinfahrt nicht entschließen konnte, ein paar Fregatten zur Unterstützung mitzugeben) schildert und sich ihm offenen Armes entgegenwirft. Sie schließt:

„Ich bin von Kopf bis Fuß à la Nelson gekleidet. Sogar mein Schal ist marineblau und mit goldenen Ankern reich bestickt, meine Ohrringe sind Nelsons Anker . . . kurzum, wir werden uns noch in lauter Nelsons verwandeln."

Das ist Emma Hamilton. Jene Frau, die von der Dienstmagd über verschiedene mehr oder weniger ehrenhafte Berufe und Bekanntschaften bis zur Gattin des vergreisten englischen Gesandten aufgestiegen und nun die Busenfreundin der Maria Carolina von Neapel war. Nelson ist hingerissen von ihren Reizen. Er schreibt:

„Sie ist eine der edelsten Frauen auf dieser Welt und eine Zierde für ihr Geschlecht." — Im Trubel der unaufhörlichen Huldigungen, die Neapels Bevölkerung ihm darbringt, und im Blendwerk der Ehrungen, mit denen das Herrscherpaar ihn überhäuft, verliert Nelson schnell die ungetrübte Klarheit seines Blickes für jene Stadt, die er noch vor kurzem als „eine Stadt der Musikanten, Spitzbuben und liederlichen Weiber" gebrandmarkt hatte und für die Verkommenheit des bourbonischen Regimes, das ihm bisher so tiefen Abscheu eingeflößt hatte.

Nelson, ebenso leidenschaftlich wie arglos, wird umgarnt. Die Hamilton ist stolz, an seinen Triumphen mitteilnehmen zu dürfen, Maria Carolina froh, einen britischen Führer zur Unterstützung ihrer dunklen Politik gefunden zu haben.

Ein düsteres Kapitel in Nelsons Lebensgeschichte setzt ein. Er unternimmt zusammen mit untauglichen Waffengefährten militärische Abenteuer, wie den Feldzug gegen Rom und den Kirchenstaat; er schafft dann die flüchtende königliche Familie nach Sizilien. Er gerät selbst in ein übles Leben, spielt Nächte hindurch, bezahlt den verschwenderischen Haushalt der Hamiltons — man spricht schon darüber. Daneben bemüht er sich wohl um die Festigung der englischen Mittelmeerherrschaft, ebenso aber um die Rückeroberung Neapels. Und sein Herz, das gehört nicht mehr restlos seinem Seemannsleben, er ist in Gedanken immer nur bei seiner Geliebten. — Neapel ist gefallen, ein Waffenstillstand geschlossen. Nelson durchbricht ihn in wenig ehrenhafter Weise, macht sich weiterhin zum Werkzeug der rachsüchtigen und grausamen Königin. Willigt schließlich mit der Hinrichtung des Fürsten Caracciolo in einen Justizmord ein. Um Englands Interessen kümmert er sich jetzt nur noch lässig. Bis das Auswärtige Amt Hamilton abberuft und Nelson wegen zerrütteter Gesundheit Heimaturlaub erbittet, die Königin und ihre Sippschaft nach Wien zu ihren Verwandten bringt, worauf er über Prag, Dresden, Hamburg heimgelangt. Überall wird er vom Volke geehrt, scharfe Beobachter dagegen machen ihre Bemerkungen über die drei. In England wird der Sieger, der $2\frac{1}{2}$ Jahre fern war, vom Volke abgöttisch gefeiert. Der Hof jedoch bleibt kühl, und auf die Dauer schädigt es Nelsons Ansehen, daß er das unwürdige Verhältnis fortsetzt. So erfolgt die Scheidung. Kurz darauf gebiert Emma ein Kind — es wird Horatia genannt.

Nach wenigen Monaten Heimataufenthalt geht er — Anfang 1801 — als Vizeadmiral

wieder hinaus, ins Baltische Meer; er scheint selbst froh, daß dieser Abschnitt seines Lebens hinter ihm liegt, der im Widerspruch zu seinem eigensten Wesen stand. Englands Lage ist bestimmt von der erneuerten „bewaffneten Neutralität" Preußens und der Nordländer, zu denen auch Rußland gekommen ist. Leider hat Nelson, der Draufgänger, der Mann mit dem politischen und militärischen Weitblick, wieder einmal einen Oberbefehlshaber über sich, dem alles dies fehlt. Man plant Kopenhagen anzugreifen. Es ist schwer verständlich, dazu kommen die unzähligen Gefahren der Zufahrten. Nelson fährt persönlich auf Erkundung, entwirft einen genialen Angriffsplan und bringt auch durch damit. Als sie jedoch mitten im Kampfe sind, signalisiert der ängstliche Parker: Rückzug!

Mit deutlichen Anzeichen mühsam unterdrückten Zornes, hin und wieder den rechten Armstumpf schüttelnd, spaziert Nelson auf und ab, wendet sich nach ein paar Nunden plötzlich Oberst Stewart zu und brummt: „Wissen Sie, was man auf dem Admiralschiff drüben gehißt hat? Die Nummer 39!" . . . „Ja, den Kampf abbrechen!" . . . „Aber verdammt will ich sein, wenn ich das tue!" Nach einer kurzen Pause sagt er zu seinem Flaggkapitän: „Sie wissen, Foley, ich habe nur ein Auge und deshalb das Recht, zuweilen blind zu sein", hält das Fernglas vor das blinde Auge und ruft mutwillig: „Wahrhaftig, ich sehe das Signal nicht!"

Das entscheidet den Sieg Englands. Der Rückzug wäre zu einer zerschmetternden Niederlage geworden. Nelson, der auch die Waffenstillstandsverhandlungen führt, kann dabei seinen Sieg noch geschickt untermauern. Nun erhält er auch das Oberkommando, aber es ist nicht mehr viel zu erreichen, die beste Gelegenheit ist verpaßt. Er sehnt sich, nebenbei gesagt, heim. Träumt im kalten Ostmeer von einem Urlaub in südlicher Sonne an der Seite Emmas. Aber kaum ist er heimgekehrt, rüstet Napoleon zur Invasion. Nelson stellt sich sogleich zur Verfügung, und allein dadurch ist das eigene Volk beruhigt, sind die Franzosen wesentlich eingeschüchtert. Aber der Präliminarfriede kommt zustande, und Nelson hat ein Halbjahr Ruhe.

Mai 1803 geht es wieder los, Nelson wird Oberbefehlshaber der Mittelmeerflotte.

Ungeheuer ist die Last der Verantwortung, die auf Nelsons Schultern ruht. Er muß Malta sichern und die französische Flotte in Toulon, wenn irgend möglich, vernichten; muß dauernd auf dem Sprung sein, um Neapel, Ägypten, die Jonischen Inseln und Kreta vor einem französischen Angriff zu schützen und die Tätigkeit in den spanischen Häfen, besonders in Cadiz, sorgfältig überwachen, um eine etwaige Vereinigung der französischen und spanischen Kriegsschiffe zu verhindern; muß den englischen, neapolitanischen und türkischen Seehandel schützen und die französischen Umtriebe in Genua, Livorno und andern italienischen Häfen im Auge behalten . . . Er muß aber auch mit der größten Wachsamkeit alle politischen Schwankungen verfolgen. Ein französisch-russisches Bündnis, das noch immer möglich ist, könnte einen Angriff auf die Türkei und die Aufwiegelung Griechenlands zur Folge haben. Die Haltung Spaniens ist äußerst zweideutig.

Ein und ein halbes Jahr hält nun diese Flotte schon in rastloser Kreuzfahrt unermüdlich Wacht, ist niemals in einem Hafen vor Anker gegangen, sondern höchstens auf offener Reede an einer neutralen Küste; doch als nun, nach Ausbruch des Krieges zwischen England und Spanien, plötzlich Bewegung in die Dinge kommt, als es gilt, den Feind viele tausend Meilen zu verfolgen und zu jagen, da ist sie geschlossen und in jeder Hinsicht der Aufgabe gewachsen. Und all das nur dank — Nelson!

Er ist hinter der französischen Flotte her, die nach den Antillen durchgebrochen ist, um die Engländer vom Kanal abzulenken, die sich aber zu keiner Schlacht stellen will.

Noch einmal ist Nelson dann daheim und genießt eine kurze Ruhepause. Und fühlt sehr deutlich: bald wird er den Erbfeind endgültig schlagen; auch sein eigenes Ende scheint nahe. Am 14. September 1805 fährt er aus Portsmouth aus, vom Volke umjubelt und gesegnet. Vor Cadiz trifft er seine Flotte und entwickelt sofort den Plan, den er gefaßt hat. Der Gegner, noch immer vertrocken, stellt sich endlich, als Napoleon seinem zaghaften Admiral mit der Abberufung droht. Am 21. Oktober Punkt 12 Uhr fällt der erste Schuß zur Schlacht. Es ist unweit des Kap Trafalgar. Dramatisch ist der Verlauf des Kampfes, ergreifend Nelsons persönlicher Einsatz. Er fährt mit seinem Admiralsschiff an der Spitze, und als der Nahkampf ausbricht, schreitet er ruhig weiter auf Deck auf und ab in voller Uniform und mit seinem Ordensschmuck. So trifft ihn ein Büchsenschuß ins Rückgrat. Und während die Schlacht nach Nelsons Meisterplan durchgeführt und entschieden wird, durchlebt der Held klar und bewußt seine letzten Stunden. Die Siegesmeldung im Ohr, Emmas und Horatias Namen auf den Lippen, haucht er dann sein Leben aus, tapfer, wie er es gelebt hat.

Die beiden Bilder dieses Aufsatzes entnehmen wir mit Erlaubnis des Vorhut-Verlags Otto Schlegel Bravettas „Nelson"

Wanderschaft eines englischen Arztes

Halliday Sutherland: „Bogen der Jahre"

Von Alfred Helle

Die Sutherlands sind Mediziner. Mit Hilfe von Stipendien hatte sich der Vater Halliday Sutherlands, der als Sohn eines armen Steuereinnehmers in Schottland geboren wurde, sein Studium erkämpft. Die äußeren Lebensumstände waren für den Sohn in der Kindheit und Jugend leichter, sie unterschieden sich nicht von denen anderer Jungen des Mittelstandes. Mit dreizehn Jahren wird Halliday auf die Schule von Merchiston geschickt. Hier umgibt ihn der ganze Schuldrill englischer Internate, bei dem Prügel und körperliche Schikane durch ältere Schüler ein wesentlicher Bestandteil erzieherischer Überlieferung geblieben sind und die Auszeichnung als Sportler in der Schulmannschaft oft höher eingeschätzt wird als wissenschaftliche Befähigung. Die Universitätsjahre bringen die Freiheit — aber sie ist für einen jungen Menschen, der sich plötzlich von allen äußeren Bindungen gelöst sieht, nicht ohne Gefahr, besonders dann, wenn ihm sonst der Erfolg allzu leicht wird. Halliday Sutherland vergißt über den studentischen Debattierklubs die Kollegs, und fällt zunächst einmal durch das Anatomieexamen durch. Dieser erste Zusammenstoß mit der rauhen Lebenswirklichkeit wird für ihn ein Damaskus. Der verständnisvolle Vater erteilt eine Bewährungsfrist und schickt den Sohn nach Spanien. Dort verbringt er in der Privatklinik eines Onkels ein Vierteljahr bei ernster Arbeit und wird dann nach bestandener Prüfung mit seinen Studiengefährten vom Professor, dem Pathologen David James Hamilton, in den Beruf entlassen:

„Und jetzt, meine jungen Damen und Herren, werden Sie bald ein selbständiges Leben beginnen. Sie werden vieles hören, was über Menschen und über Bücher gesagt wird, aber ich möchte Ihnen nur eines sagen — prüfen Sie alles, gebrauchen Sie Ihre Sinne und vor allem den gesunden Verstand, den Ihnen Gott gegeben hat!"

Wir finden Halliday Sutherland bald darauf als Gast eines befreundeten Arztes auf den Shetland-Inseln. Mit ihm fährt er zur Walfischstation zu Kapitän Jensen von der „Sven Fohn", einem kleinen, aus Holz gebauten Schraubendampfer, mit der Harpunierkanone auf der Back. Aber die Seefahrt wird für die Landratte nicht sehr lustig, es gibt aus allen Richtungen Sturm, der den kleinen Dampfer recht ungemütlich hin und her schaukelt. Man ist froh, als der Hafen von Balta Sound, der nördlichste Anlegeplatz der Britischen Inseln, angelaufen wird. Hier liegen die Schiffe vor Anker, die auf ihre Salzheringladung warten, auf beiden Küstenseiten sieht man die Einsalzschuppen und die kleinen Blockhäuser, in denen die Heringsarbeiterinnen leben, mehr als tausend Mädchen, die, sobald der Hering nach Süden zieht, an der Küste mitwandern . . .

Die „Sven Fohn" dampft nach Norden auf Walfischfang. Die Jagd auf Wale ist ungeheuer aufregend. Wie der Jäger auf dem Anstand, muß sich der Walfischfänger an sein Wild heranpirschen. Ein unglücklicher Umstand kann die mühevolle Arbeit von Tagen und Wochen nutzlos machen, und die Leute, die für jeden getöteten Wal eine Provision erhalten, um den geringen Gewinn bringen. Kapitän Jensen genießt den Ruf, der kühnste Jäger der nördlichen Meere zu sein, und das Jagdglück bleibt ihm treu. Mit einer stattlichen „Flotte" von toten Walen im Schlepptau wird die Heimreise angetreten.

Das nächste Ziel Halliday Sutherlands ist wieder Spanien. — In Spanien gab es vor dem Weltkriege mehr als 250 Arenen, in denen alljährlich in der „Saison" — zwischen Ostern und Oktober — Stierkämpfe abgehalten wurden. Auch heute noch finden — besonders im Süden der Halbinsel — die corridas de

toros statt, wenn auch nicht mehr so zahlreich wie früher; auch das ist eine Folge der Wirtschaftskrise und der politischen Revolution. Die Opfer für die Kämpfe kommen in der Hauptsache aus den großen Stierzüchtereien auf den Ebenen Andalusiens. Aus den riesigen Herden werden die kräftigsten jungen Stiere ausgewählt und bei der tentadero auf Kampfesmut und Angriffsfreudigkeit erprobt. Unter den Gästen bei einer solchen Stierprobe befindet sich auch Halliday Sutherland, und der sportliche Ehrgeiz treibt ihn, hier mit den gefeierten Helden der Arena in den Wettkampf zu treten. Mit der garocha, der Eschenlanze, wie sie in der Arena gebraucht wird, sprengt er aus der Reitergesellschaft hervor, auf einen jungen Stier los. Die Lanze stößt an den Schenkel des Tieres, die Wucht des Anpralls wirft den Stier zu Boden. Voller Stolz kehrt der Reiter zu den Gefährten zurück, steigt vom Pferde und läßt sich die capa (das rote Tuch) geben. Das wütende Tier, das sich inzwischen erhoben hat, stürmt heran. Geschickt wird die capa an seinem mächtigen Haupte vorbeigeschwenkt. Augen und Hörner folgen der schnellen Bewegung, und der Kopf stößt blindlings ins Leere. Im nächsten Augenblicke rennt der Stier zum zweitenmal an, aber die Bewegung mit der capa ist diesmal zu kurz, schon flitzen die Hörner dicht an der Schulter des Kämpfers vorbei. Der nächste Gang wurde nicht regelrecht ausgetragen; vielmehr landete Sutherland, durch die Hörner des Stieres in die Luft befördert, auf der nächsten Kaktusstaude. Viele Jahre später erzählte in London eine Engländerin Sutherland diese Geschichte als das Erlebnis eines englischen Arztes, der Stierkämpfer werden wollte, aber von seinem Onkel an dieser aussichtsreichen Laufbahn verhindert wurde.

Nach England zurückgekehrt, ist Sutherland klinischer Assistent an einer Irrenanstalt in Edinburgh. Auf einem Irrenhausball, an dem Patienten und Ärzte teilnehmen, schließt er nähere Bekanntschaft mit seinen Schutzbefohlenen.

„Ein Irrenhausball hat doch etwas Rührendes an sich", näherte sich ein Fremder, der aussah wie ein Rechtsanwalt.

„Es ist freundlich von den Besuchern, hierher zu kommen und etwas zur Belebung des Abends beizutragen", erwiderte Sutherland.

„Wirklich sehr freundlich", stimmte der andere zu, „aber ich für meine Person würde nicht herkommen, wenn man mich nicht dazu zwingt. Sie haben nicht gewußt, daß ich als Patient hier bin, Doktor?"

„Nein", lachte Sutherland, „und Sie werden auch bald wieder draußen sein."

„Hoffentlich nicht, Doktor, denn ich gehe nicht hinaus, solange ich lebe. Das muß auch so sein, weil ich der einzige normale Mensch in der ganzen Welt bin. In einer wahnsinnigen Welt ist kein Platz für einen normalen Menschen. Deshalb hat man mich hier hereingesteckt. Es ist schließlich auch ganz vernünftig, wenn man einmal darüber nachdenkt, und wenn Sie jemals entdecken sollten, was ich entdeckt habe —, ja, dann wird man Sie auch hier hereinstecken. Was ich entdeckt habe? Das allergrößte, was es gibt — ich habe entdeckt, was das Leben ist. Sie wissen nicht, was das Leben ist, aber ich weiß es. Das Leben ist nahezu ein Fast. Diese Entdeckung ist ganz leicht zu beweisen. Lassen Sie sich eine einfache Frage stellen. Als Sie das letztemal den Schottenexpreß in den Bahnhof einfahren sahen, stürzten Sie sich da vor die Maschine? Sie sagen ‚Nein'. Aber Sie haben unrecht, weil ‚Nein' eine Negation ist, und so etwas wie eine Negation gibt es nicht im Universum. Die richtige Antwort lautet ‚Fast'. Versuchen wir es noch einmal. Haben Sie heute abend beim Essen Ihr Messer verschluckt? Wieder sagen Sie ‚Nein', wenn Sie ‚Fast' sagen sollten. Wie ich befürchtet habe. Sie können die Wahrheit nicht sehen. Na, jetzt müssen wir wohl unsere Pflicht tun und uns Partner für den nächsten Tanz suchen."

Zu Beginn des Weltkrieges meldet sich Sutherland freiwillig als Schiffsarzt. Mit der „Empress of Britain", einem bewaffneten Handelsdampfer, nimmt er an Kaperfahrten an der Westküste Afrikas teil. Eines Tages begegnet ihnen in der Morgendämmerung ein Dampfer, der die rote Flagge führt. Auf das Flaggensignal „Halt" kommt zögernd die Antwort: „Britisches Schiff". Da der Name des Dampfers in Lloyds Register nicht festzustellen ist, läßt der Kommandant stoppen und eine Entermannschaft hinüberrudern. Zu Harmoniumklängen tönt aus dem Schiff frommer Gesang herüber: „Vorwärts, christliche Soldaten!" — An Bord befinden sich Neger, Männer, Frauen und Kinder, die aus den Vereinigten Staaten kamen, dort das Schiff gekauft hatten und heimlich abgedampft waren. Auf die Frage nach dem Steuermann erschien Professor Lewis, ein früherer Lehrer der Astronomie an einer Negeruniversität. Des schwarzen Professors Standortsberechnung stellte sich aber als falsch heraus. Da auch der Kapitän kein Schiffs-

patent besaß, mußte das Negerschiff den nächsten Hafen anlaufen. Nach der Anmusterung eines Steuermanns konnte das Schiff später seine Fahrt nach Liberia fortsetzen, wo die Neger Land erworben hatten und eine christliche Republik gründen wollten.

Im dritten Kriegsjahr erfolgte Sutherlands Versetzung zum Marinearsenal nach Deal. Eines Tages befahl der General des Küstenverteidigungskommandos die Offiziere zu sich und teilte ihnen mit, daß „Feindliche in englischer Uniform nach vorausgegangenem Bombardement von der Seeseite aus zwischen North Foreland und Dover zu landen versuchten". Die höchste Alarmstufe wurde verkündet, die Küste in Verteidigungszustand versetzt, Feldlazarette aufgeschlagen und die Gräben von der Truppe besetzt. Am nächsten Morgen rückten nach stürmischer und bitterkalter Nacht die Truppen, meist Freiwillige der älteren Jahrgänge, wieder in die Quartiere ein, um am Spätnachmittag die Verteidigungsstellungen von neuem zu besetzen. Doch die Feinde unternahmen auch in der zweiten Nacht keinen Angriffsversuch. Es wurde beim Marineamt angefragt, aber dort wußte man nichts von einer drohenden Invasion. Auch das Kriegsministerium wußte nichts. Erst auf wiederholte Anfragen entdeckte man, daß vom Kriegsministerium an die Zentralarmee die Mitteilung ergangen war, daß feindliche Spione landen würden. Bei der Nachrichtenübermittlung war nur das Wort „Spione" weggelassen worden — ein kleiner Irrtum, der unter der Truppe drei Todesopfer durch Lungenentzündung infolge des Nachtdienstes an der Küste gefordert hatte. Von der erfolgreichen Abwehr des „Überfalls auf England" ist denn auch weder in die Presse noch in die Kriegschroniken eine Mitteilung gekommen.

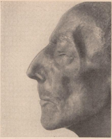
Nach dem Kriege verbringt Halliday Sutherland, der heute in England als Arzt und Forscher einen großen Ruf genießt, seine Ferien in Lewis auf der nördlichsten Hebrideninsel, unter Menschen, die ein kärgliches Dasein, aber ein Leben in paradiesischer Freiheit führen, bis eines Tages Lord Leverhulme, ein Lancashire-Millionär, mit den „Segnungen der Zivilisation" anrückt. In Obe wird ein Hafen gebaut, eine Fabrik, ein Kino, Eisenbahnen werden projektiert; aus London kommen ein halbes Dutzend Stenotypistinnen mit Herrenschnitt, kurzen Röcken und Seidenstrümpfen. Die ganze Insel geriet in Aufruhr gegen Lord Leverhulme.

Es war ihm noch vorbehalten, eine ganze Nation gegen sich aufzubringen. Am 1. Dezember 1920 hatte die Sprengelverwaltung den Oberpostmeister aufgefordert, den nordischen Namen Obe, der jahrhundertealt ist, abzuändern — in Leverborough. Bis dahin hatte sich niemand auf dem Festlande darum gekümmert, was auf Lewis vor sich ging. Sowie die Namensänderung bekanntgegeben wurde, sprangen ruhige alte Herren in ganz Schottland von den Stühlen auf und riefen: „Teufel, was soll das den heißen?" Armer Lord Leverhulme! Er versuchte als Dreiundsiebzigjähriger sich eines von den Gütern dieser Welt zu kaufen, das gegen Geld nicht zu haben ist — Unsterblichkeit für seinen Namen. Er hatte von dem Hochlandhäuptling, der Herr über die Westlichen Inseln war, eine verarmte Insel erworben. Aber mehr konnte er nicht kaufen.

Heute liegt das Werk Lord Leverhulmes in Trümmern. Aber die Inseln bewahren ihren Zauber, die Menschen in den schwarzen Hütten singen die gleichen alten Lieder zu den Dudelsackmelodien, im Fluge kreisen die Möven wie einst um die Felsklippen des stillen Eilands.



Mit diesem Beitrag sind wir auf unserer „Weltreise mit den Weltstimmen" an der englischen Küste gelandet. So wird der Hauptteil unseres nächsten Heftes dem Besuche Englands gewidmet sein



Hermann Bredehöft: Das siebente Jahr

Von O. H. Waibling

Das letzte Jahr des Siebenjährigen Krieges ist angebrochen. Noch ist keine Entscheidung gefallen; aber die Kriegsnöte und Kriegslasten wachsen täglich in Preußen ebenso wie in allen vom Kriege heimgesuchten Ländern. Der große König selbst ist müde. Er möchte gerne Frieden schließen. Aber es kann für ihn nur ein Friede sein, der Preußens Ehre wahrt. Er hat den Krieg nicht gewünscht und würde sich viel lieber den zahlreichen friedlichen Aufgaben widmen, als sich endlos mit den Feinden herumzuschlagen. Und was für Feinde sind es, gegen die er kämpfen muß! Neben den Franzosen, Russen, Schweden und Österreichern, sind es die deutschen Reichsstände selbst, gegen die er seine Heere führt. Das ist das Erschütternde an diesem Krieg, von dem noch kein Mensch weiß, wie er enden wird. Gemessen an der Zahl der Feinde müßte Preußen schon lange am Ende seiner Kraft sein. Aber es gelingt dem König, immer wieder neue Truppen auszuheben und neue Gelder aus dem armgewordenen Lande herauszuholen. Wenn er daran denkt, jammert ihn die Lage seines Volkes, und mehr als einmal will auch er müde und mutlos werden. Aber er darf diese Stimmung keine Gewalt über sich gewinnen lassen, er muß hart sein gegen sich und sein Volk, denn es geht um Preußens Bestand. Die Feinde wollen Preußen endgültig vernichten, das aber darf nicht geschehen, solange Friedrich II. lebt, an dem sein Volk und sein Heer mit leidenschaftlicher Liebe hängen — trotz aller Nöte, trotz aller Lasten, die er ihm auferlegen muß, trotz aller Mühsalen, die die Soldaten, die Veteranen vor allem erdulden müssen.

In diesem siebenten Jahr tritt nun endlich ein Umschwung ein. Am 5. Januar 1762 stirbt die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Ihr Nachfolger Peter III. schließt sofort mit Friedrich Frieden. Der russische General Tschernitscheff geht sogar ein Bündnis mit Preußen ein. Schweden folgt dem Beispiel Rußlands. Gewaltig steigt nun die Hoffnung des Königs und seines Volkes auf baldigen Sieg und endgültigen Frieden. Aber noch einmal droht das Verhängnis. Peter III. wird ermordet, seine Nachfolgerin Katharina II. hält zwar den Frieden mit Friedrich aufrecht; allein sie kündigt das vom General geschlossene Bündnis. Noch immer denkt Österreich, denkt Maria Theresia, Friedrichs erbittertste Gegnerin, daran, ihn endgültig zu vernichten. Abermals steht alles auf dem Spiel. Da gelingt es dem König, durch raschen Entschluß eine Schlacht herbeizuführen und den General Tschernitscheff zu überreden, daß er ihm einen letzten Dienst erweise: Am 21. Juli 1762 rückt der russische General bei Burkersdorf in die Schlachtlinie des Königs ein. Ohne selbst in den Kampf einzugreifen, ermöglicht er den Sieg Friedrichs über den Marschall Daun. Bald hernach erobert Friedrich Schweidnitz zurück, während sein Bruder, der Prinz Heinrich, Ende Oktober die Reichstruppen durch den Sieg bei Freiberg aus Sachsen vertreibt.

Damit ist dieser harte und schwere, dieser bittere und erbarmungslose Krieg zu Ende. Am 15. Februar 1763 kann Friedrich II. mit Maria Theresia auf Schloß Hubertusburg in Sachsen Frieden schließen, der den Zustand vor dem Krieg wiederherstellt. Die Ehre Preußens ist

gewahrt, seine Stellung in Europa gefestigt und gesichert, aber das Land ist bitter arm geworden, und als der König von diesem Feldzug heimkehrt, sagt er:

„Ja, ich muß ihnen helfen, hier und anderswo, das Bruchland gibt fette Triften, wenn es entwässert wird, auf den Sand werde ich Kienäpfel säen lassen, ich werde ihnen Hütten und Häuser bauen müssen, auch Pferde und Saatkorn sollen sie haben, ich kann dem Schicksal nicht trotzen, das mich heil aus dem siebenjährigen Getümmel, einem Hexensabbath, trug, es will, daß ich meinen blutsauren Kampf weiterkämpfe, bis ich umfalle!"

Diese Geschehnisse erzählt Bredehöft. Obwohl der große König in seiner unmittelbaren Menschlichkeit im Mittelpunkt des Werkes steht, ist er doch nicht sein eigentlicher Held. Dieser ist vielmehr das preußische Volk selbst, das hier in einer Reihe von Gestalten erscheint. Da ist vor allem Christof von Borcke, der Junker, der auf der Hohen Schule zu Utrecht und unter dem Einfluß seiner Mutter zu einem Enzyklopädisten und Schöngeist erzogen wurde, der sich den Pflichten dem Staate gegenüber entziehen möchte. Der Vater aber, ein alter Soldat, der, wie er sich auszudrücken liebt, „das Vergnügen gehabt hatte, bei Hohenfriedberg ein Bataillon zu kommandieren", stößt den Junker aus der Familie aus und liefert ihn den Werbern in die Hände. Er muß als einfacher Soldat dienen, er leidet harte Schicksale und wächst nur schwer und langsam in die Soldatenwelt hinein. Als er zur Sühne einer Gehorsamsverweigerung Spießruten laufen soll, kommt der König hinzu und blickt ihn an: „Kerl, denk Er daran, daß Er Junker ist!" sagt er zu ihm. Das aber bedeutet einen Wandel in seinem Leben.

Mit einem Male fielen ihm seines Vaters Worte ein, daß ein Soldat zu seinem Eide, der Junker aber zu seiner Ehre stehen müsse, und so geschah es, daß, was in acht Jahren an ihm verdorben worden war, durch seines Königs Wort ausgemerzt wurde, insoweit, daß er sich vornahm, fortan einen fleißigen, unermüdlichen Soldaten abzugeben, der seine Schande abwaschen wollte. Im übrigen erkannte Christof jetzt, wie die eisernen Notwendigkeiten des wirklichen Lebens das bestausgeklügelte philosophische System über den Haufen zu werfen imstande sind.

Aus Christof wird ein tüchtiger Soldat, der sich in entscheidenden Augenblicken auszeichnet, der aus der Isolierung seines Gelehrtendaseins zur Volksgemeinschaft und zur Kameradschaft zurückfindet. Er kehrt als Fähnrich zu seinem Vater zurück. Wäre er nicht durch einen Bauchschuß schwer verwundet worden, er diente hinfort als Offizier in des Königs Heer. Aus Sachsen hat er ein armes bürgerliches Mädchen Annette, eine Kantorstochter, heimgebracht, sie ist seine Frau geworden. Zwar zögert der Vater, ob er den Sohn und das Mädchen in sein Haus aufnehmen soll; aber der König selbst überzeugt ihn von der Notwendigkeit, überkommenen Standesdünkel zu überwinden:

„Ew. Majestät halten zu Gnaden", sprach zögernd der Alte, „mein Sohn hat eine Kantorstochter aus dem Sächsischen geheiratet!" Über des Königs Gesicht huschte der Widerschein des Spottes . . . „Ist sie denn wenigstens hübsch und verständig?" fragte er. Herr von Borcke antwortete: „Häßlich und dumm gerade nicht, aber Ew. Majestät wollen doch bedenken, sie ist eine Bürgerliche!" „Zum Henker, Herr, für was hält Er mich?" zürnte der König, so daß Herr von Borcke betroffen zurückwich, „ich kann doch das Frauenzimmer nicht seinetwegen zur Gräfin erheben! Genommen ist genommen, was will Er denn mehr, wenn sie Seines Sohnes Namen trägt, ist sie auch eine ‚von' und Ihm ebenbürtig! Nun laß Er mich in Frieden!"

Da sind noch andere, unvergeßliche Gestalten: das alte Bauernehepaar Zarnekow, das seine drei Söhne im Kriege verliert, da ist Hans Fußangel, ein Veteran, der zum Führer und Freund Christofs wird. Da sind die Sachsen: der Kantor, ein Feind der Preußen, und Annette, seine Tochter, die zur Liebe zu Friedrich und seinem Volke hinwächst. Da ist endlich Johann David Schöppenstil, der Nachfolger von Annettes Vater, den Annette heiraten soll, vor dem sie aber in die Fremde flieht, da sie ihn eher verachtet als liebt, bis sie endlich wieder zu Christof findet.

So ersteht aus dieser Roman-Chronik ein lebendiges Bild jenes letzten und entscheidenden Jahres, in dem Friedrich der Große seinen Kampf zum siegreichen Ende führte. Das Große steht neben dem Kleinen, die unvergessene Haupt- und Staatsaktion neben den vergänglichen und vergessenen Menschenschicksalen, das Erschütternde neben dem Heiteren. Aber das Herz dieses Buches bleibt doch der große König, der auch das Herz seines Volkes war; ohne ihn, das erleben wir stark und eindringlich, hätte das Volk die Opfer nicht bringen können, die zu Preußens Bestand und Deutschlands künftiger Größe notwendig waren.

Die Aufnahme der Totenmaske Friedrichs des Großen stammt von der Staatl. Bildstelle, Berlin

Heinrich Wolfgang Seidel:

Krüsemann

Von Matthäus Gerster

Es hat lange gedauert, bis sich Heinrich Seidel, der Dichter des „Leberecht Hühnchen" und Vater Heinrich Wolfgang Seidels durchsetzte. Auch dem Sohn scheint ein ähnliches Schicksal beschieden zu sein. Zwar weiß ein gar nicht kleiner Kreis von urteilsfähigen Lesern schon längst, daß der Verfasser von „George Palmerstone", der „Varnholzer", von „Genia" und „Abend und Morgen" ein Erzähler von Rang ist, ein Dichter oder besser gesagt ein Poet, dessen Kleinmalerei an Raabe und Storm erinnert und der dennoch ein eigener ist. Keines seiner Werke ist von lauten spannenden Geschehnissen erfüllt, noch finden sich fesselnde Abenteuer darin; aus diesem Grunde läßt sich ihr Inhalt auch schwer in knappe Worte fassen. Aber sie sind voll eigenartiger Schicksale und voll schöner Menschlichkeit. Seine Helden führen auch keine großen Worte im Munde. Sie sind meist Alltagsmenschen und ihre Schicksale Alltagsschicksale.

Manchmal möchte einem scheinen, Seidel wäre ein verspäteter Idylliker, der sich aus der Vergangenheit in unsere andersgeartete Zeit herübergerettet habe. Aber hinter dem Idyllischen seiner Menschen und ihrer Welt spürt man immer etwas Geheimnisvolles, etwas Unsagbares, das man dämonisch nennen möchte. Am stärksten tritt dies in den beiden Erzählungen „Abend und Morgen" in Erscheinung, in denen er, wie Ernst Wiechert sehr treffend sagt, „die tiefste Gestaltung für die Dämonie meiner Heimaterde", das ist das Land östlich der Memel, findet.

Wenn Seidel auch nach seinem eigenen Geständnis für die Großstadt Berlin nicht das Heimatgefühl aufbringt, das sonst der Mensch dem Orte seiner Geburt entgegenträgt, so spielt es doch in seinen besten Werken eine große Rolle, und gerade das Berlin vergangener Zeiten ist darin mit großer Liebe gezeichnet. In „George Palmerstone" erzählt Seidel die Entwicklungsgeschichte eines Berliner Bürgerkindes, das wohlbehütet im Elternhaus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufwächst und als achtjähriges Kind die Tage der Revolution von 1848 erlebt. In zahlreichen Gestalten und Szenen, die liebevoll ausgemalt werden und über denen ein warmer Humor wie die Sonne über dem Garten Gottes strahlt, erlebt man das kleine Berlin jener Zeit. „Die Varnholzer" führen in ein nordisches Städtchen Bristow. Als Seidel den Roman schrieb, war er Pfarrer in Eberswalde. Wieder ist das, was man sonst Handlung nennt und was in Romanen die Spannung aufrechterhält, fast Nebensache: die Geschichte des Rechtsanwaltes Varnholzer, der zuletzt in russische Gefangenschaft fällt und dem nach Jahren schwerer Leiden die Flucht in die Heimat glückt. Was den Reiz des Buches und die Schönheit der Dichtung bildet, das ist die liebevolle Kleinschilderung, sind die wunderlichen Käuze, die in der bürgerlichen Atmosphäre Bristows wachsen. Hier, in der mecklenburgischen Erde, wurzeln Seidels Geschöpfe und ziehen aus ihr Kraft und Leben. In der Erzählung „Genia" (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn), die einem Novellenband den Titel gibt, führt uns der Dichter ins Baltikum und zeigt uns die schrulligen Gutsherrn, um die sich halbasiatisches Volk drängt. Wieder ist es ein Buch voll Phantasie, aber auch voll Weisheit. In „Abend und Morgen" (G. Grotesche Verlag, Berlin) aber wird Phantastik schon fast mythisch, wenn sich aus der Stille des Urwalds plötzlich das Geweih eines mächtigen Elchs hebt, wo eben noch eine merkwürdige Art Waldmensch stand. Setzt Seidel seine früheren Romane aus zahlreichen kleinen Bildern mosaikartig zusammen und vernachlässigt dabei in der Freude an der Schilderung den epischen Zug des Ganzen, so strafft sich nun plötzlich die Handlung.

Und es gelingt dem Dichter ein Werk, zu dem die andern alle jetzt fast wie Versuche erscheinen: „Krüsemann". Ein Roman aus der Zeit nach dem Kriege. Wieder ist Berlin, wo Seidel jetzt als Pfarrer tätig ist, der Ort der Handlung. Diesmal ist es das Berlin der Nachkriegszeit, der Inflation. Der Dichter zeichnet diese Zeit und ihre Ausartungen nicht nur mit überlegener Ironie, sondern auch mit dem Humor eines Mannes, der auf das Gewusel und Getue des vergänglichen Alltags lächelnd niederblickt.

Aus jenen trüben Tagen der Schmach und der Not taucht das Antlitz Ottokar Krüsemanns gütig lächelnd in dem Getriebe der Riesenstadt auf. Braver Berliner Bürger, einsamer Junggeselle, der für sein Leben keine Aufgabe mehr sieht, mit einem hilfsbereiten und demütigen Herzen begabt: so tritt er vor das Auge des Lesers. Zum erstenmal treffen wir ihn auf einer Bank im Vorgarten der Universität, wo er den etwas wirren Reden des Studenten Segewold mit gebührender Ehrfurcht lauscht. „Segewold aus Livland trieb ihn im Zuge der Strömlinge, die der Bolschewikenhai jagte; mit aber tausend Genossen hielt er sich eine Weile brandend vor den Toren Berlins, bis ihn der stille Hafen der gelehrten Welt aufnahm." Er hatte ein Zimmer gemietet, das er so lange bezahlte, als er noch etwas versetzen oder Geld verdienen konnte. Oktober dreiundzwanzig war es zu Ende. Da packte er den letzten Rest seiner Habseligkeiten zusammen, stellte den Koffer bei einem reichen Studenten, den er aus den Vorlesungen flüchtig kannte, unter und brach, die Nacht über hilflos durch die Großstadt irrend, auf der Straße zusammen, das Gesicht an die Fensterscheiben eines Möbelgeschäftes gelehnt, als betrachte er das Paradiesbett eines Schlafzimmers. So findet ihn Krüsemann und nimmt den Bewußtlosen in einer Kraftdroschke mit sich nach Hause.

Während Segewold in Fieberschauern noch einmal die Tage der Jugend wie der Flucht durchwandert, sitzt Krüsemann ängstlich an seinem Lager und ringt mit der Krankheit, die den jungen Körper schüttelt. Als der Student dann zum erstenmal die Augen aufschlägt, sieht er einen übernächtigten, zerzausten Mann in einem Schlafrock vor sich, dem das spärliche Haar in wilden Büscheln um den rötlichen Schädel steht und die Hand mit der Kohlenschaufel vor Schwäche oder Ermüdung zittert. „In den kommenden Tagen hatte der Kranke harte Arbeit beim Entziffern Ottokar Krüsemanns", denn er war eine Erscheinung, die sich verwandelte, während die übrige Welt still stand.

Aber auch der doppelte Krüsemann ging ihm allmählich auf: Krüsemann im Zerfall und jener andere Krüsemann, der sich gewaschen, abgerieben, gekämmt und gestriegelt, angezogen und zurechtgemacht hatte unter Zuhilfenahme einer vielseitigen Garderobe. Krüsemann im Zerfall schlief mit offenem Munde im Lehnstuhl, hatte böse Runzeln und wenig Zähne, war spießig auf der Schädelkuppe und seltsam gefärbt, war abgeplattet, geschunden und voller Schattentäler an den Schläfen und in den Wangen. Über den zurechtgemachten Krüsemann dagegen ließ sich des Lobes nicht genug sagen; er war allerliebst, ein Osterei mit blauer Schleife!

Mit rührender Demut pflegte der alte Junggeselle den jungen Flüchtling gesund. Und eines Tages war es so weit, daß Segewold Lust hatte, aufzustehen, und daß er heftig die silberne Glocke auf dem Nachttisch schüttelte. Da eilte Krüsemann erschrocken herbei als fürchtete er einen Rückfall.

Der Student betrachtete seinen Gastgeber eine Weile schweigend und erstaunt, denn dieser erschien abermals in einer neuen Form und ließ sich am besten mit einem frischeingebundenen Gesangbuch vergleichen; langer, schwarzer Rock, eine fast sakrale Halsbinde, auf den dünnen Fingern Handschuhe aus der glatten Haut eines ebenholzfarbenen Tieres und das Ganze gekrönt mit einem Begräbnishut, wie er für ausgesprochene Turmschädel gebaut war.

Krüsemann hatte zur Kirche gehen wollen. Statt dessen führte er Segewold in seiner Wohnung umher, erzählte ihm von seiner Jugend, wie er sein ganzes Leben nur gearbeitet und Handschuhe gemacht habe, Millionen Handschuhe — eine Tätigkeit, die nicht gerade erhebend und schließlich doch für ein Leben zu wenig gewesen sei. Da habe er denn sein Geschäft aufgegeben, sei dabei aber sozusagen vom Regen in die Traufe gekommen; denn jetzt habe er mit seiner Zeit nichts mehr anzufangen vermocht. Und so machte er Segewold den Vorschlag, bei ihm zu bleiben.

„Man könnte doch miteinander reden, ohne sich lästig zu fallen, nicht wahr? Ach, ich würde fein wie ein Schatten, wie ein unsichtbarer Geist, nur zuweilen: eine gemeinsame Mahlzeit, ein Abendgang, ein Gespräch im Stehen — das alles entwickelt sich nach

den Umständen, und Sie selbst wären von allen Sorgen befreit. Denn natürlich, der Lebensunterhalt und was ein gelehrter Mann sonst braucht, dafür käme ich auf."

Segewold sagte nicht nein und so blieb das ungleiche Paar beieinander.

Krüsemann liebte den jungen Mann wie einen Sohn und erfüllte alle Wünsche, die er ihm nur an den Augen ablesen konnte. Segewold umgab sich mit Büchern und stürzte sich in die Arbeit; er wollte seinen Doktor machen. Die Gesellschaft Krüsemanns wurde ihm aber bald unangenehm; so schwieg er oft tagelang. Krüsemann fühlte das Unbefriedigte seines Gastes, aber er wußte nicht um die Ursache. Als er eines Abends seine alten Freunde einlud und das Essen in eine kleine Orgie mit viel Betrunkenen ausartete, fürchtete er, Segewold werde ihn verlassen. Doch der Student hatte Mitleid mit dem Alten und versprach zu bleiben.

Krüsemann ergriff seine Hand und streichelte sie — das war nun wieder nicht ganz angenehm! Er sagte sich indes, daß sein Gastgeber in diesem Augenblick nicht ganz zurechnungsfähig sei. Und dann, nachdem er eine gute Nacht gewünscht hatte, sah er den andern mit seltsam gekrümmtem Rücken hinausschleichen wie einen alten Hund, der sich das Mißfallen seines Herrn zugezogen hat und nicht genau weiß, weshalb.

Eines Tages traf Segewold Ruth, die Schwester jenes Studenten, bei dem er einst seinen Koffer untergestellt hatte und versäumte zum erstenmal das Mittagessen. Ruth hüllte ihr Tun und Treiben in Geheimnis wie ein Mensch, der sich scheut, sein Inneres zu enthüllen. Segewold jedoch wurde in ihrer Nähe so beredt, wie er bei Krüsemann schweigsam war. Als er sein Doktorexamen gemacht hatte, ging er mit Krüsemann ins Theater. Dort saß er in einer Loge Ruth und ließ den braven Gönner im Stich, der auf dem Heimweg in die Fallstricke der zweifelhaften Dame Peleikis geriet. Dies brachte die innere Welt Krüsemanns ins Wanken. Er schämte sich vor Segewold und glaubte, daß er dessen Vertrauen verloren habe. Jeder lebte nun sein Leben für sich. Vergebens versuchte Krüsemann, den Abgrund zwischen Jugend und Alter zu überbrücken.

Er wollte es nicht wahr haben, daß der, den er zum Freunde begehrte und den er sich angeeignet hatte, in das Reich der Jugend zu gelangen, zuletzt unerreichbar sei. Mochte sich der andere trotzig verschließen, er liebte in ihm nach wie vor die Welt, die er einst in Trägheit des Herzens und durch eine lebensfeindliche Erziehung verscherzt hatte, er liebte ihn, wie einen den Hüter des Paradieses umwirbt, den einzigen, der das Tor öffnet und dessen Schwert, wie der Hoffende glaubt, nicht in Ewigkeit drohen kann.

Segewold jedoch empfand die Fürsorge des alten Mannes als lästig — um so lästiger, als er seine Liebe zu Ruth durch Krüsemann eines Tages entdeckt sah. Das Mädchen, von Natur feinfühliger als der Mann, ahnte die Tragik des alten Mannes, der einsam in der Welt stand, Liebe geben wollte und auf Abwehr traf. Als ihr Stiefvater mit seinen Brüdern, Gestalten mit dunkler Vergangenheit und Gegenwart, plötzlich aus Berlin verschwanden, suchte sie Krüsemann in seiner Wohnung auf und sprach mit ihm über den Geliebten, der auf der Suche nach einer Stellung war und darüber seinen Wohltäter ganz vernachlässigte.

„Wir müssen Geduld mit ihm haben", sagte Ruth. „Wir — ach ja, das haben wir auch", entgegnete Krüsemann, „Gott, wenn man Geduld verlangt, an der fehlt es nicht. Es ist freundlich, daß Sie ‚wir' sagen, aber das verstehen Sie wohl nicht? Ich habe mich mein ganzes Leben lang danach gesehnt, daß einmal jemand ‚wir' zu mir sage. Es ist beinahe — nein, ich möchte lieber darüber nicht weiter sprechen. Solche Freude . . ."

Und dann sprachen sie über den, der nicht da war, und glichen zwei Sammlern,

. . . die sich über eine Seltenheit unterhalten und übereinkommen, sich gegenseitig nicht im Wege zu stehen. Aber diese leicht verklärte und beschwingte Begeisterung war doch nicht ganz dieselbe, sie war die traumhafte Lebenserhöhung eines alternden und eines jungen Herzens: Krüsemann hatte offenbar verzichtet, er wollte nicht mehr besitzen, während das Mädchen ganz durchglüht war vom Willen, anzueignen und den Geliebten in ihr Wesen einzubeziehen.

Eines Tages verließ Segewold Krüsemanns Haus. Er erinnerte sich nicht gern an den Abschied und sagte sich, daß er dem alten Burschen nicht hinreichend gedankt habe. Ja, er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob der Alte ihn nur wie ein Hündchen an einer unausdenkbar langen Leine spazieren laufen lasse. Krüsemann aber gedachte Segewolds wie einer verlorenen geliebten Kostbarkeit.

Er zürnte ihm nicht, er nährte keinen Vorwurf, er bedauerte sich höchstens selber, daß alle seine dienende Demut nicht ausgereicht hatte, den Feuer-

brand an seinen Herd und sein Haus zu bannen. Auch grübelte er zuweilen darüber nach, ob er nichts versehlt habe, ob er allzu aufdringlich gewesen sei oder allzu unbedeutend für einen leibhaftigen Doktor, indessen blieben solche Erwägungen fruchtlos; er wußte, daß er in seinem eigenen Wesen festgebunden war und daß er schließlich bis an seinen Tod immer derselbe sein würde, der er war, sehr liebebedürftig, aber vielleicht ungeeignet, fremde Aufmerksamkeit festzuhalten oder überhaupt zu erregen. „Es gibt eben Menschen, die immer nur jenseits des Gitters stehn", dachte er. Und als solchen fühlte er sich nun mehr denn je.

Langsam zerbröckelte für Krüsemann die Zeit. Wie sein Vater machte er jetzt täglich Wanderungen durch das ganze Haus, von Zimmer zu Zimmer. Bei einem solchen Gang fühlte er eines Tages, daß das Augenlicht nachließ und alles schattig wurde, daß ihn Gedanken und Wille verließen. Mühsam fand er den Weg zurück in ein Prunkzimmer, das er einst gekauft hatte, als er Segewolds Liebe zu Ruth entdeckte. Und während er nun still saß und fühlte, wie sich eine andere Welt in die Wirklichkeit hineinschob, wie alle Geräusche aus weiter Ferne zu kommen schienen, da öffnete sich die Türe und Ruth trat herein. Sie habe schon immer kommen wollen, meinte sie, sei aber stets abgehalten worden. Dann setzte sie sich zu ihm und legte ihre Hand begütigend auf die seine.

„Es ist, als hätte ich eine Tochter", ging es ihm durch den Sinn. Wann hatte sich je ein Mensch um ihn Sorge gemacht! Nicht einmal Segewold, auf den er doch nichts kommen ließ, hatte ihn so liebevoll behandelt. Als sie ihn fragte, ob er nicht besser ein wenig ruhe, denn es sei doch ein so heißer und ermattender Tag, da schüttelte er den Kopf und wehrte ab. „Ich ruhe ja", sagte er, „nie war es so gut, niemals." Jetzt fühlte sie, wie ein unheimliches Zittern durch seinen Körper fuhr. Er lehnte sich zurück, und sie sah, wie seine Augen unfaßbar blau aufglänzten, von einem Schimmer des Gefühls erhellt und noch einmal zitternd voll Leben. Dann senkten sich seine Lider, als suche er etwas, das er gesehen, im Innersten zu bewältigen, sie hörte ihn flüstern: „Es ist — ganz — leicht!" und dann verharrte er in einem unbeweglichen Schweigen, und sie wußte, daß alles zu Ende war.

So starb der einsame Krüsemann doch in der Liebe eines Menschen. Sein Vermögen aber hatte er Ruth vermacht; denn er wußte, daß Segewold, den er wie einen Sohn geliebt hatte, zu dem Mädchen kommen würde, und so sollte sein Erbe zwei Menschen glücklich machen, die er geliebt hatte.

Werk-Feierlied

von Heinrich Lersch †

Wir glauben das Andenken des kürzlich verstorbenen Dichters der Arbeit am schönsten dadurch zu ehren, daß wir an dieser Stelle das „Werk-Feierlied" aus dem Gedichtband „Mit brüderlicher Stimme" (mit Erlaubnis der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin) wiedergeben. Hier spricht aus den Worten des toten Dichters der lebendige Geist unserer Zeit

Tritt heran, Arbeitsmann,
Tritt hervor aus hartem Bann,
Alle, die dem Werk-Tag dienen
Im Gebraus der Kraftmaschinen.
Wer noch helfend kämpfen kann:
Tritt heran, Arbeitsmann!

Räderdroh'n, Flammenloh'n,
Donnernde Motorenfron.
Gottes sind die Kraftgewalten;
Uns schuf er, sie zu gestalten!
Zu beherrschen den Dämon!
Räderdroh'n, Flammenloh'n!

Meeresflut, Feuersglut!
Land und Werk sind Gottesgut!
Land und Werk sind uns gegeben,
Daß wir frei und ehrlich leben!
Brot und Schutz komm' all'n zugut,
Die's geschafft in Schweiß und Blut.

Werkertag, Hammerschlag,
Jeder Tag ist Schöpfungstag!
Brüder, in der Liebe Namen
Singt gewaltig unser Amen:
Werkertag, Hammerschlag:
Daß es Gott gefallen mag!

Walter Kiaulehn: Die Eisernen Engel

Von Walther von Hollander

Kiaulehns Buch steht etwa zwischen dem „multiplizierten Menschen" des Holländers van Loon, der die Maschinen aus der biologischen Struktur des Menschen entwickelt, und den Büchern von Eugen Diesel, der in mehreren Versuchen den Strukturwandel der Welt durch die Technik darstellt.

Kiaulehn — als Lehnau einer der witzigsten und einfallsreichsten Journalisten Berlins — ist ein Drittel nüchterner Wissenschaftler, ein Drittel spürsamer Phantast, ein Drittel einfallsreicher Darsteller. Er ist mit dieser Mischung gerade der rechte Mann für das erste Buch über die Maschinenwelt, das gleichzeitig das materielle und das geistige Fundament der Maschinen, die materielle und die seelische Verwandlung des Menschen durch die Maschinen schildern soll.

Kiaulehns Ziel ist es, den heutigen Menschen, der noch zwischen amerikanisch-russischer Maschinenvergötterung und europäisch-rustikaler Maschinenfurcht hin und her schwankt, zu einer sachlichen Beurteilung der Maschinen zu führen. Er will die Wandlung der Welt durch die Maschinen erklären, weil „man die Welt nur beherrschen kann, wenn man einsieht, daß sie grundlegend durch die Maschinen geändert worden ist". Er will die großen Möglichkeiten des Glückes aufzeigen, die durch die Maschinen gegeben sind, die sich rings um uns vorbereiten, die wir in Glück wandeln können, wenn wir den Sinn der Maschinen begreifen, das Ziel der Maschinenwelt im Auge behalten, daß der Mensch reich, unabhängig, weise und schön werden soll. „Verteidigt werden soll damit nicht ein Wirtschaftssystem, sondern die Maschine, die nicht dafür kann, daß die Menschen ihr Leben nicht glücklicher eingerichtet haben."

Die Geschichte der Maschinen, die Kiaulehn erzählt, ist nicht älter als 400 Jahre. Alles was vorher liegt, ist entweder Legende, nicht beweisbare Sage von Wundermaschinen des Altertums, oder es ist angewandte Mechanik von zum Teil außerordentlicher Präzision. Die Tempelwunder etwa, die Heron von Alexandrien erfand, die von selbst aufgehende Tür, das auslöschende und aufflammende Tempelfeuer, die segnenden Priesterfiguren . . . das sind wichtige Vorläufer der Maschinen. Aber sie haben genau so wenig weltumbildende Kraft wie die Automaten, die im Ausgang des Mittelalters für die Fürsten konstruiert wurden, die staunenerregenden Präzisionsuhren, die eierlegenden mechanischen Enten, der schachspielende Türke, das schreibende Kind, Spielereien, die zumeist entstanden sind auf der Suche nach dem perpetuum mobile.

Alle diese Automaten — das legt Kiaulehn klar — sind noch keine „echten" Maschinen. Aber ihre feine Mechanik bietet die Grundlage für sehr kühne Projekte und Versuche wie etwa die Wasserwerke von Versailles und für die Vollendung der echten Maschinen.

Die Maschine selbst konnte erst entstehen, als zu der Not, die immer wieder die Menschheit auf ihrem Wege vorwärts gestoßen hat, das exakte und unabhängige Denken kam. Als der Mensch sich aus den Beschränkungen der Scholastik, des dogmatisch-begrenzten, des orthodoxen Denkens befreite, als er unabhängig zu denken begann. Die Maschine wird geboren in dem Augenblick, da der Bürgermeister von Magdeburg, Otto von Guericke, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges es wagt, über das Vakuum, über die absolute Leere — die ja auch gleichzeitig eine Gottleere sein muß — nachzudenken. Roger Bacon sah schon im Jahre 1294 die Dampfschiffe voraus, die Automobile und das Flugzeug. Er erfand die Brille und bereitete das Vergrößerungsglas und das Fernrohr vor. Aber das nützte alles nicht. Das erste Fernrohr konnte erst konstruiert werden, nachdem durch eine Reihe unabhängiger Denker der Menschheit die Erlaubnis erkämpft worden war, sich über die „naturgegebenen, gotterschaffenen" Grenzen durch die Maschinen zu erheben.

Gerade am Beispiel des genialen Physikers Otto von Guericke — der gleichzeitig noch als erfolgreicher Politiker für seine Vaterstadt Magdeburg tätig war — gelingt es Kiaulehn überzeugend darzustellen, wie sehr die meisten Erfindungen die Frucht eines langen intensiven Nachdenkens, eines mühevollen Zieldenkens, eines fortdauernden Probierens, Suchens, Findens und Wiederverlierens sind und wie viele Voraussetzungen philosophischer, wirtschaftlicher, menschlicher Art erfüllt sein müssen, ehe eine Erfindung fertig ist und angewandt werden kann. Das Leben Otto von Guerickes und das des zweiten großen Vordenkers der Dampfmaschine, des Denis Papin, wird von Kiaulehn sehr temperamentvoll ausgebaut zu einem Beweis für die Notwendigkeit der „überflüssigen" philosophischen Spekulation, der Metaphysik (ohne die der Physiker hilflos ist), des „unnützen" Versuchens und Experimentierens, kurz zu einer Verteidigung des wirklich wissenschaftlichen Arbeitens. Besonders am Leben Papins, von dessen tausend Erfindungen und Versuchen scheinbar nur der Papinsche Kochtopf, der Überdruckkochtopf auf die Nachwelt gekommen ist (mit dem er übrigens die soziale Frage durch Verbilligung und Verfeinerung der Speisen zu lösen hoffte) — am Leben Papins, der 1692 ein Unterseeboot konstruierte, eine Kanone fertigstellte, mit der er in die Luft flog, eine Pulvermaschine, die der Vorläufer unseres Explosionsmotors ist . . . an diesem Leben, das fast ohne Erfolg verlief und im Elend endete, zeigt Kiaulehn die unendliche Mühsal, die vor den Erfolg der technischen Erfindung gesetzt ist, die aufopferungsvolle Mühe, die tausend Irrwege, die gegangen werden müssen, ehe eine Maschine fertig ist und brauchbar wird.

Auch James Watt, in dem Kiaulehn weniger den Erfinder als den Vollender der Dampfmaschine sieht, hat keineswegs, wie wir es in unsern Knabenbilderbüchern sahen, träumerisch den Teekessel der Mutter anstarrend die Idee der Dampfmaschine gehabt, sondern er hat sich seine Ideen im Laufe eines langen und immer wieder gefährdeten Lebens mühsam erkämpft. Er hatte schließlich das Glück, Erfolg zu haben. Die Zeit war reif für die Dampfmaschine. Die Bergwerke brauchten Dampfpumpen, wenn sie überhaupt noch abgebaut werden sollten. Newkomen und Smeaton hatten die ersten brauchbaren Dampfpumpen konstruiert, die eisernen Engel, die die ersaufenden Bergwerke retteten. Watt konnte den entscheidenden Schritt weiter gehen, er konnte den Kondensator erfinden. Das war der Schritt in die eigentliche Maschinenwelt hinein. Mit dieser Erfindung beginnt die Maschinenwelt, beginnt die Neuzeit.

Genau so wie die Dampfmaschine, die wichtigste Maschine, aus einer Fülle von materiellen und philosophischen Überlegungen hervorging, aus geistigen und sozialen Nöten, genau so ist es mit der Spinnmaschine und dem Webstuhl gewesen. Und wie die Dampfmaschine England die Herrschaft über die unterirdischen Kräfte sicherte, über die Erze und die Kohle, so sicherten die Spinnmaschine und die Webmaschine ihm die Vorherrschaft über den Reichtum der Welt. Die Erfindungen und Entdeckungen wurden zu politischen und sozialen Faktoren ersten Ranges. Was als philosophische Spekulation, als Träumerei, als Sehnsucht begann, bildet schließlich die Welt um.

Kiaulehn schildert auch dies noch: wie jede Erfindung sich gegen eine konservative, beharrende Welt durchsetzen muß, weil jede Erfindung, von der Kanone bis zum Webstuhl, von der Dampfmaschine bis zum Dampfkochtopf in ihren Konsequenzen das soziale Gefüge der Welt bedroht. Vom Anfang der Maschinenwelt an haben die Maschinen, obwohl sie aus Not geboren wurden, obwohl sie erfunden wurden, der Not zu steuern, zunächst die Not vermehrt. Darum haben alle Erfinder eher den Haß als den Dank der Mitwelt geerntet.

Begreift man die Fülle der Gründe und Untergründe, aus denen die Maschinen geworden sind, sieht man, wie sie allmählich das Antlitz der Erde nach ihren Gesetzen veränderten, so begreift man auch gleichzeitig, warum die Umbildungen und Umwälzungen noch nicht abgeschlossen sein können. Man begreift, daß die Auseinandersetzung zwischen Maschine, Welt und Mensch noch nicht zu Ende sein kann, und daß die Weltwende, in der wir stehen, sich in Erschütterungen und in Unruhe ausdrücken muß.

Der Mensch hat die Maschinen erfinden müssen, um aus der größten Not und Sklaverei herauszukommen. Daß die Not noch nicht beendet ist, sagt nichts gegen die Maschinen. Vor allem aber gibt es keinen Weg zurück, kein



Der Alchemist
Zeichnung von Pieter Breughel d. Ä. 1558 (Ausschnitt)
Aus Kiaulehn „Die Eisernen Engel“ (Verlag Ullstein, Berlin)

romantisches Ausweichen vor den Problemen der Maschinenwelt. Man muß sie vielmehr fertig denken, man muß sie auf sich nehmen, man muß sie zu Ende führen.

Kiaulehn schließt hoffnungsvoll: „Die Maschine hat altes Elend beseitigt und neues Elend heraufgeführt und einige Möglichkeiten des Glückes vorbereitet, die unser aller Glück werden können, wenn wir den Sinn der eisernen Engel, der Maschinen, zu deuten verstehen.“

Was aber ist der Sinn der Maschinen? Daß der Mensch, unabhängig, reich, kraftvoll ein Leben nach allen Richtungen der Höhe und Tiefe durchmessen soll und daß ihn die kleine materielle Not nicht an der Entfaltung seiner Kräfte und Möglichkeiten hindern soll.

Von der Notwendigkeit von W. A. Hofmann

Den nachfolgenden Abschnitt entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages für Wirtschaft und Verkehr, Stuttgart, dem Werke „Schöpferische Kraft" von W. A. Hofmann.

Es geht ein scharfer Trennungsstrich zwischen zwei Gruppen von Menschen durch. Die eine Gruppe, das sind die Schäflein, die Subalternen, die Gebundenen und Unfreien. In der anderen Gruppe, da stehen die Männer und Herren, die Freien und Schöpferischen. Da stehen die Männer, welche Verantwortung zu tragen verstehen.

Die ersten, sie arbeiten wie eine Uhr. Nur wenn sie aufgezogen sind, da schnarrt das Uhrwerk ab. Es muß immer etwas sein, das hinter ihnen her ist und sie antreibt. Von selbst kommt ihnen nie ein Wunsch und selten regt sich ein Wille, der aber beim ersten, ernsten Widerstand sich sofort ergibt. Ständig ist eine Kontrolle nötig und Befehle, damit sie wissen, was sie tun sollen, und damit man weiß, ob sie das alles wirklich getan haben. Niemals sind solche Menschen dazu zu bringen, die Augen zu heben und über sich hinaus zu blicken und ein Ziel ins Auge zu fassen. So sind die Subalternen geartet, und allen diesen ist es von Natur aus verwehrt, in höhere Stellen zu kommen.

Ganz anderen Charakter zeigt die zweite Gruppe, die produktiven Menschen. Männer, die etwas hervorbringen können. Sie wehren sich mit allen Kräften, zu einer Arbeit gezwungen zu werden. Mit ernstem Willen suchen sie die Arbeit, die ihnen zusagt, und harren bei ihr aus. Sie wählen sich ihre Ziele selber und haben einen freien Blick, der sich vor nichts auf dieser Erde senkt. Arbeiten, bei denen sie nicht ihre schöpferischen Kräfte spielen lassen können, sind ihnen verhaßt und unerträglich. Dort aber, wo ihre Produktivität zur vollen Entfaltung kommt, wo ihr das Klima günstig ist, da zeigen sie, was sie leisten können, und bringen die Welt mit ihren Erfolgen zum Erstaunen. Sie verlangen freie Luft und weite Ferne, wie ein Adler nur froh wird, wenn er mit breiten Schwingen durch den Raum fliegen kann. Nicht Enge und Gefangenschaft ist ihre Sehnsucht, sondern Weite, Freiheit und Einsamkeit. Die kleinen Kleinlichen sehnen sich nach Beschränkung, Regeln und Verboten, weil damit der Blick enger wird und die Aufgaben leichter. Nur Sicherheit wollen sie und eine schmale Laufbahn, damit sie geduldig weitertraben können, langweilig, aber zufrieden.

Wer einen Vergleich haben will, der sei hier an dieser Stelle an die Majorsecke erinnert. Wer diese Klippe umschifft hatte und glücklich durchgekommen war, dem lag das Fahrwasser wieder klar und ohne Brandung vor. Er konnte alle Segel setzen und auf sein Ziel lossteuern.

Wer an dieser Klippe, an der Produktivität nicht herum kommt, wer nichts Schöpferisches leisten kann, der hat eben seine Majorsecke des Lebens nicht gemacht und ist nicht wert, höher zu kommen. Jede gehobene Stellung ist ja dadurch ausgezeichnet, daß sie selbständiges, schöpferisches Lösen von Aufgaben verlangt. Nicht mehr ein gehorsames Dienen, das ängstlich den Befehlen folgt, sondern eigene Initiative und selbstbestimmtes Handeln sind dort Bedingung.

Was hilft denn aller Fleiß und alle anderen subalternen Tugenden, wenn dieses eine, das schöpferische Tun fehlt?

Der Erzschelm des deutschen Volkes, Till Eulenspiegel, wurde von einem Wandersmann gefragt, wie weit es noch bis zum nächsten Orte; da sagte Till einfach: Gehe!

Verdutzt war der Wandersmann und ging dann ärgerlich blickend weiter. Wenig befriedigt war er von der Antwort. Da rief ihm der Schelm nach, wie lange es noch bis zum nächsten Ort sei.

Neugierig und überrascht kam der Wanderer zurück und fragte Eulenspiegel, warum er ihn denn erst gehen hieß und dann die Zeit nachgerufen habe.

„Ich muß dich doch erst gehen sehen, damit ich weiß, wie schnell du gehst; dann weiß ich auch die Zeit." Dies war die Antwort Till Eulenspiegels.

Und ähnlich kann man den Erfolgshungrigen, den jungen ehrgeizigen Männern sagen: „Arbeite"!

Arbeite! Und wenn ich sehe, wie die Arbeit von dir verrichtet wird, wie die einzelnen kleinen Probleme gelöst werden, dann kann ich dir sagen, wie weit es für dich bis zum nächsten großen Erfolg ist. Früher nicht.

Man kann jede Arbeit wie ein Subalterner erledigen. Und dieses Wort „Erledigen" ist ja dafür so charakteristisch. Dann ist einfach die Sache erledigt, man ist sie los und ledig geworden. Man hat sich von ihr befreit, wie von einer drückenden, quälenden Last. Man hat diese Arbeit gleichsam von sich geworfen. Das alles drückt das Wort „erledigen" aus. Das Bestreben, alles so schnell wie nur möglich hinter sich zu haben. So handelt der Mensch, der nie weiter kommen kann und es auch wirklich gar nicht will.

Der Widerpart zu einem Subalternen ist der produktive Mensch. Er erledigt nicht, sondern trachtet, seine Aufgabe zu lösen. Darin liegt schon ein wesentlicher Unterschied.

Ein Mann, der produktiv schafft, der braucht sich nicht selbständig zu machen, der ist bereits selbständig.

Man kann jede Arbeit wie ein Beamter erledigen, aber man kann auch jede Arbeit mit schöpferischem Geist erfüllen.

Und darum wiederhole ich nochmals: es nützen keine subalternen Tugenden, wie Fleiß, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Reinlichkeit, Bescheidenheit und andere mehr, wenn eines fehlt — der schöpferische Wille.

Kurz und gut!



Holzschnitt von Ludwig von Hofmann aus Weber: „Die Odyssee deutsch"

Lebendige Antike

Im zweiten Jahrtausend vor Christus, als die Griechenstämme über den Balkan in ihre künftige Heimat eindrangen und zu Land und See heldenhafte Kämpfe, verwandt der germanischen Völkerwanderungszeit, bestanden — in jener Epoche noch nachwirkender Erinnerungen aus der nordischen Urzeit wurden in rhapsodischer Dichtung, von der Homer den spätesten Abschluß bildet, die großen Gestalten und Schicksale der Sage geformt. Kein Wunder, daß sie mit dem Ethos der echtesten Nordsage zusammenklingen, daß Achilleus wie ein südlicher Bruder Siegfrieds erscheint, mit ihm in Stolz und Einsamkeit verbunden." Diese Worte aus der Einleitung zur Neuausgabe der griechischen Heldensagen von Erich Wolff sind bedeutsam für die gegenwärtige Einstellung zur Antike und erklären die zahlreichen Neuerscheinungen auf dem Gebiete des klassischen Altertums. Die alte Liebe des Deutschen zum Humanismus hat neue Impulse erhalten. Auch die für einen großen Leserkreis bestimmten Werke über die Antike zeigen heute ein neues Gesicht.

In der Ausgabe der „Heldensagen der Griechen"[1]), die Erich Wolff nach den Quellen neu dargestellt hat, besitzen wir die wohl erste deutsche Nacherzählung, in der auf eine Wiedergabe der erhaltenen Epen und Tragödien, wie sie den Hauptteil von Schwabs „Sagen des klassischen Altertums" bildet, und auf jede dichterische Ausgestaltung, wie Albrecht Schaeffer sie vor einigen Jahren vorgenommen hat, verzichtet wird. Wolff entnimmt Zug für Zug getreu den Quellen, den Überlieferungen in Scholien, Fragmenten und Nebenwerken, und fügt die Bruchstücke behutsam aneinander, so daß ein lebendiges Ganzes entsteht. Jede Umbiegung der wilden und freien Züge des echten Griechentums ins Bürgerliche, Klassizistische oder Moderne wird streng vermieden. Der heldische Geist tritt klar und unverstellt zutage, die geheimnisvolle Verwandtschaft griechischen und germanischen Geistes wird für jedermann sichtbar. Der Band beginnt mit Einzelsagen (Schicksale griechischer Helden: Melampus, Orion, Perseus, Bellerophon, Tantalos, Theseus u. a.), bringt als Mittelteil den Argonautenzug und schließt mit der Heraklessage. Die Sprache, in der die Sagen erzählt werden, ist schlicht, ohne jedes Pathos, ohne schmückende Zutaten. Das mythische Geschehen ist auf die kürzeste Formel gebracht. Nicht vergessen seien die schönen Tafeln des stattlichen Bandes, griechische Vasenbilder, in denen noch etwas von dem herben Hauch des Heroenalters nachweht.

Aus der griechischen Sagenwelt sind uns der Kampf um Troja und die Heimkehr des Odysseus von Kindheit an besonders vertraut, nicht zuletzt durch Vossens klassische Übersetzung. Jetzt, rund 150 Jahre nach dem Erscheinen dieser Übertragung, unternimmt Leopold Weber, der Erneuerer von Edda und germanischer Heldensage, eine Nachdichtung der Odyssee[2]), bei der er sich von den allzu ängstlichen Bindungen philologischer Treue frei macht. Er will den seelischen Gehalt, den immanenten heldischen Sinn des Epos in neuer deutscher Gestalt wiedererstehen lassen, unter Streichung aller Breiten, Nebensächlichkeiten, Wiederholungen und falschen Zutaten, die nach seiner Meinung oft störend das organische Gewebe zerreißen und dem deutschen Empfinden zuwiderlaufen. Das Epos ist auf mehr als die Hälfte gekürzt. Um ganz mit den bisherigen Übertragungen zu brechen, hat Weber statt des Hexameters ein dreitaktiges, zuweilen auch zweitaktiges daktylisches Versmaß gewählt unter häufiger Verwendung des Stabreims. So erhält dieses Gedicht ein germanisches Antlitz. Leopold Weber erweist sich als ein wirklicher Dichter, der mit großer Sprachkraft die Umgestaltung vornimmt. Er erreicht eine bedeutende Straffung des Werkes und gibt dem dramatischen Geschehen eine starke Steigerung. „Das wesensverwandte Schicksalsempfinden der altgriechischen Seele mit der deutschen — Geschwister des gleichen nordischen Geistes —



Kopf der Arethusa. Silber-Tetradrachme aus Syrakus
Aus „Schönes Geld der Alten Welt"

hervorzuheben, die Vergangenheit in erneuernder Lebendigkeit mit der Gegenwart zu verbinden": diese Absicht ist Weber voll gelungen.

Griechischer Geist im gesamten zeitlichen Ablauf seiner großen schöpferischen Jahrhunderte offenbart sich uns in überwältigender Weise in den griechischen Münzbildern, die Graf Lanckoronski in seinem Buch „Schönes Geld der alten Welt"[3] zum erstenmal allgemein zugänglich macht. Herrliche Leica-Aufnahmen in vielfacher Vergrößerung zeigen uns „einen unendlichen Frühling von Blüten und Früchten der Kunst" (Goethe), eine nie geahnte Wunderwelt, die Geschlossenheit und Einheitlichkeit griechischen Wesens, die Ungeteiltheit von Lebensfülle und Gestaltungskraft, von Diesseits und Jenseits, die in der Münze aufs schönste zum Ausdruck kommen. Alle Seiten des vielfältigen griechischen Lebens: Religion, Geschichte, Schönheitsliebe spiegeln sich in diesen Bildern. Die Auswahl des Bandes umfaßt Münzen aus der reifarchaischen und der Blütezeit, also aus rund 200 Jahren. Ernst und streng erscheint auf einem der ersten Blätter des Buches Poseidon mit dem Dreizack, in archaischer Haltung; hoheitsvoll und erhaben, in letzter künstlerischer Verfeinerung schaut uns aus der letzten Tafel der Kopf der Athene von einer Münze Alexanders des Großen entgegen. Dazwischen erhebt sich in den syrakusanischen Arethusaköpfen die griechische Kunst zu unerreichter Höhe. Sinnbilder für das ewige Walten der Gottheit sind auch in diesen kleinsten Kunstwerken der Münze gelungen. Jeder Tafel ist eine ganzseitige Beschreibung der betreffenden Münze beigefügt, in der jeweils der allgemeine welt-, kultur- und kunstgeschichtliche wie der mythologische Hintergrund gezeichnet sind. Auch die Einleitung ist meisterlich in ihrer Zusammenfassung alles Wesentlichen, so daß Schauen und Wissen beim Lesen des schönen Buches gleiche Nahrung finden.

In den „Tusculum-Schriften" (Eine Kulturgeschichte des Altertums in Einzeldarstellungen) des Verlages Heimeran, München, sind jetzt Heft 25 bis 27 über „Die Frau im alten Rom", „Antike Musik" und „Antike Kriegskunst"[4] erschienen. Die Bändchen umfassen je 30 bis 50 Seiten, sind mit einigen Bildern geschmückt und von Wissenschaftlern in so angenehmer Weise verfaßt, daß man mit Lust darin liest. Dabei werden so ungemein schwierige Dinge wie die Entstehung der griechischen Musik sorgfältig, überzeugend und bei aller Kürze doch in die Tiefe gehend behandelt. In dem Heft „Antike Kriegskunst" wird des Thema für die Griechen, Römer und Germanen erörtert. Am unterhaltendsten ist natürlich der Frauenband. Wir lesen darin so hübsche Dinge wie folgendes: Wollte eine Frau von ihrem Manne sich trennen, so genügte als Scheidungsgrund schon, wenn der Mann sich zu häufig schneuzte.

Den Schluß dieser kurzen Überschau möge der ebenfalls bei Heimeran herausgekommene Band „Antike Briefe"[5] von Michel Hofmann bilden, der zur Reihe der „Tusculum-Bücher" gehört. Die Bände dieser Sammlung bringen Urtext und Übertragung nebeneinander, und es ist allein schon ein Vergnügen, die knappe Fassung der lateinischen Briefe mit der umständlicheren deutschen Form zu vergleichen. Der Herausgeber hat die Briefe säuberlich nach ihrem Inhalt geordnet, und so durchlaufen wir die ganze Skala des täglichen Lebens (Einladung, Glückwunsch, Bitte und Gesuch, Empfehlung, Dank, Beileid, Geschäft usw.). Selbst Briefe an Götter fehlen nicht. Die Sammlung umspannt das ganze Jahrtausend um Christi Geburt. Die unliterarischen Briefe erhielten bei der Auswahl den Vorzug. Hier sei jedoch der Brief eines Schriftstellers wiedergegeben, des C. Plinius an Septicius Clarus, bei dessen Lektüre uns noch heute das Wasser im Munde zusammenläuft:

„Na, warte nur: zum Essen zusagen und dann ausbleiben! Also lautet der Urteilsspruch: Du wirst bei Heller und Pfennig für meine Auslagen blechen, und das nicht zu knapp! Es gab: für jeden eine Salatplatte mit drei Schnecken und zwei Eiern, Grießflammerie mit Honigtunke und Schnee (ja gerade auch den Schnee mußt Du bezahlen, weil er auf der Schüssel dahinschmolz), auch Oliven, Mangoldwurzeln, Kürbis, Zwiebeln und tausend andere Hochgenüsse ... Du aber hast natürlich, Gott weiß bei wem, Austern, Leckerbissen vom Schwein, Seeigel und spanische Tänzerinnen vorgezogen. Das wirst Du mir büßen! Wie, das bleibt noch geheim."

Dr. Fratzscher

1) Die Heldensagen der Griechen. Nach den Quellen neu dargestellt von Erich Wolff. Berlin, Verlag Die Runde. 340 S. RM 7.50.

2) Leopold Weber: Die Odyssee Deutsch. München, Georg D. W. Callwey und R. Oldenbourg. 371 S. RM 7.50.

3) Leo Maria Lanckoronski: Schönes Geld der alten Welt. Meisterstücke griechischer Münzkunst. München, Ernst Heimeran. 100 S. RM 3.80.

4) Tusculum-Schriften, Heft 25: Hans Fischl, Die Frau im alten Rom. 32 S. RM —.60 / Heft 26: Walther Vetter, Antike Musik. 39 S. RM —.60 / Heft 27: Hermann Popp, Antike Kriegskunst. 50 S. RM —.60. München, Ernst Heimeran Verlag.

5) Michel Hofmann: Antike Briefe. Im Urtext mit Übertragung. Tusculum-Bücher. München, Ernst Heimeran Verlag. 143 S. RM 4.—.

Bücher zum Olympia-Jahr

Die Flut der Olympia-Bücher ist im ständigen Wachsen. Will man sieben und sichten, die Spreu vom Weizen scheiden, so hat man an dem Werk „Geschichte der Olympischen Spiele" von Franz Mező den sichersten Maßstab. Der Verfasser ist ein ungarischer Professor und erhielt mit Recht bei den Spielen in Amsterdam (1928) die Goldene Medaille für die beste Darstellung der Geschichte und Entwicklung der Olympischen Spiele in der Antike. Der Verlag Knorr und Hirth, München, besorgte die deutsche Ausgabe, die jetzt neu aufgelegt worden ist. Mit bewundernswertem Fleiß hat der Verfasser aus dem alten und neuen Schrifttum alles zusammengetragen, was über das Thema nur irgendwie von Belang ist. Besonders ausführlich sind die olympischen Kampfarten behandelt, der Fünfkampf, das Pankration, der Faust- und Ringkampf und die Wagen- und Pferderennen. Eine Zeittafel orientiert über Beginn, Höhepunkt und Zerfall der Spiele in der römischen Spätantike. Einzig zu wünschen übrig lassen die nicht besonders kennzeichnenden und etwas veralteten Photos, die dem Text in reicher Menge beigegeben sind. Der von Sportschriftleiter und Olympiastarter Franz Miller bearbeitete zweite Teil berichtet über die modernen Olympischen Spiele seit der Wiederaufnahme im Jahre 1896 bis zu den Vorbereitungen für das Olympia im Jahre 1936 in Berlin. Man kann beispielsweise an Hand der Mitteilungen und Photos den heutigen Lauftil eines Nurmi mit dem der antiken Sportler vergleichen, um herauszubringen, daß die Griechen vollständig auf der Höhe der Zeit standen und der heutige Sport zwar an Ausdehnung zugenommen, aber an Intensität den antiken nicht übertrumpft hat.

Das Bibliographische Institut, Leipzig, hat Franz Hilker beauftragt, auf knapp 40 Seiten das Wissenswerteste über die Olympischen Spiele in Altertum und Gegenwart zu schildern. Wer nicht viel Geld ausgeben will und doch gerne eine genauere Kenntnis besäße, wird zu dem ausgezeichneten Schriftchen greifen, das im übrigen sehr glücklich ausgewählte Abbildungen antiker Sportkämpfe auf Vasenbildern und in Friesen und Aufnahmen von neuzeitlichen Sportkämpfen bringt.



Blumenpflückendes Mädchen (Vasenbild a. d. 5. Jahrh. v. Chr.). Aus „Hellas und Rom"

Das Buch „Olympiasieg" (Kommanditgesellschaft Payer & Co.) hat die Tennissiegerin von Los Angeles Ellen Preis (eine Österreicherin) zum Verfasser. Es hat seinen Wert darin, daß es die persönlichen Bemühungen im Training, die Lehrer und das Lob des Tennissports von einer idealen und begeisterten Anhängerin, die zu Weltruhm aufstieg, anschaulich vor Augen führt. Dr. E. Müller



Laufendes Mädchen (6. Jahrh. v. Chr.) aus „Hellas und Rom"

Antike Kunst

Das Werk „Hellas und Rom" — Bildauswahl und Anordnung von H. Th. Bossert, Einleitung und Bildbeschriftung von W. Zschietzschmann (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin. 320 S. RM 4.80) — will die Kultur der Antike in Bildern vorführen, eine Art Kulturgeschichte aus der Anschauung, mit knappen — manchmal allerdings fast zu knappen — Hinweisen, in einer sehr sinnvollen Aufteilung nach Lebensgebieten und mit Literaturangaben, die den Weiterstrebenden zum eigenen Studium der einzelnen Gebiete anregen sollen. Die Bildauswahl, auf die es hier ja vor allem ankommt, ist sehr reichhaltig und in der Art ihrer Gliederung sehr überzeugend.

Strenger umgrenzt ist das Thema von Richard Hamanns „Olympische Kunst", mit 60 Aufnahmen des kunstgeschichtlichen Seminars Marburg (August Hopfer Verlag, Burg bei Magdeburg, 72 S. RM 2.50). Wir erleben in dieser lebendigen Schilderung noch einmal die Geschichte der Ausgrabungen in Olympia, lernen die Umwelt der heiligen Stätte kennen und betreten den geweihten Bezirk, um die großartigen Skulpturen des Zeustempels mit der Gestalt des Apollon und dem Kampf der Kentauren und Lapirthen zu betrachten, die Taten des Herakles, die Nike des Paionios und den Hermes des Praxiteles zu sehen — eine ganze Welt, die auch in Trümmern noch überwältigend und großartig bleibt. K. Bl.

Schrifttum der Antike

Philosophisches und Biographisches

Der Verlag Alfred Kröner, Leipzig, hat innerhalb seiner beliebten Taschenausgaben das Schrifttum der Antike um einige wertvolle Bände vermehrt. Seiner Platon-Ausgabe schickt er jetzt „Die Vorsokratiker"[1]) nach, die Fragmente jener griechischen Denker der Frühzeit, die von Friedrich Nietzsche geradezu enthusiastisch geschätzt wurden. Wilhelm Capelle hat ihre Schriften und die Quellenberichte übersetzt und eingeleitet, und ihnen auch wertvolle Vorberichte und Anmerkungen zugesellt, so daß das Buch auch für einen größeren Kreis benützbar wird. Erregend erlebt man die Entwicklung des griechischen Denkens von der kosmogonischen Dichtung und Prosa bis zu den Pythagoräern, und steht staunend vor der Morgenröte alles Philosophierens im Abendland.

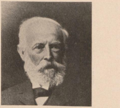
Der vorhandenen Platon-Ausgabe tritt nun auch die Auswahl der Hauptwerke des „Aristoteles"[2]) gegenüber. Diese von Wilhelm Nestle liebevoll betreute Ausgabe macht sichtbar, wie das aristotelische Denken aus dem Platonismus herauswächst und schließlich Ausdruck einer fest umrissenen Persönlichkeit wird, deren spätere überlegene geistige Kraft über Jahrhunderte ausstrahlt. Die Sammlung enthält, zeitlich geordnet, die wesentlichen Teile der bedeutendsten Schriften. Es wäre wünschenswert, wenn sich der Verlag dazu entschließen würde, nun auch noch die Werke der nacharistotelischen Philosophie herauszubringen, so daß innerhalb der Krönerschen Taschenausgaben ein Gesamtüberblick über die Philosophie der griechischen Antike möglich wäre.

Das starke biographische Interesse unserer Zeit erstreckt sich auch auf die Schriftsteller des Altertums. Von Plutarchs „vergleichenden Lebensbeschreibungen" legt jetzt der Propyläen-Verlag unter dem Titel „Große Griechen und Römer"[3]) eine Auswahl vor, vorwiegend mit Lebensläufen von Persönlichkeiten, die als Staatsmänner und Führer die Geschicke ihrer Völker im Guten und Bösen bestimmten und deren Wirken erkennbare Spuren in der Geschichte des Abendlandes hinterlassen hat. Die Neubearbeitung, die Dagobert von Mikusch besorgte, lockerte auch die stilistische Schwerfälligkeit der älteren Übersetzungen von Kaltwasser und Floerke.

Als Ergänzung dieser, wie der zweibändigen Krönerschen Ausgabe, mag der von Wilhelm Ax übertragene Plutarch: „Helden und Schicksale"[4]) im Alfred Kröner Verlag gelten. Von den 46 erhaltenen Biographien Plutarchs sind darin noch 10 von Griechen und Römern zusammengestellt, die durch eine Tat oder einen Gedanken von weltgeschichtlichem Belang in die Unsterblichkeit erhoben wurden, ohne von ihren Zeitgenossen schon in voller Größe erkannt zu sein. Gerade an ihnen bewährt und entfaltet sich Plutarchs Meisterschaft der Darstellung am herrlichsten: sie beruht auf der Verbindung tief eindringenden Forschergeistes mit großer menschlicher Einfühlungsgabe, die zu den Klüften der Seele niedersteigt und die letzten Triebfedern der Tat enthüllt.

In gewissem Gegensatz zur biographischen Methode Plutarchs steht der Römer Sueton. In dem Band „Cäsarenleben"[5]) bei Alfred Kröner, der die Biographien der zwölf ersten römischen Imperatoren von Cäsar bis Domitian enthält, wird uns nicht das Werden einer Persönlichkeit, sondern ihr Gewordensein geschildert, sachlich, unpathetisch, in einem zurückhaltenden Erzählerton. Suetons Absicht war, uns einen objektiven Eindruck einer Person zu vermitteln, der außer durch die sprachliche Gestaltung auch durch die streng wissenschaftliche Grundlage der Biographie erreicht wird. Die Verwendung vieler, von Sueton mühsam zusammengetragener Lebensdaten, Nachrichten und Anekdoten unterscheidet seine Art der Biographie grundlegend von der des Plutarch, mit dem er aber manche Quellen gemeinsam hat. Eine nachhaltige Wirkung auf das biographische Schrifttum des Mittelalters wie der Gegenwart ist jedenfalls von Sueton ebenso ausgegangen wie von Plutarch. Die Kenntnis ihrer Werke ist gleich aufschlußreich für die antike Welt wie für das Wesen der modernen Biographie. Wolfgang Zurlinden

[1]) Wilhelm Capelle: Die Vorsokratiker. Leipzig, Alfred Kröner. 502 Seiten. RM 4.—.
[2]) Wilhelm Nestle: Aristoteles. Leipzig, Alfred Kröner. 410 Seiten. RM 4.—.
[3]) Plutarch: Große Griechen und Römer. Berlin, Im Propyläen-Verlag. 395 Seiten. RM 4.80.
[4]) Wilhelm Ax: Plutarch, Helden und Schicksale. Leipzig, Alfred Kröner. 444 Seiten. RM 4.—.
[5]) Sueton: Cäsarenleben. Leipzig, Alfred Kröner. 546 Seiten. RM 4.50.



„Der Duden"

Vor 25 Jahren, am 1. August 1911, starb Konrad Duden, der Schöpfer der heutigen deutschen Rechtschreibung — ein Schulmann von umfassendem Wissen, der seine ganze Kraft seinem Beruf gewidmet hat. Er war fast 30 Jahre lang Direktor des Hersfelder Gymnasiums und ist 82jährig in Sonneberg gestorben.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Martin Luserke

Der Dichter des von der Stadt Berlin preisgekrönten Wassergeusenromans „Hasko", dessen Inhalt wir im ersten Teil dieses Heftes nacherzählt haben, ist am 3. Mai 1880 in Berlin geboren. Sein Vater ist schlesischer, seine Mutter westfälischer Abstammung. Luserke hat früher als Lehrer und Leiter an Landerziehungsheimen gearbeitet. Seine dichterische Berufung erfuhr er in kameradschaftlichem Zusammenleben mit Jugendlichen. An Heimabenden, auf Wanderungen, am Lagerfeuer und auf Bootsfahrten mußten nach altem Brauch abenteuerliche und tiefsinnige Geschichten erzählt werden. Dabei bestand der Zuhörerkreis auch aus Erwachsenen. Seit Jahrzehnten beschäftigte den Erzähler fast ausschließlich das Rätsel des Nordisch-Heldischen. Heute befährt Luserke mit seinem Sohn Dieter, den er zum Seemann ausbildet, im Sommer die deutschen Küstenmeere auf einer kleinen Tjalk, die als Wohnung und Werkstatt ausgebaut ist.

Sein bisheriges Gesamtwerk umfaßt folgende Werke im Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam:

„Tanil und Tak" — eine Vorzeitmythe in Form eines Heldenromans,

„Sar Ubos Weltfahrt" — das Hohelied der Gefolgschaftstreue,

„Das Schiff Satans" — mit Menschenopfern und Geisterglauben aus dämonischer Landschaft,

„Der erzwungene Bruder" — ein Buch von Mannestum und Kampf in nordischer Welt,

„Windvögel in der Nacht" — zehn Erzählungen von den spukhaften Geheimnissen des Wattenmeers,

„Groen Oie" — am grauen Strom und die Bauern vom Hanushof.

Meer und Strom treten dem Menschen als unabwendbare und überlegene Schicksalsmächte entgegen. In allen Werken dieses Dichters aber lebt die Welt der Edda und des Isländischen Saga in neuer Gestalt auf.



Heinrich Wolfgang Seidel

Das Dichten muß wohl am Namen Seidel hängen. Heinrich Wolfgang Seidel, der Dichter des Romans „Krüsemann", der am 28. August 1936 seinen sechzigsten Geburstag feiert, ist der Sohn des Idyllikers Heinrich Seidel, der als Ingenieur in Berlin Brücken gebaut und als Dichter den „Leberecht Hühnchen" geschrieben hat. Seine Gattin ist Ina Seidel, die Lyrikerin und Erzählerin des „Wunschkindes", mit der er seit 1907 verheiratet ist. Sie ist zugleich seine Kusine und die Schwester des verstorbenen Dichters Willy Seidel. Heinrich Wolfgang wurde 1876 in Berlin vor dem Potsdamer Tor geboren. Er wuchs in Berlin auf, wo er die Schule besuchte, Theologie studierte und als Pfarrer tätig war. Dennoch wurde ihm Berlin nach seinem eigenen Geständnis nie ganz zur Heimat, obwohl er es schon mit dem Vater durchwanderte und auch seine stille Schönheit noch kennenlernte. Von seiner Mutter her, der Tochter eines Hamburgischen Kaufmanns und einer Engländerin, saß ihm das Erbe der Vorfahren im Blut, die seit 250 Jahren in Rostock als Geistliche tätig waren oder an der Universität Philosophie, Metaphysik und Mathematik lehrten. Ihr verdankte er nicht nur einen Teil seiner künstlerischen Begabung, die durch das väterliche Erbe noch gesteigert wurde, sondern auch die „Fremdheit unter den Menschen, wie das Unvermögen, das Leben leicht zu nehmen".

Seidel nimmt auch das Dichten schwer und ernst. Langsam reifte sein erstes Werk; mit 37 Jahren erscheint 1913 „Der Vogel Tolidan". Dann folgen der „Ameisenberg" (1915), „Das vergitterte Fenster" (1919), „Die Varnholzer" (1920), „George Palmerstone" (1922), „Genia" (1927), „Abend und Morgen" (1934) und 1935 „Krüsemann". Nach einer Wanderzeit als Geistlicher durch märkische Städte, Krankenhäuser und Gefängnisse wurde er 1923 Nachfolger Rittelmeyers an der neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkt. G.

Wilhelm Riehl: Naturgeschichte des deutschen Volkes

Zusammengefaßt und herausgegeben von Gunther Ipsen (Alfred Kröner Verlag, Leipzig)

Wenn jetzt mit dem 122. Band von „Kröners Taschenausgaben" an Wilhelm Heinrich Riehl erinnert wird, gilt dies keineswegs dem Verfasser jener kulturgeschichtlichen Arbeiten und Erzählungen, die wohl manchem noch während seiner Schulzeit begegnet sind. Vielmehr erinnert man sich jetzt anders als früher des Studenten Riehl, der bei Ernst Moritz Arndt und Dahlmann in Bonn „Vergleichende Völkergeschichte" und „Politik" hörte, und seines Weges bis zur Münchner Professur für Staats-, Gesellschafts-, Wirtschaftswissenschaft, Kultur- und Staatengeschichte: man hat den Sozialpolitiker Riehl wieder entdeckt und in ihm den Verfasser der „Naturgeschichte des Volkes". So kehren wir um dieses seines Hauptwerkes willen wieder zu Riehl zurück. Dabei bestärkt uns nichts so nachdrücklich die innere Kraft dieses Werkes wie der Umstand, daß es uns noch immer fördert, obwohl die seither vollzogene Industrialisierung und Technisierung unserer Umwelt und andere tiefgehende Veränderungen uns von jener Epoche für immer scheiden.

Der erste Band des Werkes erschien unter dem Titel „Die bürgerliche Gesellschaft" im Jahre 1851. Der zweite und dritte („Land und Leute" und „Die Familie") folgten im Abstand von je zwei Jahren nach, und mit ihnen war das Ganze eigentlich abgeschlossen, wenngleich 1869 als vierter Teil noch das „Wanderbuch" angefügt wurde, das mit der Fülle seines ethnographischen Materials freilich genugsam für sich wirbt. Daß Riehls Hauptwerk nichts mit einer „Naturgeschichte" im heutigen Sinn zu tun hat, unterstreicht der Untertitel „Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", der nur scheinbar zum Obertitel in Widerspruch steht; denn für den Sozialpolitiker Riehl bedeuteten alle auf natürliche Weise aus sich selbst erwachsenen ständischen Verhältnisse die einzig lebensgerechte Grundlage des Aufbaus von Staat und Gesellschaft, und sein Werk vereinigt, dieser seiner Blickrichtung entsprechend, die Ergebnisse seiner Forschungen nach den Sitten und Umständen, innerhalb derer zu seiner Zeit das deutsche Volk gelebt und gearbeitet hat. Es ist aus dieser praktischen Volkserforschung, die durchweg auf Studien an Ort und Stelle beruht, schließlich ein Werk hervorgegangen, wie es umfassender und lebendiger seither nicht wieder geschrieben worden ist: ein Vermächtnis des vorigen Jahrhunderts an uns, das in den Zügen unserer Vorfahren vielerlei treffliche Einsicht in das Wesen unse- Volkes vermittelt und eben darum heute in besonderem Maße wieder beachtet zu werden beginnt.

Daß Riehl, dessen vielfach wenigstens als Begründer der Volkskunde — er wollte sie als „Selbsterkenntnis des Volkstums" verstanden wissen — oberflächlich Erwähnung geschah, als Sozialpolitiker mitsamt seinem Hauptwerk so gänzlich aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit entschwunden war, hatte zu allererst politische Gründe. Prof. Gunther Ipsen arbeitet in der zusammengedrängten Einleitung zu seiner Kröner-Auswahl Riehls entschlossene Stellungnahme gegen den politischen Liberalismus „in seinen beiden wichtigsten Gestalten, als radikale Demokratie oder als schulgerechte Verfassungspartei", deutlich heraus und zeigt damit, daß Riehl schon insofern außerhalb seiner Zeit stand. Da aber Riehls politische Absicht allzu starr auf die Bewahrung altüberkommener Formen und Einrichtungen gerichtet war, denen doch tatsächlich durch die tiefgreifende soziale Umschichtung der Lebensgrund genommen wurde, geriet er endlich notwendig in eine bittere, einsame Zone der Einflußlosigkeit. Aber so merkwürdig es uns freilich auch berühren mag, daß er selbst nicht für das Ganze die Folgerung aus seinen scharfen sozialpolitischen Einzelbeobachtungen zu ziehen vermocht hat, die ihm die Vergeblichkeit seiner Wünsche hätten offenbaren müssen, so schmerzlich an sich dieser innere Zwiespalt in Riehls Gesamtwerk sich für uns bemerkbar macht, so wenig braucht er uns bei seiner „Naturgeschichte" zu bekümmern, deren beste und bildkräftigste Teile nicht aus Riehls späterer Periode, sondern aus seinen frischesten Schaffensjahren, aus einer jenem Zwiespalt noch nicht untertanen Zeit seines Lebens stammen und sich eben darum bis heute jung erhalten haben. Vollends das, was der jüngere Riehl über die Entstehung des Proletariats beobachtet und niedergeschrieben hat, darf für seine Zeit als erstaunlich gelten, und mehr noch bezieht sich dies auf seine ungemein sicheren Zeichnungen des Bauern- und des Bürgertums.

Die Auswahl gliedert sich in vier große Abschnitte, die der ursprünglichen Anordnung des Werkes nicht genau entsprechen, dafür aber dem heutigen Leser einen klaren Überblick möglich machen. Der erste Teil bringt unter dem Titel „Die Wissenschaft vom Volke" Teile aus „Land und Leute", aus der „Bürgerlichen Gesellschaft" und aus dem „Wanderbuch" sowie den bedeutenden Vortrag „Volkskunde als Wissenschaft". Der zweite Abschnitt, „Land und Leute", beruht wie der dritte, „Die Familie", auf dem gleichnamigen Band des Originals. Ein gleiches gilt von dem Schlußabschnitt „Die bürgerliche Gesellschaft", dem Prof. Ipsen als schöne, abrundende Krönung Riehls Vortrag „Über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft" aus dem Jahre 1864 folgen läßt. Im ganzen ist allerdings die übersichtliche Auswahl durch den Verzicht auf die feinen Landstrich-Schilderungen Riehls begrenzt: man findet beispielsweise weder die berühmte Darstellung der Insel Rügen noch die des Rheingaus oder des Westerwalds.

Hansgeorg Maier.

Auf den Spuren der Zeiten

Bücher von Reisen, Kunst und Landschaft

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen, daß auch die Kunstgeschichte in immer zunehmendem Maße sich bemüht, aus aller fachlichen Gebundenheit herauszutreten, die eigentlich selbstverständliche Beziehung zu anderen Gebieten zu suchen und möglichst unmittelbar ins Volk einzudringen.

„Wanderungen auf den Spuren der Zeiten" heißt Wilhelm Hausensteins neues Werk (Societäts-Verlag, Frankfurt am Main. 247 Seiten. RM 7.50) — eine Anzahl meisterhafter Städte- und Landschaftsbilder aus dem deutschen Süden, vom Schwarzwald bis zur Donauebene und von Bamberg bis über den Brenner, alles mit unendlicher Liebe, mit beflügelter Phantasie und dem geschulten Auge des Kunstfreundes gesehen. Klöster und Kirchen, Schlösser und Städte stehen vor uns auf, in Täler und Schluchten, an Strömen hingebettet oder auf ihren Höhen das Land überblickend — alles, Landschaft und Siedlungen, durcheinander bedingt, auseinander heraus begriffen und gedeutet, zur sinnvollen Einheit zusammengefaßt. Ein Jahrtausend deutschen Lebens und Schaffens spiegelt sich in seinen hinterlassenen Werken wider, mündet ein in lebendige Gegenwart.

Weniger durch den begleitenden Text als durch das Bild an sich sprechen die Bildbücher des „Eisernen Hammer" (Verlag „Der Eiserne Hammer", Königstein i. T. und Leipzig. 32 Seiten. Preis broschiert RM —.90, gebunden RM 1.20): „Zur goldenen Sonne", 32 deutsche Haus- und Zunftschilder mit alten Sprüchen und Hausinschriften: eine reizende Darstellung, in der sich handwerkliche Kunstfertigkeit und volkstümliche Weisheit sinnvoll vereinigen, um den Geist unserer Vorfahren selbst sprechen zu lassen. Ein allerliebstes Gegenstück: „Kinder in Tracht" (48 Seiten) — „blühenden Blumen gleich aus Gottes buntestem Garten" — so wachsen hier frische und zarte Kindergestalten aus aller Schlichtheit ihrer Umwelt in den Arbeits- und Feiertagsgewändern ihrer Ahnen vor uns auf. Das Bändchen gleicht einem Volkslied mit unzähligen Strophen, reich an wechselnden Tönen und doch in einer einzigartigen Melodie zusammenklingend, voll unbeschreiblicher Anmut und unfaßbarem Zauber — Meisterleistungen fotografischer Kunst, voll liebreicher Beobachtung des kennzeichnenden Augenblicks, zwanglose Bilder von naturhafter Schönheit. Im Zusammenhang unseres Heftes sei auch noch auf das Bändchen des „Eisernen Hammers": „Friedrich der Große" hingewiesen, das in planvoller Verbindung von volkstümlicher Biographie (von Siegfried Eberhardt) und Bildnissen verschiedener Altersstufen das Leben und die Persönlichkeit des großen Königs vor uns aufbaut, ein lebendiges Denkmal im psychologischen Charakterbild.

Ein hübsches und reichhaltiges Gegenstück zu den „Kindern in Tracht" ist das neueste Fotobuch von Hans Retzlaff: „Die Schwalm", in der Reihe „Bildwerke der deutschen Volkskunde" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin) (mit einführendem Text von Heinz Metz RM 5.80). Ein prachtvolles Stück alten bäuerlichen Kulturguts ist hier in seltener Reinheit erhalten; die lebendige Volkskunst von heute gibt noch das getreue Bild eines Zustandes wieder, der sich seit zwei Jahrhunderten fast unverändert erhalten zu haben scheint. Für jeden, der sich für die Hauskunst unserer Vorfahren interessiert, eröffnet sich hier ein Blick in die Werkstatt einer sonst schon längst verlorengegangenen Hauskultur.

Schönste Erinnerung, bleibender Besitz für den Reisenden wie für den Heimgekehrten — das bedeutet uns die Reihe der fotografischen Bildbücher „Deutsche Lande / deutsche Kunst", herausgegeben von Burghard Meier (im Deutschen Kunstverlag, Berlin; je RM 3.60), aus der wir heute auf die Bände Erich Haenels „Dresden" und „Die Mosel" von Anna Klapheck-Strumpel, mit den hervorragenden Aufnahmen der Staatlichen Bildstellen, hinweisen möchten. Überall ist ein reiches Wissen auf geschichtlichem, kunstgeschichtlichem und landschaftlichem Gebiet allgemeinverständlich gemacht; bekannte und unbekannte Städte- und Landschaftsschönheit wird hier in Text und Bild dem Betrachter neu erschlossen. Diese schönen Bände sollte vor allem auch der Autoreisende mit sich führen, um einmal alles das wirklich zu sehen und festzuhalten, woran ihn sein Weg oft allzu rasch vorüberführt. Der ganze architektonische Reichtum unserer Heimat wird hier jeweils für einen bestimmten Raum zugänglich gemacht. Wem es gar vergönnt ist, diese Reihe einmal vollständig zu erwerben, der besitzt zugleich den schönsten Bilderatlas und künstlerischen Reiseführer durch ganz Deutschland.

Eine höchst erfreuliche Gabe für jeden Goethefreund ist „Goethes Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein" (36 Handzeichnungen Goethes in einer Auswahl von Hans Wahl im Insel-Verlag, RM 4.—). Der Herausgeber erzählt in seinem hübschen Nachwort die wechselvolle Geschichte dieses Stammbuchs und legt seinen tieferen Sinn, seine menschliche und künstlerische Bedeutung in Goethes eigenem Dasein dar. Zur eigenen Erleichterung in schweren Stunden hat Goethe diese kleinen Landschaftsbilder hingeworfen, zum Teil nach der Natur, zum Teil aus Traum und Erinnerung heraus geschaffen und in vertraute Hände gelegt — etwas lebt hier doch von allem mit, was einst eine große Seele in stillen Stunden an Phantasien und Gestalten bewegt und immer wieder durchklungen hat.

Eine wertvolle „Ausgrabung“ bedeutet auch die neue Ausgabe der „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Ernst Rietschel (herausgegeben und mit einem Nachwort von Alfred Löckle im Wolfgang Jeß Verlag in Dresden. RM 5.—) mit 14 Tafeln in Lichtdruck, darunter ein Selbstbildnis, prachtvolle Bilder der Eltern und andere Blätter von Rietschels Hand. Der Text ist gegenüber den bisherigen Ausgaben dem verlorenen Original nach einer alten Familienabschrift wieder stark angenähert. Man freut sich, diesem liebenswerten Kulturbild einer vergangenen Zeit in einer so würdigen Erneuerung zu begegnen, noch einmal die erste Wanderung des Knaben von Pulsnitz nach Dresden, seine künstlerischen Anfänge, seine Reisen und Begegnungen mit Zeitgenossen und vor allem das Familienleben jener Zeit mitzuerleben. Überall atmet der schlichte, saubere, grundehrliche Geist jener Tage aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts, die uns in ihrer Einfachheit doch innerlich groß und in sich gefestigt erscheinen. Rietschels Erinnerungen sind das natürliche Gegenstück zu Ludwig Richters Lebenserinnerungen oder zu den Memoiren der Louise Seidler, die wir kürzlich an dieser Stelle besprochen haben (Heft 6/36 der „Weltstimmen“).

Der Thüringer Wandersmann August Trinius tritt noch einmal in unser Gedächtnis mit dem Band „Das grüne Herz Deutschlands“ (Verlag Anton & Co., Leipzig, mit 97 fotografischen Aufnahmen, 322 S., RM 4.80) — einer stark begrenzten Auswahl aus Trinius' zahlreichen Wanderbüchern von Julius Kühn. Da sieht man einmal so recht, wieviel Bleibendes doch in den Landschafts- und Geschichtsbildern dieses vorbildlichen Wanderers aus einer ganz anderen Zeit noch immer steckt, auch für den heutigen Betrachter, wie nahe er auch dem Volksleben, dem Volksglauben und dem Sagenschatz seiner Landschaft gestanden hat, die er in ihrem ganzen Stimmungsreiz erfaßt — ein getreuer Chronist, der aber nicht nach sonstiger Chronistenart hinter dumpfen Mauern steckengeblieben ist, sondern sich ein Stück Welt ehrlich erwandert hat.

Eine liebenswerte Gabe ist auch Albrecht Pencks „Besinnliche Rheinreise“ (mit 64 Abbildungen, RM 3.50, Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig), in der der berühmte Gelehrte Beobachtungen und Betrachtungen von einer Urlaubsfahrt mit geographischen Ausflügen in die Erdgeschichte verbindet. Auch das Bildmaterial bringt neben den dazugehörigen Rheinansichten allerlei lehrreiche Parallelen auf dem Gebiete der Erdgeschichte.

In dem Bereich Flanderns kehren wir noch einmal ein mit den beiden Bändchen der „Silbernen Bücher“ (Woldemar Klein, Berlin, je RM 2.80): „Pieter Brueghel, Landschaften“ und „Flämisches Volksleben“ mit ihren farbigen Tafeln und einfarbigen Textbildern. Die Farbtafeln, in der Hauptsache nach Lichtbildern der Österreichischen Staatsdruckerei, stellen eine rühmenswerte technische Leistung dar; sie geben alles, was bei einem so mäßigen Preis und einer entsprechend hohen Auflage in der Wiedergabe nur irgend denkbar ist, d. h. ein getreues und klares Bild der tatsächlichen Farbwerte mit zum Teil überraschenden Feinheiten in der Abtönung. Auch die einleitenden Texte von Kurt Zoege von Manteuffel und von Max Dvorák — einem „Auszug aus der Kunstgeschichte als Geistesgeschichte“ im Verlag Piper, München, geben in aller Knappheit eine sinnvolle Erläuterung. Das ist wirklich volkstümliche Kunstgeschichte und ein wertvoller Besitz für jedes Haus.

Anschließend seien genannt die „Deutschen Farbblätter“, die unvergängliche Werte der deutschen Malerei wiedergeben wollen, in einer Ausgabe von A. E. Brinkmann, unter Mithilfe bedeutender Kunstgelehrter. (Fritz Knapp und Woldemar Klein, Berlin-Wilmersdorf, in Lieferungen von je 5 Tafeln RM 4.50, der Subskriptionspreis beträgt RM 3.50). Insgesamt 10 Lieferungen bilden einen abschließenden Band. Die einzelnen Lieferungen tragen mappenartigen Charakter. Die „Farbblätter“ sind in Großformat gehalten; auf jedem ist einer Seite erläuternder Text beigefügt. Auch hier ist die ausgezeichnete technische Wiedergabe nicht genug zu rühmen.

Ein ähnliches Ziel verfolgt die „Hausgalerie berühmter Gemälde“, 100 ausgewählte Meisterwerke der europäischen Malerei, ebenfalls mit kunstgeschichtlichen Erläuterungen von Kurt Wilhelm Kästner (4. neubearb. Auflage. Verlagsanstalt Klemm AG., Berlin. 321 S. in Großformat RM 12.50). Die Wiedergabe ist hier vergleichsweise derb und kräftig, vielleicht im einzelnen noch realistischer, wie sie bei den „Silbernen Büchern“ wiederum feiner und im ganzen stimmungsvoller, wenn auch zuweilen etwas blasser erscheint.

Der neue Band der Prestelbücher „Altdeutsche Kupferstiche“, Auswahl und Einleitung von Peter Halm (Prestel-Verlag, Frankfurt a. M., RM 2.70) mit seinen 65 Abbildungen in Kupfertiefdruck bringt in hochwertiger Wiedergabe eine Zusammenstellung deutscher Graphik aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Eine köstliche Auswahl, die künstlerisch und kulturgeschichtlich gleichen Wert besitzt. Nach Möglichkeit ist auch die Originalgröße der verschiedenen Blätter beibehalten worden. Leider ist das Papier etwas zu zart, so daß einzelne Blätter auf die vorangehende und folgende Seite durchscheinen. Würdig zur Seite tritt dieser Ausgabe das Bändchen „Tierzeichnungen aus 8 Jahrhunderten“ (ebenda, gleicher Preis) mit 59 Abb. nach Tierzeichnungen vom Mittelalter bis ums 19. Jahrhundert. Fast alle großen Namen der englischen, italienischen, französischen und niederländischen Malerei sind hier neben deutschen Meistern, von Lucas Cranach d. Älteren, Dürer und Holbein bis zu Menzels liebenswerter Studie „Ziege und Holzpferdchen“, vertreten, eine Fülle köstlicher Beobachtungen und liebevoller Gestaltungen eines reizvollen Themas in vielfältiger Abwandlung.

Dr. K. Blanck.



Elisabeth im Alter von 13 Jahren

J. E. Neale: Königin Elisabeth

Von

Charlotte Reinke

Im Jahre 1933 feierte England den 400-jährigen Geburtstag seiner größten Königin: Queen Elizabeth. Aus diesem Anlaß ließ der Historiker J. E. Neale als Frucht seines jahrelangen Studiums der elisabethanischen Zeit eine Biographie von fast 500 Seiten erscheinen, eine großartige Darstellung der englischen Renaissance, die die gewaltige Fülle der Zeitdokumente sichtet und einem überlegenen Gesichtspunkt unterordnet. Das Buch wendet sich an die Laienwelt und entwickelt, fesselnd, lebendig und spannend geschrieben, das Charakterbild einer der eigenartigsten und bedeutendsten Frauen, die jemals zur Herrschaft berufen wurden.

Als Elisabeth am 7. September 1533 als Tochter Anna Boleyns geboren wurde, bedeutete das für den Vater, Heinrich VIII., eine harte Enttäuschung, und für die Mutter, von der der König den Thronerben erwartete, eine schwere Gefahr. Elisabeth war zwei Jahre und acht Monate alt, da erfüllte sich das tragische Geschick ihrer Mutter. Sie blieb als zärtlich geliebte Tochter Heinrichs VIII. der Obhut verschiedener Erzieherinnen und Erzieher anvertraut und wurde schon früh in den Wissensstoff der damaligen Zeit eingeführt. Eine Gruppe junger Cambridger Humanisten lehrte sie die griechische und lateinische Sprache; daneben lernte sie aber auch Französisch, Italienisch und Spanisch. Mit großem Eifer und starker Lernbegierde gab sie sich ihrem Studium hin und wurde von allen Seiten als willig, fleißig und weit über ihre Jahre ernsthaft und klug gepriesen.

Nur zu bald wurde sie dem stillen, nur dem Studium und den schönen Künsten gewidmeten Dasein entrissen. 1547 starb der Vater, und sofort wurde ihre Stellung gefährlich und gefährdet. Ihr Bruder Eduard VI., der junge Thronerbe, war ein kränklicher Knabe, ihre ältere Halbschwester Maria Katholikin. Unzufriedene und ehrgeizige Elemente drängten sich an Elisabeth heran. Sollten die Geschwister kinderlos sterben, hatte sie Anspruch auf die Herrschaft. Man versuchte, sie zu einer übereilten Ehe zu zwingen, man verwickelte sie in Verschwörungen; aber sie war klug und stellte sich nicht bloß. Als nach dem Tode Eduards VI. Maria die Katholische zur Königin ausgerufen

Ihre Politik war ihr in großen Linien vorgeschrieben durch Herkunft, Erziehung und die religiösen Neigungen ihrer Freunde. Mit unendlicher Vorsicht ging sie aber vor. Vorerst versuchte sie mit allen Mitteln, sich in der Gunst des Volkes zu befestigen. Ihm fühlte sie sich verbunden und ihm allein wollte sie den Thron verdanken. Es gelang ihr in der Tat, alles auf ihre Seite zu ziehen. In wenigen Wochen gewann sie die Ergebenheit Londons.

„Wenn je ein Mensch", so heißt es bei einem Chronisten, „die Fähigkeit besaß, das Herz des Volkes zu gewinnen, dann war es diese Königin. Sie verband Milde mit Majestät und hatte trotz ihrer Würde auch für den Allerniedrigsten ein freundliches Wort. Jede Bewegung schien wohlüberlegt. Ihr Auge sah den einen an, ihr Ohr hörte einem andern zu, ihre Kritik galt einem dritten, einen vierten redete sie an, den einen bedauerte sie, den andern lobte sie, dem einen dankte sie, mit andern



Königin Elisabeth in reiferem Alter

wurde nahm Elisabeth in bestem Einvernehmen mit ihr an den Feierlichkeiten teil.

Maria wollte England zum alten Glauben zurückführen und ging dabei sehr übereilt vor in einem Lande, in dem die Reformation gerade 20 Jahre alt war. Dazu heiratete sie den Spanier Philipp und beschwor damit die Gefahr herauf, daß England einmal an einen fremden Herrscher fallen könnte. Zwei Stömungen im Lande flossen zusammen, das nationale Gefühl und der Protestantismus verbanden sich: Engländer sein und Protestant wurde allmählich das gleiche.

Die Hoffnung der englischen Protestanten aber war Elisabeth. Sie war protestantisch und rein englisch; man sah in ihr die natürliche Thronfolgerin. Auch ohne Elisabeths Zutun mußte diese Lage die Schwestern entzweien. Es gab erneut Verschwörungen, man drängte Maria, der Schwester offiziell die Thronfolge zu sichern, auch Pläne, sie zu verheiraten, tauchten auf. Da machte Marias Tod allem ein Ende; der ganze Adel stellte sich auf Elisabeths Seite; sie wurde Königin!



Der Jugendfreund: Robert Dudley

scherzte sie lustig und witzig, niemanden verachtete sie, keine Pflicht versäumte sie und verteilte ihr Lächeln, ihre Blicke und ihre Anmut so kunstvoll, daß darauf das Volk seine Feude noch stürmischer äußerte."

Ihre größte Schwierigkeit lag aber in ihrem Frauentum. Eine unverheiratete Frau auf dem Thron erschien den meisten untragbar. Regieren galt als Männersache, der Hof war auf einen König eingestellt — wie sollte eine Frau an der Spitze dieser Männergemeinschaft sich verhalten? Man fand den Ausweg, daß man in die höfische Schmeichelei der anmutigen Frau gegenüber Bewunderung, Gefallsucht und Komplimente mischte und aus dem Hof ein Idyll machte, eine feine, künstliche Komödie, in der verliebte alte und junge Männer die Hauptrolle spielten. Allgemein nahm man ja an, daß Elisabeth über kurz oder lang heiraten würde. Das Land erwartete von ihr einen Erben. Trotz aller Erfolge wollte ja das Mißtrauen gegen Elisabeth, die Bemängelung ihrer Herrschertalente, eben weil sie eine Frau war, niemals aufhören. Sie galt als die beste Partie in Europa. Kein Wunder, daß ihr Freier aus aller Welt zuströmten. Sie war jedoch nicht gesonnen, ihre Macht zu teilen oder aufzugeben. Sie zögerte jede Bewerbung hin, bis Ereignisse eintraten, die die geplante Heirat unmöglich machten. Sehr wichtig war immer die Frage der Konfession, es wollte sich kein ebenbürtiger protestantischer Gatte finden lassen. Dabei verstand sie es meisterhaft, die Bewerbungen politisch nutzbar zu machen.



Eine verhängnisvolle Leidenschaft: Graf Essex

In diese Berechnungen und Intrigen hinein, sie alle zeitweise zurückdrängend, fiel eine wirkliche Herzensneigung zu Lord Robert Dudley, dem späteren Grafen Leicester. Aber Dudley war bereits verheiratet. Es gab einen Skandal. Dudleys Frau beging Selbstmord, man tuschelte von Mord, alles wehrte sich gegen diese Verbindung ... und Elisabeth gab nach. Weniger vom Gefühl, als vom Verstande bestimmt, wollte sie ihre Volkstümlichkeit nicht aufs Spiel setzen. Ihre Freundschaft mit Dudley bestand während seines ganzen Lebens weiter — als Ehepartner kam er nie mehr in Betracht. Wenn sie jemals noch heiraten sollte, würde sie als Königin, nicht als Elisabeth heiraten, erklärte sie einige Zeit später.

An Elisabeths Hof ging es lustig her, das Leben war erfüllt von Tanz, den sie sehr liebte, von Lustbarkeit und Spiel. Sie ritt gern und reiste viel, trotz der ungeheuren Umstände, die damit verbunden waren. War es doch die beste Gelegenheit für sie, immer neue Freunde zu gewinnen und weiteste Kreise des Volkes zu bezaubern. Sie benimmt sich ungezwungen, impulsiv und lebhaft. Im engeren Kreis ihrer Höflinge trägt jeder einen zärtlichen Spitznamen, und eifersüchtig wird jede Bevorzugung überwacht. Immer nimmt sie wärmsten Anteil am Ergehen der Freunde. In späteren Jahren ist sie härter, oft launisch und jähen Stimmungsschwankungen unterworfen. Doch wird neben dem verliebten Getändel, auch auf den Reisen, ernsteste politische und Verwaltungsarbeit geleistet. Die Königin hält auf größte Sparsamkeit, sie knausert, sehr zur Unlust des

verschwenderischen Hofs. Aber sie weiß, wie bitter nötig ihr Land seine damals noch bescheidenen Mittel hat, um sich gegen mächtige Feinde zu behaupten.

Elisabeths Politik lief meist auf Abwarten, Hinzögern, Lavieren hinaus; aber sie erreichte viel damit. Jahrelange Unruhe und Sorgen sind mit der Tragödie Maria Stuarts verbunden, die sie als Schwester und gekrönte Herrscherin aufrichtig schonen möchte. Aber die leidenschaftliche schottische Königin ist nicht zu bändigen. In Elisabeth und Maria kämpfen der Protestantismus und der Katholizismus um England, und nur das Bluturteil kann dem Lande schließlich Befriedung bringen. Elisabeth läßt es sich fast gegen ihren Willen entreißen, sie scheut es bis zuletzt, für die wohlerkannte Notwendigkeit auch selbst einzustehen. Aber Marias Tod brachte wirklich die notwendige Entspannung; mit ihr hatten die Katholiken jede begründete Hoffnung auf einen erfolgreichen Aufstand verloren, und die Idee der Duldsamkeit erhob schüchtern ihr Haupt über dem Hader der Konfessionen.

Elisabeth war fast 46 Jahre, als das letzte Heiratsprojekt scheiterte. Der Bewerber, Alençon, der jüngste Sohn der Katharina von Medici, zwanzig Jahre jünger als Elisabeth, starb am Fieber. Er war häßlich, aber geistreich und treu — doch der Staatsrat stand gegen die französische Verbindung. Nach seinem Tode erklärte sich Elisabeth als „einsame Witwe" und begrub mit ihm ihre letzte Hoffnung auf Kinder, bestimmt, nun endgültig die „jungfräuliche Königin" zu bleiben. Schon hatte der Tod viele ihrer Freunde und Diener abberufen; aber sie selbst war noch im Vollbesitz aller körperlichen und geistigen Kräfte. Sie blieb jung im Verkehr mit der Jugend, die immer neu an den Hof strömte. Das Alter vermehrte nur die von ihr ausstrahlende Würde. Sie feierte jetzt ihren größten außenpolitischen Sieg und überwand ihren alten Widersacher Philipp von Spanien. Die Armada wurde zerstört. Das Volk jauchzt, und Elisabeth erreicht den Höhepunkt ihrer Volkstümlichkeit. Freilich mischt sich für sie in die Freude des Sieges der Schmerz eines harten Verlustes: Graf Leicester stirbt.

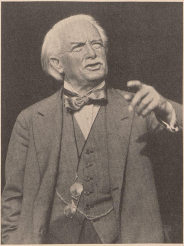
Einige Jahre später soll noch einmal ein Mann eine bedeutsame und unheilvolle Rolle in ihrem Leben spielen. Nicht nur, daß er sie selbst enttäuscht, er raubt ihr auch die Gunst eines großen Teiles des Volkes. Es ist Lord Essex, ihr verwöhnter Günstling, der sich aber mit dem, was er erreicht hat, nicht begnügen will, und gefährlichen, ehrgeizigen Plänen nachhängt, so daß er als Hochverräter endet. Elisabeth hat lange Geduld mit ihm, versucht immer wieder, bezaubert von seiner tollkühnen Jugend, ihn einzuordnen und dem Staate dienstbar zu machen. Essex sieht undankbar in ihr nur ein launisches, törichtes, altes Weib. Er stirbt auf dem Schafott. Das Volk will nicht an seine Schuld glauben, es trauert um seinen strahlenden Helden und singt ihm Gedächtnislieder.

Um Elisabeth wird es immer einsamer. Die Feste, auf denen sie die Feenkönigin, die Gloriana, spielte, sind verrauscht, vorbei sind die Zeiten, da man ihr zujubelte:

Komme bald wieder, herrlichster Schatz der Natur,
Unsere Herzen füllest mit Freude Du nur.
Komme bald wieder, Du strahlender Stern,
All unsere Sehnsucht, wenn Du uns fern.

Die Einsicht in die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit von Treue und Freundschaft blieb ihr nicht erspart. Auf einem Maskenfest näherte sich ihr eine junge Tänzerin im Kostüm der Liebe. „Die Liebe ist falsch", murmelte sie bitter. Sie teilte das Schicksal vieler bedeutender Menschen, die ihrer Zeit zu lange leben. Man wollte etwas Neues haben, „denn auf die Dauer wird alles, trotz seines Wertes, langweilig". Man hoffte auf bessere Zeiten, verachtete die Gegenwart und vergaß das Gute, das die Vergangenheit beschert hatte.

Die Königin wußte wohl, daß Adel und Hof schon während ihrer letzten Krankheit Beziehungen zu Jacob I. anknüpften, dem Sohn Maria Stuarts, den sie zu ihrem Nachfolger ernannt hatte. Aber sie schwieg. Im Januar 1603 erkältete sie sich auf einer Reise nach Richmond. In ihrer seelischen Niedergeschlagenheit brachte der Körper die Abwehrkräfte gegen die Krankheit nicht mehr auf; ihr schien, als sei ein schneller Tod der beste Dienst, den sie ihrem geliebten Lande noch erweisen konnte. Sie richtete ihre Gedanken allein auf himmlische Dinge und verschied ganz ruhig am 24. März 1603 — „wie auch die strahlendste Sonne zuletzt in einer westlichen Wolke untergeht".



phot. Scherl

David Lloyd George: Mein Anteil am Weltkriege

Von Hans Härlin

Der Mann, der nach dem Glauben vieler seiner Landsleute der Retter des britischen Weltreichs im großen Kriege war, legt am Anfang seiner Lebenserinnerungen die Gründe dar, die ihn zur Abfassung dieses geschichtlichen Dokuments bewogen haben, obwohl seine eigenen Bücherfächer bereits „unter der Last der Kriegserinnerungen ächzen". Während seiner Genesung nach langer Krankheit kam ein alter Freund auf seinen Landsitz in Wales und überzeugte ihn, daß er, der als einziger Staatsmann den ganzen Weltkrieg von der Kriegserklärung bis zur Unterzeichnung des Friedensvertrages in leitender amtlicher Stellung mitgemacht habe, auch verpflichtet sei, seine Anschauung über den Ablauf der großen Ereignisse niederzulegen. Unter diesem Gesichtspunkt hat dieser unermüdlich tätige Mann noch um sein siebzigstes Lebensjahr eine Arbeit geleistet, an deren Ergebnis die Geschichtsschreiber der kommenden Zeit nicht vorbeikommen werden. In England hat man ihm seine scharfen Angriffe auf den englischen Generalstabschef und den Höchstkommandierenden, die beide nicht mehr leben, besonders übelgenommen; aber wer zum Nutzen seines Landes die Geschichte seines gefährlichsten Krieges schreiben will, muß es wohl ohne Rücksicht auf feinere Gefühle tun.

In der Vorgeschichte des großen europäischen Unglücks ist eine Erinnerung aus dem Jahre 1904 von Bedeutung. Lloyd George besuchte den früheren Außen- und Premierminister Lord Rosebery kurz nach dem Abschluß des englisch-französischen Bündnisvertrages. Lord Rosebery fragte ihn gleich zur Begrüßung: „Sie sind wohl mit diesem französischen Vertrag ebenso zufrieden wie die anderen?" Der Besucher gab zu, daß ihn das Ende der „bissigen Beziehungen zu Frankreich" mit Befriedigung erfülle. Darauf sagte der alterfahrene Staatsmann: „Sie irren sich sehr. Dieser Vertrag bedeutet letzten Endes den Krieg mit Deutschland." In der Flottenfrage, die den eigentlichen Streitpunkt zwischen England und Deutschland bildete, gab Lloyd George als Finanzminister seiner Meinung über den übermäßigen Vorsprung, den die englische Admiralität forderte, klaren Ausdruck. Er war gegen den Bau von „Mammutschiffen" und für eine Flottenvereinbarung mit Deutschland. Daß diese nicht leicht war, will er durch zwei Geheimberichte des deutschen Botschafters Graf Metternich aus dem Jahre 1908 beweisen. Die Randbemerkungen des Kaisers lauten allerdings sehr scharf und unnachgiebig. Der Volksstimmung bei dem bekannten Zeppelin-Unfall in Echterdingen bei Stuttgart in demselben Jahre, die er als Augenzeuge beobachtete, gibt er eine eigentümliche Deutung. Er sah in der leidenschaftlichen Trauer den Ausdruck des Schmerzes über den Untergang imperialistischer Hoffnungen, während sie doch zweifellos vielmehr Anteilnahme an dem Unglück des verehrten, greisen Erfinders war. Zur Beruhigung der durch die Zeppelin- und Unterseeboot-Gefahr nervös gewordenen öffentlichen Meinung in England, wie auch zur Abwehr etwaiger wirklicher Angriffe war Lloyd George für die Einführung eines Miliz-Systems nach schweizerischem Muster.

Die Agadir-Krise des Jahres 1911 sieht er nur mit englischen Augen. Er war gegen die Einbeziehung Englands in die Marokko-Politik Frankreichs, konnte aber andererseits die Berechtigung eines wirksamen Einspruchs Deutschlands gegen die uferlose Ausdehnung Frankreichs in Nordafrika auch nicht einsehen. Diesem Messen mit zweierlei Maß in den wichtigsten, Deutschland und Österreich berührenden Fragen begegnen wir in dem sonst keineswegs engstirnig geschriebenen Buche auf Schritt und Tritt. Der sonst für die Zuteilung strittiger Gebiete überall gültige Sprach-Grundsatz findet auf Elsaß-Lothringen natürlich keine Anwendung. Es sind eben kurzweg die von Deutschland „geraubten Provinzen". Die Losreißung des sprachlich gemischten Trentino von Österreich ist ebenso schlicht „eine Befreiung von österreichischem Joch". Bedauerlich genug, daß von einem sonst so klugen, juristisch und politisch wohlgeschulten Staatsmann bei der Aburteilung derartig tiefeinschneidender Fragen die Logik aus dem Gerichtssaal verwiesen und der Vorteil des Augenblicks als Kronzeuge aufgerufen wird.

Sehr eigentümlich berührt das, was der Verfasser über die Berichterstattung des Auswärtigen Amtes an die andern Ministerien sagt. Die englische Diplomatie betrachtete die Außenpolitik durchaus und nur als ihre persönliche Angelegenheit. Wenn ein anderer Kabinettsminister auf die Beziehungen zu Frankreich, Rußland und Deutschland anspielte, wurde er „mit einem gewissen ‚Pst, pst' abgewehrt. Auf direkte Fragen bekam man stets eine höfliche Antwort, aber man wurde zu derartigen Fragen durchaus nicht ermuntert." Über militärische Dinge, insbesondere über die Besprechungen der Oberstäbe und die daraus folgenden militärischen Bindungen, wurde das Kabinett in völliger Unkenntnis gelassen. Als der Außenminister Sir Edward Grey im Jahre 1912 endlich gewisse militärische Vereinbarungen zur Kenntnis gab, herrschte tiefste Bestürzung im Kabinett.

In dem Kapitel „Der Krach" wird dann geschildert, wie Europa in den Weltkrieg „hineinschlitterte", ohne daß ein Staatsmann oder Herrscher den Krieg eigentlich wollte. Das furchtbare Unglück geschah infolge der Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit der amtierenden Staatsmänner, die eigentlich gar keine waren und unter denen ganz sicher der eine rettende Führer fehlte, auf den die andern gehört hätten. Die wichtigsten politischen Persönlichkeiten waren in den ersten Wochen nach dem Mord in Serajewo im Sommerurlaub; sie erschraken, als sie endlich heimkehrten und erfuhren, wie sich der Knoten inzwischen geschürzt hatte. Die führenden Soldaten überrannten dann nach der Ansicht des Verfassers die Zivilisten, was besonders für Rußland zutreffen mag. Merkwürdig ist die Wendung, der deutsche

Kaiser habe sich deshalb nicht stärker gegen den Krieg gewehrt, weil seine Beliebtheit beim Heere im Schwinden begriffen gewesen sei. Sehr gut herausgearbeitet ist die dumpfe, hochdramatische Spannung der letzten Friedensstunde für England. Das britische Kabinett wartet den Ablauf des Ultimatums ab, das es wegen des Einmarsches in Belgien an Deutschland gerichtet hat. Elf Uhr in London ist Mitternacht in Berlin. Kommt bis dahin noch eine Antwort?

Unsere Blicke wanderten ängstlich von der Uhr zur Tür und von der Tür zur Uhr, und es wurde nur wenig gesprochen.

„Bang!" Die tiefen Töne des Big Ben sandten die ersten Stundenschläge in die Nacht hinaus, verkündeten Großbritanniens verhängnisvollste Stunde, seit es aus der Tiefe des Meeres emporgestiegen war. Eine schaudernde Stille erfüllte den Raum. Die Gesichter aller Anwesenden verzerrten sich plötzlich in schmerzlicher Spannung. Die Schläge der großen Glocke widerhallten wie die Hammerschläge des Schicksals in unseren Ohren. Was für ein Schicksal? Wer konnte es wissen?

Zum Beginn der eigentlichen Kriegsschilderung stellt der Verfasser klar, was er dem Leser zu geben beabsichtigt. Er will keine wohlgeordnete Kriegsgeschichte schreiben, sondern das erzählen, was er selbst am besten zu wissen glaubt. Als Schatzkanzler hätte er natürlich fast von allem eine, wenn auch nicht tiefgehende Kenntnis nehmen müssen, aber die militärischen Oberstellen betrachteten diesen Krieg augenscheinlich als ihre Angelegenheit. Die Minister wußten auch nicht mehr als die anderen Zeitungsleser. Die Berichte, die ihnen Lord Kitchener, der Kriegsminister, allmorgendlich zu geben für gut hielt, waren nur verwirrend. Auch er wurde vom englischen Hauptquartier sehr kurz gehalten. Der nicht zu leugnende Rückzug des französischen und des englischen Heeres wurde als Suche nach einer geeigneten Abwehrstellung erklärt. Als sie dann in einem Zensor entwischten Bericht der „Times" lasen, „wie die deutschen Truppen unter dem Gesang der ‚Wacht am Rhein' durch die verlassenen Straßen von Amiens marschierten", erschraken sie doch sehr und beschlossen, den Kriegsminister zur besseren Kenntnisnahme nach Frankreich zu entsenden. Die große Marneschlacht führte dann bald zur Abwendung der dringendsten Gefahr und zur Erstarrung des Krieges. Was sich aus dem wirren Wust der unsicheren Nachrichten als Wahrheit herausschälte, war erstens die starke Überlegenheit der Deutschen an beweglicher, schwerer Artillerie und zweitens die Überlegenheit des gut eingegrabenen Verteidigers gegen den Angreifer.

Die erste große amtliche Aufgabe für den Schatzkanzler war der Kampf gegen die Finanzkrise. London, „das große Akzepthaus", litt natürlich besonders schwer unter der plötzlichen Störung der Weltwirtschaft. Ein Moratorium für Wechselakzepte und die reichliche Ausgabe ungedeckter Noten verhinderten den Zusammenbruch des englischen Geldwesens. Das kühne Einspringen der Regierung stellte das Vertrauen in die Banken wieder her.

In dem Abschnitt „Kampf um die Munitionsversorgung" gießt Lloyd George eine volle Schale bitteren Spotts über das rückständige englische Kriegsministerium aus, das noch mit der Verarbeitung der Lehren aus dem Krim- und Burenkrieg beschäftigt war, während sich die Chemiker und Ingenieure auf den Schlachtfeldern eines Weltkrieges bekämpften. Die Einsetzung eines aus sieben Ministern zusammengesetzten Munitionsausschusses, die Bestellung von 3000 Feldgeschützen und 500 000 Gewehren und der entsprechenden Munition zum nicht geringsten Teil in den Vereinigten Staaten bewiesen, daß sich England darüber klar wurde, welche Bürde es sich mit dem ihm ungewohnten Landkrieg größten Stils aufgeladen hatte. Bei einem Besuch in Frankreich empfing der englische Schatzkanzler düstere Eindrücke. Die französische Regierung saß noch in Bordeaux, die Landstriche des ersten deutschen Vormarsches waren noch von ihren Bewohnern verlassen, selbst Paris verödet und ohne Leben. An der Front traf er die Generale Castelnau und Foch. Dieser gab ihm als Auftrag an das britische Kabinett die Versicherung mit: „Es wird keine Rückzüge mehr geben." Auf die Frage des englischen Besuchers über die Aussichten des Vorrückens antwortete Foch nach merklichem Zaudern: „Das hängt davon ab, wieviel Leute und wieviel Material Sie an die Kampffront werfen können."

Mit dem frischen Eindruck dringender Hilfsnotwendigkeit stieß Lloyd George zu Hause auf den lähmenden, passiven Widerstand des Kriegsministeriums. Während Deutschland sei-

nen Kriegsbedarf für sich und zum Teil auch für seine Verbündeten scheinbar ohne Schwierigkeit hervorbrachte, leistete England, das älteste Industrieland der Erde, völlig Unzureichendes, und zwar infolge der schlechten, rückständigen Organisation seiner Hilfsquellen durch die militärischen Oberbehörden. Die Front schrie nach Munition, während sie die Granaten auffstapelten und zurückbehielten wie der Geizhals sein Gold. Der Inhalt der Frontsoldatenbriefe ließ sich damals in den einen Satz zusammenfassen: „Was wir an Material sparen, vergeuden wir an Menschenleben." Der englische Oberbefehlshaber Sir John French durchbrach in seiner Not den Dienstweg und wandte sich direkt an Lloyd George und einige seiner Ministerkollegen. Ein von French stark beeinflußter Artikel der „Times" mit den Schlagzeilen:

„Das Bedürfnis nach Granaten — Britische Angriffe zum Stehen gebracht — die Folge unzulänglicher Versorgung"

und mehrere andere machten die öffentliche Meinung gegen das Kriegsministerium mobil und bereiteten das Land auf den Regierungswechsel vor, den der Premierminister Asquith am 19. Mai 1915 vollzog. Lloyd George erhielt das neugeschaffene Munitionsministerium. In einem Schreiben an Asquith vom 31. Oktober 1915 faßte er seine Kritik über die Vergangenheit in dem monumentalen Satz zusammen: „Unser militärischer Verwaltungsapparat hat jeden Fehler begangen, den der Feind sich nur wünschen konnte."

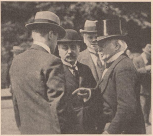
In seinen Betrachtungen über die Strategie des Krieges betont er mit aller Schärfe, daß man seiner Meinung nach den Feind da angreifen müsse, wo ein Angriff die beste Aussicht auf Erfolg habe, das heißt an einer schwachen Stelle. Auf den Weltkrieg angewendet, hieß das einen Angriff auf Österreich auf dem Balkan. In seinem Memorandum vom 1. Januar 1915 legte er diesen Hauptgedanken klar und bekämpfte das von den Berufssoldaten betriebene mörderische und verschwenderische Anrennen gegen die von den besten Truppen des Gegners gehaltenen, doch nicht zu brechenden Verteidigungslinien der französisch-belgischen Front. Diese Beweisführung des Verfassers geht wie ein roter Faden durch das ganze Buch; und die Ereignisse gaben ihm recht. Der Zusammenbruch Rußlands, die Preisgabe Serbiens und Rumäniens durch die Ententemächte wären gewiß vermieden worden, wenn die Verbündeten sich an der Westfront auf die Verteidigung beschränkt und an den übrigen Fronten den Krieg unter Ausnützung ihrer ungeheuren Hilfsquellen mit allem Nachdruck geführt hätten. Daß Frankreich alle Anstrengungen auf den eigenen Schutz vereinigte, war verständlich; dem britischen Weltreich aber lag etwas Größeres ob als dieses Festsitzen in dem kurzen, flandrischen Frontabschnitt.

Die Unternehmungen außerhalb dieses Bereiches, die Dardanellen, Saloniki, der Krieg gegen die Türken im Irak und in Palästina wurden als „Nebenhandlungen" zu klein geplant und zu kärglich bedacht, um einen raschen und durchschlagenden Erfolg zu haben. Lloyd George weist immer wieder darauf hin, daß die deutsche Heeresleitung trotz ihrer starken Anspannung an ihrer Westfront die nötigen Divisionen zu glänzenden Vorstößen gegen Rußland, Serbien, Rumänien und Italien freimachen konnte, während das englische Hauptquartier in Frankreich sich gegen jede anderweitige Truppenverwendung sperrte. Es fehlte bei den Alliierten in den ersten drei Kriegsjahren an einer starken, alles beherrschenden gemeinsamen Oberleitung; der Krieg wurde von den nur für ihren Frontabschnitt verantwortlichen Obergeneralen allzu ressortmäßig geführt. Hieran waren nicht die Armeeführer schuld, sondern das System. In langer, bitterer Schule hat dann England die Notwendigkeit der Unterordnung im Landkrieg erkannt, die sich erst im Mai 1918 vollzog.

Die Kritik, die Lloyd George an Kitchener, Joffre, Haig und Robertson übt, ist ungemein scharf — ob sie gerecht ist, wird wohl erst die spätere, leidenschaftslosere Geschichtsschreibung entscheiden. Besonders aufschlußreich ist der Abschnitt über die englischen Beziehungen zu Amerika in den ersten Kriegsjahren; sie waren keineswegs so ungetrübt, wie wir das sonst anzunehmen pflegen. Die Amerikaner dachten rein amerikanisch. Wilson wurde zum zweiten Male zum Präsidenten gewählt, weil er sein Land so lange den kriegerischen Verwicklungen ferne gehalten hatte. Man zog es

vor, ohne eigene Gefährdung am Kriege zu verdienen. Als aber der uneingeschränkte deutsche U-Bootkrieg die amerikanischen Lieferungen und damit das glänzende Kriegsgeschäft zu unterbinden drohte, erfolgte der große Stimmungsumschwung gegen Deutschland und das Hineintreiben Amerikas in den Krieg.

Die schärfsten Worte findet der Verfasser in der Schilderung der „Mesopotamischen Schweinerei", die zu der Kapitulation von Kut-el-Amara führte. Über den englischen Generalstab in Indien, dem die Hauptschuld an dem vollen Niederbruch beigelegt wird, gießt er wahre Zornesfluten aus. In Beziehung auf den Bericht des Untersuchungsausschusses vom 17. Mai 1917 sagt er wörtlich:



Phot. Scherl

Bei der Waffenstillstandskonferenz in Spa

> Die in diesem Ausschußbericht enthüllten Tatsachen werfen ein schauriges Licht auf die Mißwirtschaft, Dummheit, verbrecherische Nachlässigkeit und erstaunliche Unfähigkeit der Militärbehörden, die für die Organisation der Expedition verantwortlich waren, und auf die gräßlichen und unnötigen Leiden der tapferen Truppen, die durch die Fehler der Befehlshaber in die Niederlage hineingejagt wurden.

Die eingehende Behandlung des U-Bootkrieges und seiner Wirkung auf die Gesamtlage zeigt uns wieder einmal durch nackte Zahlen, wie nahe die deutsche Blockade England und seine Verbündeten dem Unterliegen gebracht hat. In den trübsten Zeiten, am Ende des Jahres 1916, zum Premier-Minister berufen, sah sich Lloyd George sofort veranlaßt, in den anscheinend hoffnungslosen Kampf gegen die Erdrosselung der Schiffahrt einzugreifen. Ein dadurch bedingtes, klägliches Kriegsende infolge von Material- und Nahrungsmangel drohte schon aus nächster Nähe. Die englischen „Panzer-Admirale" wußten sich keinen Rat, sträubten sich aber zuerst mit Händen und Füßen gegen das von Lloyd George vertretene „Konvoi-System", das heißt, die Zusammenfassung der Transporte in größere Geleitzüge unter dem Schutz leicht beweglicher, schneller Kriegsfahrzeuge. Hier fallen harte Worte über den sturen Berufsdünkel der Marinefachleute. Der erste Seelord, Admiral Jellicoe gab endlich durch seinen Rücktritt jüngeren Kräften die Bahn frei, die sich mehr durch die Tatsachen als durch starre Voreingenommenheit leiten ließen.

Der Kampf um eine bessere Ausnützung des englischen Ackerbodens und die Schwierigkeiten bei der Einführung der Wehrpflicht werden ausführlich behandelt. Im allgemeinen stieß die Einführung der Arbeitsdienstpflicht bei den Arbeitnehmern wie bei den Arbeitgebern auf härteren Widerstand als die Wehrpflicht. Den durch ihre lange Friedensgeschichte verwöhnten Bewohnern des britischen Inselreiches fiel die persönliche Unterordnung unter den Zwang der Kriegswirtschaft außerordentlich schwer, während sie den Dienst mit der Waffe als Ehrenpflicht willig hinnahmen.

Bei der Wiedergabe des „Militärischen Ausblicks auf 1917" stellt der Verfasser den Satz auf, daß im ganzen Weltkriege die wirklichen Erfolge nur durch Überrumpelung des Gegners erzielt worden seien. Gegen diesen Grundsatz verstieß der Großangriff Nivelles an der Aisne im Frühjahr 1917. Diese verunglückte Offensive führte bekanntlich zu schweren Meutereien in der französischen Armee, von denen die deutsche Heeresleitung nur zu spät Kenntnis erhielt. Der vorangehende britische Vorstoß bei Vimy ist nach Lloyd Georges Ansicht wegen des „Kavalleriefimmels" Haigs nicht richtig ausgenützt worden. Den englischen „Reitersoldaten" in höchsten Stellungen schwebte lange Zeit ein glänzender Kavallerie-Durchbruch durch die von der Artillerie und Infanterie geöffnete Lücke vor, der dann entweder aus Geländegründen überhaupt nicht einsetzen konnte oder am Feuer der deutschen MG.-Schützen zerschellte.

Die Vorgeschichte der russischen Revolution wird vor allem in der zusammenhängenden Darstellung der Vorgänge im Frühjahr 1917 behandelt. Während schon jeden Augenblick der Ausbruch des Vulkans drohte, saßen die Vertreter der Westmächte mit den russischen Großwürdenträgern feierlich um den Konferenztisch herum und beschlossen Maßregeln, die viel zu spät kamen und keinen Einfluß mehr haben konnten. Der verzweifelte Ausspruch Maklakows „Das Unheil gewährt keine Frist" ist bezeichnend für die Stimmung, die damals bei den führenden Liberalen der Duma herrschte. Der englische Botschafter Sir Buchanan wagte dann eine freimütige Aussprache dem Zaren gegenüber, wurde aber mit hochmütiger Verständnislosigkeit abgewiesen. Zehn Tage nach dem Abschluß der Konferenz schon brach der Sturm los.

Fast ergötzlich ist der Abschnitt über die Naivität zu nennen, mit der Amerika in den Krieg eintrat. Man hatte sich dort völlig auf derbes Verdienen eingestellt, war nun aber von der Riesenhaftigkeit des englischen Pumpansuchens geradezu erschlagen. England hatte so lange für sich und seine Verbündeten in wirklich großartiger Weise alles daran gegeben, was es an verfügbaren Werten zu verkaufen hatte. Aber nun war es selbst zu Ende, und der große Verdiener Amerika mußte einspringen. Der englische Botschafter in Washington schrieb am 5. Juli 1917 sehr drollig an sein Auswärtiges Amt: „Die Lage hier erinnert sehr an die Lage in London zu Cannings Zeiten, als der russische Botschafter im Auswärtigen Amt vorzusprechen pflegte und, da er nicht Französisch konnte, sich auf die Taschen klopfte und sagte: ‚Aurum, aurum'." In demselben Schreiben wurde auch auf eine starke, den Krieg ablehnende Strömung in USA. hingewiesen, deren Vertreter den U-Bootkrieg als eine Neuheit in völkerrechtlichem Sinne bezeichneten und ihn damit als Kriegsgrund ablehnten.

Nach einer Aufrechnung der Kriegskosten und einer Darlegung der riesigen freiwilligen Leistungen der englischen Dominions und Kolonien an Gut und Blut wendet sich der Verfasser den verschiedenen Friedensschritten zu, die wegen der völlig verschiedenen Beurteilung der Kriegslage, des Mißtrauens unter den Ententestaaten selbst und ihrer Anmaßung eines moralischen Richteramts gegenüber Deutschland von Anfang an zum Scheitern verurteilt waren. Sehr bezeichnend ist die in der Behandlung der bekannten „Sixtus-Briefe" zutage tretende Einstellung gegenüber Österreich, dem man die „Entfesselung des Weltkrieges" schon lange verziehen hatte. Es war eben vom „preußischen Militarismus" ins Unglück gestoßen worden. Lloyd George vermerkt diese besonders in Frankreich verbreitete Anschauung, ohne sie jedoch zu seiner eigenen zu machen.

Das letzte Drittel des zweiten Bandes beschäftigt sich hauptsächlich mit „dem Feldzug im Schlamm", der Offensive im Ypernbogen, die von den Engländern die Schlacht bei Passchendaele genannt wird. Von Ende Juli bis Anfang Dezember 1917 wurde hier die Blüte Englands in endlos wiederholten Stürmen vergeudet, nachdem das einleitende Trommelfeuer die Abzugsgräben zerstört und das Angriffsgelände in eine wahre Seenplatte von Schlammlöchern verwandelt hatte. Lloyd George erhebt den schweren Vorwurf gegen den Höchstkommandierenden Haig, daß er das englische Kriegskabinett nicht richtig unterrichtet und sogar wissentlich getäuscht habe. Die andauernd „völlig erschütterten Deutschen" fügten dann den Italienern im Oktober 1917 die schwere Niederlage bei Tolmein-Flitsch bei. Die schleunige Hilfesendung englischer und französischer Divisionen vermochte den Zusammenbruch der italienischen Front eben noch zu verhüten. Einen Monat später konnte sich Haig nicht dazu entschließen, einige Divisionen aus dem flandrischen Schlamm zu ziehen, um den sehr verheißungsvollen Tankangriff bei Cambrai zum großen Sieg zu gestalten.

Trotz des Mißlingens der englisch-französischen Angriffe und des Zusammenbruchs des russischen Heeres war aber die „Bilanz" des Jahres 1917 für die Westmächte keineswegs hoffnungslos. Die U-Bootgefahr war wesentlich verringert worden, die Hungerblockade tat ihre Wirkung in Deutschland und Österreich, und von Amerika floß ein Strom neuer Kraft an die Front in Frankreich: „Die Zeit arbeitete für die Alliierten." Wie man Lloyd Georges Darstellung auch im einzelnen beurteilen mag, im ganzen bedeuten schon die beiden ersten Bände seines großen Kriegswerkes eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens über den Weltkrieg. Der dritte Band soll in Kürze folgen.

Englisches Soldatentum

Duff Cooper: Feldmarschall Haig

Von Josef Schäfer

Der Verfasser dieser bedeutsamen Lebensgeschichte ist der im Jahr 1890 geborene jetzige englische Kriegsminister Alfred Duff Cooper. Er hat den Weltkrieg, dessen Schilderung bis zur Sommeschlacht etwa zwei Drittel des Buchinhalts ausmacht, vom Anfang bis zum Ende als Frontoffizier miterlebt. Sehr gegen den Wunsch seiner Vorgesetzten vom Auswärtigen Amt meldete sich der tüchtige junge Diplomat gleich bei Kriegsbeginn bei den Gardegrenadieren. Er erwarb sich die zweithöchste englische Tapferkeitsauszeichnung und trat nach dem Friedensschluß wieder beim Auswärtigen Amt ein, in dem er rasch aufstieg. Als Mitglied des Unterhauses wurde er ein wegen seiner Schlagfertigkeit bekannter Redner der konservativen Partei. Im Jahre 1928 trat er als Finanzsekretär ins Kriegsministerium über. Seit 1935 ist er Kriegsminister und hat nun die neue englische Aufrüstung durchzuführen. Seine schriftstellerische Begabung bewies er zuerst durch seine 1932 erschienene Arbeit über Talleyrand, die wir (nach der Übersetzung im Inselverlag) demnächst in den Weltstimmen ebenfalls besprechen werden. Die Lebensgeschichte Haigs hat Cooper auf ausdrücklichen Wunsch der Testamentsvollstrecker verfaßt. Alle hinterlassenen Papiere standen zu seiner Verfügung, insbesondere das gewissenhaft geführte Kriegstagebuch in 36 Foliobänden. — Unsere Besprechung erfolgt nach dem 1. Bande des englischen Originals, von dem jetzt auch der 2. Teil erschienen ist.

Douglas Haig, der Oberbefehlshaber der britischen Landmacht im Weltkrieg, ist unter günstigen Lebensumständen aufgewachsen. Er hatte einen sehr wohlhabenden Vater und viele ältere Geschwister, die nach dem Tode der Eltern für ihn sorgten. Seine Schönheit und sein offenes, einnehmendes Wesen machten ihn bei den Menschen beliebt. Trotzdem war er von jung auf der ernste, strebsame Schotte, der er sein Leben lang blieb. Nach der üblichen Public School-Erziehung machte er als Achtzehnjähriger mit einem seiner älteren Brüder eine Reise nach Amerika, die ihn bis nach Kalifornien führte. Obgleich er damals schon die militärische Laufbahn im Auge hatte, trat er nach dieser Reise in das Brasenose-College in Oxford ein.

Als guter Gesellschafter, glänzender Reiter und Polospieler war er ein gesuchter und verwöhnter Student. Daß der damals schon Elternlose in der üppigen Geselligkeit Oxfords nicht verbummelte, spricht für seine Selbstzucht. Wenn er arbeiten wollte, ließ er sich durch nichts und niemand davon abhalten. Sein Wissen ist ihm nicht zugeflogen, in seinen frühen Schuljahren galt er keineswegs für begabt. Was er wurde, verdankte er seinem rastlosen Fleiß und seiner wohlgeschulten praktischen Auffassung.

Als er nach bestandenem Examen Oxford verließ und die Aufnahmeprüfung in die Militärakademie Sandhurst machte, näherte er sich schon seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag. Aber die größere geistige Reife, die er auf der Hochschule erworben hatte, machte sich im Wettbewerb mit den jüngeren Kameraden bald bemerkbar. Im Dezember 1884 wurde er mit dem Anson-Gedächtnisdegen ausgezeichnet. Schon damals redete man von ihm als dem kommenden großen Mann. Bald darauf erhielt er das Offizierspatent bei den Siebenten Husaren.

Ein deutscher Truppenoffizier wird nicht ganz ohne Neid vernehmen, welch reiche Möglichkeiten, die Welt kennenzulernen, sich diesem englischen Husarenleutnant boten. Im August 1886 gehörte er zu der englischen Polomannschaft, die rasch einmal nach den Vereinigten Staaten hinüberfahren mußte, um den Amerikanern zu zeigen, wie man Polo spielt. Im November desselben Jahres wurde er mit seinem Regiment nach Indien eingeschifft. Auch seine dortige Dienstzeit ist durch Reisen nach Europa, Australien und in Indien selbst gewürzt. Er wurde Regimentsadjutant und bereitete sich auf die schwere Prüfung für das Staff-College — das ist etwa dasselbe wie unsere Kriegsakademie — vor. Sein Durchfall wegen mangelnder Mathematik und, was schlimmer war, wegen Farbenblindheit, war gewiß ein schwerer Schlag für den strebsamen Mann. Die Mathematik hat er später aufgeholt und das Verdikt „farbenblind" durch ein ärztliches Obergutachten mit Erfolg bekämpft. Die Sache blieb jedoch immer etwas zweifelhaft, und wer es nicht mit ihm verderben wollte, mußte sich aller schlechten Witze in dieser Richtung enthalten. Der Abgewiesene verbiß seine Enttäuschung und kehrte als Truppenoffizier nach Indien zurück.

Höheren Ortes hatte man doch schon ein Auge auf ihn geworfen, und so sehen wir ihn im Jahre 1894 als Adjutant des Generalinspekteurs der Kavallerie bei den englischen Herbstmanövern. In demselben Jahr studierte er die französische Reiterei und im nächsten die deutsche. In einem Brief an seine Schwester Henrietta äußerte er sich hochentzückt über die kameradschaftliche Aufnahme in Berlin. Er wurde auch dem Kaiser vorgestellt. Damals bildete sich bei ihm der günstige Eindruck vom deutschen Heere und von Deutschland überhaupt, der auch vom späteren Kriegsfieber nicht verwischt werden sollte. Es mag hier gleich beigefügt werden, daß er die ebenso törichten wie geläufigen Schmähworte „Boches" und „Huns" nie gebraucht hat.

Im Jahre 1896 gelang ihm die Aufnahmeprüfung ins Staff-College. Sein sonst sehr pünktlich geführtes Tagebuch verstummt während der 22 Monate, die er auf der hohen Schule der britischen Kriegskunst verbrachte. Bald nach seinem Abgang hatte er Gelegenheit, die erworbene Theorie in der Praxis zu bewähren. England schickte sich an, die Niederlage von Chartum und Gordons Tod zu rächen. Die wenigen englischen Truppen, die an dem Feldzug teilnahmen, hatten natürlich ihre eigenen Offiziere und keinen Bedarf an freiwilligen. Dagegen bestand die Möglichkeit des zeitweiligen Eintritts in das ägyptische Heer. Haig war unter den wenigen Glücklichen, deren Meldung angenommen wurde. Seine Beschreibung der Schlachten bei Atbara und Omdurman, in denen er sich als Reiterführer auszeichnete, sind sehr gut und zeigen uns die keineswegs ungefährliche Lage, in der sich Kitcheners Heer im Kampf mit den Derwischen befand.

Als der Burenkrieg ausbrach, stand Haig als Major bei der ersten Kavalleriebrigade in Aldershot. Er wurde zum ersten Stabsoffizier des Divisionsgenerals Sir John French ernannt, der die Kavallerie in Natal kommandierte. Damals traten sich die beiden Männer, die im Weltkrieg nacheinander den Oberbefehl führen sollten, auch menschlich sehr nahe. French war einer der wenigen englischen Generale, der im Kampf gegen die Buren nicht geschlagen wurde, und sein Stabschef nahm an diesem Ruhme teil. Von großer strategischer Wichtigkeit war der glückliche Entsatz der Minenstadt Kimberley in der sehr kritischen Anfangszeit des Krieges. Haigs Erfolg als Stabschef faßt Cooper mit den Worten zusammen: „Dieser Krieg, der so manchem Ansehen ein Ende bereitete, hat seinen Ruf fest begründet. Als er mit 41 Jahren heimkehrte, hatte er die Sicherheit einer großen militärischen Laufbahn vor sich."

Die nächsten Abschnitte dieser Laufbahn waren: Regimentskommandeur, Generalinspekteur der indischen Kavallerie, Direktor im Großen Generalstab in London. Als solcher war er die rechte Hand des Kriegsministers Haldane bei der Schaffung der Territorialarmee. Im Jahre 1905 verheiratete er sich mit der Hofdame der Königin Alexandra, Dorothy Vivian, die ihm als rechte Soldatenfrau im Krieg und Frieden zur Seite stand. Im Jahre 1909 wurde er Stabschef der indischen Armee und 1911 Höchstkommandierender des Lagers Aldershot.

Diese bedeutende Stellung hatte er bei Beginn des Weltkrieges inne. Das englische aktive Heer, das nach Frankreich geworfen wurde, bestand zuerst nur aus zwei Armeekorps. Der neun Jahre ältere General French bekam den Oberbefehl, Haig das I. Armeekorps. Der erste Kriegsmonat, in dem die schweren Schläge des starken rechten Flügels der deutschen Heeresmacht auf die schwache englische Armee niederprasselten, war eine böse Zeit für Haig. Er wußte, daß sein alter Waffenkamerad aus dem Burenkrieg seiner Stellung nicht gewachsen war und mußte manchen Befehl ausführen, den er selbst für unsinnig hielt. Einer überstürzten Offensive folgte rasch der bittere Rückzug, bei welchem das II. Korps unter Smith Dorrien bei Le Cateau fast zerschmettert wurde. Erst bei Melun, südöstlich von Paris, machten die Reste der beiden Armeekorps halt.

Anfang September ging's dann vorwärts, aber Haig pflegte zu sagen, er selbst wisse eigentlich nichts von einer Marneschlacht. Am Chemin des Dames bei Soissons kam die Bewegung nach Osten wieder zum Stehen. Der Stellungskrieg begann. Die englischen Truppen wurden in Bahntransporten auf den äußersten linken Flügel geschoben. Kaum dort angelangt, begann die Schlacht bei Ypern. An der Hand von Auszügen aus Haigs Tagebuch sehen wir den heldenmütigen Ansturm unserer jungen, allzu kurz ausgebildeten Truppen bei Langemarck gegen



Marschall Haig als Oberbefehlshaber im Weltkrieg
Aus Duff Cooper „Haig“ (Faber and Faber, London)

die schwachen Linien der alten englischen Berufssoldaten. Der kritische Augenblick war am 31. Oktober, an dem dann das wichtige Dorf Gheluvelt wie durch ein Wunder von den Engländern wiedererobert wurde. Diese Darstellung bringt uns recht zum Bewußtsein, was das kleine englische Berufsheer in den Anfangsmonaten an Märschen und Kämpfen geleistet und erduldet hat. Haig, der eine lange Kriegsdauer von Anfang an voraussah, hätte diese für die Ausbildung so notwendigen erprobten Kämpfer gerne mehr geschont, was bei einer etwas umsichtigeren Oberführung wohl möglich gewesen wäre. Das Anschwellen des englischen Heeres machte veränderte Besetzungen der Oberstellen notwendig; Haig erhielt das Kommando der ersten Armee.

In dem sehr übersichtlich zusammengestellten „Ausblick auf das Jahr 1915“ nimmt der Verfasser Gelegenheit, sich mit den Amateur-Strategen auseinanderzusetzen, die den Sieg da suchten, wo er leichter zu erringen war, nämlich im Osten. Haig verfocht vom Anfang bis zum Ende unerschütterlich den Grundsatz, daß die Entscheidung nur in Frankreich fallen könne, und daß alle „Nebenunternehmungen“ nur vergeudete Kraft bedeuteten. Da die Deutschen den Vorteil der inneren Linie hatten und Meister in der raschen Truppenverschiebung waren, gab es keine dauernd schwache Strecke in der deutsch-österreichischen Front. Dieser sehr beachtenswerte Buchabschnitt steht in geradem Gegensatz zu den von uns angeführten Äußerungen über diesen Punkt von Lloyd George in „Mein Anteil am Weltkrieg“.

Bei der Schilderung von Haigs Angriff um Neuve Chapelle im März 1915 nimmt Duff Cooper den erstmaligen minutengenauen Ansatz der Infanterievorstöße nach sorgfältiger artilleristischer Vorbereitung für seinen Helden in Anspruch. Die französischen Generale der benachbarten Frontabschnitte kamen zu ihm, um zu lernen. French wurde sehr empfindlich, und es gab allerlei Reibungen zwischen den beiden Stäben. Der ziemlich mißlungene Angriff bei Aubers Ridge und Festubert im Mai 1915 zeigte, wieviel die Deutschen bei Neuve Chapelle gelernt hatten. Die Unterstände waren verstärkt, die Maschinengewehre sicherer und besser postiert worden. Die Überlegenheit der deutschen schweren Artillerie wird immer wieder betont.

Es begann nun der Kampf um eine bessere Munitionsbelieferung, in den French durch Zeitungsartikel direkt eingriff. Allerlei politisch maßgebende Männer kamen nun an die Front, unter ihnen Ben Tillet, der Führer der englischen Dockarbeiter, mit dem sich Haig übrigens recht gut verstand.

Die Schlacht bei Loos brachte nur insofern eine Entscheidung, als sich die öffentliche Meinung nun scharf gegen French als Höchstkommandierenden einstellte. Haig hatte dringend den rechtzeitigen Einsatz nahaufgerückter, starker Reserven gefordert. Dem glänzend durchgeführten ersten Angriff blieb der Erfolg tiefen Vordringens versagt, weil French nicht darauf eingegangen war. Sein Stabschef Robertson hatte ganz auf Haigs Seite gestanden, und beide hielten nun nicht hinter dem Berge, als sie von der englischen Regierung zur Meinungsäußerung über Frenchs Strategie aufgefordert wurden. Am 8. Dezember 1915 schrieb Asquith an Haig, daß French das Oberkommando niederlegen wolle, und daß er sein Nachfolger sei. Haig sah den Abgehenden nur noch einmal bei der formellen Übernahme des Oberkommandos. Die alten Freunde aus dem Burenkrieg standen sich kalt und steif gegenüber — kein Wort mehr, als durch den militärischen Anlaß bedingt war.

Als Höchstkommandierender hatte Haig nun unvermeidlich Gelegenheit, sich in die besonderen Schwierigkeiten der Zusammenarbeit mit den französischen Verbündeten einzuleben. Er war Joffre nicht unterstellt, aber es wurde doch von ihm erwartet, daß er ohne allzu schlimme Folgen mit ihm als dem Senior-Partner des gemeinsamen militärischen Unternehmens auskomme, was ihm dieser nicht leicht machte. Sehr drollig sind die allgemeinen Bemerkungen, die Duff Cooper hieran knüpft. Er meint, daß keine der beiden Nationen sich die geringste Mühe gebe, einen Fremdling zu verstehen, da sie doch nicht die Absicht habe, von einem solchen irgend etwas zu lernen. Deshalb finde der Engländer den Franzosen immer ein bißchen komisch, während dieser den Durchschnittsengländer für einen Narren halte. Dem britischen Offizier falle es außerordentlich schwer, ein kleines, dickbäuchiges Individuum mit einem Pincenez, das in einer schlechtgeschnittenen Uniform stecke, für einen guten Soldaten und mitreißenden Führer zu halten, während der Franzose die tadellose äußere Erscheinung, die Drillfreudigkeit und die Sportliebe des Engländers in keine Beziehung zu militärischer Leistungsfähigkeit zu bringen vermöge. Haig fühlte durchaus als Engländer.

Im Januar 1916 lernte er Lloyd George erstmals richtig kennen. Der Soldat empfand von Anfang an ein gewisses Mißtrauen gegen den allzu wendigen Staatsmann, während sich dieser sehr anerkennend über die günstige Veränderung im Hauptquartier aussprach. Hier traten sich zwei Naturen gegenüber, die sich so wenig verstanden wie Franzose und Engländer.

Der unerwartet einsetzende deutsche Angriff auf Verdun warf die englisch-französischen Pläne für eine Somme-Offensive zunächst völlig über den Haufen. Haig löste die 10. französische Armee ab, der englische Frontabschnitt ging nun von der Yser bis zur Somme. Eine Truppenabgabe an die Saloniki-Front hielt Haig unter dem gefährlichen Druck des deutschen Angriffs für widersinnig. Am 1. Juli 1916 begann seine Entlastungsoffensive an der Somme. Einem siebentägigen Trommelfeuer folgte der Angriff in 25 Kilometer Breite. Der Erfolg war gering im Vergleich zum Kraftaufwand. Bei einer wichtigen Besprechung mit Joffre und Foch ließ sich der französische Oberbefehlshaber zu dem Ausdruck „ich befehle" hinreißen, was Haig sofort richtigstellte. Joffre sah seine Entgleisung ein, und der kleine Zwischenfall wurde wieder glattgeredet. Zwischen Haig und Foch bestanden dagegen immer die besten Beziehungen. Als Lloyd George im September 1916 so weit ging, Foch um seine Meinung über verschiedene englische Generale und auch über Haig selbst zu bitten, wies er dieses Ansinnen mit ein paar kühlen Worten ab und machte Haig später davon Mitteilung.

Am 15. September 1916 sah man die ersten Tanks auf dem Schlachtfeld. Haig unterstützte die neue Waffe und ihren General Swinton, so gut er konnte. Die großen Erfolge der Tanks fallen nicht mehr in den Bereich dieses Buches. Die Sommeschlacht dauerte vom 1. Juli bis 18. November. Duff Cooper schätzt ihren moralischen Erfolg auf die Deutschen ungemein hoch ein, wobei er Äußerungen bekannter deutscher Militärschriftsteller anzieht. Er schließt das Buch mit den Worten: „Dies waren die Erfolge der ersten Groß-Schlacht, die unter Haigs Oberbefehl geschlagen wurde. Verdun wurde gerettet, die Erhaltung der anglo-französischen Zusammenarbeit gesichert, die Briten hatten das Kämpfen gelernt, und das Herz der deutschen Armee war gebrochen." Daß dieses deutsche Heer dann noch zwei Jahre lang mit „gebrochenem Herzen" weiterkämpfte, ist gewiß das höchste Lob, das man ihm spenden kann.



Captain Dorling: „Verdammte Nordsee"

Von Fritz Müller-Palm

„Schützengrabenkrieg in der Nordsee" — so möchte man dies Buch kennzeichnen. Seefahrt und Seemannschaft in den wechselvollen Kriegsjahren auf dem weiten und doch so gefährlich begrenzten Seeraum der Nordsee. Diese verdammte Nordsee, wie Captain Dorling sie mit Recht nennt, mit all ihren Tücken, den starken Strömungen den Flutwechsel, ihren wilden Stürmen, ihrer Erbarmungslosigkeit gegen ihre Opfer — sie ist der Hintergrund dieser mitunter tollen Erlebnisse, von denen er berichtet. Aber nicht die „dicken Schiffe" sind die Hauptmitwirkenden! Wir hören fast nur von den Zerstörern und den Bewachungsbooten, von Minenlegern, Minenräumern und sonstigen kleineren Fahrzeugen. Tag und Nacht sind sie unterwegs, bei jedem Wetter, und alle Augenblicke ist irgend etwas anderes los. Meist schlingern sie sich fast die Seele aus dem Leib, und über die Kommandobrücke weg fegt die salzige Gischt. Sie dringt durch Ölzeug und Südwester und bis in den letzten Winkel des kleinen Fahrzeugs, in dem es feucht und mufflig riecht. Die Wachmannschaft, die zur Ablösung von unten auf die Brücke kommt, taumelt schon zu Beginn der neuen Wache müde und zerschlagen mit schmerzenden Augen auf ihre Posten. Und in den Maschinen- und Kesselräumen, wo es wenigstens warm ist, wird die schwere Arbeit durch die wilden Schiffsbewegungen fast unmöglich.

Das ist die andere Seite der Seefahrt, die nicht in den schönen bunten Prospekten der Schiffahrtslinien steht, von der man auf den großen Schiffen kaum etwas merkt und von der auch die Seekriegsgeschichte sonst nur wenig berichtet. Wach- und Sicherungsdienst ist naturgemäß weniger darstellbar als Kampfhandlungen. Dabei aber kommt es hier natürlich auf jeden einzelnen Mann noch ganz anders an als auf dem dicken Schiff, auf dem viele Hunderte von Menschen sind und für jeden Ausfall sofort Ersatz bereitsteht. Auf dem Zerstörer oder dem Minensuchboot aber ist jeder Matrose, jeder Heizer ein Spezialist und von mehr oder weniger großem Einfluß auf die Gesamtleistung. Auch die Persönlichkeit des Kommandanten tritt hier jedem noch viel sichtbarer entgegen; von ihm hängt alles ab.

Aber es begab sich auch allerlei im „Kleinkrieg" in dieser verdammten Nordsee — auch wenn fast nichts davon in den Zeitungen stand und meist nur ganz wenig davon überhaupt zur Kenntnis des jeweiligen Gegners gelangte. Bei dem nachstehend beschriebenen Luftangriff mit fünf Wasserflugzeugen findet nur eins die Luftschiffhalle, kann aber keine Bomben abwerfen. Nur zwei Flugzeuge kommen zur Basis zurück. Zwei leichte Kreuzer rammen sich, ebenso zwei Zerstörer, von denen einer ganz aufgegeben werden muß. Auf der anderen Seite werden zwei kleine Vorpostenboote versenkt und ein Torpedoboot durch Rammen vernichtet. Positiver Erfolg also auf beiden Seiten gleich Null, nur Verluste — und doch, welcher Einsatz, welcher Schneid, welche echte Seemannschaft!

Diese Engländer, die Dorling uns schildert, sind ganze Kerle, echte Angehörige der Nation mit der stolzesten und ältesten Seemannstradition. Mit ihnen haben sich unsere Seeleute in Friedenszeiten, wo immer sie auf der weiten Welt in den Häfen zusammenlagen, aufs beste vertragen, was nicht besser und treffender gesagt werden kann, als mit dem bekannten Wort von den „Two white nations". Aber auch im Kriege haben sie unsere ungeteilte Achtung und Anerkennung gewonnen. Und was uns besonders freut, ist, daß auch der deutsche Gegner beim Engländer die gleiche Anerkennung findet.

Captain Dorling erzählt . . .

Am 15. März 1916 steuerten vier leichte Kreuzer, geführt von „Cleopatra", der Flugzeugträger „Vindex" und mehrere Zerstörer die Insel Sylt an, um die dahinterliegenden Zeppelin-Luftschiffhallen von Tondern mit den ausgesetzten Flugzeugen anzugreifen.

Ein bitterkalter Morgen mit ruhiger See. Hier und dort brach die Sonne durch, zuweilen huschten Schneeschauer über uns weg und verringerten die Sicht auf wenige hundert Meter.

Kurz vor der Stelle, an der die „Vindex" stoppen und ihre Flugzeuge zu Wasser geben sollte, schoß ein deutsches U-Boot einen Torpedo auf die „Cleopatra" ab, dem sie aber gerade noch durch schnelles Ruderlegen ausweichen konnte. Die Zerstörer hielten das U-Boot durch Zickzack-Kurse unter Wasser und bald darauf stoppte die „Vindex", um ihre fünf Flugzeuge auszusetzen. Rasch waren sie in dem Schneetreiben verschwunden, aber nur eins fand die Halle und setzte unter vernichtendem Abwehrfeuer zum Angriff an. Der Schnee hatte aber seine Bombenabwurf-Vorrichtung vereist. Einen Kreis schlagend versuchte der Flieger einen zweiten Angriff und schüttelte seine Maschine um vielleicht auf diese Weise die Bomben zum Fallen zu bringen. Nutzloses Beginnen. Er mußte mit unverbrauchter Bombenladung zurückfliegen.

Wir warteten indessen draußen in See auf die Rückkehr der Flieger. Endlich erschienen zwei, die wieder auf den Flugzeugträger eingesetzt wurden. Sie blieben die einzigen, die von den ausgesandten fünf zurückkamen.

Nachdem wir einige Zeit noch gewartet hatten wurden die Zerstörer in südöstlicher Richtung vorgeschickt, um die Verflogenen zu suchen. Wir fanden nichts als dicht beim Strand in guter Sicht von Land aus, aber seewärts von uns zwei feindliche Vorpostenboote, die versuchten, vor uns den Hafen von Lister Tief zu erreichen. Es wurde der reinste Kückenmord, aber als sie Feuer auf uns eröffneten, mußten wir antworten und versenkten sie beide.

Ich fischte mit meinem Zerstörer die Überlebenden des „Otto Rudolf" auf. Dreizehn Mann waren es einschließlich ihres Führers, der ausgezeichnet englisch sprach und früher auch auf englischen Handelsschiffen gefahren war. Von den Überlebenden war einer schwer, vier leicht verwundet. Neun waren im Gefecht gefallen. Wir trafen alle notwendigen Sicherheitsmaßnahmen, aber die Gefangenen betrugen sich musterhaft und machten uns keinerlei Kummer. Es schienen mir famose Kerle zu sein, und sobald die Verwundeten versorgt waren, füllten unsere Seeleute sie mit Essen und Kakao auf.

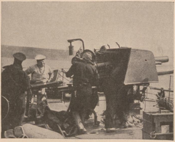
Ich sprach mit ihrem Führer, Anton Frank, der ein netter Mann war. Er war sichtlich erfreut, als ich ihm zu seinem tapferen Verhalten Glück wünschte.

„Ihr kamt so plötzlich und so nah unter Land über uns", sagte er und sah betrübt auf die Insel, die nur etwa fünf Meilen entfernt lag, „wir hatten nicht die geringste Chance, noch irgend etwas anderes zu tun!" Ich konnte ihm nur zustimmen.

Während das oben erwähnte kleine Gefecht stattfand, hatten sich zwei unserer Zerstörer gerammt, und zwar die „Laverock" der „Medusa" mit voller Fahrt in die Seite gebraust. Die „Laverock" konnte mit scheußlich vertrimmter Schnauze unter eigenem Dampf einen Heimathafen erreichen. Nicht so die „Medusa". Da sie ein großes Loch im Maschinenraum davongetragen hatte, mußte sie in Schlepp genommen werden. Gerade als dieses Manöver begann, erschienen viele feindliche Flugzeuge, die von unseren Vögeln am Morgen aufgestört worden waren und nun wütend wie ein Wespenschwarm begannen, rings um uns ihre Bomben zu werfen.

Der Schneesturm war vorüber. Ein sonniger glänzender Morgen war gefolgt und es war ein durchaus ungemütlicher Anblick, die feindlichen Maschinen über uns herumschweben zu sehen. Unsere zweipfündigen Bum-Bum-Kanönchen gingen eifrigst ans Werk, sie in gebührender Höhe zu halten, und tatsächlich wurden wir von keiner Bombe getroffen, wenn sie auch serienweise dicht bei uns platzten und die Leute an Oberdeck sich um die heißen Splitter als Andenken balgten.

Inzwischen war „Medusa" glücklich in Schlepp genommen worden.

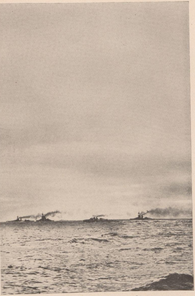


8,8-cm-Geschütz auf einem Zerstörer

Die Aussichten, sie nach Hause zu bringen, waren nicht gerade erfreulich. Wir bildeten U-Bootssicherung um den Schleppzug herum und fuhren Zickzack-Kurse. Das Wetter wurde schlecht und schlechter. Regenböen wechselten mit Schneetreiben, und die See wurde so grob, daß der Schleppzug nur noch 6 Meilen laufen konnte. Die „Medusa" hatte starke Schlagseite und glich, wenn die See über ihr zusammenbrach, eher einem halbüberfluteten Felsen zur Ebbezeit als einem Schiff. Die Schlepptrosse hing mal unter Wasser, im nächsten Augenblick schlug sie aus der See heraus und zitterte wie eine Harfensaite.

Gegen Nachmittag kamen im Westen die Umrisse von Schlachtkreuzern in Sicht. Zwei Herzschläge lang hielten wir sie für Deutsche, erst als das Flaggschiff einen Scheinwerferspruch abgab, atmeten wir richtig auf.

Immer mehr Wind und See kamen auf. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit brach die Schlepptrosse. Sie neu zu befestigen oder auch nur ein Boot auszusetzen, war unmöglich. Es blieb nichts anderes übrig, als mit einem Zerstörer längsseit zu gehen und die Besatzung zu retten. Unter unsäglichen Mühen gelang dies, einschließlich des Schiffsbundes.



Englische Schlachtschiffe in Linie

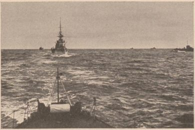
Die vier leichten Kreuzer, geführt von „Cleopatra", standen währenddessen nur wenige Meilen von uns. In der Dunkelheit entdeckte deren Kommandant ein Fahrzeug, das schnell an seiner Backbordseite aufkam. Aus seinen Schornsteinen wehte roter Feuerschein heraus, woraus zu schließen war, daß es keine Öl-, sondern Kohlenfeuerung hatte und somit ein deutsches Fahrzeug sein müsse. Der Kommandant legte hart Backbord Ruder und ging mit äußerster Kraft darauf zu. Binnen weniger Sekunden erkannte er zwei deutsche Zerstörer, die seinen Kurs kreuzten. Mit dem Ruder wieder aufkommend, rammte er den zweiten nahezu im rechten Winkel mittschiffs. Eine furchtbare Explosion, Zischen ausströmenden Dampfes und das Reißen berstenden Stahls, dann zerschnitt „Cleopatra" ihren Gegner in zwei Hälften.

Es war der deutsche Zerstörer G 94, von dem man laute Rufe der Besatzung vernahm und dessen Reste rasch in der Dunkelheit verschwanden. Kein Mann wurde gerettet.

Gleich darauf rammten sich „Cleopatra" und „Undaunted"! Schwer beschädigt erhielt letztere Befehl nach dem Tyne zu gehen. Mit Mühe und Not erreichte sie England.

Das Wetter verschlimmerte sich noch weiter. Fürchterlich waren die Bewegungen des Bootes, das in die kurze, steile See so einhaute, daß wir nur noch 8 Meilen laufen konnten. Wir waren alle durch und durch naß und erledigt. Das Feuer in der Kombüse war ausgeschlagen, es konnte nichts warmes gekocht werden. Endlich kam die englische Küste in Sicht, als unsere Ölbunker fast leer waren.

Der deutsche Schwerverwundete war unterwegs



Harwich-Kreuzer mit Zerstörersicherung in See

verstorben. Vielleicht hätte man ihn retten können, wenn das Wetter besser gewesen wäre, aber die unaufhörlichen Bewegungen töteten ihn wohl.

Es war eine traurige kleine Schar, die sich an Deck in Ölzeug und Seestiefeln versammelte, um die sterblichen Überreste der Tiefe zu übergeben, in einer Hängematte mit zwei Granaten zu Füßen. Das Boot hieb in eine himmelhohe See und hüllte sich in eine fliegende Gischtwolke. Schwere Wolken zogen am Himmel und über unseren Köpfen flatterte und knatterte unsere englische Kriegsflagge, die wir zu Ehren des Toten halbstocks gesetzt hatten.

Anton Frank, der Führer des vernichteten Vorpostenboots, betete, was er wohl vom Gottesdienst behalten haben mochte, während wir barhäuptig daneben standen, unrasiert, mit roten, schlafmüden Augen, und unsere Körper im Takt der wahnsinnigen Bootsbewegungen mitschwangen.

Der Körper des Toten, eingenäht in seine Hängematte, lag auf einem Tisch, mit den Füßen zur Reling.

Frank beendete sein Gebet und sah mich an. Ich nickte. Er sagte irgend etwas in seiner Sprache zu den Männern, die darauf das innere Ende des Tisches anhoben. Die Last glitt über Bord. Leise aufklatschend verschwand sie in der See.

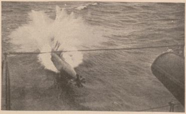
Ehe Anton Frank in Harwich von Bord abgeführt wurde dankte er uns für das, was wir an ihm und seinen Männern getan hätten. Viele von ihnen gingen weg mit kleinen Kleiderbündeln, die meine Seeleute ihnen geschenkt hatten. Anton Frank mit warmem Unterzeug und einer dicken Jacke, die ich ihm gegeben hatte.

„Wie lange wird der Krieg noch dauern", fragte Frank, „wann werde ich meine Frau wiedersehen?"

Das war mehr, als ich beantworten konnte.

„Also", sagte er, „wenn Sie irgendeinmal von unseren Schiffen gefangen werden, dann hoffe ich, daß man Sie genau so behandelt, wie Sie uns behandelt haben."

Das hoffte ich allerdings auch.

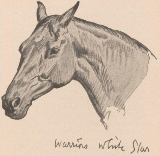


Torpedo — los!

Text und Bilder aus Taprell Dorling, Verdammte Nordsee (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart)

Englischer Reitergeist

Lord Mottistone, Mein Pferd Warrior



Von Hans Härlin

„Das Denkmal eines edlen Pferdes, von seinem Reiter und Kameraden im größten aller Kriege ihm in Ritterlichkeit und Reitergeist errichtet" — mit diesen schönen Worten umreißt der deutsche Dichter und Reitersmann Rudolf G. Binding in seiner Vorrede die Art und Bedeutung dieses Buches. Sein Verfasser, der unter seinen alten Kriegskameraden als Jack Seely und vielleicht noch mehr als Freund und Besitzer des „old Warrior" bekannt ist, hatte im Jahre 1914 schon eine beträchtliche Vergangenheit in hohen Staatsämtern und als Mitkämpfer im Burenkrieg hinter sich. Aber davon erzählt er nichts in diesem Buche, das keine Beschreibung des eigenen Lebens sein soll, sondern ein Heldenlied auf seinen guten, vierbeinigen Freund Warrior, der sich in jeder Gefahr bewährte und am 30. März 1918 bei Amiens sogar eine kriegsgeschichtliche Rolle spielte.

Als junger Mann hatte der Verfasser im Orient Worten der Weisheit über das Pferd gelauscht, wie sie von den Lippen arabischer Stammeshäupter fielen. Ein Scheich sagte zu ihm: „Ihr Weißen behandelt den Hund als euren Freund und das Pferd als euren Sklaven. Bei uns Arabern ist es umgekehrt und . . . richtiger." So war Seely schon durch eine gute Schule gegangen, als er Grundbesitzer und Pferdezüchter auf der Insel Wight wurde. Reizend ist die Geschichte, wie er in den Besitz Cinderellas, der Mutter Warriors, gelangte. Sie war eine sehr schnelle, hochedle Rappstute und dabei ein so herzensgutes Tier, daß sie sich von den Kindern ihres Freundes als Turngerät mißbrauchen ließ. Ein derartiges Prachtpferd mußte Nachkommen hinterlassen. Der Hengst Straybit, ein Abkomme berühmter Ahnen, den später die österreichische Regierung um hohen Preis ankaufte, wurde der Vater Warriors. Im Jahre 1908 lief eines Tages im britischen Kolonialamt für den Herrn Unterstaatssekretär John Edward Bernard Seely das Telegramm ein: „Heute früh in Yafford ein feines Kind von Cinderella angekommen. Beide wohlauf." Der hocherfreute Aufgeber dieser Depesche war „Young Jim", Seelys Vertrauensmann in Pferdesachen, der immer nur an Pferde dachte und somit nicht ahnen konnte, daß er den Empfänger vor seinem Privatsekretär, einem sehr würdigen Herrn, in den Verdacht ungesetzlicher Vaterschaft gebracht hatte. Cinderella war eine rührend besorgte Mutter und vererbte ihrem Sohn ihre wertvollsten Eigenschaften: Mut, Schnelligkeit, feine Anempfindung, Treue und Gutartigkeit. Sie starb im Jahre 1916, einen Tag, nachdem ihr Herr zu kurzem Kriegsurlaub heimgekehrt war.

Warrior genoß eine herrliche Jugend auf den Weiden von Brooke und Mottistone. Schon als Fohlen warf er seine Neigung nicht jedem nach. Young Jim, der würdige Sohn von Old Jim, der noch mit 86 Jahren hinter den Hunden ritt, war der Freund seiner Kind-

heit. Er ritt dann auch den Zweijährigen zu und nahm es ihm nicht übel, daß er ihn öfter abwarf, als alle anderen Remonten zusammen. Auch der Herr Unterstaatssekretär flog dreimal aus dem Sattel, als er's zum erstenmal mit Warrior versuchte. Aber er wurde nicht wütend, sondern redete ihm gut zu: „Ich blickte ihm offen ins Auge und suchte ihm klarzumachen, daß ich ein vielbeschäftigter Mann sei, daß ich ihn lieb habe, weil er der Sohn meiner lieben Cinderella sei, und daß ich ihn inständig bitte, diese törichte Abwerferei zu unterlassen. — Während ich sprach, neigte sich sein hübscher Kopf immer tiefer zu mir, die Oberlippe berührte meine Wange, und von diesem Augenblick haben wir bis heute als Kameraden zusammengehalten."

Ein großes Ereignis im Leben des jungen Pferdes war seine Gewöhnung ans Meer. Zuerst geriet er schon vor einer fußhohen Welle geradezu in Entsetzen, aber mit viel Geduld und etwas Zucker belehrte ihn sein Herr, daß dieses unruhige Naß doch ein freundliches Element sei. Er wurde dann bald so keck, daß er den Boden unter seinen Füßen verlor und mit seinem Lehrer in den Armen des Meeres lag. Später hatte er dieselbe Freude an einem Bad wie irgendein Schuljunge und ließ sich selbst schwere Brecher um die Schultern rauschen. Sein Herr erkannte, welch mutiges Pferd er besaß, und diese Erkenntnis sollte sich in den nächsten Jahren vertiefen. Unter der Obhut des berühmten Pferdekenners Captain Freddy Guest vom Leibgarderegiment machte Warrior die strenge Schule eines richtigen Soldatenpferdes durch. Diese Schule bewährte sich glänzend, als es bald darauf in den Krieg ging.

Seely wurde zuerst dem Stab des englischen Expeditionskorps zugeteilt und konnte sich wenig um Warrior kümmern, der einmal ums Haar dem deutschen Infanteriefeuer zum Opfer gefallen wäre. Seely blieb dann bei der Nachhut, während Warrior mit den andern Stabspferden den traurigen Rückzug mitmachte. Der Verfasser versichert mit allem Nachdruck, daß dieses Pferd „ein völlig verändertes Geschöpf wurde, als wir kehrtmachten und wiederum der aufgehenden Sonne entgegenmarschierten." Es ist dies wohl so zu erklären, daß ein empfindsames Pferd die Stimmung der Menschen in seiner Umgebung wohl mitzufühlen vermag. Einmal krepierte eine Granate in einer Pferdeabteilung, in der Warrior stand, und tötete mehrere seiner Kameraden; aber dieser Vorfall machte ihn nicht furchtsam. Er wurde völlig gleichgültig gegen entfernte Granateinschläge und zitterte kaum merkbar, wenn er nahe herankam. Dagegen fiel ihm die Selbstbeherrschung beim bösartigen Zirpen der Infanteriegeschosse merkbar schwerer.

In den kritischen Tagen bei Ypern trug er häufig den englischen Höchstkommandierenden Sir John French, der immer in die vorderste Front ritt und bei seinen erschöpften Leuten durch sein Beispiel die sehr nötige Widerstandskraft wachhielt.

Im Januar 1915 wurde Seely zum Kommandeur der ganzen damals verfügbaren kanadischen Kavallerie ernannt, aus der mit reitender Artillerie und einigen Sondertruppen eine selbständige Brigade gebildet wurde. Es war eine Elitetruppe, auf die man sich verlassen konnte, die aber auch an ihren Kommandeur die höchsten Anforderungen stellte. Seely sagt mit Freimut und Bescheidenheit: „Niemals wäre es mir ohne Warrior möglich gewesen, bei meinen Untergebenen ein solches Maß von Zuneigung und Vertrauen zu erwerben." Wenn der schöne braune Vollblütler mit dem weißen Stern an der Stirne auftauchte, hieß es nicht „Da kommt der General", sondern „Holla, da kommt Old Warrior!" Jetzt erst lernte er den Krieg von seiner rauhesten Seite kennen. Ein Dach überm Kopf war schon höchste Behaglichkeit; oft reichte es nur zu einer Zeltbahn, die über einem Stück Drahtgeflecht gespannt, einen verschlammten Graben bewohnbar machte. Worauf Warrior vor allem hielt, war die Nähe seines Herrn. Wenn dieser ein anderes Pferd ritt, lief er ohne Sattel und Zaumzeug wie ein Hund nebenher, beschnupperte alte Bekannte bei der Truppe und benahm sich oft höchst ausgelassen. Einmal konnte sein Herr eben noch die Tür seines brennenden Stalles aufreißen, der gleich darauf unter einem Volltreffer zusammenbrach. Acht Monate in viel Schlamm und Regen ergaben die Lehre: „Das Pferd ist das einzige zuverlässige Beförderungsmittel im Krieg."

Es ist hier nicht möglich, allen gefahrvollen Erlebnissen Warriors in der Sommeschlacht

und den vielen kleinen Gefechtshandlungen nachzugehen. Beim Durchreiten stark beschossener Strecken war seine große Schnelligkeit für den Reitergeneral von höchstem Wert. Es war, als ob dieses Tier unter einem besonderen Schutze stünde. Oft wollte es nur der Zufall, daß Seely ein anderes Pferd ritt, das dann als Stellvertreter sein Leben lassen mußte. Eine besondere Freundschaft schloß Warrior mit Akbar, einem hübschen Araber, den Seelys Sohn ritt. Bei einem Abschied bat er seinen Vater, immer gut für sein Pferd zu sorgen. Bald darauf fiel er an der Spitze seiner Kompanie. In der Tankschlacht bei Cambray wäre Warrior mit seinem Herrn beim Einsturz einer Brücke über den Scheldekanal ums Haar in die Tiefe gerissen worden.

Das große Abenteuer für Roß und Reiter brachte der kritische 30. März, in Seelys Darstellung der Wendepunkt der deutschen Frühjahrsoffensive 1918. Es handelte sich um den Besitz der Höhen südöstlich von Amiens. Wenn sie im Besitz der Deutschen blieben, mußten sich die Franzosen auf Paris, die Engländer auf die Kanalhäfen zurückziehen, was wohl den Anfang des Endes bedeutet hätte. Die kanadische Reiterbrigade wurde gegen Moreuil vorgeschickt, um einen etwaigen Rückzug zu decken. Seely und sein Brigadestab galoppierten in der Morgenfrühe nach vorne, um das Gelände einzusehen. Sie hatten das Glück, den französischen Divisionskommandeur zu treffen. Die Generale wurden sich einig, daß die Höhen von Moreuil genommen werden mußten, wenn es nicht mit Amiens und der Sache der Alliierten zu Ende sein sollte. Sie verabredeten ein scharfes Zusammenarbeiten.

Warrior war seltsam erregt. Trotz des langen, raschen Rittes zeigte er keine Spur von Müdigkeit. Seely besprach sich kurz mit seinen Regimentskommandeuren; das vorderste Regiment, die königlich kanadischen Dragoner, war auf 2000 Meter herangekommen. Für Seely und seinen Stab handelte es sich um das Aufpflanzen des roten Befehlswimpels an einer Waldecke auf der Höhe des Hügelzuges, als Richtungszeiger für die nachbrausende Reiterflut. Und nun war es, als ob dieses seltene Pferd die taktische Lage überblickte. Die eingesehene Strecke bis zum Fuß des Hügels stob Warrior mit Windeseile hinunter, in der Deckung des toten Winkels ließ er sich zum Trabe durchparieren, dann jagte er an der eigenen heftigsten Schnellfeuer gebenden Infanterie in Karriere vorüber und durch einen Hagel von Geschossen zur Waldecke. Die Hälfte des Stabs und Nachrichtentrupps fiel, der Rest nahm den Kampf mit den mutigen Verteidigern sofort auf, und der rote Wimpel flatterte an der richtigen Stelle. Die Reitermassen folgten und die Höhen von Moreuil wurden nach erbitterter Gegenwehr genommen.

Warrior kam gesund, wenn auch nicht unverwundet aus dem Krieg und gewann genau vier Jahre nach seinem Abenteuer bei Moreuil das große Jagdrennen der Insel Wight unter Young Jim. Jetzt genießt er als alter Kämpe einen schönen Lebensabend auf den herrlichen Koppeln seines Herrn, rüstig und noch so voll Feuer, daß er den Töchtern Lord Mottistones für die Fuchsjagden zu heftig ist. Er ist der Liebling der Frau seines Herrn und aller Kinder weitum. Das Buch schließt mit den Worten: „Siebenundzwanzig Jahre engster Freundschaft mit solch einem Pferd ist ein Glück, das nur wenige kennen — ich habe es gehabt."

Traum und Leben

Zwei englische Romane

Von Gertrud von Hollander

Helene Grace Carlisle: Traum einer Frau

Eine Frau träumt ihr Leben! Aber nicht, wie Frauen sonst in Wach- und Wunschträumen so oft und gern einer unerbittlichen Gegenwart entfliehen und sich in ihrer Phantasie ein Leben nach ihrer Sehnsucht aufbauen. Denn Nina Cameron ist eine glückliche Frau. Und da sie für dieses Glück gekämpft und in vielen trostlosen Leidensjahren im voraus dafür bezahlt hat, da nun ihre Ehe mit Robert eine wirkliche Gemeinschaft ist, in der sie sich als Frau und Künstlerin glücklich entfalten kann, so weiß sie vom Leben eigentlich nichts Besseres zu erbitten, als daß es auch in Zukunft halten möge, was die Gegenwart so reich verspricht.

Aber sie hat nicht mit der Vergangenheit gerechnet und nur zu gerne glauben wollen, daß es genüge, für jede kleine halbe Stunde echten oder vermeintlichen Glücks, die sie vor ihrer Ehe mit Robert erfahren hat, mit einem Übermaß an Qual und Leid bezahlt zu haben. Mit einem Male sind sie alle wieder da — die vielen schlimmen Erinnerungen und drängen sich in den sorgenfreien, von Verwöhnung und Luxus erfüllten Tage der Nina Cameron und zwingen sie, ihr Leben noch einmal in seiner ganzen Entsetzlichkeit zu durchlaufen: die trostlose Kindheit, mit einer verhärmten Mutter und einem unsteten, trunksüchtigen Vater; die Ehe mit Tony, dem liebenswürdigen Taugenichts und Taschendieb, in die ihr Hunger nach Zärtlichkeit und ihr Schutzbedürfnis hineintrieb; die schlimmen Jahre mit Nelson Crane, dem Vater ihres Kindes, die sie ganz nahe an den Abgrund brachten, aber auch ihr künstlerisches Gestaltungsvermögen entwickelten; ihr verzweifelter Kampf um eine saubere Existenz für sich und ihren Sohn und endlich, als die tiefste Stufe des Elends erreicht war, die Rettung durch Robert.

Als ob das Leben sie für die Hölle entschädigen wollte, durch die sie hindurchgegangen war, überschüttet es sie seither mit einer Fülle von Gnade — bis zu diesem Morgen, an dem dieser Einbruch der Vergangenheit in ihr Bewußtsein erfolgt und sie von neuem in Leid, Einsamkeit und Todesangst hinabsteigen muß. Selbst Roberts Liebe versinkt und vermag sie nicht mehr vor der Verzweiflung zu retten: denn hatte nicht auch Nelson Crane sie zu lieben behauptet? Aller Kampf, aller Glaube ist umsonst gewesen; sie ist zu müde, um noch einmal von vorn zu beginnen; lieber läßt sie der Krankheit ihren Lauf, die gerade an diesem Unglückstag von den Ärzten in ihrer Lunge festgestellt wird.

Aber während Nina aus der Geborgenheit ihrer Liebe so tief zu stürzen meinte, daß ihre Sehnsucht die dunkle Pforte des Todes bedenklich nahe streifte, war Robert in Wirklichkeit ganz nahe bei ihr. Ohne wirklich zu wissen, was in ihr vorging, ahnte er den Abgrund, dem sie — von ihm hinweg — zutrieb und rief sie mit der Kraft seines Herzens zurück. Das Leben tut sich aufs neue reich und beglückend vor ihr auf — nicht als ein Geschenk des Zufalls, sondern als eine Kostbarkeit, deren vollen Preis sie für alle Zukunft zu zahlen bereit ist.

D. H. Lawrence: Der weiße Pfau

Sobald der Mensch aufhört, ein gutes Tier zu sein und seinen natürlichen Trieben zu leben, verstrickt er sich in unlösbaren Zwiespalt, in Sünde und Verderben — auf dieser bitteren Erkenntnis baut D. H. Lawrence die Geschichte des George Saxon auf, den die unerfüllbare Liebe zu Lettie Beardsall „bewußt" gemacht und aus dem Paradies eines einfachen Naturlebens vertrieben hat. George ist selber noch ein Stück Natur, ein prächtiger Bursche mit starken Muskeln und unverfälschten Sinnen, dessen kraftvolle Männlichkeit auf die überfeinerte und verspielte Lettie eine gewaltige Anziehungskraft ausübt. Gleichzeitig aber weiß sie sich diesem ungelenken, stammelnden Liebhaber geistig so weit überlegen, daß sie die Unmöglichkeit einer dauernden Verbindung mit ihm einsieht und den weltgewandten jungen Aristokraten heiratet, während George die derbe Schönheit Meg heimführt.

Doch die unerfüllt gebliebene Leidenschaft rächt sich an beiden; sie kommen nicht voneinander los: zwei Menschen, die im Grunde weder mit- noch ohne einander leben können. Aber während Lettie in der Mutterschaft Erlösung sucht und schließlich auch bis zu einem gewissen Grade findet, treibt es George ruhelos umher, bis er sich schließlich dem Heimatboden und der Familie gänzlich entfremdet und am Alkohol zugrunde geht.

Großartig und schwermütig wie die Leidenschaft zwischen George und Lettie ist die Landschaft, in die Lawrence seine hoffnungslose Liebesgeschichte hineinstellt. Alles quillt und treibt in überschäumender Lebenskraft; selbst die Garben auf den Feldern scheinen sich in harmloser Leidenschaft zu umarmen. Aber hinter aller Lust lauert schon der Tod, dem Tier und Pflanze in gnädiger Unbewußtheit zutreiben, während der um das Einsein mit der Natur betrogene Mensch sich mit der Grausamkeit des Lebens abfinden oder in seinen Abgründen selbstzerstörerisch zerschellen muß.

Ein englischer Familienroman

Elizabeth Russel: Vater

Von Walther von Hollander

Der Roman Elizabeth Russels behandelt ein ernstes Problem auf eine beinahe heitere Art, einen Kampf, der in fast jedem Leben vorkommt, an einem besonderen Fall. Der „Vater" ist Richard Dodge, ein Schriftsteller, der „in England und Amerika, in zwei Kontinenten also, berühmt ist", ein Mann, „von dem alle Welt weiß, aber den doch nur wenige lesen". Bei ihm lebt seine einzige Tochter Jennifer, genannt Jenn, die ihn umsorgt, wie sie es ein Dutzend Jahre zuvor der sterbenden Mutter versprochen hat. Damals war sie einundzwanzig und vergötterte den Vater. Jetzt ist sie dreiunddreißig und kennt ihn sehr genau in seinen Begabungen und in seinen Schwächen. Sie sitzt „in einem dunklen Hinterzimmer in der Gower Street in London, das auf andere Hinterzimmer hinaussieht, mit den steifen, mit Rips bezogenen Möbeln, mit dem Schreibtisch des Vaters zwischen dunkelbraunen Vorhängen und dem Drehstuhl, von dem aus er diktiert. Sie sitzt jahraus, jahrein, nimmt das Diktat auf, schreibt die Romane ab, leitet den Haushalt, der „die bestgeölten Türangeln Londons" hat, kennt keine Ferien, sieht keinen Menschen, und ihre leidenschaftliche Liebe für die Natur muß sich an ein paar armseligen Blumen in Balkonkästen begnügen.

Sie lebt nicht mit dem Vater, sondern neben ihm. Denn Dodge ist so völlig in sich und sein Werk versponnen, daß er die Tochter kaum sieht und daß er jedenfalls keinen Gedanken an ihr persönliches Leben, an ihre innere Existenz verschwendet. Er ist zudem ein konservativer Engländer, und der englischen Konvention entspricht es, daß die unverheiratete Tochter eben beim Vater wohnt und sein Leben teilt. Wenn bei dieser Teilung nichts für sie selbst abfällt, muß sie sich beim Schöpfer beklagen, der die englische Welt so und nicht anders gestaltet hat.

Jennifer ist auf die „natürlichste" Weise, durch ihr Versprechen, durch die gesellschaftliche Überlieferung, die Natur des englischen Lebens an ihre trostlose Existenz gefesselt. Nur ein Wunder kann sie retten. Und das Wunder geschieht: Richard Dodge, der Sechzigjährige, heiratet ganz plötzlich und heimlich eine Frau, die jünger ist als seine Tochter.

Mit dieser überraschenden Heirat setzt der Roman ein, oder vielmehr mit einer meisterhaft geführten kleinen Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter in der Diele der Wohnung, an deren „Tür die lauscht, die vor einer kleinen Weile und recht zufrieden Fräulein Baines geheißen hat" und nun Frau Dodge heißt. Der Vater kennt seine Pflicht. Er will „natürlich" die Tochter bei sich behalten. Im Grunde des Herzens aber wünscht er, „sie möchte die innerhalb der Familie allerwertvollste Gabe haben, zu wissen, wann sie gehen muß". Jennifer ist glücklich. Sie sieht das Tor zur Freiheit offen. Sie besitzt nämlich eine Rente von hundert Pfund von der Mutter her. Das ist eine Summe, von der sie zwar nicht standesgemäß leben, aber sich doch durchschlagen kann, wenn sie „ein paar einsichtsvolle Streichungen" vornimmt. Sie stimmt also der Heirat freudig zu, befördert das junge Paar auf die Reise und bereitet selbst ihre Flucht vor. Denn fliehen muß sie. Der Vater würde sie keinesfalls einfach weglassen. „Große Entscheidungen pflegen innerhalb der Familie immer auf Hindernisse zu stoßen."

Wie die 33jährige Jenn, die Tochter des berühmten Vaters, den Weg in die Freiheit, den Weg zu einem eigenen Leben findet, ist der Inhalt der Erzählung — und daß kein Mensch sich für einen andern opfern soll, weil das Opfer weder dem nützt, dem es gebracht wird, noch dem, der es bringt (sondern beide verarmen läßt) . . . das ist die mit großer Herzlichkeit und ebenso großer Schärfe vorgetragene und doppelt bewiesene These des Romans.

Doppelt bewiesen: auf ihrer Flucht „hinaus ins weite Land" stößt Jenn gleich auf ihren Lebenspartner. Sie begegnet sogar einem Parallelschicksal zu ihrem Schicksal, als sie zu den Geschwistern Ollier kommt, zu dem Pfarrer James Ollier und seiner Schwester Alice. Die viel ältere Alice hat ihr Leben dem Bruder ge-

opfert — offenbar, weil sie für sich selbst nichts damit anzufangen wußte. So leitet sie aus dem eigenen Opfer auch für den Bruder die selbstverständliche Pflicht ab, ihr sein Leben zu weihen. Sie hat James „nicht nur auf den Knien geschaukelt, sondern auch immer vollständig beherrscht". Sie ist „so friedlich und freundlich wie kaum ein Mensch, wenn man sie genau so behandelt, wie sie es wünscht". Sonst aber schneidet sie jeden Einwand von James mit dem messerscharfen Wort „Blech" ab. Sie allein weiß, was für James richtig ist. Sie allein bestimmt, wie er zu leben, zu essen, zu denken und zu predigen hat, und sie bestimmt auch, daß er keine Frau finden wird, die zu ihm paßt. Er hat dank ihrer Fürsorge alles, was ein Pfarrer auf dem Lande nur haben kann. Sie würde auch niemals das Rosenhäuschen neben der Pfarre (das eigentlich ein Totengräberhaus ist — aber der Totengräber hat so viele Kinder und mußte hinaus), an Jennifer vermieten. Aber weil ihr James widerspricht, bekommt es Jenn doch, obwohl Alice sonst allen unverheirateten Frauen nicht über den Weg traut, „da sie alle ein schönes Heim begehren, für das sie nichts zu zahlen brauchen". Und wie recht sie mit ihrem Mißtrauen hat — das zeigt sich bald genug! . . .

Für James Ollier, den Pfarrer, der gerade zu erkennen beginnt, wie sehr Alice ihn mit Beschlag belegt, sein Leben bedrückt und verkümmern läßt, bedeutet Jenn, die sich gerade befreit hat, eine Offenbarung und eine Erlösung. Gleich am ersten Abend, in einer einzigen Stunde, in der er unbeobachtet und unbelästigt von Alice bei Jennifer sitzen darf, verliebt er sich in sie. Diese Liebesszene ist sehr reizend, sehr witzig, sehr englisch. James nämlich kommt am Abend, während Jenn noch im Einzug ist, und er hockt neben ihr auf einer Matratze, die unter dem Apfelbaum liegt, und hat ein schlechtes Gewissen, weil doch ein Pfarrer nicht abends in der Dunkelheit neben einer Frau auf einer Matratze hocken sollte! Aber ganz innen ist es ihm völlig einerlei, daß er das nicht darf. Denn Jennifer sagt und tut das Selbstverständliche, das Natürliche und das Notwendige so, wie er es sich immer von einem Menschen gewünscht, von einer Frau erhofft hat. Er weiß also sofort, daß Jenn die richtige Frau für ihn ist, und Jenn wüßte vielleicht auch, daß James der richtige Mann für sie ist, wenn ihr nicht der Sinn erst einmal nach Einsamkeit und Selbständigkeit, nach Graben und Hacken und Jäten und nicht nach Männern stünde. So kommt es gleich am ersten Abend zu einem kleinen Mißverständnis, und es dauert dann eine ganze Weile, bis die beiden zusammenkommen.

Denn natürlich lassen die beiden Familien ihre Kinder nicht einfach los. Vater Dodge braucht Jenn schon nach ein paar Tagen wieder. Seine junge Frau erträgt es nicht, daß er nur sich selbst sieht, und läuft ihm schon auf der Hochzeitsreise davon. So muß also Jenn zurück in die Gower Street. Alice aber versteht es meisterhaft und niederträchtig, den Bruder ins Unrecht zu versetzen. Sie verschleppt ihn auf eine Erholungsreise und versucht unterdes, Jenn aus dem Rosenhäuschen zu verdrängen. Sie ergibt sich erst in ihr Schicksal, als sie einen Mann findet, dem sie von nun an einen tadellosen Haushalt führen kann und das Leben unendlich reizlos gestalten wird. Sie ergibt sich in dem Augenblick, in dem sie James nicht mehr halten kann: er fährt nach London, um Jennifer endgültig zu erobern.

Ob Jenn die Kraft fände, wegzugehen, solange der Vater sie braucht? Jetzt, da er sie mehr braucht als jemals? Diese Frage wird nicht entschieden. Richard Dodge stirbt einsam und verlassen, während unten im Zimmer James Jennifer bedrängt, mit ihm zu gehen. Jennifer wird durch seinen Tod frei. Das ist das harte, fast unbarmherzige Ende eines Buches, das, heiter und unendlich liebenswürdig, nichts weiter zu schildern scheint als das schwierige Sichfinden zweier abseitiger Menschen. Das nichts weiter unternimmt, als haargenau mit einem japanisch anmutenden Pinsel einen englischen Bürgerhaushalt zu malen und die Welt eines englischen Pfarrhauses. Mit einem Humor, der sehr echt, aus dem Herzen gewachsen ist, obwohl er nicht einmal sehr originell ist. Seine Väter — Dickens und Sterne — sind genau zu erkennen. Aber er ist ungewöhnlich reizvoll, weil er niemals possenhaft wird, niemals Selbstzweck, sondern immer ein Mittel bleibt, eine kleine Welt sichtbar zu machen, eine genaue Ansicht eines Stücks Wirklichkeit zu geben. Er will nicht nur lachen machen, sondern auch sehen, hören und fühlen lehren. Er kämpft, beweist, belehrt. Er erfüllt eine Aufgabe, lachend und weise zugleich.

Volksleben auf der Themse

A. P. Herbert: Die Wasserzigeuner

Von Charlotte Glaß

Jane Bell's Tagewerk ist das einer Hausangestellten, besser eines „Mädchens für Alles" in der Familie Raven. Selbst an ihrem zwanzigsten Geburtstage hat sie kaum Zeit, an sich selbst zu denken. Das oberste Stockwerk des Hauses hat Mr. Bryan gemietet, ein kubistischer Maler; auch ihm muß sie den Tee bringen und den Haushalt in Ordnung halten. So ist sie den ganzen Tag über auf den Beinen, vom frühen Morgen an bis zum späten Abend.

Jane machte die Schlafzimmer und begann, die Treppen zu reinigen; zwischenhinein läuteten ununterbrochen die Lieferanten, Florry wurde um diese Zeit meistens taub oder hatte etwas schrecklich Dringendes zu tun, denn sie ging nicht gerne die Türe aufmachen, außer, wenn ihr Freund vom Delikatessengeschäft kam, aber der kam erst viel später. So mußte dann Jane fortwährend mit einer Teppichstange in der Hand zum Tor laufen und die Milch, die Kartoffeln, den Fisch und das Brot übernehmen. All die jungen Leute meinten, es sei schönes Wetter, und lächelten Jane besonders freundlich an, denn sie konnten sie alle gut leiden, und der Gemüsemann wollte eine Unterhaltung mit ihr eröffnen; aber Jane war nur gerade höflich, denn sie dachte an Fred, und sie hatte auch zuviel zu tun. Alles ging verkehrt heute morgen. Am Gasbadeofen war etwas nicht in Ordnung, die Wasserleitung war verstopft, Mrs. Raven telefonierte ununterbrochen und machte die Dienstboten nervös, und Tom, dessen Lieblingsbeschäftigung es war, hinzufallen, fiel auf einen zerbrochenen Blumentopf und zerschnitt sich das Knie. Mrs. Raven tat Jane leid, sie hatte es ja auch nicht leicht und war nicht die schlechteste, wenn auch ein bißchen nervös. Aber es war doch leichter, wenn Mrs. Raven endlich einkaufen ging; da konnte man wenigstens ungestört arbeiten. Während Jane von einer Treppenstufe zur anderen rutschte, wunderte sie sich mehr und mehr darüber, warum eigentlich alle Leute heirateten und Kinder und all die Sorgen des Haushaltes hatten; Mrs. Raven ging es doch gut, und trotzdem schien ihr Leben aus lauter Mühen und Sorgen zu bestehen. Zwischendurch dachte sie immer wieder an Fred und an den freien Abend mit ihm; wenn allerdings irgend etwas aus ihren Abenden mit Fred oder Ernest werden würde, so wäre es ja doch nur Verheiratetsein mit Fred (oder Ernest) und Kinder und Sorgen; ja, das Leben war nun einmal ein Rätsel.

Das Leben war so ganz anders als im Kino. In den Kinostücken gab es keine Treppenstufen zu scheuern und keine verstopfte Wasserleitung, und wenn doch einmal so etwas vorkam, so war es komisch; hier bei den Ravens aber war es nie komisch. Janes Vater spielte in einem Kinoorchester Cello und manchmal auch Flügelhorn; deshalb gab es für Jane und ihre Schwester im Kino nichts, was sie nicht kannten. Und sie glaubte, daß das erregende Leben im Film das richtige Leben sei und all das Trepenscheuern und Waschen ein Irrtum. Oder aber der erste Akt eines Dramas, in dessen Verlauf man zu Glück und Reichtum und ganz zum Schluß zu einem endlosen Kuß kommen könne, wenn man es nur richtig anfinge.

Jane Bells eigenes Zuhause ist eine alte Londoner Segelbarke ohne Mast und Takelung, „Schwarzdrossel" genannt, die in London unterhalb einer Gastwirtschaft, des „Schwarzen Schwans", vor Anker liegt. Dort wohnt sie mit ihrem Vater und ihrer Schwester Lily. Mr. Bell hat einmal bessere Zeiten gesehen. Zurzeit ist er Musiker in einem Kino. An ihm hat Jane wenig Halt; er ist der Typ des Spielers, dessen Leben von dem Traum des großen Gewinns beim Pferderennen in Epsom ausgefüllt wird. Ihre Mutter ist tot; ihre Schwester Lily ist das kleine leichtsinnige Geschäftsmädel der Großstadt, gierig auf das Leben, das ihr das Kino zeigt.

Endlich ist über Jane Bells Innenleben zu sagen, daß sie zwei Verehrer hat, Fred und Ernest: der eine Sohn eines Schiffers, der andere Sohn der Mrs. Higgins vom „Schwarzen Schwan", auf die ihr Vater ein Auge geworfen hat. Man denke deshalb nicht schlecht von Jane; sie ist sich über ihre Gefühle noch nicht recht klar, tauscht wohl auf abendlichen Wegen an dunklen Ecken Küsse und Zärtlichkeiten aus, doch hält sie beide Verehrer im Zaum, sobald sie die Grenzen des Anstands überschreiten wollen. Ihre echte und ernste Neigung — das muß hier schon gesagt werden — gehört Mr. Bryan, der sie ungewollt und unbewußt mit einem flüchtigen Kuß jetzt an ihrem Geburtstag geweckt hatte.



Alter englischer Farmhof in Devonshire

Um das Charakterbild unserer Jane zu vervollständigen, müssen wir sie noch sehen, wenn sie spät abends, oft schon im Nachtgewand, am Bett des Vaters sitzt und ihm das Geld zur Aufrechterhaltung des kleinen Haushalts abnimmt, falls er es nicht schon verwettet oder in den „Schwarzen Schwan" getragen hat, wo er sich unter den einfachen Menschen der Vorstadt am behaglichsten fühlt:

An Sommerabenden war der Garten des „Schwarzen Schwan" ein freundlicher und friedlicher Ort, wenngleich jeden Einzelnen dort schon in der nächsten Woche Arbeitslosigkeit oder sonst ein Mißgeschick erwarten konnte. Den Mittelpunkt des Gartens bildete der Spielplatz, ungefähr in der Länge eines Kricketplatzes, auf dem sich die Mannschaft des „Schwarzen Schwans" gerade mit ihren Gegnern „Lord Nelson" aus Putney schlug. Man spielte ein Wurfspiel, ein altertümliches, männliches, würdevolles Spiel. Die Wurfscheiben waren massive Eisenstücke, die bei den besten Spielen etwa sechzehn Pfund wogen. An jedem Ende des Platzes waren viereckige Vertiefungen aus Lehm, und in der Mitte davon befand sich ein kleiner, eingegrabener Pflock. Die Wettspiele waren eine Serie von Einzelkämpfen; jeder Mann hatte zwei Wurfscheiben, und ein Match konnte stundenlang dauern. Der alte Schiffer Ned stand eben gegen einen riesigen Polizisten aus Putney — robuste Kerle mit dem Scharfsinn von Philosophen und dem Rücken und den Muskeln von Titanen. Schwächlinge konnten bei diesem Spiel nicht mit.

Mit vorgestrecktem Fuß balancierte der alte Ned seine riesige Gestalt, seine breite, kluge, schweißbedeckte Stirn glänzte in der Sonne. Er schwang den Arm zurück — in dieser Balance und diesem Schwung lag alles — machte einen Schritt vorwärts, und mit elefantenhafter Anmut schleuderte er die wuchtige Scheibe hoch in die Luft.

„Das laß' ich mir gefallen", rief einer der Zuschauer dem unrasierten alten Helden zu, und ein Beifallsgemurmel lief durch die Reihen der Gäste vom „Schwarzen Schwan".

Der Wurf des Polizisten war nicht so klassisch vollendet, aber nicht minder wirksam.

Den Seiten entlang liefen niedrige Querhölzer und Bänke, und auf ersteren befanden sich Bretter für die Ellbogen und das Bier. Hier saßen die Männer bei ihrem wohlverdienten Trunk und sonnten sich nach des Tages Arbeit; die Schiffersleute sprachen von der Flut und von Bootsverkäufen, die Frauen diskutierten mit Wohlbehagen die Anfechtungen des Lebens, während ihre Hunde und Kinder frei im Garten herumliefen. Mr. Bell übersah die Szene der Zufriedenheit, denn er war eine gesellige Natur. Er dachte, wie sonderbar, einem Dorfe ähnlich, dieser Winkel Londons doch wäre, wo es noch richtige Nachbarn gab und die Menschen sich auf so harmlose und einfache Art vergnügten.

Dann aber verliert der Vater seine Stellung als Kinomusikant; und nun glaubt er, die Zeit seines großen Wurfs sei gekommen, mit dem sich alles auf einmal gutmachen ließe. Sein letztes Geld setzt er auf den „Schwarzen Prinzen" im Derby, der aber trotz Janes heißen Gebets weder Platz noch Sieg bringt.

Lily hat eine Stellung in einem Hutsalon und mit ihr einen Freund gefunden, der sie nicht nur

zum Hunderennen mitnimmt — zur Freude des alten Bell —, sondern sie auch in das so heiß ersehnte große Leben einführt. Mit einem Wettgewinn, den ihm Lily geschenkt hat, fährt der Vater dann nach Liverpool, um eine Stelle in einem Varieté anzutreten.

Nun steht unsere Jane ganz auf eigenen Füßen. Da Mr. Bryan sie schon wiederholt aufgefordert hat, ihm Modell zu sitzen und ihr immer wieder versichert, sie könne damit fünfzehn Schillinge am Tage — beinahe den jetzigen Lohn einer Woche — verdienen, entschließt sie sich nach langem Kampfe dazu. Als sie das erstemal vor Bryan den Mantel von ihrem bloßen Körper gleiten läßt, hüllt ein wunderbares Erröten sie ganz ein. Bryan, vor dem noch nie eines seiner Modelle errötet ist, geht rasch und entzückt an die Arbeit, um dieses Bild wahrer Unschuld festzuhalten. Dabei wächst Janes stille Neigung zu ihm immer mehr, und ihr Kummer ist darum um so größer, als er sie entläßt, um an einer Hochsee-Segelfahrt teilzunehmen.

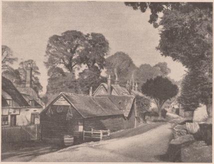
Fred, der eine Verehrer Janes, gehört zu den „Wasserzigeunern". Sein Vater ist Eigner einer Barke, die eines Tages in Brentford den Strom verläßt und in den Kanal einfährt. An Bord befindet sich auch die kleine, von unerfüllter Liebe verwundete Jane. Sie will und soll Fred nahekommen und zugleich Probe ablegen, ob sie sich als zukünftiges Weib eines Schiffers einleben kann.

Am nächsten Morgen fuhren sie ab. In Brentford, gegenüber dem botanischen Garten, wo sie den Strom verließen und in den Kanal kamen, begann eine andere Welt mit ganz anderen Menschen. Die schmale Verbindung zwischen dem Fluß und der Hauptschleuse war überfüllt mit Barken, die zu beiden Seiten der Lagerhäuser lagen, auf- oder abluden oder auf Fracht warteten. Die Luft war erfüllt von Geschrei und Mehlstaub, dem Geratter der Kräne sowie den derben Zurufen der Verlader. Das Schiffervolk begrüßte sie schon ruhiger. Alle schienen die Greens zu kennen und riefen ihnen ein freundliches Wort zu. Jane wurde die ganze Strecke bis Brentford rot, denn alles sah sie neugierig an, und sie kam sich vor wie eine Fremde in einem fremden Land. Die Frauen auf den Barken erfüllten sie mit Furcht, diese Königinnen ihrer kleinen Reiche — dunkelhaarige, zigeunerhaft aussehende, wettergebräunte Geschöpfe mit Kopftüchern, die umgeben von ihren Kindern in ihren Kajütentüren standen, wie seit Generationen. Der Rauch ihrer häuslichen Herde stieg vor ihren Gesichtern aus den kleinen Schornsteinen auf, ihre Kleinen krochen, mit Stricken angeseilt, auf dem Deck umher, dicht neben der unvermeidlichen Lerche in ihrem Käfig. Die älteren Kinder kletterten auf der Schiffsladung und auf dem ganzen schmalen Fahrzeug herum, das ihre Heimat, ihre Kinderstube, ihre Schule und Spielplatz war. Die winzigen Kajüten, nur wenige Fuß im Quadrat, und nicht hoch genug, um aufrecht darin stehen zu können, enthielten all ihre irdischen Habseligkeiten: ihre Küchen, ihre Brautbetten, ihre Männer und Kinder, ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart und ihre ganze Zukunft. Die meisten von ihnen hatten, wie Jane wußte, nie eine andere Behausung gekannt, hatten niemals unter einem anderen Dach geschlafen; und hier würden sie ihr Leben lang arbeiten, lieben und ihre Kinder zur Welt bringen. In ihrem Blick, dem ein hartes Leben der Arbeit und Pflicht Selbstbewußtsein und Würde gegeben hatte, lag etwas, das Jane zuzurufen schien: „Wer bist du, schwaches Mädchen, daß du zu uns kommst, und wie kannst du hoffen, es mit uns aufzunehmen?"

Aber schon bevor die Fahrt zu Ende geht und gar als sie an einer der Schleusen Bryan wieder-



Englische Küstenlandschaft



Altenglischer Landgasthof

sieht, erkennt sie ihr Unvermögen zur Schiffersfrau und flieht, um nunmehr Ernest die Hand zur Ehe zu reichen. Ihm hat sie sich bei einer Flußfahrt geschenkt, mehr aus Neugierde, da ihr Lily kein gutes Beispiel gab und sie Bryan doch nicht gehören konnte.

Die Ehe geht nicht gut, wie zu erwarten war. Ernest schlägt Jane sogar, und als sie dem zurückgekehrten Bryan wieder die Wirtschaft macht und Modell sitzt, packt Ernest noch die Eifersucht gegen Bryan, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte und in dem ihm beim Preiskegeln in der Gastwirtschaft bei Mrs. Higgins ein ernsthafter Gegner entsteht. Bei einer handgreiflichen Auseinandersetzung mit Jane an Bord der „Schwarzdrossel" verliert Ernest, der in seiner tollen Raserei schon in Bryans Werkstatt Janes Bild zerstört hat, den Halt, stürzt ins Wasser und ertrinkt. Der hinzukommende Bryan versucht vergeblich, ihn durch Nachspringen zu retten.

Am nächsten Morgen bringt Jane, die vielleicht keine sicheren Moralbegriffe hat, aber in ihrer unbefangenen Jugend und Liebe doch bewundernswert ist, Bryan schon wieder den Tee, als ob nichts geschehen wäre. Sie klammert sich an ihre Liebe zu ihm, der ihr wie ein Gott erscheint, dem sie bereit ist, ganz anzugehören. Bryan ist auch seelisch erschüttert von dem Sturm dieser Liebe. Er küßt sie, doch er ist zu besonnen, mehr zu nehmen und zu geben. Seine Rettung vor ihr ist das Segelboot, das er den „Wasserzigeuner" nennt, und das ihn bald entführt.

Einmal noch kostet die kleine Jane allen Glanz des Daseins. Gleichsam als schönes Finale zeigt ihr Bryan, nachdem er sie als Dame eingekleidet hat, das große Leben, führt sie in den Zoo, in Ausstellungen, in feine Restaurants, in eine vornehme Gesellschaft. Auch ihr sehnlichster Wunsch, in einer Marmorwanne zu baden und in einem Spitzenbett zu schlafen, geht in Erfüllung. Damit stürzt aber auch ihre Traumwelt zusammen; vergeblich wartet sie in der Nacht auf Bryan.

War unsere Jane bislang ihrer Liebe hörig und unklug, so rettet sie sich nunmehr mit klaren Sinnen in den sicheren Hafen der Ehe mit Fred. Die Barke „Viktoria" nimmt das junge Paar auf. Auf ihr wird Jane leben, Kinder bekommen und alt werden. Jetzt ist sie dazu bereit. Eine langbeinige Puppe in blauem Samt, das ist alles, was ihr vom Kampf ihrer Jugend und ihrer Liebe geblieben ist.

Helen Wadell / Peter Abälard

Von Otto Matschoß

Dieses Buch ist eine Geschichte der Leidenschaft, in der die Gestalten des Magister Abälard und der Heloise lebendig werden. Die überlieferten Tatsachen, die die Zeitgenossen erregten und später oft Gegenstand dichterischer Darstellung waren, sind hier neu gestaltet worden. Es ist etwas in den Reden, die in der hohen Schule zu Paris oder im Hause des massigen Domherrn Gilles de Vannes, dieses liebenswerten Epikureers, geführt werden, was an die Dialoge in Shaws „Heiliger Johanna" erinnert. Vielleicht ist das kein Zufall, denn auch Helen Wadell stammt aus Irland. Wie geschliffene Klingen funkeln manchmal die Wechselworte, aus denen die Freude des Scholastikers — aber auch die Freude der Verfasserin — am glänzenden Spiel mit Gedanken und Reden deutlich wird.

Meister Peter Abälard ist ein Feuerkopf, ein Revolutionär, erfahren in allen Spitzfindigkeiten scholastischer Beweiskunst, die er handhabt wie ein Schwert, um damit gegen eine veraltete Dogmatik zu Felde zu ziehen. Und er, der frühe Vorläufer der Reformation, dem alle autoritären Fesseln zuwider sind, er, der Abkomme eines ritterlichen Geschlechtes, der trotz Tonsur und Priesterkleid mehr wie ein adeliger Weltmann als ein Geistlicher wirkt, er hat die gesamte studierende Jugend Frankreichs hinter sich. Wo er erscheint, um zu sprechen, da füllt sich der Hörsaal, an den Fenstern lauschen sie und stehen bis auf die Straße — wenn er fortgeht, so ziehen die Hörer ihm nach. Ganz in seine Aufgabe versenkt, ist er fast ein Asket.

„Er kam ausgehungert hierher zu mir, denn er hatte vergessen zu essen. Er erreichte das Alter, in dem eines Mannes Leidenschaft am heftigsten ist. Er begann die Einsamkeit seiner Seele zu fühlen, und dennoch war er wie ein Mensch, der im Traume wandelt, obgleich ich vermeinte, Zeichen seines Erwachens zu bemerken. Dann eines Tages, in diesem Zimmer, sah er Heloise."

Und die gleiche Leidenschaftlichkeit, mit der er studierte und predigte, ist in dieser jäh aufbrennenden Liebe. Nichts Kleinliches ist darin, bei aller anfänglichen Heimlichkeit. Schön und rein, lieblich und zart, wie Heloise, aufrecht und unerschrocken wie der Mann, ist ihre Leidenschaft.

„Diese zwei waren von Liebe durchtränkt, wie es die Luft vom Licht ist. Wie ein Strom, bevor er den Wasserfall erreicht, ruhiger und tiefer, ohne Trübung und ohne Wirbel dahinfließt, so bäumt sich auch die Welle, bevor sie sich in brodelndem Schaum überschlägt, in grüner kristallener Klarheit."

Es ist wie ein Fieber. Vor der Glut seiner Küsse flieht sie zu den Nonnen, um ihr Herz zu beruhigen, das sich zu fürchten beginnt. Aber es treibt sie zurück. In einer Nacht, da sie ihm ganz gehört, entdeckt sie der kleine alte Oheim, ahnungsloser Anbeter des großen Abälard — und von nun an geht seine dürre, verfallene Gestalt wie ein Gespenst der Rache durch die Straßen von Paris. Man singt Spottlieder in Paris über die beiden. Es stört sie kaum, stolz und frei, wie sie sind. Und dem Rufe des großen Lehrers tun sie wenig Abbruch. Überall aber erheben sich langsam jene, die ihm schon lange seinen Ruhm neideten. Sie können ihm wenig anhaben, denn man ist nicht übermäßig streng in Paris. Wäre nicht Fulbert, der jäh aus allen Träumen gerissene, halb wahnsinnige Oheim Heloises, der ihr das Leben zur Hölle macht, der sie giftig und mißtrauisch bewacht, ihre Liebe wäre ungetrübt gewesen. Vor seinen Quälereien entführt Abälard die Geliebte zu seiner Schwester in die Bretagne. Dort, in der wundervollen Einsamkeit und Stille, wird der Sohn geboren, Peter Astrolabius. Und hier, unter Blumen und Tieren, blüht Heloise, die in Kloster und Stadt Erzogene, vollends auf.

Kann ein Mensch mehr wollen als den Ruhm, der den Lehrer, den großen Meister des geschliffenen Wortes, umgibt wie ein Königsmantel? Kann er mehr erhoffen als diese reine und wunderbare Liebe, die ihm darüber

hinaus geschenkt ist? Muß er nicht stolz sein und zufrieden in seinem Glück? Abälard ist keiner von denen, die je zufrieden sind. Bei der Arbeit an seinem neuen Werk läßt ihm die verfallene Gestalt des getäuschten Fulbert keine Ruhe — und er, dem kein Gebot der Kirche Hindernis war für seine Liebe, er kann den Gedanken nicht ertragen, daß er das arglose Vertrauen des Alten mißbraucht hat. Um ihn zu versöhnen, gibt er ihm sein Wort, daß er Heloise heiraten werde. Und dieses Wort muß er halten, wenngleich ihm alle Wohlmeinenden abraten, wenngleich Heloise, die das Kommende vorauszuahnen scheint, sich mit allen Fasern ihres Herzens sträubt, nach Paris, in das Haus des Oheims zurückzukehren.

Verwirrt, hilflos nahm er sie in die Arme. Einen Augenblick sträubte sie sich, klammerte sich dann aber um so verzweifelter an ihn, und die Gewalt ihres Leides schüttelte sie beide. Er war machtlos, sie zu trösten, und als endlich der Sturm abflaute, lag sie erschöpft in seinen Armen und seufzte von Zeit zu Zeit tief auf.

„Geliebte"; er beugte sich über sie, „was kann ich tun oder sagen?"

Sie schüttelte den Kopf und hob eine Hand, um seine Wange zu berühren. „Nur eines ist geblieben", sagte sie. „Das Leid, das kommen wird, kann nicht geringer sein als die Liebe, die ihm voranging."

Die folgenden Bilder, oft von einer dunklen und grausigen Dramatik, sind wie ein unentrinnbares Wirrsal der Verstrickung. Leid und Verfolgung bricht über sie herein und reißt sie auseinander. Kein Elend, kein Schmerz bleibt ihnen erspart.

Merkwürdig zeitlos sind die Menschen dieses Buches, trotz der stark mittelalterlichen Färbung. Die Sprache ist die von Gegenwartsmenschen, und doch wieder nicht „modern". Auf jeder Seite aber fühlt man den hämmernden Pulsschlag der Leidenschaft, die nie zu stillende, ewig fiebernde Unrast des großen Strebenden, der über alle Grenzen der Zeit hinaus etwas Kommendes ahnt.

Mechtilde Lichnowsky / Delaïde

Von Erich Pfeiffer-Belli

Delaïde Webersheim, das Kind Augsburger Patrizier, alter reichsstädtischer Kultur entsprossen, hat in jungen Jahren den Baron Robert Laertmeister geheiratet. Dem noch nicht ganz Entschlossenen ist sie nach London nachgereist, und ihr grenzenloses kindliches Vertrauen war ein überwältigender Appell an die Ritterlichkeit des Mannes. Der Baron war preußischer Offizier und hat sich dann in Paris von der großen Welt formen lassen. Nun treibt er eifrig wissenschaftliche Studien und erforscht kühl und exakt das politische und wirtschaftliche Leben der mittelalterlichen Stadt, also der Sphäre, der Delaïde entstammt.

Die Folge dieser Heirat ist der Bruch mit ihrer Familie. In der Umgebung von Florenz läßt sich das Ehepaar nieder, und Florenz wird zum bezaubernd ernsten Sinnbild des Buches: Ein reiner Himmel, von Glockenklang durchtönt, eine bald tiefgrüne, bald zart silbergraue, von schwarzen Zypressen durchwirkte Landschaft, unten im Tal die Stadt mit der ziegelroten Domkuppel. Die Villa mit ihrem paradiesischen Garten ist der Rahmen einer dunklen Frauenschönheit, die sich hier unter Blumen und Tieren, wunderbar verzaubert und dem Geheimnis des Lebens verbunden fühlen darf.

Dabei lebt Delaïde an der Seite eines Mannes, der dieses ganze florentinische Idyll immer wieder beschattet. Seine unvermutete Liebenswürdigkeit, seine unvermutete schnöde Ironie sind Anlaß eines Lebens, ständig schwankend zwischen Seligkeit und schmerzlichem Verletztsein. Robert ist kultiviert, fein gebildet, ein unbeirrbarer, unfehlbarer, „technisch, systematisch" denkender Egoist; seine innere Topographie bleibt, vom Standpunkt der Frau gesehen, unklar, sein Wesen stets anbetungswürdig überlegen. Den beiden wird ein Töchterchen geboren, das, nach seiner Geburtsstadt, Florence getauft wird, ein zartes, nachdenkliches, feingliedriges Kind.

Bei einem kurzen Aufenthalt in Rom treten äußere bewegende Mächte in Erscheinung. Zunächst eine Pariser Bekannte Roberts, Gräfin



Fürstin Mechtilde Lichnowsky

Clothilde, die Gattin eines österreichischen Diplomaten. Das ist nun so recht Delaïdens Gegenbild, von ihr kritisch und doch etwas beklommen betrachtet, mit jenem messenden, untrüglichen Blick, der Frauen untereinander eignet. Die unpersönlich elegante, kluge, scharfzüngige Gräfin scheint Roberts ebenbürtige Partnerin. Und doch, wieviel ärmer dünkt Delaïde diese in tausend kalten Farben brennende Selbstsucht, verglichen mit der eigenen Liebe, mit dem warm pulsierenden Leben ihres Herzens. Und nun begegnet auch ihr ein Mann, Sir Ralph, der eine heftige Leidenschaft für sie faßt.

Die Situation der „Wahlverwandtschaften" scheint somit einen Augenblick zu erwachsen. Der Engländer erweist sich als feinfühlender, edeldenkender Mensch, und seine Huldigungen, sein kluger Rat sind wohltuend. Er gehört zu den verständnisvollen Männern, die die Frau schmerzlich erlebt haben, die man als selbstlose Berater schätzt und die das eigne Darüber- und Beiseitestehen quälend empfinden. Und so hat es in diesem Falle nur den Anschein, als ob sich hier die Elemente trennen und andere vereinigen wollten. Denn Delaïde weiß mit viel zu tiefem Wissen, daß Robert ihr Schicksal ist und immer sein wird. Das Leben der Frau beginnt sich zu verwirren, als sie in Venedig Robert und Clothilde in einem Tête à tête zu beobachten wähnt. Es ist eine Art innerer Zusammenbruch, den sie erlebt. Die Hingabe ihres reinen, aus tiefen, lauteren Brunnen gespeisten Frauentums scheint übel belohnt. Sie hat ihren ganzen Menschen verschenkt und besitzt keine inneren Kraftquellen, die ihr als trostvoller Besitz verbleiben könnten. Sie meint den Mann sich gegenüber zu sehen, eng verbündet mit der klugen, herzlos überlegenen Frau, verschmolzen zu einer Macht, die alles Reine, alles Harmlose in ihr fälschen und zerstören will.

Nach kurzer, scharfer Auseinandersetzung mit Robert verläßt sie die Florentiner Villa, innerlich leer und gebrochenen Herzens. Es ist ihr, als ob sie ein Stück ihres Wesens zurücklassen und nun hüllenlos und qualvoll verstümmelt in die Ferne ziehen müßte. Wohl begleitet ihr Kind sie in die oberbayrischen Berge, aber mehr als ständige Mahnung an ein verlorenes Paradies denn anfeuernd zum mutigen Lebensbeginn. Dieser Fortgang war ja nur ein ungeschicktes letztes Werben dem scheinbar eisig gleichgültigen Manne gegenüber, nicht energische Lösung.

Und nun, alles Persönliche, Private, Menschliche überdröhnend der rauhe Donner der Weltkatastrophe 1914. Robert meldet sich freiwillig zur Fahne, Delaïde schreibt aufklärend, flehend, beschwörend; ihr ganzes Wesen vermag sich noch einmal zu entzünden und in steiler Flamme hoch aufzuzucken. Der Baron antwortet tröstend, beruhigend, richtigstellend: „Noch nie hatte er so lieb, so menschlich, so warm geschrieben." Aber wenige Tage später wird er tödlich verwundet.

Delaïde erhält die Nachricht; ihr erschütterter Organismus vermag diesen Schlag nicht zu überdauern. Und so wird aus dem feingearbeiteten Instrument ihres Geistes, das sonst bei leichter Berührung in zarten Dreiklängen zu tönen schien, ein verrottetes, totes, nutzloses Ding. Ihr Leben endet im Unbewußten und verrinnt in geistiger Nacht. Was wissen ihre Verwandten von alledem? In unbehaglicher, ahnungsloser Trauer sind sie um eine schöne Tote versammelt. Nur die kluge Krankenschwester empfängt, Delaïdens Tagebuch in der Hand, den fernen Nachhall von etwas unsagbar Schönem und Rührendem. Das begibt sich im Kriegswinter 1917.

Anton Kippenberg: Geschichten aus einer alten Hansestadt

Von Bruno Loets

In ihrem Wappenschild führt die Stadt Bremen ihr eigenes Sinnbild: „den Schlüssel, der die Tore zur Welt öffnet und das eigene Haus verschließt. Denn dies war ihre eigene Bestimmung: bis in späte Zeiten Weltweite und Abgeschlossenheit miteinander zu verbinden.“ Und so ist auch Art und Wirken ihrer Bewohner: Immer neuer Kampf mit Meer und Strom, gegen Seeräuber und neidische Nachbarn forderten und bildeten Wagemut, Tatkraft und Findigkeit, schärften den Blick für das Wesentliche und Nötige, erlaubten nicht viel schöne Worte, nicht umständliche Gesten und andere „Fisematenten“. Die tiefe Liebe zur so hart errungenen, so opfervoll verteidigten Heimat blieb verborgen hinter der „sturen“, lieber groben als verbindlichen Außenseite, aber klar und großartig wie die Konturen des Landes, dabei voll feiner und köstlicher Schattierungen wie dieses.

Den „Geschichten aus der alten Hansestadt“ geht eine knappe, eindrucksvolle Geschichte der alten Hansestadt voran; die wichtigen Begebenheiten werden aufgezählt und die Gesinnung der Bürger aufgezeigt, wie sie sich bildete und bewährte im „Kampf“, im „Wagen un Winnen“, in der Sorge um das „Gemeine Beste“, in der Verfassung endlich mit dem Hohen Senat, der Gehorsam forderte, doch keine Unterwürfigkeit mit der „Ehrliebenden Bürgerschaft“, nach Ständen gegliedert, nicht nach Parteien. Wo aber in aller Welt wäre wohl allen Ernstes einmal ein „Verein gegen das Hutabnehmen“ möglich gewesen und endlich gar überflüssig?!

Nüchterne Betrachtung der Dinge, unbekümmerte Äußerung der Ansicht und unsentimentales Zupacken schließen niemals ehrliches Mitgefühl für Leid und Sorge, für kleine Kümmernisse und große Nöte aus. Der Humor dieser Geschichten ist darum auch nie bloß witzig, ist immer „echt und erdgeboren wie kein anderer. Zarten Ohren mögen die Geschichten nicht immer lieblich klingen, aber so drastisch und derb sie oft sind — nichts ist an ihnen roh oder unsauber. Unvergleichlich sind sie im unvermuteten Übergang und im Unausgesprochenen.“

Originale wie den „philosophischen“ Schuster Focke, Arme im Geist wie Heini Holtenbeen, und schrullige Alte, die wie der Buchhändler Hampe in ihren vier Wänden mit Karte und Kursbuch nach Ägypten „reisen“ und nach der „Rückkehr“ über die gestiegenen Preise jammern, mag es sonst auch geben. Wo aber fände man so viel treuherzigen Männerstolz wie beim alten Meyerdierks, der Seine Majestät über den Hafen fahren durfte und dem gaffenden „Moses“ zurief: „Wat gifft et hier to kiecken, du Dussel? Is dar wat besunners bi, wenn ick mit den Kaiser spräk?“ Auch vom Kaiser wollte er nur mit dem Vornamen Kasper angeredet werden, „dat seggt de annern ook“. Den frisch verliehenen Orden endlich hüllte er sorgsam in sein rotes Taschentuch, um ihn nur „bi ganz besunnere Gelegenheiten antostickten“. Bei der für ihn ja nicht eben schmeichelhaften Entdeckung, daß in einem wichtigen Dokument das wichtigste, die Unterschrift, fehlte, wußte sich der Advokat Liborius Post zu helfen mit dem Fluch: „Kiek mal an, hett dat Beest nich unnerschrewen!“ Und nicht minder trefflich antwortete sein ärztliches Pendant einer Magd, die sich nur ins Bett gelegt hatte, um durch solchen „Streik“ ihren Lohn zu bekommen: „Mak mal'n beten Platz, mien Deern, ick will mi mal neben di leggen!“

Streng wachen so eigenwillige Menschen darauf, daß keiner ihre „Freiheit“ antastet, streng aber auch auf Beachtung der allgemein verbindlichen Sitte: Einen Adel gab es verfassungsmäßig nicht, aber die Freiheit der einzelnen schränkte sich nur gegenseitig, nur durch Achtung, nicht durch Gewalt, nur zugunsten des „Gemeinen Besten“ ein: Es war selbstverständlich, daß man den „Schoß“, die Einkommensteuer, selber bestimmte, es war selbstverständlich, daß man dem Gemeinwesen nichts vorenthielt. Je weniger herrisch das Regiment, desto fester, gesetzhafter die Bräuche: Unabänderlich durch Jahrhunderte die Reihenfolge der Senatorenmäntel in der Ratsgarderobe, die Tisch- und Speiseordnung bei den Schaffermahlzeiten, die Trennung von „Familien“ und „Volk“, von Jung und Alt: Noch sterbend tadelt der Vater den längst erwachsenen Sohn, der sich über ihn beugt, erkundend, ob des Lebens letztes Flämmchen nun erloschen: „Ümmer so neeschgierig, ümmer so neeschgierig!“ — Eine große und allgemeine Ausnahme macht der Freimarkt. Von ihm und anderen Sitten und Gebräuchen, vom Schafferessen und von der Eiswette, von Zaubersprüchen und Kinderliedern wird noch mancherlei berichtet, wie von den großen Bürgern und Freunden der Stadt — Gildemeister und Allmers, Brahms und Rilke — und endlich auch der „Guten Werke der Bürger“ gedacht; denn es ist bezeichnend, daß der große H. H. (sprich Etsch Etsch) Meier, in Anzug und Haltung wie ein englischer Lord, mit goldgeschirrtem Gespann daherfahrend, nicht nur den Norddeutschen Lloyd, sondern auch die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger begründete.

So schließen sich hier Geschichte und Geschichten, ernste und heitere Erinnerungen zum farbigen Bilde einer unsrer ältesten und stolzesten Städte und lassen mehr, als es durch viele Abbildungen oder gelehrte Aufsätze hätte geschehen können, den kraftvollen und liebenswerten Geist ihrer Bürger lebendig werden.

Robert Holtzmann: Otto der Große

Von Otto Urbach

Mit Heinrich I. aus dem Geschlechte der Sachsenherzöge, der in unserer Erinnerung als der Vogelsteller und Städtegründer fortlebt, nimmt die eigentliche deutsche Reichsgeschichte ihren kraftvollen Anfang. Vor ihm gab es noch keinen alle deutschen Stämme und nur deutsche Stämme umfassenden staatlichen Verband. Das Reich Karls des Großen umfaßte noch viele nichtgermanische Völkerschaften und kann trotz seiner germanischen Grundlage nicht eigentlich als „Reich der Deutschen" gelten. Heinrich schuf die festen Grundlagen des Reiches. Er legte Burgen an, befestigte die Klöster in den Grenzlanden, erneuerte das alte Volksaufgebot und schuf eine vorzügliche Reiterei. So warf er die Ungarn zurück, sicherte die Grenzen und erweiterte das Reichsgebiet.

Es war ein besonderes Glück, daß Heinrichs Hinterlassenschaft einen genialen Erben fand. Am 2. August 936 wurde Otto I., Heinrichs Sohn, durch den gemeinsamen Willen der deutschen Stämme auf den Königsthron gehoben. Viel hatte der Vater hinterlassen, aber noch mehr blieb zu tun. Zwei wichtige Pläne mußten durchgeführt werden, sollte das Reich Bestand haben: eine zielbewußte Ostpolitik und eine weitschauende Italienpolitik. Noch immer bedrohten die Ungarn die Ostmark, Bayern und das heutige Österreich. Und ferner: das natürliche Ausdehnungsgebiet der wachsenden jungen Nation lag östlich der Elbe, denn ein weiteres Vordringen der Deutschen in den volkreichen, zivilisierten Westen war so gut wie endgültig unmöglich. Weniger verständlich ist uns heute vielleicht die Italienpolitik der deutschen Herrscher seit Otto I. Aber das deutsche Reichsgebiet war noch ein armes Land, durch seine Lage ausgeschlossen vom Welthandel. Denn das damalige Weltmeer war das Mittelmeer, und der Orient entsprach etwa der heutigen Bedeutung Amerikas. Alle politischen, wirtschaftlichen, zivilisatorischen und religiösen Antriebe wiesen zwangsläufig den Weg nach Italien.

Wenn der Erfolg Maßstab ist für einen Staatsmann, so verdient Otto I. mit vollem Recht den Ehrennamen des Großen. Seine Ost- und Italienpolitik ist eine Kette unerhörter Erfolge. Nicht nur daß er die Ungarn entscheidend und endgültig besiegte. Er schuf östlich der Elbe ein gewaltiges, reiche Hoffnungen in sich tragendes Kolonisationswerk. Daß er sich die Heidenmission unter den Slawen angelegen sein ließ, verstand sich von selbst: Christentum, Christianisierung und Anschluß an das Deutsche Reich fielen im Osten (teilweise mit Einschluß Böhmens) zusammen. Otto bediente sich souverän der Kirche, und die von den Klöstern geleistete Germanisierungsarbeit darf nicht unterschätzt werden. Auch die Italienpolitik Ottos war ein mächtiger Triumph. Er brachte das Königreich Burgund unter deutsches Protektorat, befreite Adelheid, die Witwe Lothars von Burgund, die der Langobardenherrscher Berengar in Garda gefangenhielt, ließ sich zum rechtmäßigen Könige der Langobarden ausrufen und heiratete Adelheid. Seine großartige Außenpolitik fand ihren Höhepunkt durch die Kaiserkrönung im Jahre 962.

Ottos Politik hatte zwei Grundlinien: eine nationale und eine universale. Seine Nationalpolitik war gerichtet auf die Schaffung eines starken, innerlich geeinten Germanenreichs. Zu dieser Einigung mußte ein starkes Fundament gelegt werden. Otto erkannte sehr bald: Eine Regierung im Bunde mit den Stammesherzögen war eine Beschränkung der königlichen Gewalt und eine Gefährdung der Einheit. Herzogtum und Königtum, Stammesgedanke und Volksgedanke — oder, wie wir heute sagen, Partikularismus und Nationalismus — waren unversöhnliche Gegensätze. Es war eine innenpolitische Großtat, daß es Otto sehr bald gelang, alle deutschen Herzogtümer mit seiner Familie zu vereinigen und ein einheitliches Regime herzustellen. Aber auch das war noch keine letzte Sicherung. Das zeigte die Verschwörung seines Bruders Heinrich und später der Liudolfinische Aufstand. Der König brauchte ein Gegengewicht gegen die Herzöge. Er zog daher

die einzige zuverlässige und gleichförmige, dazu überstämmische und festgefügte Organisation im Reiche heran: die Kirche. Bischöfe und Reichsäbte wurden Territorialherren mit Rechten und Pflichten. Dieses Kernstück ottonischer Staatsschöpfung war zeitgeschichtlich bedingt, aber es barg in sich die Anfänge ernster Zusammenstöße zwischen kirchlicher Staatspolitik und staatlicher Kirchenpolitik.

Die Universalpolitik Ottos war verbunden mit seiner Italienpolitik. Das Kaisertum bedeutete Herrschaft über Italien einschließlich Rom nebst dem Kirchenstaat, aber noch viel mehr dazu. In der Kaiserwürde lag eine Universalidee.

In ihr lebte noch etwas von dem eigentlich mit dem Kaisertum untrennbar verknüpften Weltherrschaftsgedanken.

Der Kaiser muß vom Papst gekrönt werden, der Papst wiederum ist durch Treueid an den Kaiser gebunden und führt das Regiment über den Kirchenstaat nur als Beauftragter des Kaisers. Der Papst ist verpflichtet die Kaiserkrönung am rechtmäßigen Langobardenkönige zu vollziehen, das aber ist nur der deutsche König vom Augenblicke der deutschen Krönungswahl. Diese Regelung ist Ottos große Tat. Die Einheit von Nationalpolitik und Universalidee gibt fortan dem deutschen Mittelalter das Gepräge. Otto vollendete in seiner national und universal eingestellten Germanenpolitik die Schöpfung Theoderichs und Karls des Großen.

Das Deutsche Reich sollte Führer und Schirmer aller germanischen Staaten und Völker Europas sein. Lebendig war in Otto

das Bewußtsein von der germanischen Grundlage seines Staates und der Verpflichtung, der anderen germanischen Staaten und Reste in Europa zu gedenken, ihre gemeinsamen Interessen unter der deutschen Führung zu vereinen.

Das waren gewaltige Ideen, die Otto seinen schwächeren Nachfolgern überließ. Als Kaiser des Weströmischen Reiches suchte Otto freundschaftliche Verbindung mit Ostrom (Konstantinopel). Die Vermählung seines Sohnes Otto II. mit der oströmischen (byzantinischen) Prinzessin Theophano ließ — für einen Augenblick wenigstens — die Idee des alten Römischen Reiches aus der Zeit Konstantins des Großen oder Theodosius des Großen wiederaufleben. Nur aus dieser Idee ist die Universalpolitik jener Zeit ganz zu verstehen.

Man hat mit Recht gesagt, daß die ottonische Politik im Kern bereits alle Ansätze enthielt, die sich im Mittelalter weiter entwickeln sollten, sei es zum Segen, sei es zum Nachteil der deutschen Nation. Mit der Regierung Ottos begann das Hauptproblem des deutschen Mittelalters: Staatsgewalt und Kirchengewalt; oder in seiner letzten Ausprägung Papsttum und Kaisertum. Es darf zwar nicht übersehen werden: Otto I. selbst war aufrichtig fromm. Aber der Keim zu Konflikten zwischen Staat und Kirche lag in zwei Ansätzen: Einmal, wie wir schon sahen, in der Heranziehung kirchlicher Würdenträger zur Regierung. War ein Bischof zugleich weltlicher Territorialherr und geistlicher Oberhirte — wer sollte dann die Einsetzung (Investitur) entscheidend bestimmen: der Kaiser oder der Papst? Zu Ottos Zeiten war das Problem einfach gelöst. Der Kaiser regierte unumschränkt. Aber bald nach Ottos Regierung setzte der Investiturstreit ein. Zum anderen war es auf die Dauer kaum denkbar, daß der Kaiser gleichsam Herr über den Papst blieb. Schon Papst Johann XII. wehrte sich, indem er eine große europäische Koalition gegen Otto zu bilden suchte. Doch der Kaiser griff entschlossen zu und vereitelte diese Pläne. Wiederholt hat Otto I. als Schirmherr der Christenheit eingegriffen, um kirchliche Mißstände zu beseitigen. Er ließ den Papst Johann XII. aburteilen und absetzen und setzte Leo VIII., der bei der Papstwahl überhaupt noch ein Laie war, an seine Stelle. Der päpstliche Stuhl wurde behandelt wie ein deutsches Bistum. Aber war es nicht vorauszusehen, daß dieser Zustand nur unter sehr starken Kaisern haltbar war?

Durch Ottos des Großen gewaltige politischen Ideen war also die Geschichte des jungen Reiches im wesentlichen vorgezeichnet: Ostpolitik, Herrschaft über Italien, Reichsregierung aufgebaut auf weltliche und geistliche Gebietsherrschaften und starke königlich-kaiserliche Hausmacht, Spannung zwischen Kaisertum und Papsttum, universaler Herrschaftsanspruch. Der Anfang war verheißungsvoll: Deutschland stand an der Spitze aller Völker des Abendlandes. In seiner Jugendkraft, Machtentfaltung und geistigen Regsamkeit wurde es eine Hochburg christlicher Kultur im damaligen Europa.

Denkmal Kaiser Ottos auf dem alten Markt in Magdeburg (etwa 1240)



Alles atmete Frieden, Europa genoß eine kaiserliche Ruhe, denn noch immer galt der Kaiser, der Imperator pacificus, als der Schirmherr des Friedens der Welt.

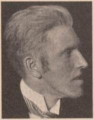
Deutsche Reichspolitik und Kaiserpolitik waren eine Einheit. Das Kaisertum war höchstes Sinnbild; die Kaiserkrone wurde zum Ausdruck eines christlich germanischen Mythus. Die Kaiseridee wurde der Mythus des Mittelalters. Daß unter der gesegneten Regierungszeit Ottos des Großen die Kultur, namentlich die (romanische) Kunst, die Literatur und die Wissenschaften sich entfalten konnten, nimmt uns nicht wunder. Ekkehart von St. Gallen dichtete sein Walthari-Lied, Roswitha ihre Komödien, die Äbtissin Gerberga das Otto-Lied. Der Mönch Widukind schrieb im Kloster Korvei an der Weser die erste Sachsengeschichte. War auch die Literatursprache noch lateinisch, so war doch die Literatur selbst kerndeutsch und volksverbunden. Den Nachfahren galt die Regierung Ottos als eine glückliche, goldene Zeit, nach der man sich zurücksehnte.

Worin liegt nun jener bleibende Sinn, der uns mit den Tagen Ottos des Großen und dem mittelalterlichen Kaisertum verbindet? Darauf antwortet Robert Holtzmann:

Er liegt darin, daß es gilt, das Leben der Nation einer höheren, immateriellen Idee zu unterstellen. Er liegt darin, daß es gilt, die Ziele nicht niedrig, sondern hoch zu wählen, nach dem Größten zu greifen, das das menschliche Auge zu erkennen glaubt, unbekümmert um Kämpfe und Wunden, die dabei auszuhalten sind, in der Überzeugung, daß das Wohlergehen des Volkes, auch in seinen irdischen und leiblichen Bedürfnissen, letzten Endes abhängig ist von dem Dienst an einer höchsten, gottgesetzten Aufgabe.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Otto Gmelin: Mein Leben

Ich bin 1886 in bürgerlichem Hause in Karlsruhe geboren, mußte mich bald selbst durchschlagen, studierte Mathematik und Naturwissenschaften und wurde Lehrer an höheren Schulen. War zwei Jahre in Mexiko, viel auf Reisen. Ich bin verheiratet, habe ein Töchterchen und lebe in einem Häuschen mit großem Garten in einer kleinen Industriestadt. Mein erster Roman erschien erst, als ich fast vierzig Jahre alt war. Ich hatte seit meinen Kindertagen eine starke Hingezogenheit zur Natur; ich wollte aber auch ihre Gesetze kennenlernen. Ich lese, wenn ich müde bin, lieber ein mathematisches oder philosophisches Buch als die Zeitung. Wissenschaft ist mir nicht bloße intellektuelle Spielerei oder nur Mittel zum Zweck, sondern Bemühung, Gott und die Welt und das Leben immer tiefer in mir zu erfahren. So habe ich im „Dschinghiskhan" das Weltgefühl dargestellt, das noch keine Grenze anerkennen will. Mein Friedrich der Zweite im „Angesicht des Kaisers" ist der Mensch, der sich im Auftrag Gottes auf Erden fühlt. Im „Neuen Reich" ist der Wirrwarr, der Kampf und die Sehnsucht nach einer besseren Welt im historischen Gewande, aber mit Beziehung auf unsere Zeit gegeben. Im „Mädchen von Zacatlan" ist der dunkle Hintergrund allen irdischen Glücks dargestellt, im „Sommer mit Cordelia" der Kampf eines Mannes meiner Generation geschildert. „Jugend stürmt Kremzin" ist einem heiteren Einfall entsprungen. Das Leben erscheint mir immer wieder fragwürdig und fremd, unbegreiflich und schön. Ich liebe die Helle südlicher Meere fast ebenso wie die weiten Kornfelder meiner deutschen Heimat. In meinem Vaterlande liebe ich auf besondere Weise die Landschaft um den Bodensee. Ich weiß nicht warum, aber oft ist mir, als habe ich sie schon einmal in einem früheren Leben geschaut.



Gerhard Menzel

ist am 29. 9. 1894 in Waldenburg in Schlesien geboren; er besuchte dort das humanistische Gymnasium, dem er sich fürs ganze Leben zu Dank verpflichtet fühlt, weil es ihm die erste Bekanntschaft mit der Antike vermittelt und ihm unvergängliche Eindrücke von Homer, von Aschylos, Sophokles und Euripides, von Livius und Tacitus hinterlassen hat. Von hier aus stellt er vor allem eins voran: die Besinnung auf die Form, Klarheit und Sauberkeit des Stils. Es zieht ihn auch stark zur Musik hin; doch läßt er sich bewegen, einen „gesicherten" Beruf zu ergreifen und wird Bankbeamter. Der Krieg aber reißt ihn, wie seine ganze Generation, aus aller Sicherheit heraus. Nach Kriegsende wird er wieder Bankbeamter, im Zeichen der Inflation zunächst Hilfsarbeiter in Büros, Gold- und Silberwarenhändler, jahrelang Kinobesitzer, bis ihm für sein Kriegsdrama „Toboggan" (1926) der Kleist-Preis verliehen wird. Das Stück, das lange vergeblich auf eine Aufführung gewartet hat, macht Menzels Namen mit einem Schlage bekannt, weil der Krieg hier dichterische Gestalt gewonnen hat. Es folgen das Drama „Fernost", das Schauspiel „Bork", das Lustspiel „Liebhabertheater", die Prosawerke „Wieviel Liebe braucht der Mensch?" (Roman), „Flüchtlinge" (Roman) und die Novellenbände „Was werden wir dann tun?". Neben seinen Rundfunkarbeiten „Erdbeben in Neuseeland", „Johann ohne Land", „Das ist Schlesien", „Das Reich ist unser" — ist Menzel vor allem auch durch seine Arbeit am deutschen Film bekannt geworden: zuerst „Morgenrot", dann die Verfilmung seines Romans „Flüchtlinge", die mit dem Staatspreis 1934 ausgezeichnet wurde, „Barkarole", „Das Mädchen Johanna", „Savoy 217". Menzels „Scharnhorst" erhalten die Bezieher unserer Theaterausgabe mit diesem Heft. Zurzeit arbeitet Menzel an einem Roman „Pontius Pilatus".



Blick auf Bornholm — Aufnahme von J. M. Frank

Zwei Landschaftsromane

von Karl Hans Bühner

In seinem neuen Roman „Die große Mutter vom Main" (Paul List Verlag, Leipzig 1935) versucht A. Arthur Kuhnert das Charakterbild der fränkischen Flußlandschaft an einer schlichten Fabel zu entwickeln. Mit dem ersten Frühlingsfloß, das drei kräftige Schiffer mainabwärts leiten, ist ein Mädchen unbekannter Herkunft, von schöner Gestalt und heiterem, allerdings auch etwas leichtfertigem Wesen gefahren, das bald zum Mittelpunkt eines auf verhältnismäßig engem Raum, aber zwischen um so mehr Menschen sich abspielenden Geschehens wird. Sie stiftet unter den Männern gewaltig Verwirrung und reißt auch die eifersüchtigen Frauen zu Unbesonnenheiten und Torheiten hin. Ihre grimmigste Gegnerin wird die Wirtin Regina Frenzel zur „Goldenen Sonne" in Marktbreit, eine strenge, unnahbare Frau, die die sagenhafte Fähigkeit hat, die Zucht auf dem Main von ferne zu lenken — der verkörperte Begriff pedantischer Ordnungsbeflissenheit, ein geschworener Feind aller halben und unklaren Verhältnisse. Das Mädchen, mit den Jahren Mutter von zahlreichen Kindern geworden, wird Schiffseignerin und die reichste Frau vom Main. Ungeachtet aller Eigenwilligkeit ihrer sittlichen Führung wird sie vor allem wegen ihres guten, hilfreichen, mütterlichen Wesens geliebt und bewundert und zum Neid vieler als Heilige verehrt. Kuhnert hat dieses Geschehen über viele Jahre sich ausdehnen lassen — ohne sich dabei sehr um den epischen Aufbau zu kümmern. Der fränkische Main erscheint jedoch in diesem Buch fast als greifbare Realität — so gut hat es der junge Dichter verstanden, das landschaftliche Element auch rein stimmungsmäßig ins Wort zu bannen. Und das ist der schönste Gewinn des Werkes.

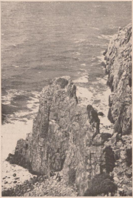
Ein ähnliches Thema behandelt Josef Maria Frank in seinem Bornholm-Roman „Per und Petra" (Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin 1935). Das Zitat, das dem Buch vorangestellt ist und von Viktor Hugo stammt, läßt bereits eine etwas düstere Grundmelodie ahnen. Den Hintergrund, auf dem sich eine tragische Ehegeschichte mit einer etwas gewaltsam herbeigeführten Versöhnung abspielt, bildet die Insel Bornholm vor Schweden, deren großartige landschaftliche Gestimmtheit in dem Buch klar und überzeugend hervortritt. In den mit stark lyrischen Einschlägen durchsetzten Schilderungen baut Frank die nordische Landschaft im Wandel der Gezeiten vor uns auf. Zeitlich führt uns das Werk an die Schwelle unseres Jahrhunderts mit seinen Erfindungen und technischen Phantasien.

Per Munch wird ganz von dieser Epoche getragen. Er greift die neuen Ideen auf, hat die erste Flugmaschine und das erste Automobil. Er ist ein Teufelskerl, von den Frauen geliebt und gefürchtet, ein toller, gefährlicher Bursche, dem man doch lieber aus dem Weg geht — eine dämonische Gestalt aus der Welt Hamsuns oder Ibsens. Ihm gelingt es,

Petra, die „Gottesbraut", zur irdischen Liebe zu bekehren; sie wird seine Frau, obwohl man sie vor der Heirat mit dem „verrückten" Per gewarnt hat. Die Ehe geht natürlich schief. Nach Belieben verschwindet Per wieder eine zeitlang, geht nach Alaska, um dort nach Gold zu graben, kommt arm, dafür mit neuen Plänen zurück, deren Verwirklichung unsinnige Summen verschlingt. Aber er läßt sich weder zügeln noch einschüchtern. Seiner Freiheit opfert er das Glück von Frau und Familie, und lebt mit Elbine zusammen, die ihn auf die Dauer ebensowenig fesselt. Das Kind, das sie von ihm hat, öffnet Petra die Augen: sie bestimmt von nun an ihr Geschick selbst und schlägt sich auf leidliche Weise durch die Jahre. Von Per geschieden, kehrt sie mit ihren Kindern zu den Eltern zurück und kauft schließlich den Trollhof, auf dem der leichtsinnige Per bankrott ging.

Inzwischen ist er — nach viel Mißgeschick und reichen, bitteren Erfahrungen — ein bißchen zur Vernunft gekommen. Zur Klarheit und Erkenntnis seiner Lage bringt ihn jedoch erst die Tatsache, daß Petra von einem Deutschen, der in ihrem Hotel in Pension war, ein Kind bekommt. Obwohl Per sie immer noch liebt, haßt und meidet er sie zugleich. Jahre gehen über die Insel hin, Per ist ein reicher Mann geworden und kann, Petras immerwährender Liebe gewiß, zum zweitenmal um ihre Hand anhalten. Und sie verweigert sie ihm nicht.

J. M. Frank hat in diesem Roman zwei gegensätzliche menschliche Typen, zwar mit Übertreibungen, doch mit großer Schärfe der seelischen Profilierung einander gegenübergestellt. Der Wechsel der Ereignisse, deren Eintreten nicht immer gleich einleuchtend motiviert ist, das Ungewisse in der Lebens- und Schicksalsführung der beiden, der abwechslungsreiche Reigen der im allgemeinen gut charakterisierten Episodenfiguren verleiht dem Roman die unterhaltsame Spannung. Überzeugend und echt wirken auch die Dialoge dieses zugleich flott und sicher geschriebenen Werkes.



Steilküste von Bornholm — Aufn. J. M. Frank

Die Aufnahmen vom Schauplatz seines Romans „Per und Petra" wurden uns von Josef Maria Frank zur Verfügung gestellt.

Flanderns Sprache

Wir entnehmen das nachstehende Gedicht mit der deutschen Übersetzung aus der Sammlung von Betrachtungen und Gedichten des geistlichen Dichters Cyriel Verschaeve „Flanderns Seemöwe" (Franz Westphal Verlag, Lübeck), um unsern Lesern im Anschluß an unsere Darstellungen aus der flandrischen Dichtung unserer Zeit in Heft 6 und 7 auch einen Eindruck der flämischen Sprache zu vermitteln:

De Meeuw

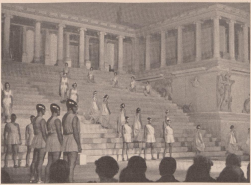
Waar men geen kleinheid kan ontwaren,
maar zij alleen nog blijven leven:
de hemel waar de wolken varen,
de zee waarop de baren streven,
daar streeft hij, vaart hij met haar mee
en hangt in den hemel boven de zee.

Als zeeschuim wit, blauw als de baren,
mag hij zijn moeders kleuren dragen;
zijn wentlend-boogde vleugels varen,
gelijk de baren wiegewagen,
ver, eenzaam ver van elke ree,
aleen bij zijn moeder, 't kind van de zee.

Die Möwe

Wo keine Kleinheit zu gewahren,
wo zwei allein noch weiterleben:
der Himmel, wo die Wolken fahren,
das Meer, auf dem die Wogen streben,
da strebt sie, fährt sie mit einher,
da hängt sie am Himmel über dem Meer.

Wie Meerschaum weiß, blau wie die Wogen,
in Mutters Farben angezogen,
schwingt sie die Flügelbogen gaukelnd
und zu des Meers Gewoge schaukelnd.
Rings ist die Runde einsam, leer;
nur Kind noch und Mutter, Möwe und Meer.



phot. Scherl

Wiedererstandenes Hellenentum:

Auftakt zur Tanzsuite Händels am Pergamon-Altar beim Olympia-Festakt in Berlin

Zum 70. Geburtstag von Hermann Löns

geboren 29. 8. 1866, gefallen am 26. 8. 1914 vor Reims

Aus der Welt des Heidedichters:



Aufnahmen Löhrich



Oben: „Hannibals Grab", die schönste Wacholdergruppe in der Heide.
Links: Einer der ältesten Höfe der Lüneburger Heide, wahrscheinlich das Vorbild des Wulfshofes im „Wehrwolf"



phot. Scherl

Die Olympia-Uraufführung von E. W. Möllers Werk „Das Frankenburger Würfelspiel"

„Die Szene wird zum Tribunal . ."

Eberhard Wolfgang Möllers neues Werk, das zur Eröffnung der Olympischen Spiele auf der Dietrich-Eckart-Bühne uraufgeführt wurde, behandelt deutsches Bauernschicksal in der Vergangenheit und erhebt sich zur flammenden Anklage gegen Willkür und Unterdrückung. Die nachstehenden Verse, die diese Grundgedanken ausdrücken, sind dem Vorspruch entnommen (Buchausgabe des „Frankenburger Würfelspiels" im Theaterverlag Langen/Müller, Berlin):

Groß ist der Herr, wenn er ein Volk begnadet,
und seine Langmut währt unendlich weit;
doch Wehe, über jene, die er ladet
vor die Tribüne der Gerechtigkeit.

Es wird kein Ding am Himmel sich begeben,
kein Mond sich drehn und keiner stehen still,
kein Gras geht auf, kein Stock trägt seine Reben,
und nichts bleibt unerfüllt, wenn er nicht will.

Wer wollte sich vor seinem Zorn verbergen,
wer wollte seinem Urteilsspruch entgehn.
Er ruft die Frevler auf aus ihren Särgen
und ruft die Armen, denen Leid geschehen.

Er ruft die Zeiten auf zu seinen Zeugen
und setzt die Völker selbst zu Richtern ein;
er läßt die Mächtigen sich ihnen beugen
und läßt die Unterdrückten Kläger sein.

Die Bezieher unserer Theaterausgabe erhalten mit diesem Heft als Buchbeilage:

Gerhard Menzels historisches Schauspiel
„Scharnhorst"

Das Ergebnis unseres Wettbewerbs aus dem Märzheft der „Weltstimmen"

„Ein Buch zu wenig"

werden wir im nächsten Heft veröffentlichen und sprechen inzwischen allen Einsendern für ihre Beteiligung unsern besten Dank aus.

Schriftleitung und Verlag
der „Weltstimmen"



Sommerstimmung am Bodensee

Aus dem Bildbuch von Lotte Eckener: Bodensee — Landschaft und Kunst in 100 Lichtbildaufnahmen

(See-Verlag, Friedrichshafen a. B.)



Am Überlinger See

Lotte Eckener phot.

Erlebnis des Bodensees

Schwäbische Meerfahrt

Von Karl Blanck

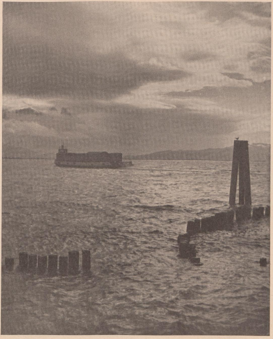
Versprengtes Südland, von wärmerer Sonne gesegnet, erstrahlend in hellerem Lichte, von milderen Winden sanft umfächelt, fruchtbar erglühend — Weinland, Gartenland, seit Urzeiten besiedelt, wahrhaft Menschenland, Park Gottes . . .

Helle Häuschen, im Grün versteckt, schwingende Hügelreihen mit weißblitzenden Schlössern und verwitterten Burgen, mit breitgelagerten Landsitzen, mit Kirchen und Kapellen; tausendjährige Städte, spitze Türme und breite Giebel, mauerumfangen am Uferrand gelagert.

Von Bucht zu Bucht geht die selige Fahrt, getragen von der Weite und Freiheit des Sees, mit dem Gefühl der nahen Erde, doch losgelöst von aller alltäglichen Gebundenheit: ewiger Feiertag mit Sonntagsglockengeläut.

In beschwingtem Bogen stößt das Schiff ab ins Unbegrenzte, den Möwen gleich, deren verzückter Tanz zwischen Himmel und Flut die Ausfahrt begleitet. Scheinbare Endlosigkeit des Sees von Ufer zu Uferferne im sommerlichen Dunst; Flut, Berg und Wolke zur Einheit zusammengeflossen, rätselhaftes Leuchten silberner Strahlen durch geballtes Gewölk, das sich auf eine kleine Breite gesegneten Landes ergießt und die warme Fülle saftigen Grüns erweckt. Höher und höher ins Unermeßliche steigen die Wolkenburgen getürmt, auf strahlt das ewige Himmelsgewölbe, im Tanze wiegen sich die Uferhänge, in seidigem Blau selig erzittert die Fläche des Sees, Funkenspiel im Sonnenglanz.

Hochauf über Pappelreihen und umbuschte



Fährschiff bei Lindau — Lotte Eckener phot.

Hänge, über Wiesen und Wälder hin, hoch über alle nahe Lieblichkeit, drohend und gewaltig, nackt und wild, steigt in steiler Schroffheit das Urgebirge empor, erstarrtes Zucken versteinerter Brandung, wie von Blitzen gezackt, Heimat der Stürme und Gewitter, die auf den See niederflammen und seine Küsten erschüttern: unter der Wucht der bleigrauen Wolken, aus denen die Blitze hervorpeitschen, stürmen die silberweißen Schaumreiter auf flaschengrünen Wogen an, die sich zornig bäumen, bis alles Krachen und Toben grollend verstummt und wieder in himmlischer Klarheit der beruhigte See atlasglatt schimmert.

Fruchtbar und heiter ist dieses Land, voll von aller Harmonie der gebändigten Schöpfung,

ein klarer und reiner Spiegel der weitgeöffnete See, auf dem Gottes Auge ruht. Und ihn zu ehren in seinem Werke erheben sich allenthalben, auf Bergen und Hügeln, auf Halbinseln weit in den See vorstoßend, Klöster und Kirchen — keine finster trotzenden Dome, Bauwerke erhabener Ketzerei, in denen übersteigerte Menschenkraft zum Himmel stürmt, ihm Gnade und Erhörung abzuzwingen, sondern heitere, lebensfrohe Barockbauten, schmuckreich und üppig ausladend, die Wände mit Alabaster und farbigem Marmor geziert, die Säulen zu dickknäufigen Gewinden gedrechselt, goldschimmernde Altäre, Seidenfahnen und prunkvolle Baldachine, Duft von Maien und Weihrauch, verschwiegene Nischen, in denen Frauen und kindhafte Mädchen versunken knien, übergossen vom Lächeln holdseliger Madonnen, verzückter Engel, schwärmerischer Heiliger und pausbäckiger Putten, die sich mit heidnischer Unbefangenheit über die gebeugten Häupter der Gläubigen dahinschwingen — alle bunte Pracht bewegten Lebens an heiliger Stätte, spielende Anmut und ungetrübte Erdenfröhlichkeit —, doch alles voll strahlender, tönender Feierlichkeit.

Ob Bregenz, erhoben über Burg und Stadt, liegt die Kirche des heiligen Gallus mit ihrem Gottesacker, um den die mattenreichen Waldberge wunderbar tröstend stehen; von ihrer Stirne leuchtet der ernste Spruch:

„Der Herr ist in seinem heiligen Tempel.
Es schweige vor ihm die ganze Erde."

Mittelpunkt ist der See, nicht Grenze. Er verbindet weit mehr, als er trennt. Alle diese Städte und Dörfer sind durch ihn erst entstanden, auch heute schafft er ihnen die Bedingungen ihres Daseins, ihm tragen sie alle das Angesicht zugewandt. Er schließt sie alle zu einer einzigen Kette zusammen, von welchem deutschen Stamm ihre Bewohner auch sein oder welchem Staatswesen sie auch angehören mögen. Schwestern sind sie alle, die schönen sauberen Schweizerstädte am Südufer, denen der gesicherte Wohlstand aus dem Gesicht leuchtet, mit ihren festen, wohlgebauten und wohlgehaltenen Häusern und Straßen, voran Rorschach, das, zwischen See und Gebirg eingeschnürt, steil in die Höhe strebt. Dann das österreichische Bregenz in seiner weiten Bucht, den Wäldern nah, wie den Gipfeln der Schneeberge, und Lindau, die Inselburg, deutsches Venedig, Ragusa am Schwäbischen Meer — erste Ahnung des Südens und doch ganz deutsch mit seinen breiten und steilaufragenden Giebeln, mit den behaglichen Wölbungen seiner Laubengänge und der schmuckhaften Zierlichkeit seiner Renaissanceerker, mit mächtigen Patrizierhäusern, mit stillen Plätzen, mit Brunnen und Nischen, alles zusammengehalten durch Wall und Türme.

Weiter hin am Nordufer: Wasserburg — bajuvarischer Zwiebelturm mit langsam abfallendem Kirchendach und vorgelagertem Gottesacker, wie durch Riesenhand von einer Alpen-



Untertor in Kloster Salem Lotte Eckener phot.

halde herab weit in den See vorgeschoben. Und Nonnenhorn, mit seinem zierlichen Türmchen und dem Rot der Dächer, ganz überwachsen und versunken unterm Grün, Langenargen mit dem feinen Schloß Montfort davor, tausendjährige Siedlung; aber mit ewig junger Neugier halten die Häuser alle dem See das Gesicht zugekehrt. Friedrichshafen: immer weiter und breiter der See, frei der Blick bis auf die fern traumhaft aufschimmernden Häuser der Schweizer Städte und auf das große Rund der Berge dahinter. Weit, langgezogen die Bucht, inmitten, zwischen die Wucht der alten Mauern spitzgiebelige Häuser schmalbrüstig um den Turm der Stadtkirche gedrängt — Stadt, reicher vielleicht noch an Zukunft als an Vergangenheit, durch ihre Lage auserlesen, den See zu beherrschen.



Lotte Eckener phot.

Untersee bei Mammern mit Blick nach dem Wangener Horn

Von Immenstaad an wird der See schon schmaler, trifft Anstalt zur Gabelung. Laubwald, parkartig vorgelegt, maskiert hier noch die Nebenhügel, auf deren Buckeln sich winzige Weinhäuschen niedergelassen haben: Würfel mit spitzen Hüten bedeckt. An der Lände von Hagnau die mächtigen Weiden, dahinter breite alte mattbraune Dächer mit scharfem Kamm, von uralter romanischer Feldkirche mit gesatteltem Dach bemuttert. Pappeln seitab, Weinberge darüber.

Seltsames Erlebnis von Meersburg: vom See aus betrachtet steinerne Terrassen über die Weinberge gezogen, mit breiter Front hingebaut, das flachgestreckte Bild geradliniger Steinbauten — listige Kulisse für die winklige Steilheit der schmalen Gassen, die sich dahinter verbergen, rings um die hochgetürmte Burg, die den mächtigen Felsen, der sie trägt, mit riesigen Quadern, überhöht. Drinnen emporgewunden, von Tor zu Tor, reizende Fachwerkhäuschen, ein stiller Marktplatz, alte Kaufmannshäuser rundum mit hohen Dachspeichern, eine ganze Stadt für sich die schönen Barockbauten des Seminars, die der Stadt erst ihr Seegesicht schaffen, in klösterlicher Stille, von Hof zu Hof, mit dem Blick weit über den See zu den Alpen hin. Im Aufblick aber aus der Unterstadt schloßwärts, himmelwärts, den steinernen Steilhang empor: das ist nicht nur Bodenseeland, das ist Deutschland an sich, Einblick in alle deutsche Romantik von Schwind zu Eichendorff.

Die Mainau: verzaubertes Tropenparadies, Palmengestade, Insel im Südmeer. Und Überlingen: Hafenstadt, Bürgerrepublik, zugleich wehrhaft und zierlich, in voller Rüstung hingestreckt, Landschaft und Bauten, beides voll höchster Anmut, zärtlich vom See umspült, köstlich im Umriß und ganz in sich geschlossen.

Konstanz, wachsame Hüterin der Rheinenge, Torwart des Sees: wuchtige Masse des Konzils und feine Silhouette des Doms. Südlich helle

Häuser, warmgetönt, teils breitgegründet, mit mächtig hochstrebendem Giebel, teils schon lateinisch schmal mit flacherem Dache, Laubengänge zu Füßen, Schwester Innsbrucks und Bozens, fließendes Licht auf der Breite der Marktstätte, tiefe Schatten in der Enge der Seitengassen, hohe Klarheit des Münsterschiffs, weltferne Geborgenheit im Kreuzgang des Inselhotels. Am Hafen unterm Grün der Kastanien: letzter Blick in die Weite des Obersees, Licht, Größe und Freiheit.

Aber ist hier der See schon zu Ende, wie viele glauben?

Noch einmal weitet sich der Blick, hinter dem alten Schloß Gottlieben mit seinen Zinnen und Türmen, nach Nordwest über die Reichenau mit ihren uralten Kirchen und klösterlichen Bauten, mit ihren Obstpflanzungen und Rebenhügeln, zu den Kuppen des Hegaus mit dem mächtigen Massiv des Hohentwiels, dessen zertrümmerte Bastionen noch immer der Hauch großer Vergangenheit umwittert. Bergig, waldreich und geschlossen das schweizerische Südufer, mit dem reizenden Mannenbach, seinen Napoleonschlössern und der zackigen Ritterburg auf der Höhe, mit dem altertümlichen Steckborn und seinem turmartigen Stadthaus, dessen dicke Mauern sich hart an den See drängen, weit sichtbares Wahrzeichen währschaften Bürgertums, mit der stachligen Pickelhaube als Kopfzier und Schutz, mit den Fachwerkbauten von Berlingen, und Mammern mit seinem verzauberten Park.

Bescheidener scheint hier das deutsche Nordufer des Untersees, mit den winzigen Dörfern in den fruchtreichen Gärten, die sich hinter den Pappelreihen des Ufersaums schüchtern verbergen, in flacher Wölbung darüber der Schienerberg, der die Halbinsel Höri mit seinen Wäldern umschließt. Näher und näher treten die Ufer zusammen, vom Kirchlein von Horn an, wo der breite Radolfzeller See endet; vorbei an uraltem Kulturland aus Pfahlbauzeiten, das nun als wahrer Gottesgarten in seliger Stille daliegt, von Pappeln feierlich bewacht, über Gärten und Felder zu Wiesen und Wäldern ansteigend, im gleichen sanften Schwunge wie das Rund der Buchten, die das Schiff durchschneidet, von einem vorgestreckten Horn zum andern. Vorbei an Gaienhofen, dem Paradiese der Dichter und Maler, an Schloß Marbach, das mit seinem herrlichen Park inmitten der Bucht liegt, an dem traulichen Wangen mit dem pappelbestandenen Horn und den bunten Gärtchen, deren Mauern sich im See baden, an Schloß Kattenhorn mit seinen Rasenflächen und hochstämmigen Bäumen, und dem stattlichen Kloster Oehningen, das einst die ganze Halbinsel beherrschte, bis zur Einmündung des Sees in den Rhein. Das ist die letzte der Städte am See und eine der schönsten zugleich — Stein am Rhein, das schweizerische Rothenburg, mit den Klosterbauten von St. Georgen und den farbigen, erkerverzierten Bürgerhäusern um Rathaus und Marktplatz, mit Tor und Turm und Graben, mit Brücke und Brunnen ein unverfälschtes Abbild mittelalterlicher Städteherrlichkeit, das die Enkel sorgsam bewahren, wie es die Väter vor dem feindlichen Zugriff Habsburgs zu schirmen wußten. Darüber die Burg Hohenklingen, von wo der Blick noch einmal zurückwandert über den See und zum Hochgebirge mit dem Massiv des Säntis, und zum nahen Hegau mit dem Schwarzwald dahinter.

Das ist die besondere Schönheit des Untersees — die nahe Verbundenheit der Ufer, die sich hier schon flußartig nahe sind und die dennoch die ganze geruhsame Harmonie der Seeufer bewahren. Noch einmal versinkt man erlöst in die Reinheit der Farben, in dem Zusammenklang von See und Land. Immer neu aufstrahlt hier die ewige Jugend der Welt. Grenzenlos offenbaren sich Klarheit und Weite des Himmels. Wunderbar ergießt sich Ruhe aus dem bewegten Gange der Flut und dem stetig schwingenden Rhythmus der Berghöhen unter dem hohen Himmel und der stillen Wanderschaft der Wolken. Aus dunklen Wäldern, über grünenden Hängen heben sich die Schlösser und einsamen Berghöfe, zerfallene Burgen und fromme Kapellen. Auf dem See ein Fischerkahn, der seine gemächlichen Kreise zieht, von Vögeln umschwirrt, oder ein Segelboot in windschneller Fahrt — alles in freudiges Licht und glühende Farben gekleidet. Hier verstummt alle Unrast der Zeit, es erwacht alle freudige Lust aus Kindertagen an der Schönheit und Farbigkeit der nahen Erde. Wohin strebst du noch? Hier ist Frieden, hier sind die Gestade des Glücks.

Sämtliche Aufnahmen zu diesem Beitrag entnehmen wir mit Genehmigung des See-Verlags in Friedrichshafen Lotte Eckeners »Bodensee«, in deren meisterhaften Lichtbildern Landschaft und Architektur, Kunst und Leben der einzigartigen Welt um den Bodensee in ihrer ganzen Fülle und aller Reinheit ihrer Atmosphäre festgehalten sind.

Das Gewitter / Von Otto Heuschele

Aus der soeben erschienenen Aufsatzsammlung unseres Mitarbeiters Otto Heuschele „Kleines Tagebuch" (Strecker und Schröder Verlag, Stuttgart) — einem Buch, wie es wenige gibt und wie es viele geben sollte, einem Buch, aus dem Deutschland wahrhaft aufersteht, aus dem der deutsche Mensch spricht, seine Seele und der lebendige Atem seines Landes. Das Jahr des Gartens, Wanderung durch deutsche Gebirge und Pilgerschaft zu heiligen Stätten, Wolken und Vogelflug — das alles ist hier beisammen, in seinen Tiefen erlebt und aus seinem Wesen heraus gestaltet.

Kennen es denn die Menschen in den großen Städten noch? Wissen sie, was ein Gewitter wahrhaft ist? Sie sehen, wie die schwarzen Wolken ihren kleinen Himmelsausschnitt bedecken. Sie hören das Rollen der Donner, aber es fällt ihnen kaum auf, denn der Lärm der großen Stadt schwebt, einem immerwährenden Donner gleich, über ihrem Haupt. Aber von dem, was ein Gewitter ist, wissen sie wenig mehr. Sie erleben nur ganz selten noch diese urgewaltige Kraft der Elemente. Wir möchten sie darum bedauern, wir auf unserem Lande, wir kennen das Gewitter. Jedes ist uns neu, jedes uns vertraut und jedes aber auch fremd und überraschend. Wir sehen, wie die Wolken aus den Horizonten emporsteigen, die großen weißen mit den gelben Rändern, wir sehen sie wachsen und sich auftürmen zu Gebirgen, wir beobachten, wie sie sich ineinanderschieben zu einer Wolkenfront, die, von der Sonne bestrahlt, plötzlich grauschwarz oder dunkelblau wird. Wir hören leises Rollen aus der Ferne ... Das ist Donner. Aber noch immer ist alles still, fast zu ruhig für unser Gefühl, das ist die Stille vor dem Sturm. Noch hat sich kein Wind erhoben, die Blätter der Bäume zittern zwar leicht, doch das ist nur die Glut der Hitze in der sie beben. Immer wieder rollt der Donner aus der fernen unbeweglichen Wolkenmauer. Steht sie aber wirklich unbeweglich? Schiebt sie sich nicht, der breiten Front eines angreifenden Heeres gleich, vorwärts auf uns zu? Bricht sie nicht schon zwischen zwei Hügelzügen hindurch, um in unser Tal einzufallen? Jetzt zucken rote Blitze aus der blauschwarzen Wand ... einer folgt dem andern: das Rollen des Donners bricht nicht mehr ab. Jetzt ist drüben im Südosten durch das schmale Waldtal der Einbruch gelungen. In der ruhigen Wolkenfront entsteht Bewegung. Die schwarze Mauer löst sich auf, die einzelnen Wolken brechen unheildrohend in unser Tal herein. Der Donner wird heftiger, ein Wind steht auf, er wird zum Sturm. Die Bäume werden in ihren Kronen aufgewühlt, die Äste beugen sich, in den Blättern hebt ein Rauschen an, Staub steht von den Straßen auf, wird hochgewirbelt, steht über dem Lande, Papier und Stroh weht um den Turm der Kirche. Jetzt sind die ersten Wolkenfahnen über uns, sie werden vom Sturm weitergerissen, einige große kalte Regentropfen fallen klatschend in den Staub. Doch das ist nicht ernst zu nehmen, das sind harmlose Vorboten. Der Gewitterkern folgt erst. Immer neue Wolkenberge brechen durch die schmale Talöffnung. Ununterbrochen rollt der Donner, Blitze springen von Wolke zu Wolke, andere von jähem Knall begleitet zur Erde. Jetzt fällt am jenseitigen Rand der Wolkenbank auch Regen, die Hügel drüben im Süden sind völlig von der Regenwand verhüllt. Rasch verschwindet das Dorf, Haus um Haus, der Turm der Kirche, alles taucht unter hinter dem grauen Vorhang. Wir warten noch vergebens auf den Regen. Rings ist er niedergefallen, aber die Wolken, aus denen er kam, wurden rasch hoch- und weitergetragen. Jetzt tobt der Sturm und die trockene Gewalt des Gewitters. Das Himmelsgewölbe scheint zu erbeben, die Fenster im Hause klirren im Rollen des Donners mit. Da, plötzlich sieht das Auge, daß auch von Westen her eine Gewitterwand rasend schnell, vom Sturm getrieben heraufzieht. Wehe, wenn diese Wolkenberge aufeinanderprallen. Sie müssen sich über unserm Tal treffen . . . Jetzt fällt Regen. Große, kalte Tropfen schlagen gegen die Hauswand, die Fenster und die Erde. Dazwischen zucken ohne Unterbrechung Blitze, vom Donner ohne Unterlaß begleitet. Immer heftiger wird der Regen . . . die Tropfen werden größer, der Sturm peitscht sie wild gegen die Hauswand. Doch was ist das? Scharfe Schläge

gegen das Fenster, die Regenrinne, die Hauswand? Weiße Körner tanzen auf dem Asphalt der Straße . . . erst wenige, dann mehr, jetzt fällt fast kein Regen mehr . . . atemlos stehen wir . . . denn nun jagen haselnußgroße Hagelkörner vom Himmel herab, minutenlang sinnlos die Gewächse zerstörend. Was sind in diesem Geschehen Minuten? Ewigkeiten. Wir stehen und starren auf das grausam große Schauspiel, das unbeutbare Wüten der entfesselten Elemente. In wenigen Minuten ist unser Tal weiß wie im tiefen Winter, die Sinne schwinden uns . . . das rasende, irrsinnige Klopfen der Hagelkörner löscht jeden klaren Gedanken aus. — Aber das muß doch einmal aufhören, das kann doch nicht bis in alle Ewigkeit fortwähren! Jetzt werden die weißen Steine seltener, dafür fällt der Regen dichter. Von unserer Straße ist nichts mehr zu sehen . . . sie ist zu einem reißenden Strom geworden, in den Gärten steht das Wasser fußtief, von den Hügelhängen braust es hernieder, Erde, Pflanzen, alles, was nicht tief im Boden verwurzelt ist, mit sich reißend. Ein kleiner Wasserfaden, der rein und klar, still und friedlich durch das schmale Wiesental zog, ist zum meterbreiten Fluß geworden, der die Erde von den fernen Weinbergen mit sich bringt und da und dort als gelben Schlamm ablagert. Aber noch immer rauscht der Regen nieder. Noch immer rollen Donnerschläge. Noch immer zucken Blitze, schlagen ganz in der Nähe ein, wir hören es am knappen, scharfen Knall. Der Himmel ist eine einzige große graue Ebene geworden, aus der weithin nichts als Regen und wieder Regen fällt. Ein Wolkenbruch, der das, was der Hagel noch verschont hat, zerstört! Wir erkennen schon abgeschlagene Baumfrüchte im Wasserstrom, wir sehen, wie Heuhaufen auf dem gelbbraunen Wasser herschwimmen, da und dort werden Vögel, die von Hagelkörnern getroffen tot zu Boden fielen, vom Wasser fortgetragen. — Grausam sind die Elemente, wenn sie ihre Schranken zerbrochen haben. Ungerecht in ihrer Vernichtung. Groß auch und erhaben in der Kraft ihres Waltens, furchtbar in der Unerbittlichkeit ihres Ausbruches. Dürfen wir sie aber nur vom Menschen her sehen? Dürfen wir nun zweifeln an dem Sinn, den Gott durch seine eigenen Elemente auszulöschen scheint? Sind sie uns nicht gesandt, daß wir daran wachsen und größer werden in unserem Menschsein? Uns bleibt nur eines in dem Ausbruch der elementaren Gewalten: die Demut vor dem Wunder und die Haltung vor der Größe des Elementes. —

Doch jetzt wird der Regen geringer. Er strömt noch immer, aber wir können es wagen, hinauszugehen, um zu sehen, was uns geblieben ist. Wir legen die Mäntel um und treten hinaus. Wunderbar ist die Atmosphäre erfrischt, es ist kühl, fast kalt geworden. Erschreckend ist das Bild der Zerstörung in Garten und Feld, Baumgarten und Weinberg. Zerschlagene Pflanzen, zerstörte Schößlinge, abgeschlagene Baumzweige und -früchte, vom Wasser fortgetragene Jungpflanzen liegen im Schlamm zwischen Geröll und Gestein, in den Weinbergen sind die zarten Blätter und Blüten zerschlagen, unter den Bäumen finden wir Vogelnester mit den getöteten noch nackten Jungen. Wir sehen da und dort an großen Bäumen Äste gebrochen und hören, wie über der Zerstörung die Vögel, die am Leben blieben, lauter singen als in all den schwülen Tagen. Die Amsel hoch im Wipfel einer Tanne tut es allen andern zuvor. Überall kommen, als der Regen aufgehört hat, die Menschen, um zu sehen, wie die Elemente ihr zerstörendes Werk getan haben. In den Straßengräben fluten noch lange die gelben, lehmigen Wasser. Im blauen Himmel aber fliegen wieder weiße Wolken, die Sonne strahlt versöhnend, als sei der Erde kein Unheil widerfahren. Wir aber fühlen noch lange, wie das Toben der Elemente uns erschütterte bis ins Innerste. Wir ließen uns nicht beugen und gaben uns keiner blinden Verzweiflung hin, wir ließen uns erheben von diesen rätselhaft-rätsellosen elementaren Kräften, durch die Gott seine Forderungen an die Menschen gleicherweise ausspricht wie durch das harmonische Spiel der Kräfte, durch das gesegnete und begnadete Wachsen und Reifen. Wir müssen ebenso bereit sein, die ausbrechenden Gewalten des Gewitters zu erfahren wie das segenspendende Leuchten der Sonne und den gütigen Regen des Vorfrühlings oder das stille Ruhen des Winters.

Weinfahrt am Rhein

Von Paul Fechter

Dieses Meisterstück „anmutiger Gelehrsamkeit" entnehmen wir mit Erlaubnis des Bibliographischen Instituts Paul Fechters neuem Reisebuch „Sechs Wochen Deutschland" — einer romantischen Fahrt durch unsere Gegenwart, die von Berlin aus sternförmig in alle Richtungen führt, nach dem Harz und Niedersachsen, oder nach Ostpreußen, nach Thüringen und Franken, nach Bayern und Schwaben, und zuletzt an Rhein und Mosel hinführt.



Alte romanische Kirche im Rheingebiet
(Carden an der Mosel)

Es sollte sich einmal jemand die Mühe machen, einen Baedeker nur der Weingegenden des Rheines mit all den bedeutsamen Stätten zu schreiben, in denen die guten Dinge der Welt, soweit sie Essen und Trinken angehen, die ihnen gebührende Pflege und Beachtung finden. Es gibt ausgezeichnete sachliche Führer durch das Rheingebiet, von den immer noch äußerst lesenswerten, mit schönen alten Stichen geschmückten „Rheinlanden" Karl Simrocks bis zu Richard Klapheks zweibändiger „Kunstreise auf dem Rhein", die viel mehr bringt, als ihr Titel verheißt. Es fehlt aber der sachkundige Führer rein vom Leben aus — und die Pfalz und das Nahegebiet, vor allem jedoch der Rheingau verdienten längst solch einen Führer, geschrieben von einem, der den Zauber dieser Landschaft und ihrer Erzeugnisse zu tiefst empfunden hat und das Wesen des Landes selber zum Sprechen zu bringen vermag.

Der Zauber dieser blausilbernen Landschaft ist schwer zu beschreiben; die feuchte Luft über dem breiten Strom gibt der Atmosphäre noch in heißen Sommertagen etwas von dem süßen Schleier, den Monet und Sisley über dem Seinetal sahen. Wie eine riesige Schale ruht das fruchtbare Land zwischen Mainz und St. Rochus bei Bingen, zwischen Wiesbaden und Niederwald in der Tiefe, wenn man von den Höhen um Kiedrich oder weiter nördlich vom Rand der Taunuswälder hinabschaut, etwa die wunderbare Aussicht von Hohenwald bei Georgenborn mit dem Blick auf Rauenthal hinunter, oder den Ausblick von den Höhen bei Rauenthal selber genießt. Ein schwerer, voller Duft schwebt über diesem weiten Garten, ein südliches Blühen ist über ihm und die Freude an den guten Dingen dieser Welt, die sie vom Rheinsalm bis zum Markobrunner hier so überreich hervorbringt.

Es ist schwer, ohne Unrecht eine Auswahl von Stätten des gastlichen Lebens aufzuzählen, die aufzusuchen man vor seinem Gewissen eigentlich verpflichtet ist. Von Schierstein, in

dessen „Grünem Wald" der Fremde die Reize gebackener Rheinfische als Konkurrenz des Salms kennenlernen kann, bis nach Rüdesheim zieht sich die Reihe der Städtchen am Rhein selber hin, dann von Rauenthal über Kiedrich bis zum Jagdschloß Niederwald mit seiner reizenden Aussicht, die der Orte weiter drinnen im Land, auf den ersten Höhen, wo das Gebiet des Weines allmählich in das der Landwirtschaft überzugehen beginnt. Auf Schierstein folgt Eltville, das der Lustspieldichter Koppel, der hier geboren wurde, mutig, wenn auch bisher vergeblich, wieder verdeutschte, als er sich Koppel-Ellfeld nannte, berühmt durch seine Sektkellereien; im Garten der Burg Craß, unmittelbar über dem Rhein sitzt man an warmen Sommerabenden so schön, daß fahrplanmäßig festgelegte letzte Heimkehrmöglichkeiten oft in schwere Gefahr geraten. Auch an anderen großen und kleinen gastlichen Stätten kann man sich davon überzeugen, daß man sich bereits im Bereich der besten Ergebnisse des deutschen Weinbaus befindet. Es folgt Erbach, dessen „Traube" eingehende Besichtigung verdient, folgen Hattenheim und Östrich-Winkel, dessen „Schwan" zu den reizendsten alten Gasthäusern unmittelbar am Strom gehört, wo man einen Einblick in die Kultur der guten rheinischen Gasthöfe auch in kleinen Städtchen bekommen kann. Über Winkel schwebt der Glanz des Namens Brentano; die Familie des Dichters haust heute noch dort, Besitzer eines guten Teils der besten Lagen um den Ort. Goethe weilte hier als Gast; die Günderode, die romantische Freundin der jungen Brentanos, suchte bei Winkel, im Angesicht der grünen Insel im Rhein, im Strom den Tod.

Über dieser ersten Reihe der Weinorte erhebt sich die zweite, nicht mehr am Strom, sondern schon auf den Höhen gelegen, aber nicht minder berühmt als die erste. Dicht hinter Erbach, unmittelbar im Weinbaugelände hinter der Eisenbahn, rieselt im Feld ein Brunnen, der Markobrunnen, dessen Namen die Sage bereits in die Römerzeit verlegt, und um den einer der berühmtesten Weine des Rheingaues wächst. Weiter östlich und weiter bergauf liegt das schon halb ländliche Rauenthal, dessen Erzeugnisse sich ebenfalls mit Recht hohen Ruhms bei den Wissenden erfreuen. Westwärts von Rauenthal, auf halbem Weg zwischen dem Strom und dem Bergwald auf der Höhe, winkt Kiedrich, auf der Grenze zwischen Wein- und Getreideland, im „Engel" und in der „Krone" für die beachtlichen Qualitäten selbst seiner offen verschenkten Gewächse. Ein Engländer des 19. Jahrhunderts, Sir John Sutton, liebte das Städtchen mit seiner reizenden Michaelskapelle, der zierlichen Gotik von St. Valentin und den hübschen Fachwerkhäuschen so sehr, daß er zwanzig Jahre lang auf seine nicht geringen Kosten Zerstörtes wiederherstellen, Verfallenes erneuern ließ und nicht ruhte, bis er aus Kiedrich eines der schmucksten und saubersten Rheinnester gemacht hatte.

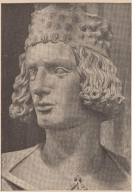
Gipfel aber dieser Höhenorte sowohl in landschaftlicher wie in weinbaulicher Beziehung ist Eberbach, Kloster Eberbach am Steinberg, reizend gelegen am Beginn eines zum Rheingau offenen Tales, uralte Zisterziensergründung von wunderbar malerischen Reizen und Zentrum der preußischen Domänenweine, die den stolzen Namen Steinberger Cabinet tragen. Der alte, kleine Klostergarten von Eberbach mit seinem italienischen Reiz und im ehemaligen Konventsaal die große Weinkellerei mit den altehrwürdigen, riesigen Weinpressen, die Lage des Klosters in dem freundlichen Tal unter den saftiggrünen Waldhöhen an der Straße mit den alten Nußbäumen ist mit Recht ebenso weltberühmt wie das, was man hier an Ort und Stelle seines Wachstums entweder unter den Kastanienbäumen des Gartens oder drinnen in den behaglichen kleinen Gasträumen vorgesetzt bekommt.

Wenn man lange genug in Eberbach gesessen und das Rechte getrunken hat, kann es wohl geschehen, daß selbst junge Frauen und Mädchen talwärts zu schweben beginnen in den sinkenden Abend hinein, der rötlich strahlend über der Elisenhöhe bei Bingen und den fernen Bergen des Hunsrück aus dem in leichten Nebeln versinkenden Land im Tale aufwächst.

Das Buch vom deutschen Volkstum

von Valerian Tornius

Sämtliche Bilder dieses Beitrags entnehmen wir mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus in Leipzig dem „Buch vom deutschen Volkstum"



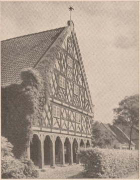
Kopf des Bamberger Reiters

Deutsches Volkstum ist ein Begriff, der sich nicht in geographische Grenzen einfassen läßt. Erst der Weltkrieg hat auch das Zusammengehörigkeitsgefühl aller über den Erdball verbreiteten Deutschen geweckt und vertieft. So ist es denn erklärlich, daß man sich mehr und mehr mit der völkischen Sonderart des Auslandsdeutschtums zu beschäftigen begonnen hat. Zu seiner Erfassung wurde noch während des Krieges das Deutsche Auslandsinstitut errichtet, das seinen Sitz mit gewisser historischer Berechtigung in Stuttgart erhielt — haben doch gerade die Schwaben von altersher ein besonders starkes Kontingent an Auswanderern gestellt und auch ihre Stammeseigentümlichkeiten vielfach in die neue Heimat, sei es nach Rußland, sei es ins Banat oder sei es nach Amerika, verpflanzt.

Aber alle diese völkischen Ableger deutscher Stämme in der Welt können, auch wenn sie schon Jahrhunderte alt sind, erst richtig verstanden werden, wenn man ihre Herkunft kennt. Um das deutsche Volkstum im breitesten Sinn zu erfassen, ist es also erforderlich, Wesen, Lebensraum und Schicksal des Deutschtums einmal klar zu umschreiben. Diesen Zweck erfüllt das Text-, Bilder- und Kulturwerk „Das Buch vom deutschen Volkstum", erschienen im Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig, das unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter von Paul Gauß herausgegeben worden ist.

Das Werk gliedert sich in drei Teile. Der erste, allgemeine Teil beschäftigt sich mit dem Wesen des Deutschtums, d. h. er gibt eine Übersicht über Wachsen und Werden des deutschen Volkes, seine Stammeseigenarten, seine rassischen Merkmale und sein Kultur- und Wirtschaftsleben. So ist dieser grundlegende Teil hauptsächlich auf das deutsche Mutterland eingestellt.

Es leben 95 Millionen Deutsche auf der Erde, von diesen 65 Millionen innerhalb der Reichsgrenzen; dazu kommen noch weitere 15 Millionen, die den geographischen Raum von Mitteleuropa bevölkern. Dieses Mitteleuropa besteht aus verschiedenen Landschaftsformen, die von den abwechslungsreichen Küstenstrichen der Ost- und Nordsee (Dünen, Kreidefelsen und Wattenküste) über die norddeutsche Tiefebene (Heide, Moor, Marsch, Geest) und die mannigfaltigen Gebilde der deutschen Mittelgebirge bis einschließlich in das Hochalpengebiet reichen. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß gerade auch diese große Vielfältigkeit der Landschaft mit dazu beigetragen hat, die Stammeseigenart der Deutschen abzustufen.



Westpreußisches Vorlaubenhaus

Jene bereits erwähnten, durch den Landschaftsunterschied und nicht zuletzt auch durch die geschichtliche Entwicklung bedingten Stammesmerkmale haben zunächst einen größeren Gegensatz zwischen Nord und Süd geschaffen. Doch besteht dieser Gegensatz innerhalb eines und desselben Deutschtums. „Will man diese deutsche Polarität auf die schärfste Formel bringen, so wird man sagen: Der Süden hat viel, wo der Norden wenig hat, und umgekehrt, so daß beide aufeinander angewiesen sind." Aber es schiebt sich zwischen Nord und Süd eine Mittelgruppe, die mannigfaltige Übergänge aufweist. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Bewegung zwischen Nord und Süd im Laufe der Geschichte häufig gekreuzt wird durch eine andere, die von Westen nach Osten führt (Ostkolonisation); andererseits gingen später wieder formende Wirkungen von Osten nach Westen zurück. So genommen, müssen wir darum deutlich zwischen einer Nord-, Mittel- und Südgruppe unterscheiden, in der jede ihre besonderen Charakterzüge wahrt, ohne daß sie doch aus dem Zusammenhang des Volksganzen fällt.

„Immer mehr sehen wir, wie sehr die Deutschen auf Mitarbeit der Kräfte aus allen ihren großen Gruppen angewiesen sind. Bei alledem spielen daher naturgemäß oft gerade die Übergangs- und Kreuzungsgebiete eine große Rolle, in denen sich die Erbanlagen mehrerer Stämme verbinden und durchdringen. In der Raum- und Wechselwirkungszone zwischen Nieder- und Mitteldeutschen, in den Nordstreifen des deutschen Mittelgebirgslandes liegen die rheinisch-westfälischen, die thüringisch-sächsischen Großindustrien, und wieder alte Kulturstätten wie Corvey, Hildesheim, Merseburg; liegen ferner die Geburtsorte Raabes, Klopstocks, Händels. Im bairisch-fränkischen Grenzgebiet liegt Nürnberg, im nahen ostfränkisch-hermundurischen Übergangslande wurden Wolfram von Eschenbach und Jean Paul geboren; auf der bairisch-schwäbischen Grenze erblühte Augsburg — und so fort." (Dr. Paul Zaunert: Das deutsche Volk und seine Stämme.)

Eine nähere Betrachtung zeigt, daß die von der Mittelgruppe besiedelten Gegenden die stärkste Bevölkerungsdichte aufweisen (durchschnittlich 250 Einwohner auf 1 qkm). Es ist darum erklärlich, daß in diesem Raum die meisten Städte liegen. Aus allen drei Gründungsepochen sind charakteristische und bedeutsame Beispiele vorhanden. Freilich aus der ersten Periode, die in die Römerzeit fiel, nur noch spärliche Baureste, wie in Trier und Köln, und allenfalls einige Spuren in den ursprünglichen Städteanlagen. Die zweite, mit dem hohen und späten Mittelalter einsetzende Bauperiode hat dagegen eine Fülle von planvollen Städtegründungen hervorgebracht, besonders an den Schnittpunkten des Verkehrs, Stadtgründungen, die noch heute vielfach deutlich ihren mittelalterlichen Ursprungscharakter erkennen lassen. Und auch die dritte und letzte mit dem Aufblühen der Industrie im 19. Jahrhundert zusammenhängende Bauperiode ist hier am stärksten vertreten.

Zwei Kräftegruppen beeinflußten mittelbar oder unmittelbar fast jedes Stadtbild: die Landschaft und die völkische Eigenart der Bewohner. Dazu gesellt sich noch, namentlich in früheren Zeiten eine Anpassung an die gegebenen Schutzvorrichtungen der Natur (Berg und Tal). Die Städte wuchsen meist im Schutze der Burg, die auf einer Höhe stand. Das vielerorts wellige Gelände Mitteldeutschlands mit den tief eingeschnittenen Flußtälern eignete sich gut für solche Anlage. So liegen denn auch zwischen Rhein und Saale, Main und Unstrut die bedeutendsten alten Burgen. Die Flußläufe als Verkehrsadern kommen erst für die spätere Städteentwicklung in Frage. Sie bewirken das Aufblühen der Handelsplätze, wie die lokalen Vorkommen von Bodenschätzen wichtige Industriezentren im 19. Jahrhundert hervorriefen.

Die Städte übernahmen auch im späteren Mittelalter von den Klöstern die kirchliche und

kulturelle Führung. Mit ihnen sind die großen Epochen der Architektur und der übrigen Künste aufs engste verknüpft. Wissenschaft und Dichtung, deren Pflege im frühen Mittelalter fast ausschließlich den Klöstern vorbehalten war, kamen durch die Gründung der Universitäten und Akademien, durch die Förderung der Höfe und durch die Unterstützung der Stadtgemeinden zu Ansehen und Blüte. Auch das ganze staatliche Gefüge, das Wirtschaftsleben und die rechtliche Grundlage wird von den Städten aus geleitet und verwaltet. Aber das Land bleibt doch der Rückhalt, die Kraftquelle des nationalen Wachstums. Das Dorf steht darum gleichberechtigt neben der Stadt. In seinen verschiedenen Anlagen spiegelt sich die Eigenart der Stämme wider, wie sich in den abwechslungsreichen Formen der Bauernhäuser die bodenwüchsige, mit der Landschaft verknüpfte Volkskultur eines jeden Gaues ausprägt.

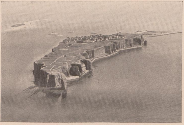


Siebenbürger Bäuerinnen

„In keinem andern Lande Europas gewinnt man in so starkem Maße den Eindruck, daß Wälder, Wiesen und Felder, daß Dörfer, Weiler und Höfe zugleich Ergebnis menschlicher Kulturschöpfung und letzte ausgereifte Frucht der Landesnatur sind, wie gerade auf dem Volksboden der Deutschen. Man darf füglich sagen, daß erst durch die Kulturarbeit des deutschen Bauern in Flur, Siedlung und Haus die Eigenart der deutschen Landschaft geweckt und zu seltener Blüte entfaltet wurde." (Prof. Dr. Bruno Schier: Das deutsche Dorf.)

Der zweite Teil des Werkes setzt sich zusammen aus Charakteristiken der einzelnen deutschen Gaue und ausländischen deutschen Sprachgebiete. Beginnend mit Ostpreußen und dem Memelland und abschließend mit Altbaiern wird kartographisch und an einer Fülle von Abbildungsmaterial die Eigenart eines jeden Gaues vom landschaftlichen, völkischen und kulturellen Gesichtspunkte aus mit den nötigen Erläuterungen dargestellt. Die große Vielfältigkeit deutschen Wesens prägt sich in diesem Abschnitt nach jeder Richtung hin deutlich aus.

Die übrigen Unterabteilungen sind in gleicher Anlage dem Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen gewidmet, zunächst den beiden selbständigen Staaten mit vorwiegend deutscher Bevölkerung (Österreich und Schweiz), dann den großen deutschen Minderheiten in der Tschechoslowakei, in Ungarn, Südslawien, Rumänien, Polen und in der Sowjetunion, sowie den deutschen Stammgebieten in Oberitalien und im Baltenlande und endlich dem Deutschtum in Übersee und in den ehemaligen Kolonien.



Helgoland

Das Auffällige an den deutschen Minderheiten der europäischen Staaten sind die geschlossenen Siedlungsgebiete, die oft auf ein mehr als ein halbes Jahrtausend zurückliegende Einwanderung sich gründen, wenn sie nicht überhaupt, wie z. B. Südtirol, alte deutsche Stammesländer sind. So haben wir in der

Tschechoslowakei beispielsweise ein geschlossenes deutsches Sprachgebiet mit über 3 Millionen Deutschen. Die etwa 600 000 Deutschen im heutigen Ungarn bewohnen hauptsächlich in drei Gruppen Pannonien, die eigentliche ungarische Tiefebene (Alföld) und das nordöstliche Bergland. Seit dem 12. Jahrhundert sitzen an den Nordhängen der Südkarpathen im heutigen Rumänien die Siebenbürger Sachsen.

Westlich von ihnen sitzen auch schon seit zwei Jahrhunderten, immer wieder durch neue Zuzüge ergänzt und aufgefüllt die sogenannten Banater Schwaben, von denen 300 000 nach dem Weltkrieg an Rumänien und etwa 450 000 an Südslawien kamen. In das 18. Jahrhundert fallen auch die Anfänge der deutschen Kolonien Rußlands, unter denen die der Wolgadeutschen (Räterepublik der Wolgadeutschen) mit etwa einer halben Million Köpfen die größte ist. Andere geschlossene deutsche Gebiete liegen in der Ukraine, im Kaukasus und in der Krim.

Fast zu gleicher Zeit wie in Siebenbürgen die Sachsen und Franken, trugen deutsche Ordensritter und hanseatische Kaufleute deutsche Kultur in die Ostseeprovinzen Livland, Estland und Kurland. Sie legten Städte heimatlichen Charakters an, bauten gotische Dome und Rathäuser, kultivierten das Land, verbreiteten christlichen Glauben und deutsche Sitte. Das ganze Gebiet von Memel bis Narva erhielt ein deutsches Gesicht und bewahrte es trotz Polen-, Schweden- und Russenherrschaft jahrhundertelang. Aber weil die Deutschen nur der Oberschicht angehörten und ein eigentliches deutsches Bauerntum im Lande fehlte, mußten sie schließlich die Führung an die Letten und Esten abgeben.

Ganz anders verhält es sich nun mit der deutschen Siedlung in Übersee, vor allem in Nordamerika. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man heute den deutschen Blutsanteil am Aufbau der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten mit 25 v.H. der Gesamtbevölkerung ansetzt. Aber doch spürt man das nicht im Ausdruck von Sprache und Kultur. Das kommt daher, daß die deutsche Siedlung in Amerika keine einheitliche Tat war. Sie entsprang — abgesehen von wenigen Fällen, wo völkischer Wille, drüben ein Neudeutschland zu gründen, bestimmend war — dem Wunsche des Einzelnen, sein Erdenlos zu verbessern, mögen auch seinen Entschluß verschiedenartige Motive wirtschaftlicher, religiöser oder politischer Natur bewirkt haben. Geschlossene Siedlungen finden sich darum sowohl dort wie in Kanada trotz der großen Masse der Auswanderer verhältnismäßig selten.

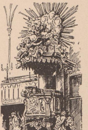
Geschlossene deutsche Siedlungen haben wir noch in Südamerika, vor allem in Brasilien, wo Blumenau, das Hochland von Paraná und das Hinterland von Porto Allegre Sammelplätze des Deutschtums geworden sind, die aber erst drei, höchstens vier Generationen alt ist und infolgedessen die ursprüngliche Stammeswesensart noch ziemlich unverändert beibehalten haben. Kleinere deutsche Enklaven kolonialen Charakters finden sich in Paraguay, Uruguay und Argentinien, während in Chile die Deutschen, wie im Baltikum, schon mehr eine Herrenschicht bilden. In Afrika repräsentieren die übriggebliebenen Farmer der ehemaligen Kolonien das Deutschtum. Neuerdings finden größere völkische Gruppenbildungen in Südafrika statt. Auch Südaustralien mit dem Mittelpunkt Adelaide weist noch einige große deutsche Gemeinden auf. Am spärlichsten ist das Deutschtum in Asien vertreten. Hier gibt es keine geschlossenen Siedlungen. Der Deutsche als Kaufmann wiegt vor. Er hat hier Pionierarbeit zu leisten und der deutschen Industrie Absatzgebiete zu erobern.

Der dritte Teil des Werkes behandelt die Vorgeschichte des deutschen Volkes (Prof. Dr. Walther Schulz) und seine geschichtliche Entwicklung unter dem Titel „Deutscher Raum und deutsches Reich" (Prof. Dr. Erich Kayser). Sehr klar und übersichtlich sind in ersten Abschnitt der Verlauf der Stein-, Bronze- und Eisenzeit auf deutschem Boden nach besonders charakteristischen Gräberfunden geschildert, um dann mit der germanischen Völkerwanderung bis zum Auftauchen historischer Berichte zu schließen.

Hieran schließt sich nun der nächste Aufsatz an, der in wesentlichen Zügen die geschichtliche Entwicklungslinie von der endgültigen Festsetzung der deutschen Stämme im frühen Mittelalter bis zur Gegenwart führt. Ein Nachwort von Dr. Hans Steinacher „Vom deutschen Volkstum, von der Volksgenossenschaft und vom volksgebundenen Staat" umreißt in aller Kürze noch einmal den Sinn des Buches, das in erster Linie dazu beitragen soll, in allen Volksgenossen das Bewußtsein von der Größe und dem unerschöpflichen Reichtum deutschen Lebens lebendig werden zu lassen.

Mario Krammer: Berlin und das Reich

Von Walther von Hollander



Schlüter-Kanzel, Marienkirche

Mario Krammer, der Verfasser dieser Geschichte Berlins, hat selbst viele Jahre lang eine der fruchtbarsten Traditionen Berlins aufrechterhalten: den Berliner Salon. In Krammers Hause kamen — und kommen immer wieder — Menschen aus allen Schichten der Berliner Bevölkerung zusammen, um sich von Denkern und Gelehrten, von Musikern und Malern, von Pädagogen und Schriftstellern aus ihrer Arbeit, von ihren Denkergebnissen und Plänen berichten zu lassen. Im Hause Krammer wurde man sich immer wieder bewußt der Vielfalt und Vielgestalt dieses Berlins, der riesigen Kraftströme, die hier zusammenflossen und von hier weithin befruchtend das Land veränderten. Krammers Buch ist geschrieben aus einem ungewöhnlich reichen Wissen und aus einer großen Liebe zu einer oft geschmähten und viel zu wenig gekannten Stadt, aus der Erkenntnis ihres natürlichen und geschichtlichen Schicksals, aus dem Glauben an ihre vergangene und künftige Sendung innerhalb des gesamtdeutschen Schicksals. Leider — das muß gesagt werden — leidet Krammers Darstellung an der Überfülle ungebändigten Stoffes. Das riesige Material an Daten, Zahlen und Namen ist nicht geordnet, und man steht zum Schluß ein wenig unglücklich vor der Fülle von Tatsachen, die wohl geistig gebunden, aber nicht bewältigt sind. Trotzdem wird jeder in dem reichbebilderten Buch einen Hauch vom Schicksal Berlins, seinen geistigen, politischen und wirtschaftlichen Strömungen spüren, eine Ahnung bekommen von den außerordentlichen künstlerischen Kräften, die sich hier offenbaren. Er wird eine Hochachtung bekommen müssen vor dem ungeheuren Reichtum an Energien, der auf engem Raum, auf kargem Boden, unter jäh wechselnden Glückssternen Berlin immer wieder zu einem Zentrum Mitteleuropas und — beinahe — zur Hauptstadt des Kontinents machten.

Eine der Hauptthesen Krammers ist es, daß Berlin, „von Anfang an ein Zentrum der Straßen zu Wasser und zu Lande, zwischen Osten und Westen gelegen, mehr von den Kräften des Ostens erbaut wurde als von denen des Westens". „Am Alexanderplatz fing Asien an. Die Mark blickte von jeher nach Schlesien." Diese „nordisch-östlichen Einflüsse" zeigten sich nach Krammer im Wesen der Berliner Bürger, das niederdeutsch, „bald derb, bald lustig, bald gläubig überschattet" immer ein wenig im Gegensatz stand zu der „nach Klarheit und Gestalt strebenden Art seiner Könige, die immer mehr westlich orientiert waren".

Der erste Aufstieg Berlins, das zwischen Seen geiegen, von Sümpfen geschützt, fast alle Kriegswirren gut überstand, kam von den Bürgern, von einem engen Kreis „ratsfähiger Geschlechter", von Zünften, die einer strengen Ordnung unterworfen waren. Schnell erworbener, lange geschützter Reichtum machte diese Bürger lebensfroh und lebenssicher. Kein Rat, keine Polizei, kein Königtum durfte ihre Eigenart und ihre Freiheiten zu sehr beschränken. Diese Selbstsicherheit, diese leise und oft genug auch heftige Aufsässigkeit gegen die Staatsmacht ist bis in die neueste Zeit „echt berlinisch" gewesen. Ebenso freilich auch ein leises Schielen nach dem Vornehmen, ein nicht immer aus dem Geistigen kommender Bildungshunger, der schon um 1500 die Kinder von Handwerkern das Gymnasium besuchen ließ, und der es fertigbrachte, daß



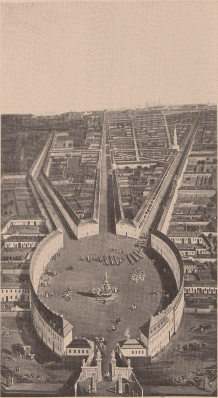
Bautätigkeit in dem Gründerjahre
Gemälde von F. Kaiser, um 1875

schon damals das höfische Hochdeutsch gegen das Niederdeutsch der Geschlechter und Gewerke durchdrang.

Der Landesherr gewann erst sehr allmählich Macht über „das Gemüt" der Berliner Bürger. Der Große Kurfürst ist der erste, der der Stadt seinen Stempel aufdrückte, der das breite holländische seines Wesens und das Barocke seines Charakters in den Schöpfungen seiner Künstler unverwischbar dem Antlitz Berlins aufprägte. Und von da ab wird Berlin immer mehr Repräsentant des staatlichen Machtwillens, Ausdruck der Haltung seiner Könige.

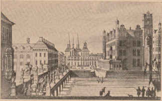
Freilich war damit nicht eine einheitliche, stetige Entwicklungslinie gegeben. Im Gegenteil: mit jedem Kronprinzen kamen geistige Kräfte auf, die der regierende König mißachtete: Das Französische oder das Holländische, das Altdeutsche oder das Preußische. Dennoch ist durch die staatlichen Bauten in allem Wechsel schließlich eine Fülle von Bauwerken entstanden, die in einem spezifischen Sinne berlinisch waren. Die Bauten der Schlüter und Eosander, der Erdmannsdorf und Gontard, der Langhans und Schadow, und vor allem schließlich das Schinkelsche Werk sind bei aller Verschiedenheit doch märkisch, brandenburgisch und berlinisch und haben das Antlitz Berlins unverwechselbar bezeichnet.

Erst mit den Gründerjahren läßt der Bauwille der staatlichen und städtischen Instanzen ganz plötzlich nach. Der Ungeist der Zweckmäßigkeit, der platten Nützlichkeit siegt auf der ganzen Linie. Keine Macht ist mehr dem andrängenden Industrialismus, den in seinem Gefolge andrängenden Massen gewachsen. Ein Stil der Massen, der großen Zweckbauten ist noch nicht gefunden, und wir bekommen die trostlosen Fabrikviertel, die entsetzlichen luft- und lichtlosen Straßenzüge der Massenstadt Berlin. Wir bekommen allerdings auch mit der Regierung des liberalen Bürgertums alle zivilisatorischen Errungenschaften. Von der Kanalisation über die Schlachthöfe und Markthallen bis zu den Wasserwerken und den Riesenwerken für Gas und Elektrizität schafft Berlin die vorbildlichen, die in der ganzen Welt gerühmten und nachgeahmten Großstadtanlagen. Berlin wird die



Der Belle-Allianceplatz um 1730

Gemälde im Märkischen Museum



Schloß, Dom und Lange Brücke um 1700
Stich von Peter Schenk

große Industrie- und Handelsstadt. Die neuen Siedlungen werden nicht mehr nach Königen genannt, sondern nach Industriellen. Borsigwalde, Spindlersfeld und Siemensstadt entstehen. Und mit ihnen allerdings auch schon der neue Typ Berlin.

Je weiter sich nämlich Berlin ausdehnt, je reicher es wird, um so mehr wächst die Erkenntnis, daß man eine Riesenstadt nicht beliebig, nicht nach dem Wollen Einzelner wachsen lassen kann. Daß geplant und vorgesorgt werden muß. Berlin beginnt, sich das weite Land einzuverleiben, es „verlandet" immer mehr. Weite Grünflächen entstehen innerhalb der neuen Stadtteile, ein Gürtel von Schrebergärten durchzieht den Nordosten Berlins, die Villenkolonien im Westen sind parkdurchsetzte, wiesenumgebene Stadtdörfer.

Aber auch die Industrieviertel, die neu entstehen, werden jetzt schon in einer aufgelockerten Bauweise geplant und gebaut.

In Industriebauten und staatlichen Bauten, in Kirchen und Palästen kommt nach einer Periode des schrecklichsten Ungeschmacks wieder eine starke, einfache Linie zum Vorschein — genau wie der Bürger Berlins, durch die Wirren von Krieg und Nachkrieg geführt, sich wieder von seinen egoistischen Sonderversuchen zu der Linie des Allgemeinwohls zurückzufinden beginnt.

Krammers Geschichte Berlins schließt mit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus. Sie berichtet nicht mehr über die Arbeit des neuen Reiches an der alten Stadt. Sie berichtet auch nicht mehr von den neuen Plänen, die Berlin zwar in seiner Würde als Reichshauptstadt belassen und bestärken wollen, aber doch eine immer größere Auflockerung anstreben. Die aber vor allem nicht mehr ein hemmungsloses Weiterwachsen der großen Städte fördern wollen. Wie die Zukunft Berlins, wie die Zukunft der Städte überhaupt aussehen wird, wie das Zeitalter der Flugzeuge und Zeppeline sich auf die Zusammendrängung der Menschen in Städte auswirken wird, läßt sich ja noch nicht übersehen. Aber es läßt sich vielleicht doch voraussagen, daß der Höhepunkt der Menschenansammlung überschritten ist und daß die Städte der Zukunft weniger die Massenquartiere als die politischen und wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Mittelpunkte sein werden, zu denen eine glänzend organisierte Riesenarmee von Flugzeugen hinführen wird.

Krammer gibt über das bisher Angedeutete auch noch einen Aufriß der geistigen Geschichte Berlins etwa von Paul Gerhardt bis zu Gerhart Hauptmann, von den Pietisten bis zu den Romantikern, aber er kommt hierbei nicht sehr weit über Aufzählung und Anekdote hinaus. Immerhin bekommt man durch die Namen Lessing und Iffland, Humboldt und Schopenhauer und Hegel, Schelling und Gebrüder Grimm, Fontane und Raabe einen Begriff, wie reich Berlin auch im Geistigen, wie lebendig und wie anziehend es immer gewesen ist und „wie viele Menschen und Mächte am lebendigen Kleide der Stadt gewirkt haben".



Altberliner Pferdedroschke

Sämtliche Bilder aus Krammer, Berlin und das Reich (Verlag Ullstein, Berlin)

Der höllische Krischan

Zum 100. Todestag Christian Dietrich Grabbes

von

Curt Elwenspoeck



Christian Dietrich Grabbe, † am 12. Sept. 1836

Als vor hundert Jahren Christian Dietrich Grabbe, weiland Advokat und fürstlich lippescher Auditeur a. D., in seiner Vaterstadt Detmold zu Grabe getragen wurde, da geleiteten ihn auf dem kurzen Wege vom Sterbehaus in der Wehmstraße zum Friedhof kaum ein halbes Dutzend alter Freunde.

Die Anteilnahme des literarischen Deutschlands war nicht wesentlich lebhafter. Nur wenige hätten damals ein Recht gehabt — in Detmold wie im Reiche — die Frau des Verblichenen unmenschlicher Härte zu zeihen, die nach glaubwürdigem Bericht den Tod des Dichters mit dem Ausruf: „Top! Gut, daß der Unhold tot ist!" quittiert hat —, um dann dem Toten freilich einen Lorbeerkranz um die weiße Stirn zu legen. Diese beiden Handlungen der Frau Lucie Grabbe, geborenen Clostermeier, sind für den Dichter und sein Schicksal bezeichnender als für die Haltung der Frau. Sie charakterisieren in ihrer Zwiespältigkeit zugleich sehr treffend das Verhältnis Grabbes zur Mit- und Nachwelt.

Christian Dietrich Grabbe war ein Unhold — äußerlich wie innerlich, ja man kann sagen: künstlerisch wie menschlich; eine in des Wortes Eigensinn unholde Erscheinung. Aber diesem selben Christian Dietrich Grabbe gebührt dennoch der Lorbeer — freilich von anderer Hand als der seiner Frau — denn er war ein deutscher Dichter, der den Stempel des Genius und zugleich den des Leidens trug.

Das Schicksal hatte mit grausamer Tücke die Elemente so in ihm gemischt, daß künstlerisch wie menschlich aller Aufschwung und alles Streben immer wieder in Mißklang, Elend und Verzweiflung enden mußten. „Der Mensch trägt Adler im Haupt und steckt mit den Füßen im Kot" — dieses Wort seines „Gothland" trifft auf keinen besser zu, als auf den Dichter selber.

Dem Zuchtmeisterssohn, im Zuchthaus geboren am 11. Dezember 1801, im Zuchthaus unter grausam-widerwärtigen Szenen aufgewachsen, haftet zeitlebens die nicht nur proletarische, sondern für damalige Begriffe fast „unehrliche" Herkunft an. Eitelkeit, Ehrgeiz, Unbeholfenheit und Eigensinn lassen ihn diesen „Makel" immer größer und belastender empfinden. Die Eltern ermöglichen dem Einzigen, Spätgeborenen, unter größten Opfern das Studium der Rechte — erst in Leipzig, dann in Berlin. Aber der vom Drang zu lebendiger dramatischer Gestaltung besessene Jüngling wirft bald die graue Pandektenweisheit beiseite.

Der wilde „Gothland", den er selbst ein Monstrum nennt, wird vollendet; Tieck sogar, der als literarischer Oberrichter über Goethe hinweg das Erbe Gottscheds angetreten hat, spendet dem Werke — zwischen Grauen und



phot. Beckmann

Grabbes Geburtshaus in Detmold

Bewunderung hin und hergezerrt — seine Anerkennung. In Berlin entsteht dann das übermütige, strudelnde Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", in der ein junges Genie keck seinen Schnabel an allen anerkannten Größen der Zeit wetzt — und schon erwächst in Grabbe der Entschluß, Schauspieler zu werden, aus dem richtigen Instinkt, stärker als jeder andere dem Dramatisch-Theatralischen verhaftet zu sein.

Tieck verschafft ihm am Dresdner Hoftheater eine Volontärstelle, aber zum Auftreten kommt es nie. Und als Grabbe — damals schon unheilbar krank und dem Alkohol verfallen — die Empfindlichkeit der Dresdner Gesellschaft durch sein anstößiges und herausforderndes Benehmen verletzt, wie er es von jeher tat und bis an sein Lebensende tun wird, da beeilt man sich, ihn abzuschieben. — Ohne Erfolg, ohne Examen, ohne Geld, krank und verbittert schleicht er in einer Augustnacht des Jahres 1823 „in das verwünschte Detmold" ein.

Die aufopfernde Fürsorge der Eltern stachelt in ihm Gewissen und Ehrgeiz. Grabbe holt seine juristischen Bücher hervor, besteht in kürzester Zeit das Examen, wird Advokat, später gar Auditeur (etwa Kriegsgerichtsrat) des lippischen Militärs; und gleichzeitig beginnt auch, durch den Studienfreund Kettenbeil, der einen Frankfurter Verlag übernommen hat, neu angeschlagen, der Quell der Dichtung wieder zu sprudeln.

Es ist hier nicht der Ort, all die Grabbeschen Dramen aufzuzählen, die in diesem Detmolder Jahrzehnt 1823—33 entstanden — von „Don Juan und Faust" bis zum „Napoleon" —, wichtig aber ist es, zu betonen, daß er, der als Mann und Mensch nie ein Verhältnis zur Frau finden konnte, auch als Dichter an einer unglücklichen Liebe gescheitert ist. Sein Zynismus und sein ätzender Spott waren nur Masken, hinter denen sich ein weiches, vielleicht gar sentimentales, auf alle Fälle liebebedürftiges Herz verbarg. So konnte es geschehen, daß die unerwiderte Liebe zu einem hübschen, etwas romantischen, aber unbedeutenden Mädchen, Henriette Meyer, den Leidenden, von allen Dämonen der Schaffensnot, des übermächtigen Wollens, des Größenwahns und der Selbstverkleinerung gleichzeitig Geplagten, völlig aus der Bahn warf. Seine Vermählung mit der 10 Jahre älteren Lucie Clostermeier, die kurz nach der vernichtenden Enttäuschung stattfand, kann nur als ein Akt der Verzweiflung und vielleicht als ein letzter Versuch, sich in die Bezirke der gutbürgerlichen Gesellschaft zu retten, verstanden werden.

Nach einer kurzen Ehezeit, die Strindbergs grausigste Phantasien weit in den Schatten stellt, wird der Dichter als Auditeur wegen allzu leichtsinniger Geschäftsführung entlassen. Eines Tages flieht er ohne Abschied nach Frankfurt.

Aller Mittel und auch des besten Teiles seiner Kräfte beraubt, sieht er den endgültigen Zusammenbruch schon vor sich, als ihn, auf einen flehentlichen Brief hin, Karl Immermann, Landgerichtsrat und Intendant des Düsseldorfer Theaters, zu sich holt. Als Übersetzer, Bearbeiter, Kritiker und dramaturgischer Berater leistete Grabbe seinem Gönner sicherlich wertvolle Dienste. Aber die zunehmende Trunksucht, die aus der frühen Jugendkrankheit sich entwickelnde Rückenmarkschwindsucht, und nicht zuletzt Grabbes verletzendes Betragen ließen es zu einer dauernden freundschaftlichen Zusammenarbeit nicht kommen. Auch Immermann läßt den gänzlich verbrauchten Dichter schließlich fal-

len, und 1836 kehrt Grabbe, mehr tot als lebendig, nach Detmold zurück, um dort zu sterben.

Wie er starb, soll der nachfolgende Auszug aus meinem soeben vollendeten Grabbe-Roman „Der höllische Krischan" (Dom-Verlag, Berlin 1936), der die Düsternis des Grabbeschen Schicksals dichterisch auszudeuten versucht, illustrieren:

Petri übernahm es, die Mutter an das Sterbelager des Sohnes zu führen — es koste, was es wolle!

Es glückte ihm auch, sich mit der Mutter in Grabbes Wohnzimmer zu schleichen. Aber kaum hatten sie die Stubentür hinter sich zugezogen, so eilte Frau Lucie die Stiege herunter.

Und während Grabbe sterbensmatt der leise weinenden Mutter die Hand entgegenstreckte, pochte seine Frau hart an die Tür. „Wer ist denn da? Wer hat sich denn da eingestohlen?"

Petri, der vorsichtshalber den Riegel vorgeschoben hatte, öffnete einen Spalt. „Was wollen Sie?" fragte er rauh.

„Das war doch die Alte", zeterte die Auditeurin, „das war doch die infame Säuferin — sie soll fort, auf der Stelle!"

„Doch —" stöhnte Christian, „sie soll — schweigen — schweigen!"

„Krischan!" schluchzte die Mutter. „Min leuwer, leuwer Krischan!"

Petri trat in den Hausflur und zog die Tür hinter sich zu.

„Nun hören Sie mich an, Frau Grabbe", sagte er mit unterdrücktem Grimm, „die Mutter Grabbe bleibt bei ihrem sterbenden Sohn, so wahr ich hier vor Ihnen stehe! Und von Ihnen verlange ich, daß Sie als Mensch, als Frau und Gattin die letzten Minuten eines Sterbenden respektieren, das lassen Sie sich gesagt sein!"

„Ich will's aber nicht, ich leide es nicht", gellte die Frau, „das hier ist mein Haus, hier habe ich zu befehlen, und ich sage: sie soll fort! Sie stiehlt, sie säuft, sie ist schon wieder besoffen! Wenn mein Mann Pflege braucht, so pflege ich ihn — weg da!"

Sie stieß den verblüfften Petri zur Seite, rannte ins Zimmer, und packte den Stuhl, auf dem Mutter Grabbe neben Christians Bett saß. „Das ist mein Stuhl", kreischte sie, „sie soll nicht auf meinem Stuhl sitzen, sie soll fort — her mit dem Stuhl!"

Christian hob entsetzt die durchsichtig gewordenen Hände.

Petri aber packte das tobende Weib mit hartem Griff beim Handgelenk. „Hinaus!" knirschte er.

„Fassen Sie mich nicht an!!" bellte Lucie zurück.

Petri drängte sie rasch, trotz ihres Geiferns, aus dem Zimmer auf den Hausgang und pflanzte sich vor der Tür auf. „Wenn Sie jetzt nicht still sind", drohte er mit bebender Stimme, „lasse ich Sie durch die Polizei aus dem Hause schmeißen."

„Was sagen Sie da, Herr Kanzleirat", ihre Stimme überschlug sich. „Sie wollen mich aus meinem eigenen Hause transportieren lassen? Sie — Sie selber machen augenblicklich, daß Sie hinaus kommen! Ich befehle es Ihnen!"

Die Glocke der Haustür schepperte und Ziegler trat ein. „Um Gottes willen! Was geht hier vor? Ein Menschenauflauf —"

Neugierige, ängstlich-schadenfrohe Gesichter lugten von der Gasse herein. Der pockennarbige Schneidermeister Simon drängte sich durch: „Frau Auditeurin!" grüßte er devot.

Lucie war sofort abgelenkt. „Meister Simon! Sie bringen die Quartalszinsen, nicht wahr? Der Termin war zwar schon vorgestern abgelaufen — aber es ist mir lieb, daß Sie mir nun werden bezeugen können, wie man mir in meinem eigenen Hause Gewalt antut! Dem sauberen Herrn Kanzleirat werd ich's besorgen! Kommen Sie nur hinauf, Meister Simon, die Quittung habe ich schon ausgefertigt — wenn nur der Unhold erst tot wäre!" Damit ging sie die Treppe hinauf.

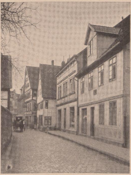
„Komm, Ziegler!" sagte Petri mit heiserer Stimme.

„Ist — sie — still?" fragte der Sterbende ängstlich, als die beiden Freunde an seinem Bette standen.

„Ja, ja — sei du nur ruhig, Krischan", beschwichtigte ihn Petri.

„Gestern — gestern hat sie mich auf die Stirn geküßt —" stöhnte Grabbe, „ich hab' ihr so — so fest die Hand gedrückt — Friede — Friede!"

Die Mutter trocknete ihm den Schweiß von der Stirn. „Min leuwe, leuwe Krischan! Ich bin ja bei dir!"



phot. Beckmann, Detmold

Grabbes Sterbehaus

„Ja, Modder. — Ooh!" Grabbe bäumte sich mit letzter Kraft auf.

„Mein Herz — mein Herz —! —" Der Krampf ging vorüber. Grabbe bewegte die Lippen.

„Was schlug? Was klopft? Das ist mein Herz nicht — Der Tod —! Der Hund!"

Mutter Grabbe schluchzte laut auf. Ziegler legte ihr sacht die Hand auf die Schulter. „Still — er spricht!"

Röchelnd begann Christian wieder zu rezitieren:

„In Deutschland glühen Männerbrüste —
Nichts doch edler als ein deutsches Herz!"

„Es ist aus seinem Heinrich", flüsterte Petri. Ziegler legte den Finger auf die Lippen.

Grabbes Atem ging stoßweise. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in eine unwirkliche Ferne. Sein entfleischtes Antlitz spannte sich in einer letzten Anstrengung. Dann keuchte er mühevoll:

„Hoch flammt der Ätna, eine Fackel, über uns —
beleuchtet das — Fabelland — —"

Die Mutter hielt sein Haupt an ihrer Brust. „Suih, Krischan", flüsterte sie hastig, „sei man getraust! Krigst et nu ja bald wit bedder — suih, kommst ja nu tom Baddern, min leuwe, leuwe Krischan —!"

„Modder —!" hauchte Grabbe. Das Letzte, was seine schwindenden Sinne aufnahmen, war das Klopfen des Mutterherzens.

*

Das kalte, böige Regenwetter hatte die wenigen, die dem Dichter Christian Dietrich Grabbe das letzte Geleit gegeben, rasch nach Hause getrieben.

Piderit, Ziegler und Petri verließen als Letzte den Friedhof.

„Der Krischan hat's gut", knurrte Piderit, „von diesem mit allen Grippen geladenen Sauwetter bleibt er verschont, vom Keifen der Frau, vom Gehudel der Literaten, von uns Doktoren!"

„Nun, Sie, Herr Hofrat", sagte Petri mit trübem Lächeln, „Sie haben ihm wahrlich nicht ins Grab geholfen."

„Hätt's gerne getan! Denken Sie von mir, was Sie wollen. Aber die Mutter hat ihm den letzten Dienst erwiesen. Kann man's besser haben? Die Hände, die ihn ins Leben hoben, drückten ihm die Augen zu."

„Da kommt die Mutter Grabbe", bemerkte Ziegler.

Die drei blieben stehen und wurden jetzt erst gewahr, daß sie sich in der Wehmstraße vor Grabbes Haus befanden.

Schüchtern kam die Alte näher. „Hat der Pastor schön gesprochen?"

„Schön und kurz, liebe Mutter Grabbe", versetzte Petri, „dem Krischan hätt's gefallen. Sein Text war: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid'."

Die alte Frau schluchzte in sich hinein.

„Wie wär's, Herr Hofrat", schlug Ziegler vor, „da wir gerade hier stehen — gehen wir hinauf, der Witwe ein freundlich Wort zu sagen?"

„Was", fauchte Piderit, „der? Ein freundlich Wort? Der Teufel soll sie holen!"

„Sie ist böse — böse!" flüsterte die alte Grabbin.

Petri wiegte das Haupt. „Ich weiß nicht recht — vielleicht tut man ihr doch etwas Unrecht. Sie hat dem Toten einen Lorbeerkranz um die Stirn geflochten."

Piderit lachte laut, stürmisch und hemmungslos. „Einen Lorbeerkranz?" krächzte er dann. „Die —? Ihm einen Lorbeerkranz? Das sieht ihr ähnlich! Grabbe — und ein Lorbeerkranz! Er hätte sich totgelacht!" Und schallend lachte er von neuem.

Als er aber den erschrockenen Blick der Mutter wahrnahm, lenkte er ein. „Nichts für ungut, Mutter Grabbe, er verdient seinen Lorbeerkranz, Euer höllischer Krischan, — aber jemand anders wird ihm den dereinst auf die Stirn drücken — glauben Sie nur einem steinalten Esel, wie mir, der das künftige Wetter in allen Knochen spürt — jemand ganz anders!" Piderit winkte und storchte mit schnellen Schritten davon.

„Und wer?" rief Petri ihm nach.

An der Ecke drehte sich der alte Hofrat um und schrie durch Wind und Regen zurück:

„Das deutsche Volk!"

Hat ihm das deutsche Volk den Lorbeer auf die Stirn gedrückt? Sein gewaltiges Werk, das unausgeglichen und vielfach zerklüftet, wie ein schwarzer Meteorstein, im Garten der deutschen Dichtung liegt, kann vielleicht erst heute in seiner ganzen Bedeutung erkannt werden. Es gibt kein reineres dramatisches Genie auf deutschem



phot. Frevert, Lemgo

Grabstätte Grabbes und seiner Mutter

Boden als Grabbe; und doch hat dieser Genius nicht ein einziges geschlossenes Werk von hohem Range hinterlassen; immer bleibt er mehr der Wollende, der große Anreger, der große Revolutionär als wirklich Gestalter. So deutsch Grabbe ist — ihm fehlt dennoch die höchste deutsche Tugend: die „masze", das Maßhalten. Menschlich und künstlerisch fehlt ihm das Maß, auch das Augenmaß. Immer türmt er den Ossa auf den Pelion, will Shakespeare und Schiller vereinen — und immer bleibt der großangelegte Bau, so reich an Köstlichkeiten im einzelnen, als Ganzes doch unvollendet oder zum mindesten ungefüllt.

Wir aber wissen heute dennoch, daß auch dieses wilde Genie seine Sendung hatte, und daß es Pflicht ist, sein Unglück zu verstehen, sein Wollen zu ehren und aus der gewaltigen Leistung seines kurzen Lebens zu lernen. Von seinen Zeitgenossen sind ihm nur wenige gerecht geworden; sein Landsmann Freiligrath findet in dem schönen Gedicht „Bei Grabbes Tod", ergreifende Worte:

„. . . in dieses mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
Hat sich Befeindetes bestritten.
Sei's! diesen Mantel werf' ich drüber hin!
Du warst ein Dichter! — kennt ihr auch den Sinn
des Wortes, ihr, die kalt ihr richtet?"

Anekdoten um deutsche Dichter von C. G. von Maaßen

Klopstock

Der Dichter des Messias litt eine Zeitlang an den Augen und besuchte in diesem Zustand einmal Gleim in Halberstadt, jenen arkadischen Poeten, zu dem das ganze damalige Deutschland in Verehrung aufsah, und der zu fast allen Dichtern seiner Zeit die herzlichsten Beziehungen unterhielt.

Als nun Klopstock im Lehnstuhl sitzend, etwas wehleidig über sein Augenleiden klagte, versuchte Gleim ihn zu trösten, gab Ratschläge und empfahl ihm allerlei Heilmittel. Aber Klopstock jammerte weiter und meinte, daß er sicherlich noch einmal das Augenlicht verlieren würde. Da es Väterchen Gleim, der nebenbei bemerkt im Alter wirklich blind wurde, durchaus nicht gelingen wollte, Klopstock auf ein anderes Thema zu bringen, lief ihm plötzlich eine Laus über die Leber. Wütend sprang er auf und schrie aus vollem Halse den erschrockenen Dichter an: „Nun, so werden Sie doch nur einmal wirklich blind!"

Es mutet sonderbar an, wenn man erfährt, daß tatsächlich Klopstocks damalige Verehrer hofften, daß er blind würde, nur deshalb, um ihn zusammen mit Homer, Ossian und Milton zu den blinden Barden zählen zu dürfen. —

Man kann sich heute kaum eine Vorstellung davon machen, welches Aufsehen Klopstocks Dichtungen bei den Zeitgenossen erregten, wie sie von den einen gepriesen, von den andern getadelt wurden.

Als Klopstock eines Morgens im Vorzimmer des Ministers von Bernstorff auf seinen Gönner wartete, redete ihn ein dort weilender alter General, der ihn nicht kannte, an und geriet in ein Gespräch mit ihm, das sich zu einer sehr angeregten Unterhaltung auswuchs. Endlich wurde der General abgerufen.

„Um Vergebung", wandte er sich an den Dichter, „wie ist Ihr Name?" — „Klopstock." —

„Doch wohl nicht derselbe, der die Oden und den ‚Messias' geschrieben hat?" — „Derselbe." —

„Mein Gott", rief der alte Herr aus, „das wundert mich auf das äußerste. Sie sprechen ja wie ein ganz vernünftiger Mensch!"

Gleim

Eine recht peinliche Situation ergab sich einmal, als Basedow, der berühmte Reformator des Erziehungswesens, Gleim zu Halberstadt besuchte. Dieser war gerade nicht anwesend, und so führte die Nichte den Gast ins Haus und ließ ihn an dem schon zum Abendessen gedeckten Tisch, an welchem ein paar Hausfreunde saßen, Platz nehmen, um dort auf den würdigen Greis zu warten.

Als man das Nahen des Hausherrn vernahm, bat Basedow, den alten Freund überraschen zu dürfen. Er wolle unter den Tisch kriechen, und die Nichte solle dann unauffällig das Gespräch auf ihn lenken. Der sonst so gravitätische, etwas beleibte Pädagoge kroch also unter das lang herabhängende Tischtuch, und als man das Essen auf die Tafel setzte, fragte die Nichte ganz nebenhin:

„Onkel, was mag wohl Basedow machen?"

„Was geht mich dieser Schweinekerl an?" antwortete Gleim verdrießlich. Hier zwickte Basedow den Sprecher ins Bein, und dieser, welcher glaubte, es sei der Hund, stieß mit dem Fuß nach ihm. — Nach einer kleinen Pause meinte die Nichte wieder: „Basedow ist lange nicht hier gewesen, wo mag er wohl stecken?"

„Er wird wohl irgendwo sitzen und saufen!" antwortete Gleim verächtlich. Da zwickte ihn Basedow abermals ins Bein, und nun hob Gleim neugierig das Tischtuch auf. Als er aber den großen Philantropen darunter erblickte, sprang er, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe und verabreichte — klatsch, klatsch — seiner Nichte ein paar kräftige Ohrfeigen.



Aus dem Theater in der Leopoldstadt: Die Galerie spielt mit
Lithographie von Josef Lanzedelly
Mit Genehmigung des Bibliogr. Instituts in Leipzig aus Otto Rauscher: Ferdinand Raimund

Der tragische Humorist

Zum 100. Todestage Ferdinand Raimunds

Von Dr. Hanns Froembgen

Es war im Jahre 1814, als die Leute im Theater an der Josephstadt zu Wien einem neuen Tragöden applaudierten. Er hieß Ferdinand Raimund, kam von der Wanderbühne und spielte den Karl Moor. Er hatte nichts Eigenes, ahmte große Vorbilder nach wie den Tragöden Ochsenheimer, trug knalldick auf, überbot sich in Pathos und Aufgeregtheit. Die Leute im Vorstadttheater waren nicht gar so anspruchsvoll, aber sie fanden, daß der Herr Raimund in komischen Rollen besser zurechtkam.

Der junge Komödiant, gelernter Zuckerbäcker, Sohn eines Kunstdrechslers, machte wohl mal einen Abstecher ins „komische" Fach, kopierte auch hier die berühmten Hanswürste und Thaddädl, errang starke Erfolge, aber seine Sehnsucht blieb das Tragische. Hatte er den Geßler zu spielen, ach — dann ließ er alle Minen furchtbarster Mimik springen.

„Ich bin zum Tragiker geboren", sagte er weinerlich allen Zweiflern, „mir fehlt dazu nix als die G'stalt und 's Organ."

Drei Jahre später wechselte er zum Leopoldstädter Theater über, dessen künstlerische Leitung er später übernahm. Hier begann sein Aufstieg. Das Repertoire dieser Theater lebte von Volks- und Zauberstücken. Seit dem Siege des protestantischen Nordens waren Aufklärung, Klassik und Romantik fast spurlos an Wien vorübergegangen. Die Tradition des 16. und 17. Jahrhunderts erhielt sich hier noch unverfälscht, zeitigte eine volkstümliche Dichtung, die in den Märchen- und Zauberpossen der Vorstadttheater gipfelte. Die Figuren und Stoffe wurden den alten Volksbüchern entnommen. Daneben blühten die Parodien.

Ferdinand Raimund blieb es vorbehalten, aus diesen Elementen, in denen die Hanswurstiade die Hauptrolle innehatte, jenes köstliche poetische Gebilde echten Humors und gemüt-

voller Besinnlichkeit zu schaffen, das heute noch als „Wiener Volksstück" lebendig ist, im Gegenteil, heute erst recht wieder zu neuer Blüte erwacht.

Es war mit Raimund wie mit Shakespeare, Lope de Vega und Calderon, die aus unmittelbarer Verflechtung mit dem Theater und dem nationalen Volksleben schufen. Raimund war unzufrieden mit den Stücken, auf die er angewiesen war.

„Mit unseren Dichtern geht es immer miserabler", klagte er anläßlich seines Benefizes anno 1823. Er half sich selbst, wurde sein eigener Stückeschreiber.

Mit dem „Barometermacher" schuf er eine herrlich frische Wiener Zauberposse. Die Figuren und Rollen waren ausschließlich Maßarbeit, den einzelnen Schauspielern seines Ensembles auf den Leib geschrieben. Der Erfolg war groß. Raimund übertraf ihn mit dem zweiten Kind seiner Muse „Der Diamant des Geisterkönigs" (Ein Stoff aus Tausendundeinernacht, fürs Wiener G'müt hergerichtet). Neu war an dieser Zauberposse die sittliche Ernsthaftigkeit, das tief



Ferdinand Raimund kurz vor seinem Tode
Lithographie von K. H. Kitzerow



Antonie Wagner, Raimunds treue Lebensgefährtin nach der unglücklichen Ehe mit Luise Gleich

Menschliche. Raimund spielte selbst die Hanswürste. Seine Partnerin war Therese Krones. Aber was für Hanswürste sind das! Humorige Philosophen, keine Spaßmacher und Zotenreißer. Die Zote war in Raimunds Theater heimatlos. Bald sang ganz Wien seine Lieder:

„Mariandel,
Zuckerkandel
Meines Herzens, bleib g'sund!"
„Floriani,
Um dich wan' i,
Wann du fort bist, jede Stund!"

„Der Bauer als Millionär", „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" folgten.

Raimund war der Liebling der Wiener und verdiente viel Geld. Aber der große Humorist war ein unglücklicher Mensch. Ewig wurmte es ihn, daß er kein Tragiker sein sollte. Ungebildet sein, schien ihm ein Fluch. Nach seinen ersten Erfolgen stürzte er sich auf Shakespeare und Calderon. Gelehrsamkeit war sein Ideal. Er verachtete



Therese Krones als Jugend
in „Der Bauer als Millionär“



Friedr. Jos. Korntheuer als Hohes Alter
Lithographie von Josef Kriehuber nach M. v. Schwind

sich selbst um seine volkstümliche, unverbildete Naturhaftigkeit.

Eine unglückliche Liebesgeschichte kam hinzu. Die Erwählte seines Herzens, die Toni Wagner, blieb ihm unerreichbar durch die Vorurteile ihrer Eltern. Er suchte Vergessen in der Ehe mit einer anderen, wurde kreuzunglücklich durch diese Verbindung. Ein Nervenfieber befiel ihn. Vier Monate blieb er der Bühne entzogen, ehe er Genesung fand.

Der Zwiespalt seines Innern, das Schwanken zwischen dem Naturhaften, Volkstümlichen seiner Begabung und seinen tragisch-literarischen Sehnsüchten, schuf seine ernsthaften unvergleichlichen poetischen Possen, von denen die „Gefesselte Phantasie“ und „Moisafurs Zauberfluch“ heute wohl weniger bekannt sind. Wer aber kennte nicht den „Verschwender“? Wen hätte nicht die Gestalt des Valentin schon entzückt, wer zählte nicht das Hobellied zu seinem geistigen Besitz?

„Der Verschwender“ hat Ferdinand Raimund unsterblich gemacht.

Der Rundfunk und manches deutsche Theater haben diesem wundersamen Volksstück zu einer neuen Berühmtheit verholfen, und ein Wiener Schauspieler und Volkssänger wie Paul Hörbiger hat der Gegenwart das Hobellied wieder nahegebracht.

Raimund hat seinen größten Erfolg nicht lange überlebt. Am 5. September 1836 setzte er seinem Leben ein Ende. In einer Anwandlung von Lebensüberdruß richtete der große Humorist im Alter von 46 Jahren die Waffe gegen sich. Sein letztes lyrisches Gedicht war eine Hymne an die Nacht.

Sein Werk ist die Erfüllung eines der schönsten und kühnsten Träume der Romantik. Ein Jahrhundert ist verflossen seit seinem Tod, und er ist heute lebendiger, uns näher denn je. Der poetische Reichtum seiner Volksstücke ist unerschöpflich.

Sämtliche Bilder auf den vorangehenden Seiten entnehmen wir mit Erlaubnis des Bibliogr. Instituts in Leipzig dem Büchlein von Otto Rauscher: Ferdinand Raimund — sein Leben in Bildern, das außer einem klaren und knappen biographischen Überblick eine große Reihe auch kulturhistorisch bedeutungsvoller Bilder aus Alt-Wien in Zusammenhang mit dem Gesellschafts- und Theaterleben zu Raimunds Zeit bringt — ein Stück lebendiger Literaturgeschichte für jedermann



Das Kernerhaus in Weinsberg zu Kerners Zeit, mit dem Geisterturm und der Weibertreu. Aus „Das malerische und romantische Deutschland"

Das Kernerhaus und seine Gäste

Zum 150. Geburtstag des Justinus Kerner

Vom dichterischen Werke des Justinus Kerner ist nicht allzuviel auf unsere Tage gekommen — außer den jugendlich-romantischen, spielerisch-phantastischen „Reiseschatten" in der Hauptsache nur ein paar Lieder und Gedichte, wie das Wander- und Trinklied „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein", das hübsche balladenhafte Gedicht von dem „Besten Fürsten" („Preisend mit viel schönen Reden"), „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe", die Sagen von den Weibern von Weinsberg und vom Geiger zu Gmünd, denen er neues Leben gegeben hat. Und was es eigentlich mit der Seherin von Prevorst auf sich hat, das weiß heute auch niemand mehr so recht; jedenfalls hat gerade diese Seite seiner Tätigkeit als Anhänger der Hellseherei und als Geisterbanner durch Magnetismus dem schwäbischen Dichterarzt im Urteil der Nachwelt mehr geschadet als genützt.

Es ist ein wahres Glück, daß wir außer seiner sonstigen Produktion vor allem noch ein ungewöhnlich reiches biographisches Material aus dem Leben des Justinus Kerner besitzen: Zunächst einmal sein eigenes „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", dann aber auch das köstliche Erinnerungsbuch seines Sohnes Theobald Kerner „Das Kernerhaus und seine Gäste" und das Büchlein der Tochter, Marie Niethammer, „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus". Dazu tritt noch der sehr gehaltvolle Briefwechsel mit seinen Freunden, der ein ganzes Stück deutscher Kultur und Literaturgeschichte zwischen 1800 und 1850 umfaßt.

Im wesentlichen rollt dieses scheinbar so idyllische Dasein zwischen zwei Revolutionen, der großen französischen von 1789 und der von 1848, ab — voll echter Kraft der Erhaltung inmitten aller Erschütterungen, voll freier Würde unter dem dumpfen Druck politischer Unfreiheit und weltgeschichtlicher Wirren.

In Ludwigsburg, der Sommerresidenz des despotischen Herzogs Karl Eugen von Württemberg, ist Justinus als Sohn des württembergischen Oberamtmanns Kerner am 18. Sept. 1786 geboren. Zuerst mag das Leben dem Knaben als ein fantastisches Maskenfest erscheinen, wenn



Aufn. Löhrich

alljährlich auf dem weiten Marktplatz, über dem im Herbst die Drachen steigen, der wilde Spuk der fremden Gäste einbricht, mit Lärm und Musik und Tanz und tollen Scherzen, mit Prunk und Glanz, die auch den stillen Park und die Alleen mit tobender Unrast erfüllen.

Aber schon nahen seiner frühen Jugend auch ernstere Gestalten, betreten die gastlichen Räume des Vaterhauses — der unglückliche Schubart, der nach allzu langer Kerkerhaft vom Hohenasperg wiederkehrt, und Schiller, der Flüchtling, der nach langer Verbannung noch einmal die Heimat besucht. Karl Eugen stirbt. Es wird still in Ludwigsburg. Die französische Revolution wirft ihre Schatten voraus — ein neues Zeitalter dämmert herauf, ein blutiges Marionettenspiel, vor dem die fröhlichen Masken ins Schattenreich entweichen. Der Vater wird versetzt; furchtsam und bedrückt lebt jetzt der Knabe in ernsten Wäldern und streicht durch die altersgrauen Mauern von Kloster Maulbronn, starrt mit bangen Augen zu dem rätselhaften Faustturm empor, sein zartes Gemüt wird von geisterhaften Fantasien erfüllt. Eine Zeitlang weilt er unter der Obhut eines lieblosen Erziehers in Knittlingen, Faustens Geburtsort, wird durch den Einmarsch der Franzosen wieder nach Maulbronn zurückgetrieben und verfällt in langwährende Krankheit, die Körper und Geist bedrückt, bis alles sich in leichte prophetische Träume löst, denen bald wunderbar die Genesung folgt. Von da an bleibt ihm durchs Leben der Glauben an übersinnliche Kräfte und die Vorliebe für magnetische Erscheinungen.

In diesen Träumen erscheint dem zehnjährigen Knaben immer wieder eine lichte Mädchengestalt und in ihrer Nähe ein unbekannter Knabe: Bilder kommenden Daseins — denn wenig später tritt dieser Knabe wirklich in seinen Gesichtskreis, wird ihm zum brüderlichen Freunde fürs ganze Leben. Es ist der Sohn des Professors Ehmann aus Denkendorf und der Bruder jenes Mädchens, das Justinus zehn Jahre später auf der Achalm kennenlernt und als Lebensgefährtin gewinnt.

Dann stirbt ihm der Vater, und die verwitwete Mutter kehrt mit dem Knaben nach Ludwigsburg zurück. Schon regt sich in ihm der jugendliche Kunsttrieb, er zeichnet und malt und schreibt seine ersten Verse mit leichter Hand. Doch der verarmten Mutter fehlen die Mittel, um ihm die höhere Bildung zu sichern. So soll er nach der Konfirmation einen nahrhaften Beruf ergreifen, und der wohlmeinende Pfleger möchte am liebsten einen Konditor aus ihm machen — da hat er nach der Meinung des Braven die beste Gelegenheit, seine künstlerischen Talente nutzbringend zu entfalten. Aber der Knabe wehrt sich unbegreiflich gegen so viel süße Möglichkeiten. So wird er zum Kaufmann bestimmt und in die herzogliche Tuchfabrik gesteckt. Damit gerät er in eine unheimliche Nachbarschaft: innerhalb der gleichen Mauern stehen auch das Zuchthaus und das Irrenhaus, deren Insassen sich im gleichen Dienste ihr Brot erwerben müssen wie die freien Arbeiter der Fabrik und die armen Waisenkinder, die ebenfalls in solcher Umgebung aufwachsen. Welche weise und wahrhaft landesväterliche Fürsorge — und das alles am gleichen Orte, wo der Hof seine glänzenden Feste feierte!

Mit so düsteren Bildern, mit dem eintönigen Geschrei der Irren, das den Schlaf seiner Nächte zerreißt, endet das Bilderbuch seiner Knabenzeit. Er selbst klappt es mit einem entschlossenen Ruck zu, um seinen wahren Beruf zu suchen und zu finden: ein Helfer der irrenden und gequälten Menschen zu werden.

Mit Hilfe wohlgesinnter Verwandter macht er sich auf den Weg nach Tübingen, um Naturwissenschaften zu studieren. Aber einer jener Zufälle, an deren Schicksalskraft er glaubt, weist ihn auf einen andern Weg — und so studiert er Medizin und findet einstweilen in der Freundschaft mit Uhland und andern geistig bewegten und romantisch beschwingten jungen Männern auch sein menschliches Genügen — bis das lichte Traumbild in sein Leben tritt — die lebendige Gestalt des Mädchens, das ihm bestimmt ist und mit dem er fortan in unschuldiger Heimlichkeit Briefe und Gedichte tauscht. Am 26. April des Jahres 1807 feiert eine Anzahl junger Leute, Tübinger Studenten mit ihren Schwestern und deren Freundinnen, auf der Achalm über Reutlingen den Geburtstag ihres Freundes Ludwig Uhland. Alle sind lustig und guter Dinge, nur ein junges Mädchen in dunkler Kleidung steht mit ernster, ja trauriger Miene abseits und schaut mit verlorenem Blicke ins Weite. Nicht lange zuvor erst hat sie den geliebten Vater verloren. Da naht ihr ein artiger junger Bursch und spricht sie mit den Goetheschen Versen an:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dirs an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint."

Zu seiner Überraschung antwortet ihm die Unbekannte mit dem zweiten Vers:

„Und hab ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

So finden sich zwei verwandte Seelen, die wahrhaft füreinander geschaffen scheinen, um ein Haus zu begründen, in dem alle guten Geister einkehren sollen: Justinus Kerner und sein Rickele. Und ein paar Jahre später, am 1. März des ereignisreichen Jahres 1813, zieht im Wirtshaus zum Ochsen zu Welzheim in ein paar bescheidene Räume ein junges Paar ein — der Unteramtsarzt Kerner hat sich sein junges Weib herbeigeholt, und wenn er auf Praxis ausreitet, dann sitzt sie wohl nach der Landessitte hinter ihm auf dem sanften Rappen und hält sich an ihrem Justinus fest. Und als sich mit musterhafter Pünktlichkeit drei Vierteljahre später ein kleines Mädchen zu ihnen gesellt, muß es auch gleich mit hinaus. So schreibt der stolze Vater im Juli 1814 an den Freund Karl Mayer: „Die kleine Rosa Maria ist sehr gesund, wild, auch sehr blühend, hell rosenrot. Sie reitet mit Rickele auf meinem schwarzen Pferd." Und eine Freundin der Eltern, die den Dreien einmal begegnet, der Mutter mit dem Kinde zu Pferd und dem Vater daneben, der das Pferd am Halfter führt, erzählt der Tochter später einmal, ihr sei es wie ein Bild aus der heiligen Geschichte gewesen.

Der Schauplatz wechselt, der Sohn Theobald wird geboren, ihm folgt noch das Schwesterchen Emma, zu dritt spielen sie im Elternhause, das Justinus Kerner als Oberamtsarzt in Weinsberg im Jahre 1822 errichtet. Das ist ein rechtes Haus der Freundschaft und der Geselligkeit geworden, voll schaffender Liebe und freudiger Gastlichkeit. Fürsten und arme Handwerksburschen, Künstler, Dichter und Gelehrte kehren darin ein, und immer wieder Heilungsuchende aus aller Welt, die oft um Gotteslohn wochenlang im Hause verpflegt und behandelt werden.

Fast allzu gastfrei und nachsichtig ist Vater Kerner, seine Gutmütigkeit wird oft schwer ausgenützt, am meisten von solchen Patienten, die ebenso reich wie geizig sind, wie jene adlige Familie, die sechs Wochen lang mit Kind und Kegel und Bedienung im Hause bleibt und nach erfolgreicher Heilung zum Dank ein Paket mit Spargeln schickt. Kein Wunder, daß Rickele tüchtig zankt — aber Justinus freut sich noch über die schönen großen Spargeln als Freundschaftszeichen. Kein Wunder auch, daß die Frau es dann übernimmt, die Rechnungen auszuschreiben, sonst wäre bald kein Geld mehr im Haus. Aber grenzenlos ist auch ihre Gastlichkeit, bis unters Dach ist das Haus oft mit fremden Besuchern überfüllt, und die Kinder werden oft im schönsten Schlafe geweckt, um ihre Betten zu räumen und irgendwo in einem Winkel oder auch im Sommer auf einer Bank im Garten zu übernachten, damit die Gäste es wenigstens bequem haben. Doch es gibt auch unwillkommene Besucher, die den Geisterseher Justinus zum Besten halten oder mit ihrer trockenen Wissenschaft widerlegen wollen. Sie werden dann meist in den Geisterturm

gesteckt, in dem einst der Graf Helfenstein im Bauernkrieg seine letzte Nacht verbracht hat und in dem noch mancher arme Gefangene auf fauligem Lager verkommen ist. Jetzt hat Frau Rickele ihre Waschküche in dem alten Verlies eingerichtet, das sich darunter befindet — und Lenau hat droben im Turmstübchen seinen Faust gedichtet, von der romantischen Umgebung angeregt — aber deshalb ist es des Nachts doch noch immer ein unheimlicher Ort, an dem man das Gruseln wohl lernen kann.

Sonst aber fühlen sie sich alle wohl, die Gäste aus aller Welt, und es ist auch kein Wunder, wenn einmal ein Handwerksbursch sich unbefangen in den Strom der Besucher mischt, weil er glaubt, in einem Wirtshaus einzukehren; er wird auch bewirtet, wie er es verlangt, und ist nicht wenig überrascht und erfreut, wenn die freundliche Hausfrau seine Kreuzer am Ende zurückschiebt.

Manchmal im Winter, wenn das gästefrohe Haus einmal fast allzu leer und still ist, dann spielen sie auch wirklich untereinander Gastwirtschaft. Justinus ächzt hörbar zu Theobald hinüber: „Ach, ich wollte, wir wären jetzt bei der Frau Linsenmeyer in der Traube zu Heilbronn und tränken miteinander ein gutes Glas Bier!" — „Nun, so geh doch zu deiner Frau Linsenmeyer", zankt Rickele und verläßt empört das Zimmer. Justinus aber klopft auf den Tisch: Heda, Frau Linsenmeyer! — und schon kommt Rickele wieder zur Tür herein, mit Haube und Schürze wie Frau Linsenmeyer angetan, begrüßt den Herrn Oberamtsarzt, wundert sich, wie groß der Herr Sohn schon wieder geworden, fragt nach dem Begehr der Gäste und bringt Bier und Käs, sorgt auch für den Kutscher, bekommt statt des geforderten Geldes einen Händedruck und die anerkennende Bemerkung zu hören: „Ach, bei der Frau Linsenmeyer schmeckt doch alles noch einmal so gut, wie zu Haus!"

Und wen hat der Herr Doktor als Kutscher, wenn er seine Kranken besucht? Ausgerechnet den Totengräber von Weinsberg — das kommt sonst auch nicht alle Tage vor! Am schönsten aber ist es doch, wenn die alten Freunde kommen, Uhland und Schwab und August Mayer — da geht es hoch her mit Speise und Trank und Lachen und Plaudern und witzigem Männerstreit, und der Hausherr holt die Maultrommel heraus, die er meisterlich beherrscht. Nie ist Justinus so froh und so unbefangen heiter, nie sind die ernsten und trüben Gedanken so fern, die ihn beim Anblick alles menschlichen Elends und Siechtums immer wieder überfallen wollen. Immer wieder weilen auch als seltsame Gäste einige Geisteskranke im Hause, denen der hilfreiche Seelenarzt die Besessenheit mit seinen magnetischen Kräften und Kenntnissen austreiben soll. Da gibt es denn allerlei absonderliche und nicht immer ganz harmlose Zwischenfälle, die man mit hundert spaßhaften und ernsten Geschichten aus einem vorbildlichen Familienleben in den Erinnerungen der Kinder nachlesen kann.

Ganz toll aber geht es in dem „tollen Jahr" 1848 zu, wo sozusagen alle Menschen mehr oder weniger verrückt geworden sind — bis auf Justinus Kerner, dessen Haus sich auch jetzt als eine wahre Insel des gesunden Menschenverstandes und als rettendes Asyl für ein paar sehr ungewöhnliche Pfleglinge erweist. Dabei ist Justinus Kerner schon immer sehr unparteiisch vorgegangen: ihm war der vertriebene Schwedenkönig gewiß ebenso lieb, wie die polnischen Freiheitskämpfer, die er wochenlang beherbergt hat. Jetzt aber kommt ein Gast, der ihm nicht gerade besonders sympathisch gewesen zu sein scheint: Lola Montez, die Geliebte des Königs Ludwig I., der ihretwegen den bayrischen Thron verlor. Kerner schreibt: „Die Lola Montez kam vorgestern hier an, und ich bewahre sie in meinem Turm . . . Es ist mir ärgerlich, daß sie der König gerade zu mir sandte; aber es wurde ihm gesagt, die Lola sei besessen und er solle sie mir nach Weinsberg senden, den Teufel aus ihr zu treiben. Interessant ist es immer. Ich werde, ehe ich sie magisch-magnetisch behandle, eine starke Hungerkur mit ihr vornehmen. Sie bekommt täglich nur 13 Tropfen Himbeerwasser und das Viertel von einer weißen Oblate." Kurze Zeit darauf schreibt er: „Sie ist erstaunlich abgezehrt. Theobald magnetisiert sie, auch lasse ich sie Eselsmilch trinken." Es ist anzunehmen, daß die allzu temperamentvolle Tänzerin bei dieser Behandlung bald sanft wie ein Lamm geworden ist. Aber nicht genug damit: der Geisterturm hat inzwischen schon wieder einen anderen seltsamen Gast bekommen, von dem Kerner noch im gleichen Brief berichtet, nämlich den Unterdrücker Europas, der vom Fluche der Völker gejagt, jetzt ebenfalls in Weinsberg ein Asyl gesucht und ge-

funden hat, ohne sich allerdings begreiflicherweise hier besonders sicher und heimisch zu fühlen: „Den Metternich nahm ich in meinem Turm auf, in dem Graf Helfenstein vor seiner Hinrichtung durch die Bauern gefangen saß. Das ist ihm ominös, es ist ihm unheimlich. Und mir ist sein ganzes Wesen unheimlich, besonders sein unverschämtes Liberaltun. Er ruhte nicht, bis ich auf meinen Turm eine rote Fahne steckte. Metternich spielt die Geige sehr gut, es ist noch eine alte von Niembsch (Lenau) im Turm. Auf dieser spielt er immer die Marseillaise und pfeift konvulsivisch dazu im Mondenschein."

Das ist ganz Justinus Kerner, der Mann, der die unholden Geister zu bannen und die Besessenheit auszutreiben wußte. Der Mann, der sein Haus allen öffnete, die darin einkehrten, den müden Wanderern, den Leidenden und Verstörten, den vom Schicksal Geschlagenen und den von Schuld Gejagten, Elenden und Kranken, die Heilung suchten um Gottes Lohn. So ist das Kernerhaus für uns ein Sinnbild echten deutschen Familienglücks geblieben, ein Tempel wahrer Menschenliebe, mit festlichen Altären der Freundschaft und Gastlichkeit.

Dr. K. Blanck

Lebensweisheit aus drei Jahrhunderten

Geheimnisse in der Ehe sind gefährlich; ihre Scheide bedeckt immer einen Dolch, den die Zeit endlich zieht. — Jean Paul

Im Ehestand muß man sich manchmal streiten, denn dadurch erfährt man was voneinander. — Goethe, Wahlverwandtschaften

Für den, der sein Glück im Genießen und nicht im Wirken sucht, muß dieses Leben unausfüllbare Leeren haben. — Wilhelm von Humboldt

Was liegt am Glück! Ich trachte nicht nach Glück, ich trachte nach meinem Werk. — Nietzsche

Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun. — Bismarck

Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich tätig bin. — Friedrich der Große

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig kümmerte, wie um seine eigenen. — Lichtenberg

Das sicherste Mittel, ein freundschaftliches Verhältnis zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselweise mitteile, was man tut. Denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem, was sie tun, als in dem, was sie denken. — Goethe

Der Mensch, der eine Hilfe mit Geringschätzung verbindet, gleicht dem Manne, der dem Hungernden das Brot mit der Faust in den Mund schlägt, daß ihm die Zähne wackeln. — Hermann Stehr

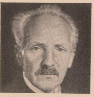
Nichts ist geeigneter, die Verschmelzung der widerstrebenden Elemente zu fördern, als gemeinsame Arbeit an gemeinsamen Aufgaben. — Bismarck

Wo Worte gar so leicht und behende dahinfahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes. — Matthias Claudius

Einsamkeit ist ein köstlicher Balsam auf die wunde Haut der Seele, aber im Übermaß aufgetragen, reizt er vielleicht mehr als er lindert. — Emil Gött

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Ernst Bacmeister

Geboren am 12. November 1874 als Sohn eines Verlegers zu Bielefeld, entstammt Ernst Bacmeister niederdeutschen Geschlechtern, verbrachte seine Jugend in norddeutschen Städten, fand aber später seine Wahlheimat im Süden des Reiches, am Bodensee. Früh auf sich selbst gestellt, führten ihn seine Lehr- und Wanderjahre durch ein freies Universitätsstudium, Hauslehrermühen und Dramaturgentätigkeit, bis er sich in der geliebten Landschaft des Untersees bei Wangen die ihm wesensnotwendige, naturnahe Arbeitsstätte schuf. Und hier in der Einsamkeit eines freien, doch auch von mancher Sorge umdrohten Lebenskreises entstanden seine großen Dichtungen. Das Verlangen nach Überwindung des abstrakten Grüblertums, nach letzter geistiger Läuterung und ideeller Selbsterfahrung fand seine Gestalt in den Sammlungen denkerischer Prosa „Überstandene Probleme" (1922), „Erlebnisse der Stille" (1927) und „Das geistige Herz" (noch ungedruckt). Ernst Bacmeister wurde zum Dichter aus Leidenschaft des Geistes, das Drama seine wesentlichste Ausdrucksform. Seine vier ersten Dramen erschienen 1922 in Buchform unter dem gemeinsamen Titel „Innenmächte" (Andreas und die Königin — Lazarus Schwendi — Die dunkle Stadt — Barbara Stossin). Dann folgten das Lustspiel „Die Schlange", „Hauptmann Geutebrück, ein Drama im Nachhall des Krieges", die Tragödien „Arete", „Maheli wider Moses", „Der Kaiser und sein Antichrist", „Siegfried", „Konstantins Taufe, eine Religionstragödie". In strenger klassischer Form und edler Sprache vollzieht sich in allen diesen Dichtungen, die sich auch auf der Bühne bewährt haben, das Geschick der Helden im heroischen Kampfe des Geistes gegen den tragischen Ungeist, nicht mehr nur im Widerstreit der blutgebundenen Leidenschaften wie im Drama Shakespeares und der Antike. Die Konflikte liegen höher, und der Dichter kann zu den kühnsten Motiven greifen. Ernst Bacmeister ist der Schöpfer des neuen Dramas geistbedingten Heldentums und gerade dadurch ein wahrhaft deutscher Dramatiker. Ph.



Wilhelm von Scholz

wurde als Sohn des späteren Staatsministers Adolf von Scholz, Bismarcks letztem Finanzminister, am 15. Juli 1874 in Berlin geboren. Erste Jugendeindrücke: Bilder der jungen Reichshauptstadt, Reisen in die schlesische Stammheimat und an die Nordsee. 1890 nach des Vaters Abschied Übersiedlung an den Bodensee, dessen Landschaft ihm zweite Heimat wird. Studium der Philosophie, Literaturgeschichte, Germanistik in Berlin, Lausanne und Kiel. Kurze Offizierslaufbahn. Doktorexamen über die Droste, der er sich durch das Erlebnis des Bodensees nahe fühlt.

Zuerst Gedichte, erste Dramen. 1902 Gedichtbuch „Der Spiegel", 1905 Trauerspiele „Der Jude von Konstanz" und „Meroë". Schriften über den Bodensee und die deutschen Mystiker. 1910 die Komödie „Vertauschte Seelen", scherzhaft als altspanisches Stück bei einem Theater eingereicht und angenommen. 1913 „Neue Gedichte". Das Sittenstück aus dem Beginn der Französischen Revolution „Gefährliche Liebe" läßt ihn seine eigene Regiebegabung erkennen. Daneben reiches episches Werk wie die Erzählungen „Die Beichte", „Fähnrich von Braunau", „Der Zweikampf". Während des Krieges zunächst Garnisondienst, dann ab 1916 Dramaturg und Spielleiter am Stuttgarter Hoftheater. 1922 der „Wettlauf mit dem Schatten", der zu einem Welterfolg wird, über die englische Bühne nach Amerika und nach Australien, von Holland nach Niederländisch-Indien wandert, in China und Japan aufgeführt wird. 1926 der große Roman „Perpetua". 1931 „Über allen Zauber Liebe". 1933 die Novelle „Die Pflicht", 1934 „Kindheitsgeschichte", „Berlin und Bodensee", Nachdichtungen Calderons, dramaturgische und philosophische Schriften, Reisebilder mit ausgezeichneten Landschafts- und Stadtschilderungen, und Anthologien. („Die Blaue Blume" und „Der See".)

Fast alle Werke erschienen im Paul List Verlag, Leipzig. „Mein Leben" im Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin.



Karl Fohr: Der Holzhauer (Aus Lohmeyer „Heidelberger Maler der Romantik“)

Neue Bücher über deutsche Kunst

Im Wandel der Zeiten

Es ist ein guter Gedanke, wenn Wilhelm Müseler in seinem neuesten Buche: „Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten“ (Safari Verlag, Berlin) versucht, eine Einführung in die deutsche Kunst durch Gegenüberstellung von Kunstwerken verschiedener Zeit zu geben. Einige knappe Abschnitte über das Wesen der Kunst überhaupt, über ihre Bedingtheit und ihre Gegebenheit aus der Zeit und aus den Menschen, die sie schaffen, leiten das Buch ein. Geschickt erläutern kurze Texte, von übersichtlichen Karten ergänzt, Art und Wesen der vier großen Kunstepochen: Romanik, Gotik, Renaissance und Barock. Den Hauptteil des Buches bilden die Abbildungen von Werken der Baukunst, der Bildhauerei und der Malerei. Hier werden in guten Aufnahmen die Darstellungen gleicher Dinge in den verschiedenen Formungen der vier Zeitalter einander gegenübergestellt. Werke der Kunst aus allen deutschen Kulturkreisen zeigen die wunderbare Verschiedenheit und die tiefe innere Verwandtschaft der Kunst der deutschen Stämme durch die Zeiten. Wort und Bild machen Verschiedenes und Verwandtes klar. Es schadet wenig, daß manche der Bilder etwas klein wiedergegeben werden mußten, daß sich auch über die Zuteilung des einen oder anderen Kunstwerkes streiten läßt. Das vermag den Gesamtwert dieses Versuches nicht wesentlich herabzumindern. D. K.

Alt-Heidelberg

Im Jubiläumsjahr der Heidelberger Universität erscheint rechtzeitig Karl Lohmeyers Werk „Heidelberger Maler der Romantik“ mit 15 zum Teil farbigen Tafeln und 338 Textbildern (Karl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, RM 25.—), ein Stück deutscher Kunstgeschichte, das manches Unbekannte oder Halbvergessene zu einem reichen Kulturbild zusammenfaßt. Immer wieder steht die Stadt selbst mit ihrer Umgebung im Mittelpunkt, mit ihren unerschöpflichen Anregungen, die sie den Künstlern jener Zeit gespendet hat. Dann aber ziehen sich die Fäden immer weiter nach allen Richtungen, vor allem zur Münchner Malerei und den „Deutsch-Römern“. Besonders anregend sind die Kapitel über den Heidelberger Maler G. W. Issel, den „Entdecker der schlichten deutschen Landschaft“, über die Beziehungen zwischen der literarischen und malerischen Romantik, oder über die Heidelberger Sammlungen jener Zeit, zu denen zeitweise auch die Sammlung Boisserée gehört. Es erweist sich aber auch der nachhaltige Einfluß, den die Schönheit der Stadt beispielsweise auf die englische Kunst ausgeübt hat. Einen besonderen Ehrenplatz unter den Heidelberger Malern der Romantik nimmt der hochbegabte und frühverstorbene Karl Fohr ein, dessen Werke uns hier in überraschender Fülle entgegentreten. Ihm

gesellt sich sein Landsmann Karl Rottmann und als dritter der ebenfalls frühverstorbene Ernst Fries zu: ihnen allen hat die Heimat doch die grundlegende Richtung gewiesen; wenn ihr Weg und der Weg der Zeit damaliger deutscher Kunst sie auch immer weiter stark auf das künstlerische Erlebnis Italiens hinleitete, so ist doch gerade bei Fries schon die Rückwendung unverkennbar. K. B.

Riemenschneider

Eine sehr schöne und sachverständige Würdigung des Würzburger Meisters enthält Fritz Knapps „Riemenschneider" (in der Reihe der „Künstlermonographien" bei Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, mit 76 Abbildungen, RM 4.—). Auf taktvolle Art werden hier mancherlei irrige Annahmen der früheren Forschung über das Werk des großen deutschen Meisters richtiggestellt, und vom heutigen Standpunkt aus wird in aller Kürze doch klar und umfassend in allen Hauptzügen ein liebevolles Bild seines Werdegangs entworfen, in einer Form, die auch dem „Nicht-Fachmann" etwas zu sagen hat und die großen Linien in Riemenschneiders Schaffen klar herausarbeitet, seine verschiedenen Entwicklungsstufen abgrenzt und ihn schließlich besonders als Bildner der Madonnen und als Gestalter weiblicher Anmut feiert. K. B.

Grünewald

Der deutsche Meister Matthias Grünewald, der Maler Matthis Gotthart Nithart, ist uns heutigen innerlich nahe und geheiligt wie kaum ein anderer der alten Meister. Seine wenigen Bilder und die Blätter mit Zeichnungen von seiner Hand werden behütet und bewahrt in Museen und Kirchen und in einigen wenigen privaten Sammlungen in Deutschland.

Vom Leben des Malers ist uns wenig bekannt, und das Wenige ist uns unklar und nur in Bruchstücken überliefert worden. Fritz Knapp versucht nun, in dem Band „Grünewald" aus Velhagen und Klasings Künstlermonographien (69 Abbildungen und 2 Farbtafeln, RM 4.—), einiges über das Leben und Schaffen des Meisters auszusagen und eine Anzahl von Entdeckungen und Zuschreibungen zu beweisen, die doch vielfach sehr fragwürdig bleiben. Zu den Angaben des Textes wird vieles in Abbildungen gezeigt, was nicht von Grünewald stammt. Die dem Buch beigegebenen Farbdrucke sind anscheinend von alten Druckstöcken gedruckt, so daß die Farben der Bildwerke, an und für sich durch einen Dreifarbendruck kaum wiederzugeben, unrein und unrichtig wiedergegeben werden. Auch die Angaben der Farben im Text stimmen deshalb nicht mit den Farben der Tafeln überein. Das bleibt bei einem so volkstümlich gedachten Werke besonders bedauerlich. D. K.



Chr. Philipp Köster: Heidelberger Brücke mit Nepomuk im Abendlicht

Beide Bilder sind mit Erlaubnis von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg aus Lohmeyer „Heidelberger Maler der Romantik" entnommen

Fridtjof Nansen

Zum Gedächtnis seines 75. Geburtstages



Im Mai 1930 raffte der Tod den berühmten Forscher Fridtjof Nansen dahin, am 10. Oktober 1936 hätte er sein 75. Lebensjahr vollendet. Nansen war Zoologe und Meeresforscher, Maler und Schriftsteller, Politiker, Diplomat und in größtem Maßstabe tätiger Menschenfreund. In unserer Erinnerung aber ist er vor allem der junge, starke, unerschütterliche Kämpfer um den Nordpol, der Nordlandsrecke, der in der qualvollen Mühsal arktischer Märsche, in den heulenden Schneestürmen höchster Breiten nie verzagte, der mit seinem Freund Johannsen der seelenzermürbenden Qual der Überwinterung in einem Erdloch standhielt und dann, vom Glück begünstigt, wieder zu der bewundernden Menschheit zurückkehrte.

Nansen wurde auf dem Gute Store-Fröen bei Oslo als Sohn eines Rechtsanwalts geboren. In schöner Umgebung genoß er seine Kindheit und Schulzeit. Er wuchs zu einem starken Jüngling heran und stählte seinen schlank gereckten Körper in fröhlichem Herumwildern und allerlei Sport, besonders im Schwimmen und scharfem Schneeschuh-Langlauf. Als er 15 Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Oslo, wo er seine Schulbildung vollendete. Im März 1882 fuhr er auf dem Segler „Viking" in die Gewässer Grönlands. Nach seiner Rückkehr wurde er Kustos am Zoologischen Museum in Bergen unter dem knurrig-tüchtigen Gelehrten Daniel Cornelius Danielsen und verbrachte 1886 einige Zeit an der Zoologischen Station in Neapel, wo er seine Doktorarbeit über die Gewebe des Zentralnervensystems schrieb.

Den großen Eindruck, den ihm die eisstarrende Küste Grönlands gemacht hatte, konnte er nicht vergessen. In der Erforschung der damals fast völlig unbekannten größten Insel der Erde erwarb er sich frühen Ruhm. Vom 15. August bis 12. Oktober 1888 führte er mit fünf Gefährten — unter ihnen Otto Sverdrup — die Durchquerung Grönlands vom Gyldenlöwefjord an der Ostküste nach Godthaab an der Westküste durch. Es war ein arktischer Gewaltmarsch von 560 Kilometer Länge. Niemand wußte bis dahin, daß Grönland eine geschlossene Eiswüste ist, ein gewaltiger Eisschild, der sich etwa in der Mitte bis 3000 Meter hoch aufwölbt.

Nach dieser scharfen Probe der eigenen Leistungsfähigkeit reifte in ihm langsam der Plan zu Größerem. Man wußte schon seit längerer Zeit, daß Hölzer aus dem Flußgebiet der großen sibirischen Ströme an der Ostküste Grönlands angeschwemmt wurden. Drei Jahre nach dem im Juni 1881 erfolgten Untergang des Forschungsdampfers „Jeannette" bei den Neusibirischen Inseln trieben Eisblöcke mit eingefrorenen Ausrüstungsstücken des unglücklichen Schiffes an der Südspitze Grönlands an; der Gedanke, daß die Meeresströmung, die sie hierher getragen hatte, etwa am Nordpol vorüberführen könnte, lag nahe, aber es gehörte der ganze Mut und die ganze Zähigkeit eines Mannes wie Nansen dazu, auf diese Annahme den bekannten Fram-Plan zu gründen. Die vordem gefürchtete Naturkraft der polaren Eistrift wurde erstmals als Beförderungsmittel in den Dienst der Forschung gestellt. Die Sorgfalt des Schiffbaus, die Fahrt zur Neusibirischen Inselgruppe, die Leiden und Freuden der langen Trift der Fram, der heroische Vorstoß Nansens und Johannsens auf dem trügerischen Polareis, ihre und des Schiffes wunderbare Rückkehr fast zur selben Zeit ist in dem klassischen Buche arktischer Forschung „In Nacht und Eis" meisterhaft beschrieben. Damals im August 1896 stand Nansen auf dem Gipfel seines Glücks. Der Weltreisende Georg Wegener, der den Jubel der Norweger über die Heimkehr ihrer Helden miterlebte, schilderte das erste große Fest in Tromsö. („Ein neuer Flug des Zaubermantels". Brockhaus 1926.) Die Frammänner werden einer nach dem anderen unter brausendem Hurra durch den Saal getragen. Zuletzt nahm Nansen seine Frau Eva auf den Arm und trug sie durch die jubelnde Menge. „Was wollte in diesem Augenblick das dahingerauschte Jahrtausend, was die modische Kleidung bedeuten? Hier war das alte Nordmännervolk in jugendlicher Kraft, und ein junger siegreicher Wikingsheld trug seine wiedererkämpfte Geliebte in prangender Halle durch die Reihe seiner Mannen."

Nansen stand damals gerade auf der Mitte seines Lebens. Als Professor der Universität Oslo und Leiter des Internationalen Laboratoriums für

Meeresforschung diente er dann zu Hause und auf verschiedenen Forscherfahrten der Wissenschaft, als Politiker und Gesandter in London seinem Vaterland. Auf seinen späteren Bildern sieht man, wie der frühe Tod der geliebten Frau und dann der Weltkrieg die Runen der Trauer in seine Züge schrieb. Er machte sich um die Heimbeförderung der deutschen und russischen Kriegsgefangenen verdient, von 1921 bis 1923 führte ihn die bekannte Hilfsaktion in die russischen Hungergebiete. Der Nobelpreis wurde ihm als wohlverdienter Lohn verliehen, den er großmütig verschenkte. Im Jahre 1927 war er Norwegens Vertreter im Abrüstungsausschuß des Völkerbundes. Seine literarische Hinterlassenschaft ist bedeutend. „In Nacht und Eis", „Nebelheim", „Sibirien ein Zukunftsland", „Spitzbergen", „Unter Robben und Eisbären", „Durch den Kaukasus zur Wolga" sind die Titel seiner meistgelesenen Bücher. Es erfüllt uns mit Stolz und Freude, daß der deutsche Verlag F. A. Brockhaus durch musterhafte Herausgabe seiner Werke der Lebensarbeit des großen Forschers gerecht wurde.

Hans Härlin

Wie spricht man fremde Namen aus?

Die Frage, wie fremde Namen auszusprechen seien, tritt täglich an uns heran und setzt uns nicht selten in Verlegenheit.

Fremdnamen durchgängig deutsch aussprechen? Unmöglich! Wer, der nicht in den Ruf tiefster Unbildung oder marottenhaften Eigensinnes geraten will, möchte es auf sich nehmen, beispielsweise Shakespeare, Byron, Voltaire, Rousseau auszusprechen, wie sie geschrieben werden!

Dann also Fremdnamen aussprechen, wie sie in ihrem Ursprungslande gesprochen werden? Auch wieder unmöglich! Es ist von niemandem zu erwarten, daß er alle Sprachen der Erde beherrscht, und beherrschte er sie, würde er kaum Anhänger finden, die sich darauf einließen, die „falschen" Aussprachen Potemkin, Kierkegaard, Douglas durch die „richtigen" Patjomkin, Kerkegaor, Dagglèß zu ersetzen. Machte er gar darauf aufmerksam, daß der so wohleingebürgerte Kiosk ein Kiöschk sei, oder daß es unangängig sei, „das Eldorado" zu sagen, weil el ja schon ein Artikel wäre, so liefe er Gefahr, der Lächerlichkeit anheimzufallen.

Gibt es Regeln? Geschriebene bestimmt nicht. Alles ist hier Gebrauch, an dessen Zustandekommen sehr viele, sich oft überschneidende Einflüsse mitwirken. Sofern es aber ein Hauptgesetz gibt, ist es dies, daß der Sprachgebrauch dazu neigt, im fremden Worte Anklänge an heimische Wörter, zuweilen auch nur an heimische geläufige Buchstabenfolgen, aufzuspüren und sie als deutsche Sprachbestandteile zu behandeln, ohne jede Rücksicht darauf, ob eine ethymologische Berechtigung vorliegt oder nicht. Der englische Chemiker Faraday spricht sich Färädei aus, aber die nach ihm benannte elektrische Maßeinheit heißt allgemein — bei Gelehrten und Laien —, wie sie geschrieben wird: Farad. Farad hat nicht das mindeste mit dem Fahrrad zu schaffen, aber der Anklang ist da und diktiert die Aussprache. Wem fällt es ein, den Nobelpreis auf der zweiten Silbe zu betonen, wie es gewissenhafterweise geschehen müßte, denn der schwedische Chemiker wird in seinem Heimatlande Nobeel genannt. Aber in diesem besonderen Falle besteht nicht nur äußerlich ein Anklang an das deutsche Wort nobel, auch eine geistige Beziehung führt hinüber: ein doppelter Grund, Nobel deutsch auszusprechen. Durchgesetzt haben sich auch, der Anklänge an deutsche Wörter wegen, Franklin statt Fränklin, Eden (und Edenhall) statt Iden (und Idenholl), Watt statt Uott. Selbstverständlich auch, daß der Durchschnittsdeutsche den französischen Ministerpräsidenten Blum wie Blume ohne e ausspricht. Anderseits neigt er doch dazu, Silben wie on und an als typisch französisch zu empfinden und sich gegen sie durch die fremde Aussprache zu distanzieren. Blums Vorname wird demgemäß Leong ausgesprochen, und Sedan wird zwar — deutsch — auf der ersten Silbe betont, aber in der zweiten wird ein ang eingeräumt. Solche Wörter, in denen deutsche und fremde Aussprache gemischt werden, sind gar nicht selten. Unverkennbar bleibt das Bemühen, das Wort in die deutsche Sprache hereinzuziehen, und nur das durchaus Fremde wird, als sozusagen unverdaulicher Rest, in der fremden Sprache zurückgelassen. Ein Seitenblick auf einige Fremdwörter, die nicht Namensbezeichnungen darstellen, möge das bestätigen. In Knock out spricht man das erste Wort unkorrekt „knock" aus, das zweite korrekt „aut". Beim Hockey ist das richtige „Hocki" dem Volksmund doch allzu entlegen. Er bleibt auf halbem Wege stehen und begnügt sich mit „Hockee". Ähnlich ist es mit dem „Billard". Anderseits bietet das ganz undeutsche Schriftbild „Queue" keine Handhabe zur Einbeziehung in die deutsche Sprache und wird einwandfrei Kö ausgesprochen. Vermutlich wird sich eines Tages auch diese Schreibweise durchsetzen, so wie man heute an Wörtern wie Cakes, crawlen, Sauce, Creme, Couch, die als zugehörig zur Umgangssprache empfunden werden und doch nichts Deutsches an sich haben, sich dadurch gerächt hat, daß man sie schreibt, wie man sie spricht.

Ein Sondermoment ist nun freilich wieder, welchen geistigen Charakter das fragliche Wort hat. Wäre Hume ein berühmter lebender Boxer, so hätte sich wahrscheinlich die buchstabengetreue Aussprache eingebürgert. Nun ist Hume jedoch ein immerhin etwas entlegener und so recht nur vor den Fachleuten gekannter Philosoph, ein Grund, daß Hume ein Jum geworden ist und daß sich in diesem Falle die Aussprache des einfachen Mannes nach der der Philosophie wird richten müssen.

Die Sprache ist ein lebendiger Organismus, der wächst wie Baum und Strauch. Er läßt sich pflegen und betreuen und auch einmal biegen. Keine Angst vor fremden Namen! Am „richtigsten" mag sie aussprechen, wer recht viel fremde Sprachen beherrscht. Aber am besten spricht sie aus, wer das meiste Gefühl für seine Muttersprache hat.

Hans Bauer

Wilhelm Ehmer: Um den Gipfel der Welt

Die Geschichte des Bergsteigers Mallory

Dieses Buch wurde in dem Kunstwettbewerb der XI. Olympischen Spiele mit der silbernen Medaille für Literatur ausgezeichnet



Lord Mallory

Diese „Geschichte des Bergsteigers Mallory" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. RM 4.80) ist der dramatische Bericht jener denkwürdigen Mount Everest-Expedition aus dem Jahre 1924, die einen so unglücklichen Verlauf nahm und mit dem Namen des Lord Mallory, jenes beispielhaften Bergsteigers und zugleich großen Menschen verknüpft ist. Und damit ist auch schon das Wesentliche dieses Buches, durch das es sich von allzu vielen Bergsteigerromanen unterscheidet, angerührt: das Menschliche. Denn um den Menschen geht es im Grunde, um die Bewährung, um das Ziel, das diese Handvoll Männer auf Leben und Tod verbindet, in dem Willen, den Kampf mit einer übermächtigen Natur aufzunehmen. Es geht um den Berg, den höchsten Berg der Erde; aber diese Bergsteiger erkennen in ihm nicht nur den Gipfel der Welt, er ist ihnen zugleich Ausdruck der ewigen Mächte des Seins, Symbol einsamer Größe, Ziel menschlichen Ringens und Strebens. — Der Mensch selbst wird klein in den Räumen des Tibetanischen Hochgebirges und der schweigenden Gipfelriesen jener Welt, in der Größenmaße anderer Ordnung gelten als sonst. Tibet nimmt sie auf, ruhig, gelassen, groß, erfüllt von der Lichtheit der buddhistischen Lehre wie von der dunklen Unerlöstheit eines beschwörenden Geisterkults: uralte Saumpfade führen über Hochpässe, auf denen der Sturm nie aufhört, sein wildes Lied zu singen.

Und dann sind sie am Fuße des Giganten. Sie verharren wohl einen Augenblick überwältigt von solcher Erhabenheit und Größe, sie sind wohl betroffen von dem ungleichen Zweikampf, den sie führen müssen: Mensch und Riese; aber sie sind im Banne des Berges, Besessene, und doch nicht dies allein: sie fühlen sich als Auserwählte ihrer Nation, als Berufene für ein einzigartiges Kräftemessen und sein hohes Ziel, den Gipfel der Welt. Wie das große Spiel anhebt, wie die Naturgewalten menschlicher Kraft spotten und wie die harten, kampferprobten Männer unverzagt ringen, abgeschlagen werden, wieder losstürmen und vom Lager VI den letzten Einsatz wagen — bis zum bitteren Ende —, das ist ein packendes, zuweilen fast dramatisches Geschehen. Der tragische Ausgang der Expedition ist bekannt; der Tschomolungma hat seine Angreifer abgewehrt: „Graues Gewölk gleitet über Grat und Flanke, verhüllt das Haupt, verhüllt die Menschen, die schon die Hand nach dem Kronreif strecken . . . Der Berg hat zwei tapfere Herzen zu sich genommen. Allabendlich, wenn die Sonne sinkt, glühen sie vom höchsten Gipfel der Erde. Allmorgendlich, wenn die Sonne erwacht, grüßen sie das Gestirn in ewiger Verklärung."

Jedes Bergsteigerbuch wird man unwillkürlich mit Haensels klassisch gewordenem Tatsachenroman vom „Matterhorn" vergleichen. Ehmer besteht diesen Vergleich; er besteht ihn in jedem Betracht. Sein Buch ist völlig anders, ist viel stärker Dichtung als Chronik, aber doch von dem gleichen hohen Rang. Es ist ein Buch von Männern, die mit Shakespeares „Hamlet" und Shelleys „Oden" in der Tasche den Gipfelsturm beginnen. Männer also, die auch seelisch der Größe ihrer Aufgabe gewachsen sind. In der unheimlichen Einsamkeit des Himalaja, umbraust vom Eissturm im nächtlichen Zelt, spüren sie den tiefsten Gründen ihrer Vermessenheit und dem umstrittenen Sinn ihrer Aufgabe nach. Sie begreifen die Schicksalhaftigkeit ihres Beginnens und erahnen die geheimnisvollen Mächte des Daseins:

„Eine große Bergwelt breitete sich ragend und weit ausholend vor ihrem Blick. Es war totenstill. Nach rechts verdeckte der Nordgipfel vorläufig noch den Ausblick auf die Berge Tibets, links aber türmte sich mächtig, atemberaubend und unverrückbar die zyklopische Wucht des Mount Everest auf! — Das also war der Berg! Das also war der Gipfel! — Im Innersten ergriffen starrte Mallory auf seinen Berg. Der unbewegliche Titan, atmete er nicht leise? Rief er nicht unhörbar? — Wann würde er oben stehen? Wann? Es war gleich, er w ü r d e oben stehen, hoch über Indien und Tibet und allen Gipfeln des Himalayas, er würde das Ziel erkämpfen. Und plötzlich spürte Mallory, daß ihm vielleicht die Kraft zur Umkehr fehlen würde in jenem Augenblick, wo der Berg die letzte Entscheidung forderte. Die vernünftigen Regeln der Bergsteigerkunst, hielten sie dem Ruf des nahen Gipfels stand? . . . In einem jähen Ansturm der Empfindungen schloß Mallory die Augen. Sein Herz dröhnte. Eine Macht, die stärker war als alle kühle Überlegung, griff nach ihm. Das also gab es? — Die Dämonen Tschomolungmas aber sahen den Augenblick gekommen, um ihren erfahrensten Gegner zu fällen."

E. Starkloff

Kurz und gut

Drei neue Romane

In Friedrich Grieses neuer Erzählung „Die Wagenburg“ (Langen-Müller-Verlag, München. 190 S. RM 4.50) wird die bedingungslose Verbundenheit des Menschen mit Heimat und Vorfahren versinnlicht. Als Napoleons Truppen nach der Schlacht von Jena und Auerstedt in einem mecklenburgischen Dorfe brandschatzen, requirieren sie auch das letzte Gespann eines Bauern, dem der siebzehnjährige, kräftige, arbeitsame Knecht Karl Johann ein treuer Diener und Helfer ist. „Den Wagen und die zwei Pferde muß ich den Kriegskerlen da stellen“, sagt der Herr, „sie haben die Gewalt. Aber ich muß einen Mann haben, der mir alles zurückbringt. Fahr du mit und bring mir die Pferde und den neuen Wagen zurück. Morgen abend wollen sie dich wieder loslassen.“

So lautet also Karl Johanns Auftrag zunächst bloß auf die Dauer eines Tages. Als er aber nach dieser Frist die mitgeschleppte Beute abladen will, wird er von den Soldaten halbtot geschlagen und im Graben liegen gelassen, während die Pferde westwärts weitertraben. Doch Karl Johann darf sein Gespann nicht verlieren. Nach mühsamer Genesung vergehen lange Tage, bis er den Zug nach vielen eingeholten Erkundigungen über seine jeweils eingeschlagene Richtung aufs neue erreicht. Wieder auf dem Sitz seines Wagens angelangt, löst er sich eines Nachts langsam und unbemerkt vom großen Troß, macht kehrt und fährt heimwärts. Aber der Fliehende wird erkannt, eingeholt und wieder halbtot geprügelt. Im eigenen Wagen schleppt man ihn diesmal mit.

Während Wochen und Monate verwehen und die Jahreszeiten wechseln, durchfährt der Genesene — immer wieder auf Flucht bedacht — die fremden Länder. Sie wechseln, aber die Erde bleibt dieselbe: sie blüht im Frühling und läßt sich im Sommer segnen. Dieses Erlebnis ist für Karl Johann bisher das größte. Mit der Frucht auf den Feldern wächst auch die Sehnsucht nach der unvergeßlichen Heimat. Jeder Tag entfernt ihn mehr von ihr. Der spanische Feldzug Napoleons beginnt, Karl Johann wird unter die Truppen aus dem Badener Land gesteckt und erlebt im Süden schwere Kämpfe und gefährlichen Kleinkrieg. Er versucht noch einmal zu entkommen — aber es war schon keine Flucht mehr, nur noch ein kläglicher Anlauf dazu. Während die Seele stark bleibt, wird der Körper allmählich hinfällig, so daß der Knecht nach der Teilnahme an einer abschließenden Heerschau vor Napoleon mit den Truppen, die am meisten dezimiert wurden, zur Ablösung in die Heimat zurückkehren darf. Am Anfang des vierten Sommers gelangt er zu nächtlicher Stunde in die Heimat und ins Haus der Eltern, die ihn als einen Fremden aufnehmen, bis sie ihren totgeglaubten Sohn erkennen. Er hat seinem Herrn die beiden Pferde an einem neuen, starken Futterwagen zurückgebracht . . . Das Buch hat Friedrich Griese der deutschen Jugend gewidmet, um ihr ein Vorbild dienender Treue aufzustellen.

Ein Bild von religiöser Treue entwirft Lorenz P. Herzog in seinem Roman „St. Johann in der Wüste“ (L. Staackmann Verlag, Leipzig. 275 S. RM 5.—), der die konfessionellen Zustände im Österreich der Maria Theresia beleuchtet. Holzknechte vom Salzkammergut, die dem lutherischen Glauben anhängen, werden in das unterösterreichische Waldland zum Aufarbeiten der Forsten befohlen. Sie kommen in ein katholisches Gebiet, wo die Gegenreformation mit nicht immer ganz einwandfreien, lauteren Mitteln betrieben wird. Sie vermag sich aber nicht durchzusetzen. Nach einem ganzen Vierteljahrhundert des mit großer Schärfe vorgetragenen Kampfes und trotz der Errichtung einer Kirche haben sich die religiösen Verhältnisse dort kaum geändert. In einem Edikt der Kaiserin wird in St. Johann die Auflegung von Listen bekanntgegeben, in die sich eintragen mag, wer sich zu einer anderen als der römisch-katholischen Glaubenslehre bekennt. Der Verfasser hat die in einem behaglichen Tempo erzählten Ereignisse durch Einfügung einiger, allerdings grob gesponnener Geschichten zu beleben verstanden, die auch ein Licht auf die soziologische Struktur jener Menschen werfen; doch ist ihm die Gabe der Charakterisierung noch nicht in dem Maße eigen, daß die Figuren sich deutlich voneinander abheben.

In dem Roman „Dismas Koller, der Schäfer“ von Hans Friedrich (Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 339 S. RM 4.80) geht es nicht um das Schicksal einer Gemeinschaft, sondern eines Einzelnen. Ein leidenschaftlich empfindender, mit natürlicher Sinnlichkeit begabter, schon etwas älterer Schäfer heiratet ein noch ziemlich junges, ein wenig überzüchtetes Mädchen, deren Ahnenlinie in großstädtisch erzogenen und fühlenden Menschen wurzelt. In dem Kinde der beiden bricht erst die Fremdheit der geistigen Welten deutlich hervor. Und den Enkel, zu dem sich Babett infolge seines städtischen Gebahrens allzu sehr hingezogen fühlt, tötet Dismas, indem er ihn aus Eifersucht vor ihren Augen die Tenne hinabwirft. Ein Unglücksfall wird vorgetäuscht. Dismas Koller aber trägt schwer an seiner Lüge und Schuld; er stirbt von innen heraus; der leibliche Tod ist ihm eine willkommene Erlösung von den seelischen Qualen. Dem düsteren Ringen des Dismas Koller steht die seelische Unbeteiligtheit Babettens unangenehm gegenüber. So leidet dieses an sich sympathisch erzählte Werk unter der ungleichmäßigen psychologischen Zeichnung, die die seelischen Akzente verlagert und damit auch die Wirkung der Geschehnisse beeinträchtigt. Die Umwelt des Romans hat Friedrich ebenso gut getroffen wie den oberbayrischen Dialekt, der in den Gesprächen prachtvoll durchbricht.

Wolfgang Zurlinden

Leben — mit leichter Hand gestaltet

Im deutschen Schrifttum besteht ein bemerkenswerter Mangel an Romanen, die — ohne sich an tiefgründige, grundsätzliche Auseinandersetzungen heranzuwagen — in leichter, aber doch nicht seichter Weise ein Stück Leben vor uns hinstellen und uns damit gleichzeitig auch gut unterhalten. Das englische Schrifttum beispielsweise hat diese Literaturgattung im Gesellschaftsroman zu hoher Blüte entwickelt; und das ist ohne Zweifel auf das Vorhandensein einer ausgeprägten Gesellschaftsform zurückzuführen, wie sie in Deutschland nie bestanden hat. Es ist möglich und zu hoffen, daß in Deutschland das große Gemeinschaftserleben unserer Zeit auch einmal einen guten Nährboden für den Volksroman abgibt, auf den wir seit langem warten.

Einen guten Schritt auf diesem Weg kann der Erstlingsroman eines jungen Dresdener Schriftstellers bedeuten: „Der Mieter aus Nr. 101" von Robert Gehrke (Schützen-Verlag, Berlin). In der Schilderung des Lebens in einem großen Miethaus entsteht vor uns ein Abbild von der Alltagsarbeit und dem Feierabend deutscher Menschen. Die verschiedensten Berufe und Charaktere treffen aufeinander: da ist etwa Heinrich Hiersemann, der Koch im Hotel Admiral, ein Riese mit einer kindlichen Seele, dessen größter Herzenswunsch es ist, daß ihm seine kleine Frau einen Sohn beschert; oder der liebenswürdige Dichter Strauch, der sich recht und schlecht von Honorar zu Honorar durchschlägt, mit seiner Freundin „Fannymädchen"; da ist der Naturheilkundige Wiesenthal, dessen Weltanschauung darin gipfelt, der Mensch müsse barfuß gehen, um die Kräfte der Erde in sich aufnehmen zu können; oder der Bildungsphilister Obermeyer, der hoffnungslose Detektiv Maßfahrt und der biedere Peter Andreas, seines Zeichens Schuhmacher und Hauswart. Der dreißigjährige Verfasser kennt seine Leute; er hat ihnen ins Herz gesehen, er ist in ihre kleinen Fehler und Schwächen, aber auch in ihre Güte und Lebensbejahung verliebt. Dies überträgt sich bald auf den Leser, so daß ihm schon nach wenigen Seiten die Figuren des Buches vertraut sind und er an ihrem Leben innigen Anteil nimmt (338 S. Lw. RM 4.80).

Der Münchener Rudolf Schneider-Schelde erzählt uns in seinem Roman „In jenen Jahren" (Zeitbild-Verlag, Leipzig/Wien) von einem Schriftsteller, der den Ausgleich zwischen einem guten, materiell gesicherten Leben und seiner Arbeit nicht findet und den erst die Not zu seiner wahren Schaffenskraft zurückführen muß. Mit leichter Hand setzt Schneider-Schelde seine Figuren vor uns hin, und doch ersteht unter seiner Zeichnung das tief erfaßte Bild eines schöpferischen Menschen. Schlaglichter auf den Literaturbetrieb vergangener Jahre leuchten auf, die bewegte, fast möchte man sagen anmutige Schilderung einer Liebe, die als leichtes Spiel beginnt und zu einem tiefen Erleben führt, gibt dem Roman einen besonderen Reiz. (215 Seiten, Lw. RM 3.80)

Liebe ist auch der Grundakkord des Romanes einer jungen Amerikanerin, Bessie Breuer: „Stärker als Liebe". (Zeitbild-Verlag, Leipzig/Wien). Das Buch ist insofern merkwürdig, als die Verfasserin versucht, ihren Roman ganz aus dem Gesichtspunkt des Mannes zu schreiben. Er ist in der Form eines Tagebuches gehalten, das von einem Mann niedergeschrieben worden ist, der nur sich selbst als Mittelpunkt seines Lebens sehen kann, und dem es, als die große Liebe zu ihm kommt, nicht gelingt, den Weg zu einer wirklichen Lebensgemeinschaft mit einer Frau zu finden. Daran zerbricht er. (327 Seiten, Lw. RM 4.80)

Wie das Manuskript zu einem Lustspielfilm mutet uns der Roman von Hans Erasmus Fischer: „Renate sucht das Paradies" (Schildhorn-Verlag, Berlin) an. Renate, Angestellte eines Berliner Reisebüros, macht eine Erbschaft und beschließt, das Geld dazu zu benutzen, um einmal kurze Zeit in der großen Welt zu leben. Sie fährt nach St. Moritz, fest entschlossen, nach dem Glück zu greifen, falls es ihr einmal über den Weg laufen sollte. Daß es ihr dann wirklich über den Weg läuft, daß sie danach greift und es nach mancherlei Zwischenfällen erhascht, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. (229 Seiten, Lw. RM 3.70)

Curt Reinhard Dietz bemüht sich mit Erfolg, Romane zu schaffen, die dem Lesehunger des Volkes dienen wollen, zugleich aber darauf bedacht sind, ein gewisses Niveau zu wahren. Hierbei den richtigen Mittelweg zu finden, erfordert viel Geschmack und Können — Dietz hat beides bewiesen. „Lilofee" (Verlag Otto Janke, Leipzig) ist die Geschichte einer jungen Chemikerin, die sich in der großen Welt der chemischen Industrie durchsetzt und dabei auch ihr Lebensglück findet. — Der Roman hat eine entzückende Schlußüberraschung, die wir nicht verraten wollen, um dem Leser die Spannung nicht zu nehmen. (288 Seiten, Lw. RM 3.50) — Sein Roman „Enthülltes Geheimnis" (Verlag Otto Janke, Leipzig) spielt in den Bergen und berichtet von dem tragischen Geschick des Musikers Larsen, den unbegründete Eifersucht von seiner Frau fortgetrieben hat und der sich zu spät zur Wahrheit zurückfindet. (269 Seiten, Lw. RM 3.50) K. Müno

So ist das Kochen leicht!

Es gibt in Deutschland gewiß bereits unzählige Kochbücher. Es gibt Kochbücher für Gesunde und Kranke, Rohköstler und Vegetarier, Berufstätige und Junggesellen, Kochbücher für einfache und verwöhnte Gaumen, für gutgefüllte und magere Geldbeutel. Es gibt auch Kochbücher für süd- und norddeutsche Küche, und es finden sich in vielen Haushaltungen noch die berühmten Rezeptsammlungen aus Urgroßmutters Zeiten, deren Anweisungen häufig in folgender, für uns heute etwas aufreizender Weise beginnen: „Man nehme ein Stof (ein Stof ist etwa ein Liter) ausgeschlagene Eier", oder „Wenn man nichts im Hause hat, so nehme man einen kalten Kalbsbraten . . ."

Unsere Großmütter und Mütter hatten es noch verhältnismäßig einfach. Es gab ein oder zwei dickleibige Kochbücher, wahre „Küchenbibeln", in denen die wohlerprobten Rezepte mehrerer Jahrhunderte

gesammelt waren, und nach denen man Jahr für Jahr ziemlich gleichmäßig kochte. Unsere Väter und Großväter verspeisten schmunzelnd, was ihnen Gutes auf den Tisch gesetzt wurde, und wenn sie schließlich von Zipperlein und Rheumatismus erwischt wurden, so nahmen sie das als notwendige Alterserscheinungen treuherzig in Kauf, und keiner hätte zu seiner treuen Gattin zu sagen vermocht: „Du hast mir eben zu wenig Vitamin C vorgesetzt" oder „Ich bitte mir gefälligst eine etwas eiweißärmere Kost aus."

Heute betreut die Hausfrau in ihrer Küchenführung bewußt die Gesundheit ihrer Familie und nimmt damit in dem großen Aufbauprozeß unseres Volkes eine verantwortungsvolle Stelle ein. Es wird von ihr verlangt, daß sie über die Zusammensetzung der wichtigsten Nahrungsmittel und ihren gesundheitlichen Wert genau Bescheid weiß, und daß sie trotz eines immer schmaler werdenden Geldbeutels vorbildlich ernährte und leistungsfähige Kinder „heranfüttert". Dazu bedarf es freilich einer Kochintelligenz, die weit mehr ist als das Ausführen bestimmter Rezepte.

Eine musterhafte Anleitung zu dieser zeitgemäßen Art der Küchenführung ist das Kochbuch von E. Reinhardt: „So ist das Kochen leicht" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, RM 5.60), in dem das ABC der Kochkunst auf die denkbar einfachste Art gelehrt und an der Hand von verhältnismäßig wenigen Grundrezepten und übersichtlichen Tabellen eine vorzügliche Anleitung zu selbständigem Kochen gegeben wird. Wer einmal über die Vorgänge beim Kochen, Backen und Braten genau Bescheid weiß, wer die Grundregeln über die Menge der zuzugebenden Flüssigkeit und die Höhe der zur Erschließung der Speisen erforderlichen Wärmegrade begriffen hat, wem das „Warum" genau so wichtig ist wie das „Was" und das „Wie", kurzum, wer nicht mechanisch, sondern mit Überlegung zu kochen versteht, wird weder mißratene Speisen, einen langweiligen Küchenzettel, noch ein ratloses Herumblättern in unübersichtlichen Rezeptsammlungen zu fürchten brauchen. Ein kurzer Hinweis auf besonders praktische und erprobte Küchengeräte, sowie eine sorgfältige Preisberechnung für jedes der angegebenen Rezepte macht das von einer klugen Frau geschriebene Werk zu einem vorbildlichen Lehrbuch, das man nicht nur jeder Hausfrau, sondern auch allen Koch- und Haushaltungsschulen mit dem besten Gewissen empfehlen kann.

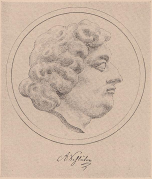
Bisher gefehlt hat eine Zusammenstellung der altbewährten deutschen Leib- und Magengerichte, die in den verschiedenen Gauen unseres in kulinarischen Fragen sehr eigenwilligen Vaterlandes beheimatet sind. Diesem Mangel abzuhelfen und die durch die Allerweltsküche der großen Städte und Hotelbetriebe immer mehr in Vergessenheit geratenden Spezialgerichte zu sammeln und nach deutschen Landschaften zu ordnen, dient das reizend illustrierte Büchlein von Elinor Goetze: „Kochtopf der Heimat" (Ebenda; RM 2.—). Viele Hausfrauen, für die Hamburger Aalsuppe, Schwäbische Spätzle, Schlesisches Himmelreich oder Berliner Bierkarpfen bisher geheimnisvolle Begriffe waren, werden kühn zum Kochlöffel greifen und manchen unerfüllt gebliebenen Magenwunsch ihres aus einem anderen landschaftlichen Küchenbereich stammenden Gatten erfüllen und sich damit seine innige Hochachtung sichern.

Freilich — ein gewisses Risiko wird sich nicht vermeiden lassen, denn mit den National- und Stammesgerichten ist und bleibt es eine eigene Sache. Blutwurst und Rosinen, für die ein echter Mecklenburger durchs Feuer geht, rufen vielleicht bei einem Pfälzer eine leichte Gänsehaut hervor, und ich habe Norddeutsche beim Anblick einer Schüssel quellender bayrischer Weißwürste erblassen sehen. Auch wird man sich daran gewöhnen müssen, daß sich hinter den zum Teil verblüffenden Namen oft ganz andere Dinge verbergen, als man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch erwarten sollte, daß „Panhasen" nichts mit dem sympathischen Meister Lampe zu tun haben und man bei Münsterländer Stuten keineswegs an eine abwegige Neigung für Pferdefleisch zu denken braucht. Bei „Pfitzauf", „Pflutten", „Kolatschen" und „Pofesen" vollends ahnt der Nichteinheimische dunkel etwas Süddeutsch-Nahrhaftes und wundert sich, daß die Verfasser von besonders schwierigen Kreuzworträtseln noch nicht auf diese Fundgrube für eigenwillige Wortbildungen aufmerksam geworden sind.

Es mag zum Schluß verraten werden, daß die Schreiberin dieser Zeilen eine ganze Woche hindurch mittags und abends je eines der hier gesammelten Heimatgerichte auf den Tisch gebracht und damit die einmütige Zustimmung ihrer Familie gefunden hat. Nur — daß Frau Elinor Goetze, die verdienstvolle Verfasserin des vorliegenden Büchleins, unsere vielgeliebten und weltberühmten Thüringer Klöße aus so unmöglichen Zutaten wie Mehl, Eiern und Semmelwürfeln bestehen läßt und die Erfindung dieser unvergleichlichen friedlichen Kanonenkugeln ins benachbarte Vogtland verlegt, wird jeden echten Thüringer mit tiefem Kummer erfüllen.

Wesentlich anspruchsvoller gibt sich das stattliche Bändchen „Deutsche Heimatküche" von Ernst Marquardt (Societätsverlag Frankfurt a. M., 222 S., RM 3.80), das schon eher ein kulinarischer Spaziergang durch die deutschen Gaue ist, mit nachdenklichen Betrachtungen historischer und kulturgeschichtlicher Art, als ein simples Kochbuch. Auch wendet es sich nicht an Lehrlinge und Anfänger, sondern an erfahrene Hausfrauen und Kochinteressenten, die das ABC der Küche beherrschen und eine Bereicherung ihrer Kenntnisse anstreben. Es will ebensosehr einen Beitrag zur Kunst des Kochens wie zur Weisheit des Essens liefern und wünscht sich Leser mit Einbildungskraft und Vorstellungsvermögen, die die Eigenschaft einer deutschen Landschaft und ihrer Bewohner aus ihren Stammesgerichten herauszuschmecken vermögen. Die angeführten zahlreichen und verführerischen Rezepte werden allen Liebhabern einer gepflegten Küche hochwillkommen sein.

Gertrud von Hollander



Andreas Schlüters Glück und Untergang

Alfons von Czibulka: Der Münzturm

Von O. H. Waibling

Die Abbildungen dieses Beitrags sind mit Erlaubnis des Verlages Paul Neff, Berlin, dem besprochenen Werke entnommen.

Es ist eine bewegte Zeit, die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert. Noch herrscht in Frankreich Ludwig XIV., die großen und die kleinen Fürsten Europas, fast ohne Ausnahme, trachten es ihm gleichzutun, in seiner herrscherlichen Willkür wie in seiner pracht- und machtvollen Repräsentation. Französische Sprache, französische Sitten und französischer Stil gelten als schlechthin vorbildlich.

In Preußen regiert seit 1688 des Großen Kurfürsten Sohn, Kurfürst Friedrich III. Er ist zwar kein großer Herrscher, aber er gleicht seine Fehler durch seine Sorge für Kunst und Wissenschaft aus. Auf besondere Anregung seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte, einer Freundin und Verehrerin des großen Leibniz, ist die Universität Halle gegründet, die Akademie der Wissenschaften errichtet worden. In Berlin wird viel gebaut, vor allem wird das Schloß erneuert und erweitert. Friedrichs Streben geht dahin, für Preußen die Königskrone zu erwerben. Eberhard von Danckelmann, der Oberpräsident und treue Ratgeber, einer der wenigen auch, die allem Franzosentum feind sind, rät Friedrich von diesem Plan ab. Aber der Oberkammerherr von Kolbe, ein Feind Danckelmanns, weiß den König in seinem Wunsche zu bestärken und den Gegner zu stürzen. Eines der wichtigsten Instrumente Kolbes ist dabei unbewußt auch Andreas Schlüter, der Hofbildhauer und spätere Schloßbaudirektor.

Schlüter ist erst kürzlich in Berlin eingetroffen, er mußte wegen einer Liebesgeschichte aus Warschau fliehen. Dann und wann taucht die Geliebte, eine Gräfin Potocki, bei Schlüter auf; aber für ihn gibt es nur eines, für das er lebt und durch das er in Leidenschaft und Begeisterung versetzt werden kann: seine Arbeit. So gerät er auch in leidenschaftliche Begeisterung und Erregung, als ihm der Kammerherr Kasimir von Kolbe persönlich den Auftrag gibt, ein monumentales Reiterstandbild des Großen Kurfürsten zu schaffen. Das Werk soll auf die lange Brücke zu stehen kommen und vollendet sein, bis Friedrich zum König gekrönt werden wird. Kolbe bereitet indessen diesen Schritt mit aller diplomatischen und politischen Kunst vor, wobei er vor keinem Mittel zurückschreckt. Schlüter dagegen arbeitet Tag und Nacht an den Tonmodellen des Reiterbildes; er kann die Zeit kaum erwarten, bis er die große Form schaffen kann, nach der der Guß ausgeführt werden soll.

Im alten Marstall wird ihm ein Atelier errichtet. Fast täglich kommt dort der Kurfürst vorbei, um nach den Fortschritten der Arbeit zu sehen. Aber der Fürst bewundert nicht nur

Schlüters geniales Bildwerk, er hat vielmehr immer neue Aufgaben für ihn. Das Schloß soll erneuert werden. Schlüter wird zum Schloßbaudirektor ernannt und soll den Bau leiten. Alle Würden, alle Ehren gelten ihm wenig. Ihn beglückt allein die Arbeit. Als schöpferischer Künstler ist er von einer fast kindlichen Unbekümmertheit. Daß Kolbe, der inzwischen an Danckelmanns Stelle Oberpräsident, mit dem Namen eines Grafen von Wartenberg, geworden ist, ihn als Werkzeug benützt, merkt er kaum. Er merkt auch nicht, wie sehr ein anderer Höfling, Eosander von Göthe, sofort allerlei Verschwörungen und Intrigen gegen ihn spielen läßt. Er ist selbst Baumeister und Alchimist, vor allem aber intrigierender Höfling, und hat auf die Stelle des Schloßbaudirektors gewartet. Unbekümmert, ja fast blind gegen alle Weltdinge, arbeitet Schlüter an den Werken und Aufgaben, die man ihm gestellt hat. Wie ein Kind geht er durch die Welt des Hofes, die eine Welt der Verschwörungen, Intrigen, Liebeleien und Launen ist. Die Kurfürstin Sophie Charlotte und ihre Hofdame Gräfin von Pöllnitz sind dem geraden und alles französische Wesen geringachtenden Schlüter nicht hold, sie sind eher dem Günstling Eosander, der ihnen beiden zu schmeicheln versteht, gewogen. So kommt es, daß Eosander, dem Befehl des Königs entgegen, das Schloß Lützelburg, das spätere Charlottenburger Schloß, für die Kurfürstin ausbauen darf. Während dieses Baues kommt es zu den ersten Reibereien, da Eosander Schlüter die Arbeiter durch höhere Löhne abspenstig macht.

Aber all das kümmert Schlüter nicht, er arbeitet an seinem Reiterstandbild, am Schloß und an vielen anderen Stellen der Stadt. Das Bauen aber kostet unendlich viel Geld. Graf Wartenberg weiß es zu beschaffen. Aber der Unwille des Volkes, das unter den Lasten schwer leidet, wendet sich gegen ihn und gegen Schlüter. Von den Höflingen wird dieser Unwille genützt, und so kommt es zu einer Kundgebung, bei der Schlüter die Fenster eingeworfen werden. Aber er arbeitet unentwegt weiter. Am Tage, an dem der Kurfürst mit seinem Hofe Berlin verläßt, um nach Königsberg zur Königskrönung zu fahren, wird das Standbild gegossen. Es ist eine harte und gefährliche, von allerlei Sabotage bedrohte Arbeit. Aber an dem Tag, an dem das Denkmal auf der Langen Brücke in Berlin geweiht wird, wird Andreas Schlüter als der große Meister gefeiert, trotzdem seine Feinde gerne dem Gießer Jakobi diese Ehren zugedacht hatten. Ihn kümmert das alles nicht, er denkt an neue Pläne, neue Arbeiten.

Nachdem Preußen Königreich geworden ist, muß Berlin ein neues Gesicht bekommen, neue Bauten müssen erstehen, Schlüter soll die Entwürfe machen. Seine Phantasie entzündet sich an den großen Aufgaben. Wer aber wird das Geld für diese Bauten schaffen? Seit Jahren sucht Eosander von Göthe in seiner alchimistischen Küche nach dem Stein der Weisen, nach Gold. Er wird es nicht finden.



Denkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter

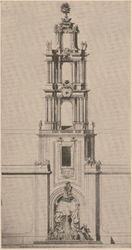
Indessen aber zieht irgendein Scharlatan in theatralisch-phantastischem Aufzug in Berlin ein und gibt vor, Gold schaffen zu können. Ganz Berlin bis hinauf zum König läßt sich irreführen. Kaum ist die Hoffnung gegeben, daß man Geld haben werde, so wird von neuem zu bauen begonnen. König Friedrich I. möchte in Berlin den größten Turm der Welt haben. Wieder soll Schlüter Vorschläge machen. Einen Turm auf das Schloß zu bauen, widerrät er. Aber dort, wo die Reste der alten Münze stehen, könnte ein Turm errichtet werden, der wohl ins Stadtbild passen würde. Nach gründlicher Prüfung muß Schlüter erkennen, daß der Baugrund sehr schlecht ist. Der König hat sich indessen schon so für den Plan begeistert, daß er nur ungern darauf verzichtet; er beruft einen Rat ein, dem unter anderen auch Eosander von Göthe und ein aus Holland berufener Mineurleutnant, der den Baugrund ebenfalls untersucht hat, angehören. Da dieser Letztere ein Taugenichts und ein schwacher Charakter, ein gefügiges Werkzeug Eosanders ist, kommt seinem Gutachten im Grunde kein besonderer Wert zu; er versteht es jedoch so zu formulieren, daß der Rat damit irregeleitet wird.



Maske eines sterbenden Kriegers
(Zeughaus Berlin)

Nachdem Schlüter seine wahrhaft genialen Entwürfe vorgelegt hat, ohne dabei seine Bedenken wegen des Baugrundes zu verheimlichen, suchen ihn die Mitglieder des Rates zu überreden. Sie erinnern ihn an all das, was er Geniales geschaffen hat, sie rühren an seinen Ehrgeiz als Künstler, dem keine Aufgabe unmöglich sein könne. Schließlich läßt sich Schlüter überreden. Er sucht nach einer Lösung und findet sie auch, indem er einen brauchbaren Baugrund dadurch schafft, daß er unzählige Pfähle einrammen läßt. Diese Lösung, die er selbst mit seinem Gewissen vereinbaren kann, wird gutgeheißen und verwirklicht. Die Frage der Baukosten, die natürlich gewaltig sind, muß Wartenberg lösen, der bei dieser Gelegenheit fast das Geheimnis seiner großen Betrügereien verrät.

Während nun die Pfähle eingerammt werden, weiß es Eosander zu erreichen, daß Andreas Schlüter eine Reise nach Augsburg zu unternehmen hat. In der Zeit seiner Abwesenheit werden die Pfähle, deren Länge Schlüter auf 35 Fuß errechnete, auf 32 Fuß verkürzt und in dieser Verkürzung eingerammt. Der Holländer hat, mit Hilfe von Schlüters Frau, die Pläne entwendet und die Zahlen gefälscht. Schlüter bemerkt bei seiner Heimkehr den Frevel nicht mehr; er baut vielmehr sein herrliches Werk, den Münzturm, weiter. Der Bau wächst in die Höhe, bald wird er vollendet stehen, und das Glockenspiel, um dessentwillen er geschaffen wurde, wird das Niederländische Dankgebet über die junge Königsresidenz klingen lassen. Daß während des Baues einige Risse und Sprünge entstehen, war verwunderlich, aber noch nicht gefährlich. Der Turm wurde fertig. Die Feinde Schlüters staunten. In der Nacht aber nach dem Richtfest geschieht das Schauerliche, der Turm neigt sich seitwärts. Man holt Schlüter aus dem Bett, er steigt noch einmal auf den schwankenden Turm und blickt in die Tiefe. Er will sich dagegen wehren, daß der Turm abgetragen wird; allein es ist nichts mehr zu retten.



Entwurf des Münzturms

Als Schlüter aus der Tür trat, wogte die Schloßfreiheit wie ein Meer von Köpfen. Die Menge hatte den Kordon durchbrochen. In kurzem, stampfendem Schritt drängte ein Glied Musketiere mit gefällten Piken die Leute langsam vom Münzturm ab.

Schlüter stand am Türstock gelehnt. Fahle Gesichter verschwammen dicht vor seinen Augen. Er erkannte sie nicht. Nur Eosander glaubte er zu sehen. Menschen umdrängten ihn, redeten aufgeregt durcheinander, gaben Ratschläge, verlangten Befehle. Bauleute und königliche Mineure standen mit Spitzhacken und Werkzeugen bereit.

Da ließ er die Arme sinken und sagte mit heiserer Stimme: „Abtragen!" Man hörte ihn kaum.

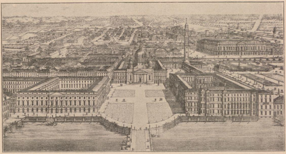
Eosander trat vor und trieb die Wartenden an, als wäre er hier schon der Herr.

Während die Arbeiter und Mineure sich durch die Turmtüre schoben, tönte plötzlich das Glockenspiel. Die sich neigenden Mauern mochten das Spielwerk in Gang gesetzt haben. Das Niederländische Dankgebet, mit dem Andreas Schlüter den König hatte grüßen wollen, klang gespenstisch durch die Nacht.

Der Münzturm sang sein Sterbelied.

Völlig zerstört geht Andreas Schlüter nach Petersburg. Wenige Jahre lebt er dort noch, phantastischen Plänen nachhängend, Entwürfe zeichnend und viele Seiten mit seiner Hand beschreibend. Irre geworden, sucht er nach dem Perpetuum mobile. Eines Tages findet man ihn tot im mechanischen Kabinett des Zaren.

In der Nacht verscharren sie ihn ohne Namen und Kreuz. Unter den Sternen, in denen Johannes Hevelius gelesen: „Ich sehe eine Krone leuchten über deinem Haupte, Andreas. Wer vermöchte zu sagen, ob sie golden oder aus Dornen sei!"



Schlüters Entwurf für die Neugestaltung des Schloßplatzes und des Münzturms

Kampf um Erfüllung

Henry Benrath: Die Kaiserin Konstanze

Von Winfried Gurlitt

Niemals kann der Kampf zwischen Menschen gewaltiger, tiefer und erschütternder sein, als wenn Ideen sich in Menschengestalt handelnd gegenübertreten. Die Träger dieser übermenschlichen Kräfte fühlen sich dann nicht nur sich selbst, sondern einer höheren Wirklichkeit, der sie nur dienen, verpflichtet und ringen um deren Verwirklichung mit Dreingabe ihrer letzten menschlichen Kraft.

Auf solchem Hintergrund müssen wir das Leben und Schicksal einer Frau sehen, die, an das unerbittliche Rad des Weltgeschehens geschmiedet, in ihrem Herzen für das Lebensrecht ihres Volkes blutet, die diesem Volke den rechtmäßigen Thronerben schenken will und ihn doch nur aus dem Blute des Kaisers empfangen kann, des Kaisers, vor dessen cäsarischem Erobererwillen dies Volkstum nichts ist als ein Stein im Spiel der Weltkräfte.

Ein fünfundzwanzigjähriges Geschichts- und Quellenstudium geht nach den Worten Henry Benraths der dichterischen Gestaltung des Frauenlebens der Kaiserin Konstanze voraus. Es ist bedeutsam, daß hier ein Dichter mit der ganzen Gründlichkeit des Geschichtsforschers zu Werke geht und zuletzt doch die Kraft findet, allen störenden Ballast beiseite zu lassen, um nur die reinen menschlichen Gestalten und Schicksale herauszuarbeiten. So entsteht ein Buch, das mehr ist als Chronik und mehr als Roman, nämlich ein Stück zu stärkstem Leben erweckter Vergangenheit.

Um diese unmittelbare Wirkung zu erzielen, verzichtet Benrath absichtlich auf alles Altertümelnde in der Sprache. Er läßt seine Menschen in der Ausdrucksweise des Heute reden. Das mag anfangs befremden, trägt aber, wie man bald inne wird, sehr dazu bei, diesen Gestalten des frühen Mittelalters eine Plastik zu verleihen, daß wir sie mitten unter uns handeln und reden zu sehen glauben. Was zuerst ein gewagter Versuch zu sein scheint, erweist sich so als künstlerisch wohldurchdachtes Mittel zur Wirkungssteigerung — freilich ein Mittel, das nur in den Händen eines Berufenen seine Aufgabe erfüllen wird und vor dessen leichtfertiger Nachahmung gewarnt werden muß.

Kaiser Barbarossa will das Königreich Sizilien-Apulien mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation durch die Ehe seines Sohnes Heinrich mit der Thronerbin Konstanze vereinigen. Der weitschauende Plan ist von seinem Kanzler, dem Erzbischof Christian von Mainz, von langer Hand vorbereitet. In seinem Vortrag beim Kaiser führt der Kanzler aus:

Die Prinzessin Konstanze ist im Jahre 1154, kurze Zeit nach dem Tode ihres Vaters, des Königs Roger II., geboren. Sie ist also gleichaltrig mit ihrem Brudersohne Wilhelm, dem jetzt regierenden König, und war in Kindesjahren dessen tägliche Spielgefährtin . . . Ihre Erziehung erhielt sie in einem der königlichen Klöster in der Nähe von Palermo. Seit sie in den Vordergrund der politischen Beachtung getreten ist, sieht man sie öfter als früher bei Hofe. Sie ist von übermittlerer Größe, dunkelblond, vornehmen Aussehens, obwohl ohne ausgesprochene Schönheit. Güte gegen die Bedürftigen erscheint ihr als selbstverständliche Pflicht der Purpurgeborenen. Das schönste, wenn auch unverbürgte Wort, das von ihr umläuft, lautet: Die Frau, welche aus dem Purpur komme, solle entweder wieder in den Purpur gehen oder zu Gott.

Was am kaiserlichen Hofe geplant wird, findet sein Widerspiel in den Beratungen, die König Wilhelm mit seinen Getreuen in Palermo pflegt. Zwar binden die Lehensverträge mit dem Papst das sizilisch-apulische Königreich an die Zustimmung der Kurie, die alles daran setzen wird, die Ehe zwischen dem Staufer Heinrich, dem künftigen Kaiser, und der Prinzessin Konstanze zu verhindern. Aber Wilhelm, der kinderlos geblieben ist, sieht keinen anderen Weg, die Zukunft seines Reiches über seinen Tod hinaus zu sichern, als die Verbindung mit dem deutschen Herrscherhaus. So sollen normannisches und deutsches Blut zusammenfließen, um ein Reich von der Nordsee bis an die südlichen Gestade Siziliens zu schaffen, ein Reich, in dem Sizilien

bleiben soll, was es war, ein selbständiges Königreich unter Konstanze, aber eingefügt in den weltumspannenden Bau des „Reiches". Auch Konstanze willigt in das Opfer ein:

„Ich schließe bewußt eine politische Heirat. Ich bringe in diese Ehe keine vorgefaßte Neigung noch Abneigung mit. Und was ihren politischen Sinn betrifft, so genügt es mir, wenn sie nichts weiter ist als ein Unterpfand des endlichen und dauernden Friedens zwischen zwei Ländern, die sich lange und zwecklos genug befriegt haben . . ."

So tritt Konstanze den Weg in ihre neue Heimat, nach Deutschland, an. Eine Frau anfangs dreißig, nicht mehr jung genug, um in mädchenhaften Träumen zu schwelgen, aber doch noch voll Glauben an eine ihrer harrende Aufgabe an der Seite des Mannes, der bald der Träger der mächtigsten Krone des Abendlandes werden soll. So schreibt sie an den Bruder noch einmal, ehe es über die Alpen nach Norden geht: „Der König hingegen versteht mich gut. Er sieht an seiner Seite auf dem Thron bestimmt lieber eine Frau meiner Art als eine solche, die beim Sticken Liebeslieder seufzt und als demütige Magd ihrem Herrn und Gebieter die Riemen von den Schuhen löst, wenn er von der Balz heimkommt. So wenig leidende Hingabe mein Wesen ausmacht: so wenig werbende Bemühung das seine. In diesen gewichtigen Mängeln sind wir einander sehr nahe. Sie wären, scheint mir, stark genug, die Grundlage einer hohen Freundschaft zu bilden: denn sie sind bedingt durch eine gleich hohe, unser ganzes Denken beherrschende Auffassung von unserer Aufgabe . . ."

Der König ist ein junger, schmächtig und blaß aussehender Mann. Er ist elf Jahre jünger als Konstanze, aber in ihm kündigt sich bereits die unbeugsame fanatische Härte des Willens an, die allen seinen späteren Taten und Untaten das Gepräge geben wird. Viel sind die Gatten getrennt, der König auf der Jagd oder auf den Reichstagen, Konstanze in ihrem Hoflager Ingelheim, der Heimat ihres deutschen Adjutanten, des jungen schönen Lothar von Ingelheim. Hat das Gerede recht, das von einer Entfremdung zwischen dem Herrscherpaar spricht? Oder ist es nur das Unnahbare zweier königlicher Naturen, das diese kühle Ferne schafft? Konstanze findet schwer eine Heimat im Norden, ihr Herz sehnt sich nach der Sonne und Farbenpracht Siziliens zurück. Und soviel ist schon gewiß, im Herzen Heinrichs hat sie keine neue Heimat gefunden. In dieser ersten Zeit ihres deutschen Lebens erreicht sie die Nachricht vom Tode ihres Bruders Wilhelm. Nun tritt ihr Erbrecht als selbständige Herrscherin des Königreichs Sizilien in Kraft und damit eine eigene Aufgabe neben der ihres Gatten, der bald die Kaiserkrone tragen wird. Heinrich tritt zu ihr ins Gemach:

„Ich danke Ihnen für eine solche Meisterung Ihres Schmerzes. Ich weiß, was Ihnen geschehen ist. Sie haben den einzigen Menschen verloren, den Sie geliebt haben."

„Ja . . ."

„Nun wartet Ihr Land auf Sie."

„Nein, mein Land wartet nicht auf mich, sondern auf die Dinge, welche die Parteien nun heraufbeschwören werden . . .

„Ich glaube", sagte der König, die dünne Braue über dem linken Auge etwas hochziehend, „daß es in diesem unwahrscheinlichsten aller Fälle, der aber durchaus eintreten kann, an Ihnen wäre, Entscheidungen zu treffen . . ."

Konstanze, die gefährliche Falle witternd, erwiderte, ohne die Stimme um den Hauch eines Tones zu heben:

„Was ist da groß zu entscheiden? Sie sind laut Ehe und Staatsvertrag in Apulien und Sizilien der **Prinzgemahl**. Sie haben das Recht, sich zum König des Landes krönen zu lassen. Die tatsächliche Erbin und Inhaberin der Regierungsgewalt bin ich samt meiner leiblichen Nachkommenschaft . . ."

Langsam steigert sich das Gespräch zu immer schärferen Wendungen, treten die unvereinbaren Gegensätze dieser beiden Naturen und ihrer widerstreitenden Rechte und Ziele immer unverhohlener hervor. Wo der Mann nur einen Baustein im gewaltigen Dom seines künftigen Reiches sieht, den er fest und unerschütterlich ins Ganze einfügen will, sieht die Frau die ihr anvertraute Heimat und das Erbe ihres heißersehnten Sohnes, der einmal die Rechte der Mutter erben und zum Siege führen soll. Aber noch ringen sie um eine Lösung dieser unheilvollen Spannung:

Konstanze: Schaffen wir das Werk, so wird seiner Größe schon der rechte Verwalter gefunden werden, auch wenn Sie ihn nicht in meinem Schoße zu zeugen vermögen oder mein Schoß ihn nicht aus Ihrem Blute zu empfangen vermag . . . Sie haben in mir nicht Ihre Liebesnächte geheiratet — und ich in Ihnen nicht die meinen. Wir haben eine Ehe geschlossen als die gegenseitigen Ergänzungen unseres Werkes: mit allen gegenseitigen Verpflichtungen, die ein solcher Bund einbegreift . . .

Und in einem großen leidenschaftlichen Ausbruch verrät sie das Geheimnis ihrer tiefsten, quälenden Sorge: „Die tiefste Bestimmung jeder Frau ist nicht das Kind, sondern der Sohn . . .“

Während fern im Norden das königliche Paar sich noch um die Zukunft Siziliens sorgt, hat dort schon das Schicksal zugegriffen: Tankred, der Bastardenkel König Rogers, wird zum König ausgerufen, denn in ihm allein sieht das Volk den Bewahrer seiner Unabhängigkeit. Die meineidigen Barone treten auf seine Seite, und der Papst bestätigt seine Herrschaft, durch die er seine Stellung als Lehnsherr Siziliens gesichert sieht. Ganz Sizilien lodert in Haß gegen alles Deutsche. Heinrich läßt unverzüglich seine Truppen ins Land einrücken, aber es währt nicht lange, so kommt die Botschaft ihrer Niederlage nach Deutschland.

Nun eilen Heinrich, der mittlerweile zum Kaiser gekrönt worden ist, und Konstanze selbst nach Italien. Aber das Unglück begleitet sie auch dorthin. Der Kaiser erkrankt schwer an der Ruhr, Konstanze wird in Salerno durch einen frechen Handstreich gefangengenommen und in ihre Heimat nach Palermo, an den Hof ihres jetzt regierenden Stiefbruders Tankred gebracht. Da legt sich der Papst Cölestin ins Mittel, wütend über diesen „Lausbubenstreich“, der ihn um die Früchte seiner ganzen Politik zu bringen droht. Nun will er sich durch den Befehl zur sofortigen Freigabe Konstanzes beim Kaiser in ein günstiges Licht setzen. Tankred gibt die Gefangene frei; ein früher Tod endet bald darauf den Spuk seiner unrechtmäßigen Herrschaft.

Endlich, im neunten Jahre ihrer Ehe, fühlt Konstanze, daß sie Mutter werden wird. Die Wende ihres Lebens steht bevor, die Erfüllung, um die sie in ungezählten Nächten gebetet hat. Sie fühlt eine neue Kraft in sich, „Berge zu versetzen“. Nun ist sie nicht mehr allein in dem Kampf um das Recht und die Pflicht ihrer Herrschaft, der Erbe reift in ihr heran. Am 26. Dezember 1194 wird in Jesi der Sohn geboren, den sie Konstantin nennt und der einst der große Staufenkaiser Friedrich II. werden wird, der erste moderne Herrscher und größte seines Stammes.

An seiner Wiege betet die Mutter: „Vielleicht, Gott, lässest du das Geschick der Welt in dieser kleinen Wiege schlafen und sich in seinen ersten Lauten regen . . . Vielleicht ließest du meinen Schoß die Gestalt des Jahrhunderts gebären . . .“

Die Geburt des Sohnes bringt die Frage der Erbfolge und damit die Herrschaft in Sizilien zur letzten Entscheidung. In Bari treffen die kaiserlichen Gatten sich zur nächsten, unheilschwangeren Aussprache. Heinrichs Wille ist bis zum blinden Herrschaftswahn gespannt; er sieht und achtet nicht die beschworenen Rechte der Frau, die ihrem Volke und Lande die selbständige Eingliederung ins Reich, das auch sie im tiefsten will, erhalten möchte. Ihr guter Wille scheitert an der Starrheit des Mannes . . .“

Die Schreckensherrschaft, die Heinrich VI. nach dem Tode Tankreds in Sizilien aufgerichtet hat, will Konstanze wieder gutmachen, aber kaum hat sie die ersten lindernden Maßnahmen getroffen, da bricht ein Aufstand gegen den Kaiser aus, der ungerufen nach Sizilien kommt, Reichssteuern gegen das Landrecht erhebt und fühlen läßt, daß er der Imperator ist.

Die letzte Begegnung findet in Palermo, im Schlosse Konstanzes, statt. Sie ist eine bittere Abrechnung. Der Kaiser ist krank, mißtrauisch. Er fühlt das Gemäuer des von ihm errichteten Riesenreiches in allen Fugen krachen, er weiß, daß sein Werk ihn nicht lange überleben wird, der selbst erst in den Anfängen der Dreißig steht. „Wer die Besinnung verloren hat — ist kein Herrscher mehr“, sagt ihm die Kaiserin ins Gesicht, „aber Sie sind eben an Ihren Widerständen nicht gewachsen . . .“

Genau siebenundfünfzig Tage nach diesem Gespräch auf Schloß Favara starb der Kaiser an der Ruhr in Messina, ein Mann von 32 Jahren. Konstanze hatte nur einen Gedanken: die Krönung ihres Sohnes und die Neubelehnung mit dem Königreich Sizilien durch den Papst. „Der Enkel muß beginnen, wo der Großvater aufgehört hat . . . Der Sohn des größten Papstfeindes lebt von Papstes Gnaden.“ Aber sie weiß auch: „In diesem Kind ist ein großes Schicksal und eine große Berufung.“ Das ist es, was ihren frühen Tod als späte Erfüllung verklärt.

Peter Stühlen: Eltern und Kinder

Von Walther von Hollander

„Eltern und Kinder" ist das — in sich selbständige — Mittelstück einer großangelegten Romantrilogie, einer dreibändigen Familiengeschichte, die ein neuer Autor, Peter Stühlen, zu schreiben unternommen hat. Es ist das Mittelstück und vermutlich das Kernstück, ein Buch, in dem es um den Bestand der Familie Noederer geht, um die Kraft des blutmäßigen Zusammenhalts, um die Stärke der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bindungen einer reichen Sippe, um die Rätselfrage nach Aufblühen und Verwelken der Geschlechter überhaupt.

Die Familie Noederer gehört einem seltsamen Verband von Handelsleuten an, den Elsißträgern, die oben im bäurischen Schwarzwald jahrhundertelang gehauft und geackert haben und die aus der bäuerlichen Arbeit eine Sonderart kaufmännischer und händlerischer Tradition entwickelt haben. Die Elsißträger haben nämlich ihre Bauerngüter festgehalten, als Wurzelboden ihres Daseins, als Grundlage ihrer inneren und äußeren Existenz. Während die Männer in der Fremde Geld verdienten, verwalteten die Frauen zu Hause die Bauernwirtschaften. Auch als ihr Reichtum wuchs, als sie nicht mehr mit Kiepen, sondern in Kaleschen ihre Handelszüge unternahmen, als sie den größten Teil des Jahres in ihren Filialen und Handelshäusern in den Städten sitzen mußten, blieben sie in einem Teil ihrer Existenz, blieben sie nach Besitz und Erziehung Bauern. Und mochten sie noch so sehr in alle Welt verstreut sein, einmal im Jahr kamen alle Elsißträger in ihrem Schwarzwalddorf zusammen, legten Rechnung ab und verteilten den Gewinn gleichmäßig unter die Tüchtigen und Untüchtigen, unter die Erfolgreichen und die weniger Erfolgreichen.

Josef Noederer, die Mittelpunktsfigur von „Eltern und Kinder" ist ganz in der Überlieferung groß geworden. Aber mit seinen Kräften und Fähigkeiten überragt er die andern Elsißträger so weit, daß er aus dem Familienschicksal in ein Sonderschicksal hineingetrieben wird und aus diesem Schicksal heraus dem Herkommen untreu wird. Noederer ist eine merkwürdige Mischung aus Tatmensch und Grübler, aus Weltmann und Sonderling. Immer wieder bringt ihn das Schicksal in sonderbare Lagen, die außerhalb seines eigentlichen Lebensweges liegen, in denen er sich bewähren muß oder in denen er Einblicke bekommt, die seinen Standesgenossen versagt sind. So hat er, der Sohn eines puritanischen Geschlechtes, in Paris ein Abenteuer mit einer Frau, die eine unwiderstehliche Natürlichkeit und Anmut besitzt und den Mann lehrt, die Süßigkeit des Daseins zu erleben, sich hinzugeben, ohne sich aufzugeben, Hingerissensein und nicht Fortgerissenwerden.

In einem zweiten, männlicheren und gefährlicheren Abenteuer lernt er dann Zufall und Glück seines Lebens kennen: auf Geheiß seiner Mutter, der harten, rechthaberischen und Recht habenden Appolonia Noederer, bricht Josef 1870 auf, um den bei der deutschen Armee verschollenen Bruder zu suchen. Ein aussichtsloses Beginnen eigentlich! Aber in einer Art von Traumsicherheit gelangt der Zivilist, zwischen den Linien hin und her wandernd, auf vielerlei Umwegen zu seinem Bruder, der verwundet in einem stark gefährdeten Lazarett liegt. Er lädt den Bruder auf einen Karren, spannt sich davor und zieht ihn unter gefährlichen Abenteuern und schlimmen Strapazen aus der Gefechtszone und nach Hause, wie es die Mutter befahl.

Noederer gewinnt aus diesen Erlebnissen Mut, mit der Überlieferung zu brechen. Er gibt seinen Bauernhof auf und nimmt seine Frau zu sich nach Straßburg. Er trennt sich von den Elsißträgern, und er hat einen riesigen Erfolg, einen Erfolg, der parallel läuft mit dem Erfolg des Bürgertums im zweiten Kaiserreich, mit dem Aufstieg Deutschlands zu Reichtum

und Macht. Drei Jungen und drei Mädchen werden geboren, die ersten Erben außerhalb der Tradition.

Die Geschichte dieser Erben erfüllt den zweiten Teil des Bandes, das Schicksal von Franz, dem Ältesten, der etwas von einem Künstler hat, aber nicht Künstler ist, der ein paarmal flieht, aber immer wieder in den Schutz des väterlichen Reichtums zurückkehrt, das Schicksal des schönen abenteuerlustigen Ferdinand, der allerlei kostspielige Liebhabereien hat und einen Hang fürs Neueste, der das erste Auto besitzt und beim ersten Autorennen beinahe umkommt, um dann schließlich in Amerika, von der Familie gestützt, weiterzuvegetieren. Der dritte Sohn, Albert, ist ganz einfach ein schwacher Mensch, der nur im Zusammenhalt mit der Familie lebensfähig ist. Ihn verheiratet der Vater mit einer energischen Frau aus gesundem Blute, und so kommt er ganz gut durch.

Auch in den Töchtern sind die Gaben der Familie ins Negative, Gefährdete und Gefährliche umgeschlagen. Die Älteste heiratet einen reichen Mann, sitzt und wartet auf das Glück, das nicht kommen kann und dem sie auch nicht gewachsen wäre. Die zweite versucht ein-, zweimal, selbst einen Weg zu finden. Dann heiratet sie einen angesehenen, bedeutenden Mann, sie hat einen netten Jungen. Aber das alles macht ihr Leben noch nicht glücklich. Denn das Dasein ihres Mannes und ihres Kindes ist ebenso wie das Leben ihres erfolgreichen und glücklichen Vaters umschattet von Angst, von Mißerfolgen innerlicher Art, von einem ewigen Zweifel am Sinn und Ziel des Lebens. Beinahe hat Josefa, die Jüngste, noch Kraft genug, aus dem „gemachten Bett" zu fliehen und sich ein selbständiges Leben aufzubauen. Sie ist mit einem Politiker aus dem Arbeiterstande befreundet. Sie ist bereit, alles wegzuwerfen, weil sie die Schädlichkeit des ererbten Reichtums zu ahnen beginnt, weil sie einsieht, wie wenig ein Mensch, eine Familie, ein Land, mit Reichtum gewinnen können. Sie weiß viel, sie weiß das für sie Entscheidende. Aber schließlich reicht die Kraft doch nicht. Sie läßt sich mit einem reichen jungen Mann verloben, sie will noch in Kranz und Schleier von der Hochzeitstafel weg zu ihrem Freunde fliehen — aber es bleibt beim Wollen. Sie gibt sich auf. Sie bleibt in ihrem Kreise gefangen.

Das sind die Kinder Josef Roederers. Das sind die Erben. Viel Möglichkeiten, viel Ansätze, wenig Erfüllungen. Das sind Menschen aus dem zweiten Kaiserreich, einer äußerlich glanzvollen, innerlich gefährlichen Zeit. Das Materielle ist zu leicht erreichbar geworden, es ist zu verführerisch mit immer Neuem und Aufregendem. Die Menschen leben im Rausche des Erfindens und Entdeckens. Das Menschliche entgleitet, wird unwichtig, und mit einemmal stellt sich heraus, daß mit dem Entgleiten des menschlichen Wesenskerns, mit der Lockerung der Wurzel und Tradition das Leben selbst entglitten ist, die fruchtbare Geschlechterfolge unterbrochen, das Leben ziellos und sinnlos geworden ist. In der Gefährdung der Familie Roederer, in ihrer Schuld und Verstrickung ist die Gefährdung, die Schuld, die Verstrickung eines Zeitalters gespiegelt.

Josef Roederer, der Willensmensch und Tatmensch, der in einer anderen Zeit zu seinem äußeren Erfolg auch noch das innere Glück gehabt hätte, die Ruhe, den Frieden einer natürlich aufblühenden und fruchtbaren Familie, in diesem Zeitalter versagt er und muß vielleicht versagen. Er kann die Gründe des Untergangs seiner Kinder nicht entdecken und die Keime und Möglichkeiten ihrer Entwicklung nicht fördern. Hier im inneren Kreis der Familie bleibt er erfolglos. Es stirbt einsam, obgleich er von Kindern und Kindeskindern umgeben ist. Eine alte Magd hält seine Hand. Damit endet der Roman. Die große Wende kündet sich schon an. Das Gewitter zieht auf. Das zweite Kaiserreich, das so sicher gefügt schien, beginnt schon in seinem Untergrund zu wanken. Was aber kommen wird bleibt noch unklar. Der dritte Band „Aus der Asche" soll von der neuen Gestaltung sprechen.

Was bei Stühlen besonders aufhorchen läßt, was sein Werk aus vielen gleicher Gattung und gleicher Zielrichtung heraushebt, ist die Fähigkeit, eine Vielfalt von Menschen zu bewegen und zu beleben, Atmosphäre, Perspektive und Tiefenblicke zu geben. Sinnbildliches eindringlich zu gestalten. Vor allem aber — welche Seltenheit! — ein leiser, feiner Humor, der zwischen den Worten schwingt und von einem Herzen kündet, das fähig sein sollte, die Welt nicht nur zu erleben und zu durchschauen, sondern auch zu einem Ziele hinzuweisen.

Karl Heinrich Waggerl: Mütter

Von Hanns Arens

In einer kleinen Selbstdarstellung von Waggerl lesen wir diese Sätze: „Bauern sind und werden wohl für lange oder für immer meine Helden bleiben. Nicht, weil ich den literarischen Ehrgeiz habe, ein ‚Bauerndichter' zu sein, und als solcher etikettiert zu werden, sondern einzig und allein, weil ich unter Bauern lebe, sie am besten kenne und sie mir so die beste Möglichkeit geben, die menschlichen Beziehungen darzustellen." Es ist wichtig, diese eindeutige Stellungnahme Waggerls zu seinem Werke hier festzuhalten. Denn sicher werden wieder viele fragen, warum Waggerl immer noch im „Dorf" bleibt, warum er nicht von den Problemen der Zeit spricht. Sie werden es bedauern und mit ihm schelten wollen, warum er seine große und volle Begabung nicht weiter ausnutzt. Wir meinen aber, es ist besser so, wie Waggerl es tut: einfach, im Kreise der Bauern, in seiner Welt zu bleiben, die weit und tief genug ist, um darin zu leben.

Das beweist der Dichter mit seinem neuen Werk „Mütter". Wieder ist es der Kreis des Dorfes, dieselbe Landschaft, derselbe Menschenschlag, mit anderen Namen und Schicksalen. Wenn wir nach dem tieferen Sinn des Buches fragen, so wird eine kleine Stelle aus ihm unsere Frage am klarsten beantworten können: „Einer Mutter macht es nichts aus, ob sie nun einen Heiligen oder ob sie einen Sünder in die Welt setzt. Sie gebiert ein Kind, und was ihm auch bestimmt sein mag, sie liebt es."

Waggerl berichtet von der alten Hebamme Mutter Gertraud, die die Kinder des Dorfes betraut, die kein eigentliches Zuhause haben, weil der Vater unbekannt oder sonst nicht auffindbar ist. Vor allem betreut sie die Kinder der Magd Barbara. Er erzählt von Barbara und ihrem Leben, von Maria und dem Hausierer Jakob, von dem Frächter Nikolaus, der die Barbara gern heiraten möchte, und warum es nicht dazu kommen konnte; er erzählt von den Kindern des Dorfes, insonderheit von Barbaras Trabanten, wie sie, diese Kinder auf der Schattenseite des Lebens, Glück und Leid tapfer und mutig ertragen.

Es ist wieder das ländliche Jahr, mit dem Wechsel der Jahreszeiten, der Arbeit und der Mühsal. Auch in diesem Buch wieder spüren wir den meisterlichen Schilderer der Landschaft, wenn er in wenigen Worten alles sagt, um Stimmung und Gesicht, Farbe und Klang bis ins kleinste hinein genau zu treffen. Wo haben wir in der deutschen Dichtung noch diese Schlichtheit, diese Einfachheit der Sprache, die in ihrer Kargheit voller Musik ist? Und dann seinen Humor! Vielleicht ist es diese große Heiterkeit in allen seinen Büchern, die uns so angenehm berührt. Dieser Humor ist nicht grob und lärmend, er ist kaum spürbar für den Schwerhörigen, aber er ist da! Herrlich und hintergründig, verschmitzt und schmunzelnd, naiv und hell klingend wie ein Peitschenhieb an klaren Herbsttagen.

Und noch etwas anderes vermerken wir gerne bei der Betrachtung seines neuen Romans: Waggerl hat sich völlig frei geschrieben, das heißt, er erinnert nicht mehr an Hamsun, den man ihm so oft angekreidet hat. (Ja, es will sich einer hinsetzen, wie ich höre, um Waggerl „nachzuweisen", daß er sich des Plagiats schuldig gemacht habe!)

Wer so zur eigenen Form und Sprache hinfinden konnte, wer so einsam den Weg zurücklegte, in immerwährender Bemühung, ganz sich selbst zu geben, der darf unserer besonderen Liebe und Verehrung gewiß sein. Es ist wohl die stärkste Beweisführung seiner dichterischen und auch menschlichen Kraft, daß er es vermochte, hinzufinden zum ureigenen Pulsschlag des Blutes, so sicher in sich den Dichter zu entdecken, wie es nur wenigen vergönnt ist. Darum auch ist und soll uns dies Buch sein liebstes sein, zumal es gerade eine Dichtung ist, die wir gerne in vielen Händen von Müttern wüßten, ihnen selbst zur Freude und als Dank für ihr Dasein.

Ruth Schaumann: Der Major

Von

Charlotte Reinke



Aufn. Scherdel

Die Dichterin und Bildhauerin Ruth Schaumann

Der Umschlag von Ruth Schaumanns Roman „Der Major" trägt die Maske eines Samurais, eines japanischen Ritters. Diese Maske hing einmal im Schaufenster des Friseurs Schaller, und der kleine Kurt v. Malchan wies mit seinem roten Fäustling darauf: „Aber die da, die linke, die sieht doch ganz richtig wie Vater aus." Wie Vater, nämlich der Major Jobst v. Malchan, um dessen Mund immer ein Lächeln der Geduld schwebt, so daß man im Offizierskasino spöttelt: „Macht ein Gesicht wie die im Reich der Mitte."

In der Kadettenanstalt erhielt Jobst v. Malchan — schon von Kindheit an mit der weißen Strähne im dunklen Haar — den Spitznamen „Major". Sein Vater August-Eugen freute sich darüber: eine Anspielung auf schnelle Karriere? Die Kameraden meinten es anders. Eines Tages hatte Jobst, selbst krank, eine verletzte Kohlmeise — parus major — von der Krankenstube aus vor dem Erfrieren gerettet. Wie spielte das Leben diesem großmütigen, warmherzigen Knaben mit, ehe er in der Maske der schweigenden, tapferen Geduld erstarrte oder: sich vollendete?

Jobst v. Malchan heißt er. Jobst, das ist Hiob, der viel leiden mußte. Die Mutter, Claretta, verliert er schon als kleines Kind. Ihr Bruder Miquel Ludolf v. Brandt führt ein üppiges Leben; er ist Junggeselle, aber sein Haus ist nicht frauenlos. Die Neffen Jobst v. Malchan und Waldemar v. Twehl sind oft seine Gäste, sie treffen im Garten unversehens die schöne Dame in gelbem Atlas, Aurelia, von der niemand etwas wissen darf. Jedoch Jobst fühlt sich zu ihrer fraulichen Güte hingezogen, mehr als zu seiner Stiefmutter Malwine, an die er aus der Kadettenanstalt seine pflichtgemäßen Briefe schreibt. Hart ist die Stiefmutter, wäre er mit dem Vater allein, es käme mehr Herzlichkeit zwischen ihnen auf. So wendet Jobst sein suchendes Herz einem Freunde zu. Er verliert ihn an den Tod. Und schwerer noch schlägt das Schicksal zu: an einem Tage sterben seine Eltern. Stiefmutter Malwine war ihm zwar keine Mutter, aber sie war dem Vater eine Frau, und dafür möchte Jobst sie lieben, nun, da es zu spät ist.

Der junge Erbe ist sehr einsam. Warum verweigert ihm Onkel Miquel bei der Testamentseröffnung die Hand? Ach, er zürnt Jobst nicht, aber das Schicksal steht auch über ihm.

Aurelia, die stets das rechte Wort, die rechte Gabe für den mutterlosen Knaben fand, stirbt in diesen Stunden an der Cholera. Das Unglück verbittert den Onkel, und Jobst, der sein Herz nicht auf der Zunge zu tragen weiß, findet mit seinen unbeholfenen Worten nicht mehr den Zugang zu dieser vergrämten Seele. Er versteht sich auch nicht auf das Umschmeicheln des reichen Verwandten wie Vetter Waldemar, der wirklich das Erbe des Onkels an sich bringt. Freilich, es gibt da eine Bedingung im Testament. Wer von den beiden Vettern den ersten Sohn haben wird, der soll einmal endgültig den „gelben Palast" und alle Güter erben.

Doch Jobst ist ja erst Leutnant in einer kleinen Grenzstadt. Er wohnt bei der Hebamme Popp und pflegt seine Liebe, seine Geige. Aber bald ist die Geige verdrängt durch eine füßere Liebe. Die kleine Jeanette, die Tochter der Popp, hat sich in sein Herz geschmeichelt.

Eines Tages aber erkennt Jobst die Schwere seiner Verantwortung, Aurelias Schicksal steht vor ihm auf, er flieht Jeanne und läßt sich versetzen.

Auf Lilith folgt Eva — nach Jeannette kommt Jenny Bode, die Tochter des Sägemüllers Bode in Ollebusen, ein 17jähriger, blonder Schmetterling, einzige, verwöhnte Tochter. Sie trägt noch eine blaue Haarschleife, da wird sie schon Malchans Braut, und bald ist die „kleine Bode" — was ist sie bös, wenn er sie so nennt — seine Frau. Vetter Waldemar hat sich ebenfalls vermählt, und der gelbe Palast wartet auf seinen Erben.

„Mosaik mit etwas Gold darin", das wird die Ehe. Jenny bleibt ein tändelndes Kind, ein zwitscherndes Vögelchen, selbst als sie längst schon Kinder hat, reizende kleine Mädchen. Auch bei Waldemar werden nur Mädchen geboren. Jobst wohnt in einem Puppenhaus, und der große, schwere Mann steht ungefüge und gereizt in dem lärmenden Durcheinander. Vor der Geburt des zweiten Kindes ist Jenny außer sich über die neue Belastung, aber eines Tages klärt sie der Vetter über die Erbschaft auf. Seitdem wird Jenny Bode nicht müde, Kinder zu gebären. „Sag mal, Jobst, wieviel Zimmer hat denn der gelbe Palast?"

Der „Major" ist schon Rittmeister geworden, als ihm der Himmel zwei Knaben, Zwillinge, schenkt. Der immer größer werdende Haushalt legt ihm wirtschaftliche Einschränkungen auf. Im großen Glück trägt er sie leicht. Auch den Bankrott des Schwiegervaters überwindet er. Da ertrinkt der geliebtere der beiden Söhne.

„Tragen dürfen, das trägt." Jobst v. Malchan zeigt jetzt die Maske des Samurai. Er muß die verzweifelte Mutter stützen. Liebt er die Töchter nicht? Sie blieben ihm fremd, auch Cordula, Cor, die den Vater anbetet.

„Wir erwarten zu erleben, daß unsere Väter sterben; daß es unsere Söhne tun — nein!" Auch der zweite Knabe stirbt, und diesmal ist es Jenny, die den gebrochenen Mann halten muß.

Was er geheißen, ist er nun geworden, Raupen auf den Schultern, der „Major" ist Major. Als solcher zieht er 1914 in den Krieg. „Es ist Manöver, es ist nur Manöver", sagt sich Jenny vor. „Vater, Vater ist unverwundbar", Cor sagt es. Einmal noch kommt Jobst auf Urlaub, ein Fremder, der von draußen als daheim spricht. Jenny weint viel. Die älteste Tochter heiratet den durch eine Verwundung erblindeten Verlobten, der Major aber geht wieder hinaus.

Er sitzt kurz vor der Ablösung im Unterstand. Ein riesiger, junger Kerl bringt eine Meldung. Der Major sieht auf — und erblickt sein Spiegelbild. „Wer?" — „Unteroffizier Popp, Herr Major." — „Vorname?" — „Eugen." — „Geschwister?" — „Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter." O Jeanne! Mit einem Händedruck schickt er Eugen Popp zurück.

Eugen Popp. Hat doch eine sehr feine Natur, nannte das Kind nicht Hiob, nannte es Eugen. Wie fein Vater, sein eigener Vater. Hat er's ihr einmal erzählt? Kann schon sein. Jobst hatte einen Vater, der Junge, der hatte keinen. Ist auch ohne ihn Mann geworden, welch ein Mann! Warum aber hat sie es ihm niemals gesagt, niemals sagen lassen?

Er beginnt einen Brief an Jenny: „Morgen weißt Du mich in der Ruhe . . ."

Da dröhnt es gewaltig heran: Eine Granate — ihr Atem tötet den des Unverwundbaren, eine Granate ist in die Blockhütte gefallen und reißt Erde und Himmel auf.

Alfred Andreesen: Hermann Lietz – der Schöpfer der Landerziehungsheime

Von Gertrud Gräfin von Helmstatt

Dieses Buch ist die Frucht der inneren Auseinandersetzung eines Vertrauten und Getreuen mit der Gestalt eines schöpferischen Menschen, des Lehrers und Freundes Hermann Lietz, der vielen jungen Seelen ein wahrer Führer gewesen ist. Die bestimmenden Grundkräfte des Lebens, das hier geschildert wird, sind zunächst Blut und Erbe. Lietz entstammte einem altpommerischen Geschlecht von Bauern und Handwerkern, das zwei Generationen lang um die Scholle kämpfte, um den Hof Dumgenewitz auf Rügen, den der wagemutige Vater erworben hatte. Unbändige Kraft des Großvaters, väterliche Statur, leidenschaftliche Energie der Mutter wurden in ihm lebendig. Dazu tritt als das eigentlich Entscheidende die auch aus Erbgesetzen nicht errechenbare Kraft, das Genialische, der Geist. Unser Biograph verdichtet den äußeren Lebensweg, den schon die „Lebenserinnerungen", die Hermann Lietz selbst hinterlassen hat, mit breitem Pinsel schildern, zu der Schicksalslinie, die rhythmisch und folgerichtig über das Einzelleben hinaus zur genialen Leistung führt. Diese Linie setzt ein mit dem Abschied vom Heimatboden, auf dem Hermann als der Zweitjüngste von neun Geschwistern in natürlicher Ungebundenheit und Freiheit heranwuchs, zugleich in der bäuerlichen Religiosität und den festgefügten Ordnungen eines sittlich hochstehenden Elternhauses. Die Gymnasialzeit in Greifswald bedeutet die erste Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Gesellschaft freilich in der entarteten Form kleinstädtischen Pennälertums. Im letzten Jahr ist er mit der Schule gänzlich verfallen, die Nerven sind krank, der Lebensmut gebrochen; mit knapper Not besteht er das gefürchtete Examen. Aber die charakterliche Grundlage ist unangetastet geblieben. Auf der Hochschule studiert Lietz zuerst Theologie. Im 6. Semester unter Eucken und Liebmann in Jena verstärkt sich die philosophische Grundneigung, aber nicht als theoretische Betrachtung und kritische Besinnung, sondern als Lebenskunde und Lebensgestaltung — es geht ihm darum, auf den Menschen zu wirken. Aus diesem sozialpädagogischen Geist heraus entscheidet er sich für den Erzieherberuf, besteht die Staatsprüfung, erkennt die königliche Aufgabe des Erziehers und stürzt sich mit Feuereifer in die praktische Tätigkeit. Als selbständiger Leiter einer Privatschule in Dresden erfüllt Lietz zum erstenmal eine Schulgemeinschaft mit seinem Geiste, spielt und badet mit den Jungen — damals etwas unerhört Neues! —, ist den ganzen Tag mit ihnen zusammen als ihr väterlicher Freund und Kamerad. Dieser Versuch scheitert an den äußeren Verhältnissen.

Noch fehlt seinem pädagogischen Geiste die feste äußere Form. Diese bietet sich ihm aus England dar. Dr. Reddie, der große englische Pädagoge, der Gründer der New School in Abbotsholme lädt ihn zu sich ein, um ihm beim Ausbau seines Lehrplans nach deutschen Muster zu helfen. Dr. Lietz geht auf ein Jahr nach England, und dieses Jahr wird zum Wendepunkt seines Lebens. Dort findet er den Aufbau des Schulstaates, die sichere Praxis englischer Internatserziehung.

Im Herbst 1897 kehrt Lietz aus England zurück, fest entschlossen, ähnliches in Deutschland zu verwirklichen, in Gestalt einer eigenen Schulgründung auf dem Lande. Den Winter über in Berlin eignet er sich noch fehlende Fertigkeiten an, wirbt mit Anschlägen und Vorträgen für die neue Gründung, schreibt Aufsätze über „Landerziehungsheime" — ein von ihm erst neu geprägter Begriff —, gewinnt eine Anzahl tatkräftiger Menschen für seine Idee. Eine Privatschule in Ilsenburg sucht einen neuen Leiter. Lietz fährt hin, entdeckt in der

Nähe ein kleines idyllisches Landgut, die sog. Pulvermühle, durchflossen von der Ilse, mit einem herrlichen Wasserfall. Dort will er sein erstes Heim gründen; zugleich übernimmt er die Privatschule in Ilsenburg. Im April 98 zieht er mit einer Hausdame und sieben Jungen ein. Nach einem Jahr sind schon 40, nach 3 Jahren hundert Schüler im Internat, die Privatschule ist jetzt in der Pulvermühle, die Ilsenburger müssen herauskommen.

Im Herbst 1900 radelt er mit einer Gruppe Jungen durch Mitteldeutschland auf der Suche nach einem neuen Heim. Er erwirbt das abgelegene Haubinda in Thüringen, „ein ideales Jungenreich" —, sein Lieblings- und Sorgenkind. Kauf und Ausbau kosten ein ungeheures Kapital, das er von dem reichen Vorkriegsdeutschland auf seinen bloßen Namen hin geborgt bekommt. Denn schon horcht Deutschland auf, schon wird das Ausland aufmerksam. Pädagogen aller Länder sehen sich das Unternehmen an, Menschen von Rang im In- und Ausland schicken ihm ihre Kinder zu. Lietz träumt von unbegrenzter Ausbreitung: alle drei Jahre eine neue Gründung. 1904 erwirbt er Schloß Bieberstein in der Rhön, rein romantisch betrachtet die reizvollste, wirtschaftlich gesehen die unsinnigste Erwerbung. Dies war die heroische Zeit der Gründungen — und wie sieht das innere Geschehen aus?

Abbotsholme bedeutet für Lietz ein so tiefes und leidenschaftliches Erlebnis, daß in der ersten Zeit englische Sitte und Überlieferung einfach übernommen, ja bis in die Einzelheiten der Schultracht und des Speisezettels kopiert wurden. Dieser Geist wurde überwunden aus der eigenen schöpferischen Fülle und Stoßkraft heraus. Was an äußerer englischer Form blieb, wurde erfüllt mit deutsch-Lietzischem Wesen. An Stelle des englischen Präfektensystems (Selbstverwaltung der Schüler) tritt die Familienerziehung (ein Kreis von 4—12 Schülern wurde einem Lehrer anvertraut). „Sei den Kindern wie ein Vater", lautete die schwierige Forderung. Ganz von selbst wandelten sich Lebensinhalt und Stil. Lietz und seine Jungen waren Pioniere, die sich die wohlhabende englische Lebenshaltung nicht leisten konnten.

Alles war schlicht, einfach, ja zum Teil höchst primitiv: Räume, Gegenstände, Kleidung, Leben ... Jeder mußte selbst sehen, daß er in seinem Zimmer für Behaglichkeit sorgte ... Die Bodenzimmer waren fast durchwegs nicht heizbar. Aber man pflegte aus einem großen Alteisenhaufen früherer Schloßbewohner Teile von Kanonenöfen und Ofenrohren zusammenzusuchen, und so gut es ging, einzubauen, so daß aus den Bullaugen des Dachgeschosses die Abzugsrohre lustig ins Freie qualmten ... Es war ein reiner Männerstaat, ein rauher Ton herrschte da wohl, aber ein männlicher, tapferer, aufrechter Geist ... Was ist nicht alles so in den Heimen entstanden! Schwimmteiche galt es zu graben; Wasserleitungen mußten gelegt werden, eine Fülle von Werkstätten und Laboratorien. Immer eigentlich wurde irgendwo gebaut ...

Ganz Lietzisch aber war die Art des primitiven Reisens in den Ferien. Meist zu Rad oder auf primitiven Fahrzeugen kommt er mit seiner Jungenschar einmal nach Paris, ein andermal nach Rom, bis nach Norwegen, Ägypten und Konstantinopel. Dabei wird denkbar einfach gelebt, ganz im Stil des später aufkommenden jugendlichen Wanderns. Trotz alledem durften die Examensvorbereitungen nicht vernachlässigt werden. In der Regel schnitten die Schüler ehrenvoll ab. 70 bis 80 Prozent bestanden die Prüfung. — Charakteristisch für den Aufbau war die Stufeneinteilung. Dadurch, daß immer die ältesten Schüler die Neugründungen besiedelten, entstand von selbst das Heim der Kleinen in Ilsenburg, das der „Flegeljahre" in Haubinda, der Jünglinge in Bieberstein. Diese Einrichtung erwies sich später als die bedeutsamste Neuerung im Internatswesen. Ihr Sinn liegt darin, daß jedes Alter die ihm gemäße Umwelt erhält.

Den Gründerjahren mit den ersten großen Erfolgen folgten Kampfjahre mit schwersten Erschütterungen. Das Geringste war die Verteidigung des Werks gegen Kritiker und Gegner; viel schlimmer waren Spaltungen im Innern, der Zusammenstoß des konservativen Revolutionärs Hermann Lietz mit dem radikalen Dr. Wyneken, der mit einem Auszug oppositionell gesinnter Lehrer und einer großen Anzahl Schüler endigte. Dazu kam äußeres Unglück: 1905 brannte die große Scheune in Haubinda ab, in den nächsten Jahren der Gutshof in Ilsenburg und Schloß Bieberstein. Die wirtschaftliche Grundlage war völlig zerstört. Doch in diesem Augenblick schließt sich ein Kreis treuer Menschen mit Männern der Wirtschaft zusammen. Ein großes Sanierungsprogramm wird vorgeschlagen. Lietz erhält einen persön-

lichen Kredit von einer Viertelmillion Mark, die Heime erhalten eine geordnete wirtschaftliche Grundlage. Die Zeit des Ausbaus beginnt, der bäuerliche Pädagoge entfaltet seine besten Kräfte. Er leitet alle drei Heime selbst, ist anfangs alle vierzehn Tage, später alle vier Wochen in jedem Heim anwesend, als Lehrer, Leiter, Landwirt entscheidend tätig:



Hermann Lietz

Lietz war das belebende Element in a l l e n Heimen; wenn er kam, veränderte sich sofort der Rhythmus des Lebens, er nahm ein rascheres, energischeres Tempo an. Was Lietz zu geben hatte, gab er der Jugend. Für sie war er Hermann, der Freund, der verehrte, geliebte, auch gefürchtete Alte: „Ich glaube, ich könnte hundert Jahre alt werden, e i n e n Mann würde ich nie vergessen; das ist der Alte . . . War man länger da und hatte in irgendeinem Fach etwas geleistet, so durfte man ihn duzen . . . Ich weiß es noch wie heute, als er mal spät nachts auf seinem allabendlichen Kontrollgang durch die Zimmer zu mir kam, und ich beim Platon saß. Er holte aus mir heraus, was ich wohl kapiert hatte; beim Hinausgehen sagte er: ‚Wir können uns du nennen.' Vor Stolz konnte ich stundenlang nicht einschlafen."

Bei alledem ist sein sozialer Sinn nicht befriedigt. Es kränkt ihn, daß die Heime nur für Reiche da sind. Darum gründet er kurz vor dem Krieg das heute noch bestehende Landwaisenheim bei Ilsenburg, baut es aus und richtet es ein.

Lietz stand auf dem Höhepunkt seines Schaffens. In welcher Form hätte sich sein Lebenswerk wohl entwickelt, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre? Lietz konnte nicht zu Hause bleiben. 1914 rückt er ins Feld, versucht in einer unerhörten Kraftanspannung und noch als Soldat der Geist seiner Heime zu bleiben. An dieser Unmöglichkeit ist wohl der Mann zerbrochen.

1917 stellen die Ärzte Perniziöse Anämie fest, damals unheilbar. Als todkranker Mann kommt er nach Hause. Beim Zusammenbruch von Front und Heimat richtet er einen flammenden Appell an seine Gemeinden, hofft auf eine „Levée en masse", auf eine allgemeine Volkserhebung. Die letzten Monate sind erfüllt von dem tragischen Kampf zwischen Seele und Körper. Immer noch ist er der Mittelpunkt des Heims.

An einem Nachmittag war ich mit einer Anzahl Schüler damit beschäftigt, junge Fichtenstämme zu fällen. Wie Jungen sind, bequem und auch oft faul, hieben einige nur sehr lässig mit ihren Äxten drein . . . Lietz kam auf seiner Bahre dazu. Bei dem Anblick dieser Pfuscherarbeit geriet er in heiligen Zorn, sprang von der Bahre herunter und legte die Fichte mit letzter Aufbietung seiner Kraft kunstgerecht mit einer Kerbe dicht über dem Erdboden um und brach dann selbst neben dem Stamm zusammen.

Am 12. Juni 1919 hat ihn der Tod bezwungen. Auf dem Kirschberg in Haubinda unter dem Wipfel grünender Eichen ist dieser Erzieher von Gottes Gnaden begraben. Ein mächtiger Findling schmückt sein Grab.

Hermann Lietz: Lebenserinnerungen

Neu herausgegeben von Alfred Andreesen

Der Bericht über das Buch „Hermann Lietz, der Schöpfer der Landerziehungsheime" war bereits geschrieben, da erschien die Neuauflage der Selbstbiographie „Lebenserinnerungen", ergänzt durch einen unvollendeten Abschnitt über die Kriegszeit, durch Feldpostbriefe, sowie einen ausführlichen bibliographischen Anhang. Herausgeber dieser Neuauflage ist der Verfasser unserer besprochenen Lebensbeschreibung, der Ostfriese Alfred Andreesen, dessen Hermann Lietz in seinen Erinnerungen mit besonderer Herzenswärme gedenkt.

Es ist keinerlei Vergeudung, beide Werke zu besitzen. Wer geistigen Anteil nimmt sowohl an Hermann Lietz wie an Pädagogik überhaupt, wird inne, wie sich die Schilderung Andreesens mit den „Lebenserinnerungen" die Waage hält, wie sich beides gegenseitig beleuchtet und ergänzt.

Leben und Taten von Hermann Lietz — in der Lebensbeschreibung gleichsam mit der Zeitlupe aufgefangen, als beruhigtes Bild der Betrachtung dargestellt — erleben wir in den Erinnerungen unmittelbar von Angesicht zu Angesicht: wir spüren den heißen Atem des Läufers, der unaufhaltsam seine Fackel zum Ziele trägt, ehe die Sonne sinkt.

Dieser galoppierende Rhythmus einer letzten Selbstschau wird betont durch die äußeren Umstände der Niederschrift — Lietz diktierte die „Lebenserinnerungen" als todkranker Mann — wird befeuert von einem Temperament, getragen von einer Bewegungsfreudigkeit, für die es nur zu charakteristisch ist, daß Lietz lange Zeit meinte, in körperlichen Übungen alle seine Schüler übertreffen zu müssen, daß Ruhepunkte eigentlich nur gezwungenermaßen eintraten, wenn Knochenbrüche oder sonstige Folgen kühner Unternehmungen ihn aufs Lager zwangen. Dieses Stürzen von Tat zu Tat bleibt aber rhythmisch, wirkt im tiefsten Sinne harmonisch durch das Wissen um das ethische Gesetz seines Lebens, durch den stetig gehorsamen Dienst innerhalb seiner Aufgabe im Gottesreich: „Helfer zu sein der Jugend, ihrer leiblichen und geistigen Not." — Diese geistige Grundsphäre der „Erinnerungen" zu vermitteln soll hier Lietz selbst zu Worte kommen an drei Stellen, wo es sich um das Wesen des Jugendführers, um „echte Offenbarung" und um vaterländisches Bekenntnis handelt:

Der echte Führer der Jugend ist zugleich ihr Freund . . . Der Erzieher bemerkt, wieviel Feines, Schönes, Wertvolles im Jüngeren veranlagt ist, wie dieser für das Beste, was er zu bieten hat, sich empfänglich zeigt. Das war und ist für mich das schönste Erlebnis. Eine gemeinsame Liebe zu verehrten Helden, Werken, Idealen entsteht. Damit ist der tiefste und festeste Grund zur Freundschaft gelegt . . . Wer mit ganzer Seele, mit voller Begeisterung seinem Beruf lebt, kann sich dieser Wirkung nicht entziehen, selbst wenn er es wollte. Und warum sollte er es . . . Bedurften nicht unsere Jungen, von denen viele heimat- und elternlos waren, eines Menschen, der ihnen innerlich verwandt war? Hatte nicht auch Plato den göttlichen Eros verkündigt als den höchsten Wert, den er kannte? Hat nicht auch Jesus den Johannes gefragt: „Hast du mich lieb?" Von jenem himmlischen Eros hatte Plato allerdings einen irdischen unterschieden, und echte Freundschaft in feinem Sinne darf nur eine ideelle seelische sein.

Wenn man inmitten schwerster, ernstester Erfahrung echte „Offenbarung" liest, z. B. die Evangelien, die philosophischen Gedichte Schillers, Novalis' oder Hölderlins, dann kommt es einem vor, als habe man dies alles bisher nur halb verstanden. Wie Schuppen fällt's von den Augen, alle jene Geheimnisse werden einem offenbart . . . Kann diese innere Bereicherung zu teuer erkauft werden?

Wir kennen und schätzen ein Dreifaches und hoffen von ihm alles: Die Geschichte als eine Offenbarung göttlichen Weltgerichts; ein heiliges deutsches Volk und Vaterland; einen jeden deutschen Volksgenossen, der einen sittlichen Wert bedeutet; das deutsche Gewissen, den deutschen Geist, die deutsche Seele.

G. v. H.



Auf hohen Bergen   Aus Flaig, Hoch über Tälern und Menschen (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart)

Ein Gotthard-Roman

Oskar Maurus Fontana:

Der Weg durch den Berg

Von Waldemar Bellon

Wenn der elektrische Schnellzug heute von Göschenen nach Airolo durch den fünfzehn Kilometer langen Gotthardtunnel fährt, wenn täglich aus beiden Richtungen die Reisenden im bequemen Eisenbahnabteil unter der Stein- und Gletscherwelt hindurchfahren, über die seit uralter Zeit eine der wichtigsten Verkehrsstraßen vom Norden nach dem Süden führte, dann denkt wohl selten mehr jemand an die Männer, die dieses gewaltige Werk geschaffen haben. Wir vergessen nur zu leicht, was es damals vor sechzig bis siebzig Jahren bedeutete, diesen Berg zu bezwingen; war doch der Gotthard nach dem Mont Cenis der erste große Alpentunnel, der in Angriff genommen wurde. Aber nicht nur die mit jedem Fortschritt wachsenden Schwierigkeiten im Tunnel selbst brachten für die Männer, die ihre ganze Kraft diesem Werke widmeten, eine Fülle von Aufgaben, die nur entschlossener Mut und unüberwindliche Treue zu dem Begonnenen überwinden konnte. Johann Heinrich Alfred Escher, der Präsident der Gotthardbahn-Gesellschaft und Louis Favre, der leitende Ingenieur beim Bau des Tunnels stießen überall auf Widerstände, und oft genug schien es, als sollte das kühne Unterfangen am Eigennutz derjenigen scheitern, die nur auf ihren Nutzen bedacht waren und alle Minen springen ließen, sobald dieser Vorteil gegen die Vollendung des Tunnels sprach.

Von den Schicksalen dieser beiden Männer, Escher und Favre, und der mit ihnen eng verbundenen Menschen, der Mutter und Tochter Eschers, der Frau und Tochter Favres, berichtet Oskar Maurus Fontana in seinem neuen Roman. Er stellt diese Schicksale hinein in das Ringen menschlicher Tatkraft und Erfindungsgeistes mit dem widerstrebenden Bergriesen, der bis zuletzt den in seinen Eingeweiden wühlenden Zwergen Hindernis über Hindernis entgegenstellt. Einmal sieht es aus, als müßten alle

Bohrer, die sich in das Gestein hineinfressen sollen, an seiner Härte zerspringen; ein andermal bröckelt das Innere des Berges förmlich zusammen und dringt als weiche, breiige Masse den Arbeitern entgegen. Und dann wieder brechen unterirdische Quellen hervor, die nicht versiegen wollen, trotz aller Abdämmungsversuche. Aber Louis Favre, der Mann, der durch die Kraft seines Willens und seines Könnens aus dem Volke aufgestiegen ist, der mit seinen Arbeitern als Kamerad Brust an Brust im dunklen, feuchtheißen Stollen steht, läßt nicht locker. Ob der Berg mit Steinschlag und Wassermassen ihn aufhält, ob die Natur draußen ihm durch Lawinen, Überschwemmungen und Explosionen die Kraftquellen und Zufuhrwege zerstört; er verliert nicht das Vertrauen zum endlichen Gelingen. Er hält durch auch gegen die Machenschaften der Feinde des Gotthardtunnels, als innerhalb der Gotthard-Gesellschaft der Schacher um den Berg und der Neid der führenden Männer jegliche Weiterarbeit lahmlegen. Oft ist bei ihm im Stollen die einzige Stelle, wo überhaupt noch weiter gearbeitet wird.

Er opfert sein Vermögen, sein Familienglück und verliert zuletzt seine Frau an den Berg und das Herz der Tochter. Einsam führt er seinen Kampf weiter. Einsam, denn der Eine, mit dem er eigentlich Schulter an Schulter gegen alle Gegner stehen müßte, Heinrich Escher, kann nicht zu ihm finden. Das ist vielleicht das Ergreifendste, daß die beiden Männer, die die gemeinsame Aufgabe, das von beiden in gleicher Weise geliebte Werk nur um so fester zusammenschließen müßte, nicht zueinander gelangen können. Statt mit starker Hand den Ingenieur zu schützen, der allein dem Tunnel die Treue hält, stellt sich Escher auf die Seite der Feinde und hilft dadurch selbst mit, als dunkle Mächte der Geld- und Machtgier die Krönung seines eigenen Lebens untergraben wollen.

Nur einmal finden sie zusammen, einmal, als Escher sich endlich entschließt, Favres Tunnel zu besuchen. Da bricht es für einen Augenblick in beiden durch und Escher empfindet:

Sieg, wenn ich auch falle, er vollbringt es, Sieg, Sieg!

Es war ein brennendes Gefühl in ihm, seinen Jubel und seine Gewißheit hinauszuschreien, aber die Maschinen waren stärker und überdröhnten ihn. Stumm und überwältigt wie noch nie in seinem Leben, griff er nach Favres Hand, der sie ihm überrascht und sofort verstehend überließ. Zwei Feinde waren sie gewesen, zwei Brüder standen sie nun da — Brüder im Werk, Brüder in der Gefahr, Brüder im Sieg.

1872 war mit dem Bau der Gotthardbahn begonnen worden. In dem Vertrag hatte sich Louis Favre verpflichtet, den Tunnel in acht Jahren zu vollenden, bei hohen Verzugsstrafen für jeden Tag späterer Fertigstellung. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß der Vertrag dem leitenden Ingenieur Verpflichtungen auferlegte, die für ihn untragbar waren, und aus der Nichterfüllung einzelner Bestimmungen versuchten ihm seine Gegner immer neue Fallstricke zu drehen. Die laufenden Abschlagszahlungen wurden ihm gesperrt, und nur mit Mühe konnte er es erreichen, daß die ungünstigsten Vertragspunkte abgeändert wurden, daß dem langsamen Fortschreiten beim Bahnbau außerhalb des Tunnels, der ihm nicht unterstand, auf den er aber angewiesen war, Rechnung getragen wurde. Es war ein ständiges Ringen durch Jahre hindurch. Aber das Schwerste für Favre war doch der Kampf um den Berg selbst. Nicht umsonst hatte ihm sein alter Freund Sommeiller, der Erbauer des Mont Cenis, davon gesprochen, daß man den Berg lieben müsse, den man durchstößt. Der Alte vom Mont Cenis erkannte von Anfang an, was dem Draufgänger Favre fehlte:

Er glaubt nicht, daß die Berge ein Herz haben, der junge Narr, er glaubt nicht, daß sie das unsere zum Opfer haben wollen, wenn wir das ihre rauben. Er wird nie den Gotthard bezwingen. Auch den Berg, den man durchstößt, muß man lieben. Ich hab' es in vierzehn Jahren gelernt. Jetzt sage ich du zum Mont Cenis und er ist brüderlich bei mir und läßt mich nicht mehr . . . Mein Mont Cenis.

Für Favre, den Mann der Tat, der besessen ist von seinem Wollen, gibt es solche Gefühle nicht. Er geht an die Aufgabe heran als ein nüchterner Mann der Technik. Für ihn ist der Berg ein totes Wesen, dessen steinernes Innere sich dem Drang der Bohrmaschinen und den Schlägen des Dynamits öffnen muß. Seine Berechnungen sind klar und eindeutig. Es kommt nur darauf an, daß man gute Maschinen hat, immer bessere Maschinen und dazu die Leute, die mit derselben Besessenheit arbeiten wie er. Und er hat sie in seinen vielen tausend Arbeitern, die ihm von Nord und Süd zuströmen, die ihn lieben, weil er nicht ihr Vorgesetzter, sondern ihr Freund ist, der mit ihnen fröhlich ist am Feier-

abend, der mit ihnen leidet, wenn harte Schicksalsschläge sie treffen. Viele Leben fordert der Berg und viele andere verlassen nach jahrelanger Arbeit den Tunnel als kranke Menschen; es scheint, als ob der Berg sie alle auffressen wollte. Aber neue kommen, immer neue. Vielleicht zieht sie der hohe Lohn an, mehr noch aber das gewaltige Unternehmen und der Mann, der diesem Unternehmen seinen Willen aufprägt.

So schaffen sie in einer Gemeinschaft, die zwar durch Quertreiber erschüttert, aber nie ganz gesprengt werden kann. Und während Escher unter dem Ansturm seiner Freunde erliegt, die Leitung der Gesellschaft niederlegt, während die Frau, die sein Werk nie ganz verstehen konnte, ihm verlorengeht und die Tochter fern in Paris in einer Ehe mit einem ihm kaum bekannten Mann eine neue Lebensaufgabe findet, verfolgt Favre seinen Weg weiter. Bald steht er am Portal in Göschenen, bald am Südausgang des Tunnels in Airolo. Und dazwischen führt ihn sein Weg hoch über den Paß des Berges, bis ihm dort oben, wo er so oft allein von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte eilend wanderte, der Sinn für das lebendige Wesen des Berges erwacht. In der weiten Einöde von Stein und Fels erschloß sich ihm der Gotthard, als er selbst nahe daran war, zu verzweifeln.

Was der Berg gelebt, auch er hatte es gelebt. Nicht Fremde waren sie zueinander, sondern aus gleichem Blut, das zu gleichem Schicksal zwang. Nun meinte sein auf der Gipfelflur des Gotthard liegendes Ohr Geräusch von tief innen zu hören. Was war es, das da unten pochte und tickte, mitten im Stein? Mit einmal glaubte er durch das von den Gletschern glasig geschliffene Gestein hindurchzuschauen. Er sah ein Grab, ein riesenhaftes, in das viele Zeiten und Geschlechter eingebettet waren. Doch nein. Kein Grab war es, hier ruhten nicht die Menschen erstarrt und beinern, da unten wimmelten sie durcheinander, ein Wille trieb sie, ein Plan hielt sie zusammen. Leben war es, was er da sah.

Und da kommt es über ihn: nicht matt werden darf er und nachlassen, nicht sich den Gewalten beugen, denn Licht und Dunkelheit rufen ihn aus dem Gotthard, sie rufen ihn und er muß sie vermählen. Neu erwächst ihm die Kraft aus dieser Begegnung mit dem Berg.

So kämpft er weiter, bis zu jener Stunde, wo der Gotthard ganz zu ihm kommt, wo er allein im Stollen zurückbleibt, sich niedersetzt und in den letzten Augenblicken seines Lebens ganz eines wird mit dem Berg, dem er alles, sein Glück, seine Kraft und sein Leben zum Opfer brachte.

In der Hand hielt er die Lampe, die Sommeiller geleuchtet hatte. Immer größer wuchsen die Schatten um ihn. Kein Licht war mehr da, auch das Öl in seiner Lampe schien ausgebrannt und wollte verflackern. Das Dunkel war hier von Ewigkeit an und würde hier in alle Ewigkeit herrschen. Der Atem Licht, den er in diesen Berg hineingebracht, er verging wie ein Hauch, den der Frost einen Augenblick sehen läßt und dann einschluckt. So war alles vergebens gewesen, so hatte die Urnacht über ihn gesiegt. Aber da wuchs ein steinerner Leib neben ihm auf, und es war der Gotthard selber, fühlte Favre und riß sich mit eigenen Händen das Herz auf und schrie — aber nicht vor Weh, sondern vor Glück. Jetzt wußte Favre, der Gotthard kam zu ihm, der Gotthard selber öffnete sich dem Licht, ja, eins waren sie — er und der Gotthard, endlich.

Nach Favres Tod geht das Werk weiter. Noch gibt es neue Schwierigkeiten von draußen und von drinnen. Längst ist die Frist für die Vollendung des Tunnels überschritten, aber dann kommt endlich der Tag, wo sie sich vom Norden und Süden her die Hände geben können. Wo das Licht durchbricht, wo eine ehrfürchtige Stille eintritt und die vom Norden und vom Süden sich die kleine Blechkapsel reichen, in der das Bild Favres liegt, der so als erster „quer durch den Gotthard geht auf den Schwingen des Lichts, Louis Favre".

Der Roman erinnert vielfach an Bernhard Kellermanns meisterhafte Schilderung vom Bau des Atlantiktunnels, deren Spannung im Leser noch lange nachschwingt, auch wenn er das Buch längst aus der Hand gelegt hat. Aber was bei Kellermann eine, freilich gekonnte Häufung von Sensationen war, das ist bei Fontana eine klare Sprache der Tatsachen, denn so weit es sich überhaupt nachprüfen läßt, hält er sich treu an das geschichtliche Geschehen beim Bau des Gotthardtunnels. Darüber hinaus durchdringt Fontana aber den spannungsgeladenen Stoff mit einer tieferen Sinngebung. Er stellt Menschen vor den Leser, die gelebt haben, die so gekämpft und gelitten haben mögen im Ringen um ein großes Ziel. Und so gesehen, wächst dieser Gotthard-Roman über die geschickte Leistung eines Schriftstellers hinaus und wird für den Leser zu einem inneren Erlebnis, das ihm mehr gibt, als einen spannenden Lesestoff, weil er menschliche Schicksale erlebt, die über das Besondere jedes Lebens hinaus ihre allgemeine Gültigkeit in sich tragen.



Heinrich Kromer

Ein alemannischer Erzähler

Zu seinem 70. Geburtstag

Der Dichter, Maler und Bildhauer Heinr. E. Kromer, Verfasser der „Denkwürdigkeiten eines Porzellanmaler", veröffentlichte nach langem Schweigen im vorletzten Jahr das reizende Anekdotenbuch „Von Schelmen und braven Leuten". Wie er uns dort mit Geschichten aus dem alemannischen Volke auf kurzweilige Art unterhält, so hat er uns seither mit einem noch selteneren Fund überrascht, den Aufzeichnungen seines Vaters über zwei Amerikafahrten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. In einem Nachwort berichtet er kurz von der Herkunft des Vaters aus einem Dorf im südlichen Schwarzwald, von seinem Werdegang, dem Leben nach den ersten beiden Amerikareisen, denen noch zwei weitere folgten, von seiner Familie und seinem Wesen. Die Urschrift ist in ihrem kernigen Alemannisch fast unverändert beibehalten, nur Wiederholungen und erzählende Breiten sind beseitigt und sprachliche Fehler richtiggestellt.

Inzwischen hat dieser echte Nachfahre Gottfried Kellers und Peter Hebels in aller Stille seinen 70. Geburtstag gefeiert, und deshalb haben wir ihn gebeten, uns in Kürze seinen Werdegang mit ein paar eigenen Worten zu schildern:

„In der ‚Amerikafahrt', seinen kalifornischen Erinnerungen, berichtet mein Vater einige Worte über mein Erscheinen in dieser Welt, was ich ebendort mit zwei Zeilen im Nachwort erweiterte; allzu bescheiden — wie mir ein Kritiker vorwarf. Weil ich ab allem Anfang zum Maler bestimmt war, übte ich mich schon vor Volksschulbesuch unermüdlich im Zeichnen, daneben modellierte ich Zizenhauser Figuren nach, ging dann aber nach Absolvierung der zwei Konstanzer Mittelschulen trotzdem nicht auf die Münchner Akademie, sondern geriet dort 2 Jahre unter die Juristen, bis der gescheitere Vater mir wohlwollend riet, zu den Malern überzuwechseln, zu denen ich immer schon enge Beziehungen gehabt hatte. Als Maler blieb ich indes Autodidakt, wohl einzig deshalb, damit ein Menschenalter später mich ein Finanzamt nach meinem Nebeneinkommen als Auto-Fahrlehrer peinlich inquirieren konnte. Entschiedener aber zur bildenden Kunst wandte ich mich in München erst 1898—1900 und (nach längerem Aufenthalt und Irrlichtelieren am Bodensee) 1906 bis 1920. Dabei juckten mich die Finger immer nach der Feder, und neben Radierungen, Holzstichen und Büsten entstanden — ebenso plan- und zwanglos — Novellen und Anekdoten, und 1908 gleichzeitig mit ‚Gustav Hänfling' der kleine Roman ‚Arnold Lohrs Zigeunerfahrt', die beide nach langen Verleger-Odysseen 1913 und 1915 erschienen. Erwerbshalber blieb ich auch nach dem Krieg bei der Malerei; nach der Geldentwertung trieb mich aber der Bankrott des deutschen Volkes und der bildenden Kunst völlig zur Schriftstellerei. Ich sammelte dann meine Anekdoten unter dem Titel ‚Von Schelmen und braven Leuten' (1934). Darauf bearbeitete ich die Erinnerungen meines Vaters (1935). Ein Novellenbuch liegt fertig. Sehr viel, vielleicht zuviel Zeit verwandte ich immer auf fremde Sprache, obendrein ohne ausgesprochen geschäftliche Ziele; aber es freut mich, von Homer bis Dostojewskij die Hauptliteratur in der Ursprache genießen zu können: ‚Seller Fehler han i: I cha mi an allem vertörle'."

Dorus Kromer: Die Amerikafahrt

Von Arnold Fratzscher

Ohne ersichtlichen Grund, den äußeren Anlaß eines Streites mit dem älteren Bruder benutzend, entschließt sich Dorus Kromer im Herbst 1851 plötzlich, nach Amerika auszuwandern und dort Gold zu graben. Trotzdem er Teilhaber eines großen Bauernhofes und im Begriff ist, sich ein Haus zu bauen, auch bald zu heiraten gedenkt, hängt er plötzlich alles an den Nagel, verspricht seiner Marei, ihr die Treue zu halten und sie nach 3 bis 4 Jahren heimzuführen, sobald er zurückgekehrt ist. Sechs Burschen und sechs Mädchen aus der Umgegend seines Heimatdorfes finden sich zur großen Fahrt zusammen, mit Pferd und Wagen geht es nach Freiburg, mit der Eisenbahn nach Straßburg und vor dort in einer riesigen, dreiteiligen Postkutsche, die bald von Pferden gezogen, bald mit der Eisenbahn befördert wird, nach Paris. „Es war eine Galgenfahrt den ganzen Weg; fünfmal hatten wir das Vergnügen auf der Eisenbahn, einundzwanzigmal mit der Post zu fahren; immer wieder Pferdewechsel, nie Wagenwechsel. Vier schwere Schimmel zogen jeweils auf den schlechten Straßen unser Gefängnis mit den zwanzig Insassen, bis wir endlich nach drei Tagen an Martini früh in Paris ankamen und erlöst wurden."

In Le Havre trifft man auf deutsche Auswanderer, die gerade aus Amerika zurückkommen. Eine Schwäbin beschwört die jungen Leute, im Lande zu bleiben. In Amerika sage man zum Roß „Hase", zu Strümpfe „Schtockings", zum Unterrock „P'ihätigott" (petticoat); alles spräche drüben englisch, schon die kleinen Kinder, man könne nichts verstehen. Die Frauen werden ängstlich, die Männer trinken sich am Tage vor der Abfahrt Mut zu: vier Mann 60 Flaschen, so daß sie aufs Schiff getragen werden müssen.

Nach einem Zusammenstoß mit einem Dampfer und nochmaliger Einkehr in den Hafen fährt man endlich Ende November ab und landet nach zwei Monaten in Neu-Orleans. Für die Reisenden 3. Klasse, fast 500 Personen an der Zahl, befinden sich Wohn- und Schlafgelegenheit in einem einzigen großen Raum. Unterwegs sterben eine alte Frau und sieben Kinder; „sonst herrschte die ganze Zeit die beste Gesundheit". Nach tagelangen Stürmen erreicht man über Santo Domingo und Kuba am 23. Januar 1852 das Ziel.

Elf der schwäbischen Kumpanei bleiben zunächst im Staate Texas, wo verschiedene von ihnen Verwandte haben. Kromer geht mit seinem Freunde Kernbold nach Neu-Braunfels und verrichtet dort jede Arbeit, die sich ihm bietet: Pflügen, Kartoffeln legen, Holz schlagen und Pfähle daraus herstellen, Backsteine aus Lehm formen und trocknen, Brunnen graben, Heu ernten. Aber alle Hoffnungen auf guten Verdienst zerrinnen schnell: die Backsteine bekommen Risse oder werden durch Dauerregen in Riesenklumpen verwandelt („kein Backsteinkäs hätte schöner zerlaufen können"), für die Brunnenarbeit wird die Hitze zu groß, die Schlachtochsen-Transporte, an denen sich die beiden beteiligen wollen, werden abgesagt, da der Leiter plötzlich an Cholera stirbt.

Die Cholera- und Gelbfieber-Epidemien wüten 1852 furchtbar in Amerika. Kromer kommt mit einer Ochsenfuhre nach Indianola und stellt mit Entsetzen fest, wie unheimlich sich die sonst verkehrsreiche Stadt, die er bereits kennt, verändert hat. Totenstille herrscht in den Straßen. „Auf dem nahen Gottesacker sah es zum Entsetzen aus. Viele Leichen, namentlich frisch Zugewanderter, lagen ohne Sarg in ungenügend tiefen Gräbern; manche waren von Präriewölfen und anderem Wildzeug ausgescharrt, und man fand allenthalben ihre Gebeine; es schien nirgends eine Überwachung zu herrschen."

Im Juli 1853 heiratet Kernbold, und zwischen den beiden Freunden tritt eine Entfremdung ein. Auch Kromer bleibt nicht ohne Liebeshändel, ganz gegen seinen Willen; das Versprechen, das er seiner Braut gegeben hat,

bewahrt ihn jedoch davor, ins Fuchseisen zu geraten.

Mancherlei Umstände: schlechter Verdienst, Verlust verschiedener Freunde aus der Heimat, die Treibjagd der Mädchen auf seine Freiheit und vor allem die Cholera bewegen Kromer endlich dazu, Texas den Rükken zu kehren und nach Kalifornien zu gehen. Auf der Fahrt dorthin in Neu-Orleans hört er, daß von 90 000 Einwohnern dieser Stadt 15 000 an den Epidemien gestorben sind. Über Havanna geht die Fahrt nach Aspinwall auf der Landenge von Panama, die mit der Bahn im Boot und zu Fuß überquert wird. Der Marsch durch sumpfiges, ständig von Raubüberfällen bedrohtes Gelände ist beschwerlich, die Fahrt nach San Franzisko nicht angenehmer. Die Lebensmittel sind verdorben, das Salzfleisch ranzig, der Zwieback von Würmern zerfressen. Kromer ist glücklich, als er am 12. Januar 1854 durch das Goldene Tor in den Hafen von San Franzisko einfährt.

Über Sacramento und Sonora gelangt er nach Dutch Bar. Ein gutherziger Landsmann leiht ihm 100 Dollar, da er — durch große Verluste beim einzigen Besuch einer Spielhölle — mittellos geworden ist. Kalifornien, das Land seiner Sehnsucht, enttäuscht ihn nicht. Er findet lohnende Arbeit, kauft nach 8 Wochen bereits, zusammen mit einem Bekannten, die erste Goldgrube.

„An diesem Platz, der im Fluß Wood Creek lag, wurde ein Damm hergestellt, das Wasser von der einen Seite zu der anderen abgeleitet, um diese Seite zur Bearbeitung trockenzulegen; dann fertigten wir den nötigen Abzugsgraben und stellten die Maschine zum Goldgewinnen auf: alles dies im Laufe von drei Tagen, mit Hilfe freilich von zwei Chinesen. Nunmehr ging das eigentliche Goldgewinnen an, anfangs zwar etwas beschwerlich, da wir mit der Arbeit wenig vertraut waren; aber die Sache freute und reizte uns, denn sie bot Hoffnung. Nach einigen Wochen ging alles seinen richtigen Lauf und zahlte sich nun auch gut."

Bereits nach einigen Monaten können die beiden Goldgräber das geliehene Geld zurückzahlen. Es geht nun schnell vorwärts, wenn auch nicht ohne gelegentliche Rückschläge, Kauf und Verkauf von Plätzen folgen rasch aufeinander; oft werden mehrere Unternehmungen nebeneinander betrieben. Im Mai 1859 läßt Kromer seinen Bruder Donat zu sich kommen. Dieser zuverlässige und anhängliche Mensch ist ihm eine gute Stütze.

Diebstahl, Überfall und Mord sind im Goldland die Regel. Eines Nachts bemerkt Kromer, wie das Zeltdach über ihm Zoll um Zoll aufgeschnitten wird. Er schießt, der Räuber springt herab und läuft davon. Am Morgen finden die Bewohner die Tür von außen zugebunden, das Tuch des Kanevashauses ringsum aufgeschnitten. Kromer und sein Genosse hatten in jener Nacht Gold im Wert von 4000 Dollar bei sich. Der vermutliche Täter steigt eine Woche später bei einer allein hausenden Französin ins Fenster und stiehlt ihr vor den Augen die Geldbörse mit 83 Dollar.

Die gefährlichsten Räuber sind die Mexikaner. So erscheinen sie eines Tages zur Mittagszeit in einem einsamen Goldgräberhaus, halten den dort wohnenden Deutschen die gespannten Revolver vor, nehmen ihnen die eigenen Sachen weg und reiten mit einer Beute von 1200 Dollar und einem höflichen: „Adios caballeros!" davon. Einem Streit mit einem Chinesen, der ihm eine bedeutende Geldsumme geraubt hat, fällt später auch Donat Kromer zum Opfer.

Mit der Heimat wird während dieser Jahre stets rege Verbindung aufrechterhalten. Da die Braut sich nicht entschließen kann, nach Kalifornien zu kommen, macht sich Kromer endlich im August 1860 auf die Rückfahrt, die Leitung der Geschäfte dem Bruder überlassend. Dieses Mal hat er eine viel bequemere Reise als vor neun Jahren und landet Ende September wohlbehalten in Hamburg. Auf der Fahrt liest er Jean Paul, Gotthelf und seinen Landsmann Peter Hebel.

Die treue Marei, von ihren Schwestern oft wegen des amerikanischen Bräutigams verlacht, bekommt jetzt ihren Mann. Zweihundert Personen werden zur Hochzeit geladen. Der Unternehmungsgeist Kromers ruht auch in der Heimat nicht, Geschäfte verschiedenster Art und die Bewirtschaftung eines Bauerngutes gehen Hand in Hand: „Ich Umgetriebener war wieder im Dorf und mochte zusehen, wie ich mich bei der Unrast, die mir doch wohl von Kind auf in den Knochen steckte, im engen Kreis eines Schwarzwaldbauern wohlfühlen und zurechtfinden mochte."

Hans Joachim Moser: Die verborgene Symphonie

Von Bruno Loets

„Dies Deutschland mit seinen hundert alten Städten, deren jede ihr volles Eigenleben führt, ist ein Wunderland voll geistiger Würde. Da sitzt nun so ein Mann, der seine Sonate nicht einmal drucken läßt, dirigiert in wackerer Gewohnheit Jahr für Jahr ‚Messias‘ und ‚Jahreszeiten‘ und wäre in England und Rußland ein Genie ersten Ranges, um das sich die Nation reißen würde. Hier nimmt man das als Selbstverständlich hin und sagt höchstens: Handfest und tüchtig!" — Von einem dieser Musiker, die im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts Ansehen und Übung der Tonkunst durch ihr stetiges, bescheidenes Mühen selbst in kleinen Orten auf so achtbarer Stufe zu halten wußten, wird hier berichtet. In rührend schlichten Briefen erzählt der Greis selber der fernen Tochter von seinem Leben und Wirken, seinen Begegnungen und Erfahrungen.

Wie schon Großvater und Vater will Konrad Nauch Lehrer und Kantor werden. Die Not im kinderreichen Elternhause zwingt den Halbwüchsigen, sich die Mittel zur Vorbildung selber zu erwerben, in den Dörfern zum Tanze aufzuspielen. Mit zwei Gesellen zuerst, einem böhmischen Harfenmädchen hernach, zieht er durch die schlesische Heimat, bis die geliebte Libuscha einem Schneesturm zum Opfer fällt. Unvergeßlich bleiben ihre Märchen, ihre Lieblichkeit, ihr tragischer Tod.

In den Freiheitskriegen erlebt der kaum Siebzehnjährige bewußt und leidenschaftlich des Vaterlandes Not, den Schwung der Erhebung, aber dann bald das rasche Absinken in Reaktion und Spießertum, das ihm nun auf dem Seminar in Züllichau drückend offenbar wird. Fast kommt es zur Katastrophe, als er in jugendlicher Musizierlust den abgezirkelten Gesang eines Tages mit lustiger Klarinettenbegleitung umspielt. Doch der gerade inspizierende Herr Superintendent erkennt die große musikalische Begabung des jungen Mannes, bittet ihn zu seinen Hausmusiken und eröffnet ihm so den Weg zu seinem eigentlichen Beruf — und Glück: Denn Christiane, die hübsche und stimmbegabte Tochter des Pfarrers, hat es dem Jüngling bald angetan, und die kleinstädtischen Klatschbasen fördern unversehens die Verbindung, die zu stören sie sich vorgenommen haben.

Zunächst muß Konrad aber noch fleißig weiterstudieren, in Berlin beim braven Meister Zelter. Eine neue Stadt, ein neues Leben, eine neue Leidenschaft: Die große Sängerin, der er bald als Repetitor zugeteilt wird, wird ihm zum Verhängnis; ihre südländische Schönheit, ihr stürmisches Künstlertemperament lassen ihn die geliebte Christiane vergessen. Erst die Treulosigkeit und berechnende Eigensucht der vielumworbenen Primadonna stoßen ihn endlich ab, führen ihn beschämt und gereift zur Braut zurück, zum sicheren Glück bürgerlicher Häuslichkeit, das er nun als Organist und Kantor in Breslau an Christianens Seite genießen darf. Reisen nach Wien und Köln zum großen rheinischen Musikfest bringen Anregung und Bekanntschaft der großen Meister. Die Katastrophe des Lebens aber kommt plötzlich und fast sinnlos: Die Pest rafft die Gattin und zwei Kinder dahin. Nur eine Tochter bleibt ihm. Nicht lange darauf verläßt der Vereinsamte die Stadt, in der jede Straße ihn an die Jahre des Eheglücks erinnern muß, und zieht nach Braunschweig. Neue Arbeit und neue Bekannte treten heran, noch einmal die Versuchung zu einer Ehe mit einer sehr viel jüngeren Frau, die er aber nicht mehr an sich zu binden wagt und nach schwerem Kampf mit seiner tiefen Zuneigung freiläßt. Da wird ihm das Werk Mittelpunkt und Ziel des Daseins, das er seit langem plant, mit Fleiß und Bedacht fördert: Eine Symphonie! Er kann sie auch noch vollenden, doch will sie ihm nicht wert scheinen, neben dem gerade bekannt gewordenen Schaffen des gewaltigen Bruckner der Welt mitgeteilt zu werden. Im letzten Briefe widmet er sie der geliebten Tochter, nur zu deren Freude, zur Erinnerung an ihren Vater, als Dokument seines achtbaren Könnens und seiner Bescheidenheit: Nicht neben die Größten wollte er treten, denn er verehrte sie zu sehr, die er zum guten Teil auch selber kennengelernt hatte.

Da war in Berlin zunächst Zelter, „dieser alte Grimmbär, der sich mit Goethe Du sagt" und seine Schüler tüchtig, aber derb in die Lehre nahm. Da war etwa der Kammergerichtsrat, Dichter und Komponist E. Th. A. Hoffmann und sein dämonischer Schauspielerfreund Devrient. Da waren Karl Maria von Weber und der große Baumeister Schinkel. In Wien hatte er Schubert zum Weggenossen eines langen Spaziergangs und sah Beethoven, der summend und sinnend vorüberging. Später durfte er mit Robert und Clara Schumann zusammen sein, in Kassel bei Spohr zu Gast verweilen. Er hörte Paganini und Liszt, Berlioz und Brahms. In Biebrich trifft er Peter Cornelius und Richard Wagner.

Er lernte sie alle nicht nur flüchtig kennen, er unterhielt sich mit ihnen über ihre künstlerischen Aufgaben und menschlichen Nöte. Auch Musikforscher, wie Winterfeld und Griepenkerl, kreuzten seinen Weg; an der neu belebten Bachpflege, an der Entdeckung des vergessenen Schütz und alter Volks- und Kirchenlieder hat er selber teil. So umfaßt oder berührt sein Leben fast alles, was in der deutschen Musik seiner Zeit an Richtungen und Ansichten, Kämpfen und Gefahren aufkam und wieder entschwand, wie es der Wandel des Zeitgeistes bedingte, der ja nicht nur die Musik bestimmt.

So geht es auch nicht nur den Musikfreund an, was hier über allgemeinere Fragen — manchmal überraschend fein — gesagt wird: Über echte und verlogene Romantik, wertvolles Können und blendendes Virtuosentum, tödliche Verlassenheit und schöpferische Einsamkeit.



Im Kampf um die Erde

Josef Wiessalla „Die Empörer"

Von

Hansgeorg Maier

In Beuthen ist der oberschlesische Dichter Josef Wiessalla 1898 geboren, aus einer Familie von Bauern und Bergarbeitern. Er selbst ist zuerst Gruben-, dann Hüttenarbeiter, kaufmännischer Angestellter und Hilfsschreiber — dann wieder lange arbeitslos, allen Leiden und Entbehrungen böser Nachkriegsjahre ausgeliefert. Aber in dieser Zeit reift er zum Dichter, ringt sich in jahrelanger Arbeit den Roman „Die Empörer" von der Seele, in dem sich Schicksale der Vorfahren mit den dichterischen Gebilden der freischaffenden Phantasie begegnen. Sein Schauspiel aus dem Leben der oberschlesischen Bergleute „Front unter Tage" ist in den letzten beiden Jahren erfolgreich über viele deutsche Bühnen gegangen.

Auch zu Boskowitz im Mährischen war schließlich an die Stelle der Leibeigenschaft der Robot getreten: jene drückende Verpflichtung zu harter Fronarbeit, mit der die Bauernhörigkeit keineswegs aufgehoben war, sondern eigentlich nur einen anderen Namen erhalten hatte. Da trug in den Jahren 1848 und 1849 zuerst ein Gerücht den Boskowitzer Bauern die Kunde zu, nunmehr solle auch der Robot ihnen erlassen werden, und bald konnte der Grundherr, Graf Dolina, das neue Gesetz, das den Bauern tatsächlich die Befreiung vom Robot brachte, nicht mehr verheimlichen. Die Nachkommen der Leibeigenen erblickten allerdings auch in dieser neuen Wendung keine Erleichterung ihrer Lage; denn nun hatte der Grundherr, wie sie sogleich erkannten, die Möglichkeit, sie von der Hofarbeit auszuschließen und einzig von der Ackernahrung abhängig zu machen; schuldeten sie ihm dann den Tilgungszins, konnte er sie gar des Bodens verweisen.

Vorderhand war freilich von Zins und Schuld noch keine Rede. Das neue Gesetz machte erst einmal eine Zuteilung des Bodens an die Bauern notwendig, bei der Graf Dolina persönliche Absichten walten lassen konnte. Er gab nämlich einer Gruppe, die sich von seinen anderen Untertanen abgesondert hatte, einen steinigen, kaum recht urbar gemachten Ausläufer der Beskiden als Siedlerland, auf dem ackern und hausen zu müssen, einer Verbannung gleichkam, und zielte dabei vor allem auf den Anführer dieser Bauerngruppe, die sich seiner schrankenlosen Willkür entgegenzustellen begann, auf Peter Droste, der einst die Entehrung seiner Frau an Jago, Dolinas ältestem Sohn, furchtbar gerächt hatte, ohne daß seine Beteiligung am schrecklichen Tode des Übeltäters je hätte gerichtlich aufgeklärt werden können. Dolina meinte, Drostes Anhängerschaft werde nur allzu bald merken, sie habe ihres Anführers wegen bei der Bodenzuteilung so schlechtes Land in Kauf nehmen müssen, und darum von ihm abfallen. Allein in diesem Punkt irrte er sich. Es gelang Droste, seine Mitverbannten zur Einigkeit zu zwingen, so daß es nicht einmal zu einem Streit kam, als die Feldmesser erschienen, um die elenden Grundstücke im einzelnen aufzu-

teilen: Droste selbst hatte das erbärmlichste Landstück gewählt, das am Ende übrig geblieben war. Zudem gab er den Ansiedlern ein Beispiel, das ihr Vertrauen auf die Zukunft neu belebte, indem er durch Bepflanzung des steinigen Bodens mit Lupinen, denen er dann eine erste Bestellung mit Kartoffeln anschloß, den Beweis erbrachte, daß selbst auf einem so kärglichen Boden die Landbearbeitung keineswegs ohne einige Ausbeute bleiben müsse.

Es war ein hartes Leben auf dem wertlosesten Stück von Dolinas Grundbesitz, das der Gorek genannt wurde. Die Empörung über die Ungerechtigkeit des Grafen machte sich in einer Brandstiftung auf dem Herrenhof Luft, die freilich nur das Leutehaus in Flammen aufgehen ließ. Aber auch durch dies Ereignis wurde die Einigkeit der Gorekleute nicht erschüttert: sie benannten von sich aus drei Rädelsführer, die sich dem Gericht zur Verfügung hielten. Die Arbeit an der neuen Straße, die über den Gorek verlaufen sollte, half über die erste Not hinweg. Saatgut, von dem sich notfalls auch eine Weile leben ließ, hatte der Graf in die neuen Siedlerhäuser, die er hatte errichten lassen, liefern müssen. Und als er sich weigerte, den Goreksiedlern Brunnen zu erbohren, gelang es endlich durch Einigkeit und List, ihn zur Einhaltung auch dieser gesetzlichen Pflicht zu nötigen. Einen wichtigen Rückhalt hatten die Gorekleute auch an dem Waldhammer des Grafen, auf dem einer von ihnen einst Schmiedemeister gewesen war.

Während die Männer mit dem Kampf um den Brunnen und der Arbeit am Bau der Straße nach dem Kawarner Industriebezirk beschäftigt waren, blieben die Frauen ihrerseits nicht müßig. Sie verließen gemeinsam die Siedlung, um sich in der Umgebung als Erntearbeiterinnen zu verdingen und brachten manches stattliche Deputat wieder mit nach Hause. Zusammen mit der Adamsbäuerin arbeitete Mifika, Drostes Frau, auf einem Gut als Erntegängerin. Ein junger Inspektor, der beiden leidenschaftlich nachstellte, gab seine Bemühungen eilends auf, als er erfuhr, mit wem Mifika verheiratet war; so sehr wurde Peter Droste auch außerhalb des neu erstandenen Gorekdorfes gefürchtet, das bald den offiziellen Namen „Sandwiesen" zugesprochen bekam.

Als Droste einst von einer Wanderung zum Waldhammer heimkehrte, war er unterwegs inmitten einer herrschaftlichen Jagdgesellschaft der Frau des jüngeren Dolina begegnet, der Kyrill hieß und nach Jagos Tod alleiniger Erbe geworden war. Einige Zeit später holte Jutta, Kyrills Frau, Droste an das Sterbelager des alten Grafen, der sich mit seinem Feind aussprechen wollte. Droste gestand daß er an Jagos Tod schuldig war und erhielt Dolinas Verzeihung. Der Aussprache konnte der todkranke Graf auch entnehmen, daß seinem Sohn Kyrill ein Ende wie das seines Bruders wohl erspart bleiben würde; denn er war, wie Droste sagte, nicht so groß in der Bosheit wie Jago. Als Graf Dolina gestorben war, traf die gesamte Gorekgemeinde ein, um ihm die letzten Ehren zu erweisen, was Kyrill vergeblich zu hindern versuchte.

Es wurde auch in der Folge nicht leichter für die Siedler. Die erste Ernte ermunterte sie zwar, aber sie hatten es immer noch schwer, durch den Winter zu kommen. Nur dem alten Schmied Baran, der auf dem Gorek eine Werkstatt einrichten konnte, mangelte es vorderhand nicht an Arbeitsgelegenheit. Es begannen bald Monate, in denen Droste seiner Gemeinde abtrünnig zu werden schien; jedenfalls wandte er sich von Mifika ab und der Gräfin Jutta zu, die er beim Fischfang zu begleiten hatte. Als später Jutta in Kyrills Abwesenheit Mutter eines Knaben wurde, gab es unter den Siedlern und ihren Frauen mancherlei zu erzählen. Indessen zog sich Droste nicht für die Dauer von der Betreuung des Goreks zurück. Als neue Not über die Siedler kam, organisierte er eine Bergwerkskolonne, die in dem Dyngo-Schacht von Rudinitz, der wegen seiner Rifikoflöze von den Kumpels gefürchtet wurde, auf längere Zeit Beschäftigung fand. Erst nachdem ein Gebirgseinsturz im Schacht erfolgt war und verschiedene Frauen ihre Männer verloren hatten, kehrten die Gorekleute, mit einer Auszeichnung für ihren mutigen Einsatz bei den Rettungsversuchen, in ihre notbelastete Heimat zurück.

Unter Mühe und Arbeit gingen die Jahre dahin. Der Gorekboden spendete gerade soviel, als zu bescheidenem Auskommen vonnöten war. Aber die Einwohnerschaft hatte sich allmählich durch zahlreiche Nachkommen um das Doppelte

gemehrt, und so brauchten die Gorekleute neuen Grund und Acker, um sich ihrer wachsenden Zahl entsprechend auszudehnen. Da ihr Gebiet ringsum von den Ländereien Dolinas umschlossen war, machten sie verschiedene Gebote auf Landabgabe, die der Graf jedoch rundweg ablehnte. Und als Kyrill gestorben war, erwies sich bald, daß er auch Juttas Sohn Stanislaus nicht ohne Erfolg zum Gegner des Goreks erzogen hatte.

Je länger nun diese neue Feindschaft zwischen dem Grundherrn und der Gorekgemeinde dauerte, desto wunderlicher erging es freilich dem Grafen Stanislaus. Irgend etwas in ihm wehrte sich gegen eine allzu hartnäckige Unterdrückung der Siedler. Zwar vermochte der alte Baran bei einem Besuch im Schloß nicht schlüssig zu erfahren, was Stanislaus eigentlich dem Gorek gegenüber im Sinn hatte, aber er mußte auch erkennen, daß Stanislaus, anders als sein Großvater, keineswegs ein erbitterter und voreingenommener Gegner alles dessen war, was überhaupt auf dem ehedem so unwirtlichen Gebirgszug lebte. Das zeigte sich schon bald recht deutlich, als Stanislaus wider alle Erwartung am Begräbnis Barans teilnahm.

Freilich entspannte weder dieser Trauerbesuch das Verhältnis der meisten Goreksiedler zu Stanislaus, noch bewirkte dies die Tatsache, daß Peter Droste, der Feind des alten Dolina, das Amt des Gemeindevorstehers abgegeben hatte. Die Siedler hatten das Amt in jüngere und unbedachtere Hände gelegt, ohne Drostes Sohn damit zu betrauen, der über allerlei Zukunftsplänen brütete und bald auch Stanislaus gegenüber als jüngerer Anführer des Goreks gelten konnte. Paul Droste hatte Barans Schmiede übernommen und grübelte über einer Möglichkeit, die Erzvorkommen auf dem Gorek zu erschließen, ohne daß auswärtige Kapitalisten die Siedler auskaufen konnten, wie es im Kawarner Bezirk beim Abbau der Kohlevorkommen geschehen war. Stanislaus dachte allerdings ganz anders über die Landnot der Gorekbauern, die er auf sein Gebiet übernehmen und mit dem Anbau von Flachs beschäftigen wollte; der Flachs konnte dann in einem Werk, das bei seinem Besitz Antonia errichtet werden sollte, bearbeitet und versponnen werden. Da Paul Droste und mit ihm viele andere der Überzeugung waren, eine ehrliche und gute Lösung ihrer Lebensfragen sei den Gorekleuten noch niemals aus dem gräflichen Schloß zugekommen, widerstrebten sie diesem Vorhaben des Stanislaus von ganzem Herzen.

In eine immer heftigere Gegnerschaft trieben Paul und Stanislaus hinein, und Peter Droste mochte schon fürchten, sein Sohn Paul werde seinem Gegner etwas antun, zumal er nicht wußte, ja nicht einmal ahnte, daß und auf welche Weise er mit ihm verwandt war. Die häufigen Begegnungen zwischen den beiden führten allerdings andererseits zu einer Art von Freundschaftsverhältnis, so sehr ihr Umgang auch immer in offenen Haß überzuschlagen drohte. Als sich dann Paul in leidenschaftliches Begehren nach einer Frau verstrickte, um die er einst als Jüngling geworben hatte, kam es freilich dahin, daß er froh genug war, auf eine Einladung von Stanislaus hin nach England reisen zu können, wo er die Maschinen für die Spinnerei in Antonia studieren sollte, die der Graf unter seiner Leitung wollte herstellen lassen.

Endlich trat denn das Merkwürdige ein, das die Alten, die am ersten Angriff auf den kaum urbaren Gorek teilgenommen hatten, aufs höchste überraschte: das Haus Dolina und die Bewohner des Goreks einigten sich. Die Übersiedlung in das neu errichtete Dorf Antonia, das Stanislaus nunmehr mit der gleichen Eile hatte erbauen lassen, mit der einst sein Großvater die Goreksiedlung betrieben hatte, wurde allgemein beschlossen und ins Werk gesetzt. Ein letztes Erntefest auf dem Gorek wurde noch zum Abschied gehalten.

Damals geschah es, daß Paul Droste von seinem Vater erfuhr, in welchem Grade er mit Stanislaus verwandt war. Auch Jutta war vom Schloß herübergekommen. Als sie noch alle beisammen waren, flammte plötzlich ein Feuerschein über dem Gorek auf: das war der Brand, den Jutta in das verlassene und dem Abbruch geweihte Dorf hatte werfen lassen. Die Leute im Land umher, die den Feuerschein gewahrten, murmelten bei diesem Anblick andächtig: „Die Empörer ziehen wieder einmal aus." Jutta und Peter Droste aber weilten nun wieder nebeneinander und erinnerten sich eines längst vergangenen Tages.

Adolf Meschendörfer: „Der Büffelbrunnen"

Von Kurt Müno

Adolf Meschendörfer, der Altmeister des siebenbürgischen Schrifttums, ist mit seinem Roman „Die Stadt im Osten" bekannt geworden. In seinem neuen Roman „Der Büffelbrunnen" schenkt er uns wieder ein lebendiges Bild seines Heimatlandes.

Es leben kraftvolle Persönlichkeiten in diesem Land Siebenbürgen, die mit festen Füßen auf dem Boden dieser Erde stehen. Da ist etwa der allmächtige Bierkönig Dietrich, dem es gelungen ist, den gesamten Bierkonsum des Landes an sich zu reißen, und der in einem Leben härtester Arbeit ein Millionenvermögen zusammengebracht hat. Er hat drei bildschöne Töchter, deren eine, Antonia, das Herz des jungen Gymnasialprofessors Fritz Kraus erobert hat.

Es wachsen auf diesem Boden aber auch seltsame Pflanzen, die die engen Grenzen, die von der Natur diesem Land gesetzt sind, mit Hilfe ihrer Phantasie sprengen und die den Widerstreit zwischen Wollen und Können zu wunderlichen Käuzen werden läßt. Da ist Onkel Florian zu nennen, der in jungen Jahren die weite Welt gesehen hat und es nun nach seiner Heimkehr versteht, die Stadt immer wieder mit ungewöhnlichen, phantasievollen Plänen in Aufregung zu versetzen. Einmal will er eine Palmenallee anpflanzen und so der Stadt einen neuen Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr geben. Ein anderes Mal plant er die Anlage von Bergwerken im nahen Gebirge, und es gelingt ihm, mit unnachahmlicher Geschäftigkeit Gutachten von Geologen zu erlangen und Interessenten für die Aktien zusammenzutrommeln.

Als der Professor die Tochter des Bierkönigs heiratet, da nimmt an diesem Ereignis die gesamte deutsche Bevölkerung der Stadt teil. Der Bierkönig in eigener Person erscheint mit seinen Leuten auf dem Wochenmarkt, um die Zutaten für das Festmahl einzukaufen. In tausend Farben leuchtet das Leben und Treiben eines siebenbürgischen Wochenmarktes auf:

In den wälzenden Strom hinter dem Zwiebelwagen hatte der rüstige Gastwirt sich mit seiner Begleitung hineingekeilt und führte sie nun als Sturmbock zu den sächsischen Gemüsefrauen, die auf Fußschemeln gekauert sich vor Sonnenstich und Hitzschlag mit so ungeheuerlichen Strohhüten schützten, als ob sie in Mexiko säßen. Was es da nicht alles zu sehen, zu kosten und zu kaufen gab! Herrschaften durften ohne weiteres aus dem am Boden aufgeschütteten Berg von schwarzroten und blauen Eierfrüchten diejenigen herausbuddeln, die ihnen beliebten, durften mit ihren Fingern in den Töpfen den süßen Rahm kosten oder den schön geschichteten Spargel und Blumenkohl durcheinander werfen; nur verdächtige Kunden wurden mit dem langen Holzlöffel auf die Finger geklopft, und das strolchende Gesindel bekam faule Krautstrunken an den Kopf geworfen. Aus den mit Latten verschlagenen Laden zog der Fabrikherr höchst eigenhändig die sich sperrenden, mörderisch quiekenden Ferkel und flügelschlagenden Truthähne und befühlte ihren Bauch und Rücken, während der Gastwirt wieder zwei Körbe mit Gemüse, Eiern und gelben Butterstücken belud, die in große Krautblätter eingeschlagen waren . . ."

Die Flitterwochen verbrachte das junge Paar in einem kleinen Dorf am Schwarzen Meer, einer alten, fast vergessenen schwäbischen Siedlung, Mangea Punar genannt, auf deutsch Büffelbrunnen.

Dies Dorf am Büffelbrunnen bestand nur aus einer Straße — breit wie die Siegesstraße in einer Millionenstadt. Alle Häuser waren gleich gebaut, schön weiß und blau getüncht, mit einem Vorgärtchen geziert, in dem verwilderte Rosenbüsche und weiße Lilien dünsteten und mit einer gastfreundlichen Steinbank vor dem Tor. Hundert Häuser schätzte er, hundert deutsche Lehmhäuser am Schwarzen Meer inmitten von Tataren, Türken, Bulgaren, Rumänen, Lipowanern, Albanern, Tscherkessen. Am Eingang dieser breiten Dorfallee stand in einem Steinhaufen aufgerichtet ein riesiges schwarzes Kreuz und in der Mitte der Straße betonte noch einmal ein aus Lehmklößen gebackenes Kirchlein das christliche Europa. An den beiden Enden der Straße aber tat sich die dampfende, sonnendurchflutete, sonnengetränkte, smaragdene Steppe auf und hinter den Häusern und Gärten, da schimmerte und flimmerte das Meer.

Hier saßen einst schon die Goten, vierhundert Jahre lang. Und auch heute sitzen wieder Deutsche hier. Sie sind aus den deutschen Siedlungen in Rußland gekommen, aus der Gegend von Odessa, wo der Raum für die Nachkommenschaft zu eng geworden war. Man hatte ihnen

hier, etwa dreißig Familien, Land gegeben, sie hatten sich Lehmhütten gebaut, aber sie hatten auch jede Verbindung mit ihrem Volk aufgegeben, so daß sich ihrer Hände Arbeit wenig vom Frondienst unterschied, den sie für den Bojaren, den Besitzer des Landes, zu leisten hatten. Ein Prozeß, den sie unter Hergabe ihrer letzten Mittel für ihr Recht führten, wurde seit dreißig Jahren von den Gerichten der Hauptstadt verschleppt, da der Bojar bessere Rechtsanwälte bezahlen konnte. So war denn das einzige, das sie sich bewahren konnten, ihre deutsche Sprache, die sie sich in der unverfälschten Mundart ihrer Väter erhalten hatten. Sie lebten der drückenden Not des Tages, gleichgültig gegenüber der Vergangenheit und Zukunft, die Lebensangst hatte sie stumpf gemacht, Strandgut unseres völkischen Geschicks.

Das Erlebnis der Schwabensiedlung am Büffelbrunnen hat den Professor mächtig gepackt; hatte er früher ganz seinen philologischen Studien gelebt, so war er jetzt dem wirklichen Leben begegnet, und er begann auch das Leben in seiner Heimatstadt mit anderen Augen zu sehen. Wir haben in unseren Kirchen die kostbaren orientalischen Teppiche, die schönsten Meßgewänder, die Motten fressen sie. Wir haben altdeutsche Altarbilder und köstliche Altargeräte und Goldschmiedearbeiten und kennen nicht einmal die Namen der sächsischen Meister. Wir brauchen Forscher und Pfleger auf allen Gebieten, denn selbst unsere Kirchen zerfallen, unsere Burgen zerbröckeln. Unser neuer Kunstverein hätte hier Arbeit für hundert Jahre. Daß auch in die Predigten unserer Pfarrer und in den Unterricht unserer Lehrer ein neuer, frischer Ton einzieht, daß unsere Ärzte arme Teufel unentgeltlich heilen und Rechtsanwälte sie unentgeltlich vertreten müssen, ist selbstverständlich . . ."

Onkel Florian hatte sich inzwischen an den Bierkönig herangemacht — sie waren ja durch Heirat des Professors Verwandte geworden — und ihn für seine Ideen zu begeistern versucht. Natürlich können die beiden bei der Verschiedenheit ihrer Veranlagung nicht zusammenkommen. Ein neuer großartiger Plan ist aufgetaucht: Im Gebirge liegt ein kleines Heilbad mit heißen Quellen, denen man eine wundertätige Wirkung zuschreibt. Mit einer großaufgezogenen Werbung, meint Florian, könnte man ein Weltbad daraus machen. Kurz entschlossen fährt er nach Schlangenbad und erwirbt es für hunderttausend Kronen — er selbst besitzt nur zehntausend, die er als Anzahlung hingibt. Was soll weiter geschehen? Florian weiß es nicht, er hat nichts als den unbeirrbaren Glauben an seinen Plan.

Da hilft ihm der Zufall. Als er eines Tages den Bierkönig aufsuchen will, findet er im Privatgemach Dietrichs den Geldschrank offen. Er tut einen herzhaften Griff hinein — nein, er denkt sich bestimmt nichts Schlechtes dabei, der Bierkönig kann das Geld entbehren, und überdies wird es in der Familie bleiben, denn Florian wird die drei Dietrichstöchter als Erbinnen von Schlangenbad einsetzen. Daß er eine verwerfliche Handlung begangen hat, kommt ihm gar nicht in den Sinn — die Hauptsache ist, daß er nun seinen Plan in die Wirklichkeit umsetzen kann. Mit nachtwandlerischer Sicherheit weiß er auch jede Spur seiner Tat zu verwischen, und die polizeiliche Untersuchung verläuft ergebnislos. Nun kann er darangehen, aus Schlangenbad das zu machen, was ihm vorschwebt.

Das Leben geht weiter. Auch vor dem Bierkönig macht es nicht halt. Seine älteste Tochter hatte es sich in den Kopf gesetzt, einen armen Schriftsteller zu heiraten, und als ihr Vater seine Zustimmung dazu verweigert, geht sie ohne seinen Segen ins Ausland, wo sie ihren Geliebten heiratet.

Obgleich ihm dies Unglück mit seiner Tochter näherging, als er sich selbst eingestand, ließ es sein harter Sinn nicht zu, die ausgestreckte Hand zur Versöhnung zu ergreifen. Seit jener Zeit kränkelte er, seine Lebenskraft schien gebrochen. Er ließ sein Lebenswerk im Stich, verkaufte seine Brauereien an die Konkurrenz und ging auf planlose Reisen ins Ausland. An der Riviera starb er durch einen Schlaganfall am Spieltisch, nachdem er den größten Teil seines Vermögens fast auf einmal verspielt hatte.

Auch Onkel Florian sollte sich des Erfolges nicht allzu lange erfreuen, den er mit seinem Weltbad erzielte. Durch eigene Unvorsichtigkeit veranlaßt er, daß die Polizei die Untersuchung des Diebstahls erneut aufnimmt. Einer drohenden Verhaftung entzieht er sich durch eine Flucht ins Ausland und verschwindet damit aus dem Kreis unserer Erzählung. Durch alle Stürme des persönlichen und öffentlichen Lebens aber schreitet der Professor, geläutert, gewandelt, ein Mann, dem auch das eigene Volkstum und die Pflicht seiner Erhaltung zum entscheidenden Erlebnis geworden ist.

Thomas Daring

Ausbeuter der Natur

Von Hans Härlin

Vor der Erfindung des Kinematographen besaß die allezeit schaulustige Menschheit das sogenannte Lebensrad. Diese recht beliebte Unterhaltungsmaschine führte außer ihrem hübschen schlicht deutschen Namen auch noch die stärker empfehlenden Bezeichnungen Wundertrommel und Wunderzylinder. Die ganze Geschichte bestand aus einer Röhre aus Pappe mit zahlreichen feinen Schlitzen, durch die man auf einen Bildstreifen sah, der irgendeine Bewegung in ihren aufeinanderfolgenden Ablaufsphasen darstellte. Wenn man recht rasch drehte, tanzten die Männerchen, rannten die Pferde und sprangen die Känguruhs wie besessen an dem erfreuten und betrogenen Auge vorüber. Die Empfindung, welche dieses gute alte Lebensrad in der Kinderseele hervorrief, löst Thomas Darings flott geschriebenes Buch von den Ausbeutern der Natur in der Seele des Erwachsenen aus. Es ist ein Hetzen und Jagen, ein Gleiten und Taumeln in Spiralen um die ganze Erde herum, immer hinter dem sogenannten Glück her, in allen seinen wechselreichen trügerischen Verkleidungen als funkelndes Mineral, als seltenes Jagdtier oder als Perle der Südsee.

Thomas Daring ist einer aus der jüngeren Kriegsgeneration, der wie so mancher andere von seinem aufgewühlten Blut und der Hoffnungslosigkeit des heimischen Wirtschaftslebens in die Ferne gescheucht wurde. Er ist in allen Sätteln gerecht und dazu noch ein gelernter Flieger mit Pilotenzeugnis. Solche Leute kann das Großkapital im Aufklärungsdienst seiner Beutefeldzüge brauchen. Zwei mächtige Herren der Wallstreet möchten den Wert der südamerikanischen Aktien in ihrer Stahlkammer von einem helläugigen Unbefangenen nachprüfen lassen. Das Großkapital ist ungeduldig; also fliegt der Sendbote über Mexiko, Panama, Cartagena nach Bogota in Kolumbien. In einem der hohen Andentäler der Provinz Boyaca liegt Muzo, die reichste Smaragdmine der Erde. Durch nassen, heißen Urwald geht's hinauf in die kalte Bergwelt, von der sich die staatliche Minenverwaltung das beste Stück durch ihren Stacheldrahtzaun herausgeschnitten hat. Militärposten mit Maschinengewehren, Schutthalden, Bagger, Wellblechhütten, eine unwirkliche Gegend in einer Luft, die so dünn ist, daß sie kaum die Lungen befriedigt. Darüber ein Himmel glasklar und erbarmungslos heiß und hell. Die großen Steine sind selten geworden, aber Hunderte von Hühnern picken die Splitter des früheren Raubbaus auf, wie ja das Huhn nach allem pickt, was glänzt. Wenn der Kropf mit Smaragdsplittern voll ist, wird dem eifrigen Sammler unter amtlicher Aufsicht der Hals abgeschnitten. Die „Kropf-Smaragde" haben auch ihren Wert. Wenn ein Minenarbeiter einen großen Stein schluckt und von der Röntgendurchleuchtung als Dieb festgenagelt wird, schneidet ihm ein erstklassiger Chirurg den Smaragd aus dem Magen. Davor haben diese Desperados Angst. Der Besucher aus Newyork wird in Muzo heftig gefeiert, denn natürlich herrscht auch in Smaragden Überproduktion, und man möchte den Herren in der Wallstreet furchtbar gerne einige „Claims" (Mutungen) andrehen. Die Wahl ist schwer, der Vertrauensmann der Geldgewaltigen muß 3 Wochen lang hier oben Kokablätter kauen, ohne die man die zehrende Höhenluft nicht aushält. Dann weiß er genug und kann heimfliegen. Er ist zu alt und zu weise geworden, um selbst nach Smaragden zu suchen.

Früher war das anders, da rannte er noch hinter dem Glück her wie das Kind hinter dem Schmetterling. Im Grundsand des Rio Tibagy in Brasilien ruhen noch fabelhafte Reichtümer. Man verankert ein Boot, stößt eine lange Stange in den Grund, klettert daran hinunter, kratzt den Sand, in dem die Diaman-

ten stecken sollen, in einen Sack und leert den ins Boot. Das klingt sehr einfach und ist es auch, nur ist die Aussicht, dabei umzukommen, viel größer als die, reich zu werden. Aber immer wieder macht einer einen großen Fund und verlockt Hunderte andere, sich Herz und Lungen zu ruinieren. Nicht selten gibt es auch eine wilde Schießerei um das Besitzrecht an der Fundstelle. Und dabei kann's auch mal vorkommen, daß eine deutsche Stimme über den Strom brüllt: „Herrgott, müssen wir uns grad am Heiligen Abend totschießen?" Dann gibt's Versöhnung, die deutschen Diamantensucher werden gerührt und singen zu einer völlig verkratzten Grammophonplatte „Stille Nacht, heilige Nacht", die Brasilianer wundern sich, aber auch sie werden von der weichen Stimmung eingefangen. Ein paar Wochen darauf ergibt das große Aussieben eine absolute Niete. Es war wieder einmal nichts, und die ganze Schießerei ein rechter Blödsinn. Versuchen wir es sonstwo, es gibt noch andere wertvolle Sachen als diese verdammten Diamanten, deren Gewinnung sowieso immer mehr zur Domäne der Staaten oder reicher Gesellschaften wird.

Wie wär's mit Platin? Die chemischen Forscher und die Neureichen zahlen höchste Preise. Die spanischen Eroberer des 17. Jahrhunderts haben sich sehr in seinem Wert geirrt. Zuerst hielten sie das schwere, graue Zeug für eine neue Art von Silber und nannten es „Silberchen". Dann erkannten sie, daß es kein Silber war, und warfen es in der Wut der Enttäuschung tonnenweise ins Meer. Jetzt kreischen die Bagger im fieberschwangeren Urwaldsumpf des Chocoflusses in Kolumbien, und ganze Berge von Stein und Sand werden umgewühlt um eine Handvoll Platin. Das Leben ist hier eine Hölle, und niemand kümmert sich darum, mit welchen Mitteln die Werber neue Ladungen Arbeiter zu den Minen schleppen. Es stirbt sich schnell am Choco, darum heraus aus diesem Sumpf, ehe das Fieber sie packt.

In den Hochanden Chiles lebt ein seltsames Nagetier, das aussieht wie eine Kreuzung zwischen einem kleinen Hasen und einer großen Maus. Das ist das berühmte Chinchilla; sein Pelz ist so wunderbar fein, daß es schon beinahe ausgerottet ist. Natürlich steht es jetzt unter strengem Jagdschutz, aber wenn einer ein gewandter Junge ist und das Herumrennen in den Amtsstuben nicht scheut, kann er doch noch eine Fangerlaubnis erhaschen. Wer ein oder besser zwei Pärchen Chinchilla fängt und damit züchtet, ist ein gemachter Mann. Also hinauf in die Bergwüsten, in denen der kostbare Pelzträger haust. Zur Jagd braucht man natürlich ortskundige Eingeborene und einen Quique, das ist eine Art Marder, der die Chinchillas aufspürt. Drei Monate dauert die Suche in Montblanchöhe — die Chinchillas scheinen ausgestorben zu sein. Die Jäger kehren trübselig an ihren Ausgangsort zurück und spüren wahrhaftig dort ein Chinchillapärchen auf, das ein Farmarbeiter schon vor einem Jahr höchst widerrechtlich gefangen hat. Im Triumph geht die Dampferfahrt mit den munteren Tierchen an der Westküste entlang nach Norden. In Guayaquil schleppen zwei Italiener die Pest an Bord. „Zwei Passagiere sterben daran und . . . die zwei Chinchillas auch, Stammeltern einer stolzen Zucht, die die Phantasie schon als ewigen Goldstrom sah . . . Man senkt sie ins Meer, samt den kostbaren Pelzen." Auch die Hoffnungen der unentwegten Glücksjäger? Nein, denn die Hoffnung ist ein Stehaufmännchen, solange man jung ist; und wer das Abenteuer im Blut hat, ist für das sanfte Bürgerglück der regelmäßigen Arbeit verdorben.

Ganz hoch da droben in Nordkanada gibt es etwas, an dessen Wert gemessen auch Platin der reine Dreck ist — das Radium. Es steckt in der Pechblende, und die liegt um den großen Bärensee herum offen zu Tag. Nordkanada ist auch die richtige Fliegergegend, man rennt gegen keinen Kamin und keinen Leitungsdraht, und wer dort keinen See zum „Wassern" findet, dem gehört die „Kiste" verboten. Daring trifft den guten Fliegerkameraden Fleming, und die beiden finden die nötigen Geldleute zur Radiumsuche. Sie wollen im Gebiet der Hudsonbay mit den Eskimos leben, vielleicht erzählt ihnen ein „Angakok" von einem Radiumvorkommen. So ein großer Medizinmann weiß ja alles. Sie fliegen von einem Eskimolager zum andern. Es ist Winter und „ganz Kanada ein großes Flugfeld, wenn man Schneeschuhe an den Fahrgestellen hat". Sie hören von Kupfer, aber das hilft ihnen nichts, das gibt es näher an der Zivilisation. Sie treffen eine Menge

Wild und genießen die Gemütlichkeit in den Igloos (Schneehäusern) gastfreier Eskimos, wo es bekanntlich molliger ist als sonst irgendwo auf Erden. Das wäre alles sehr schön und lehrreich, wenn diese zappeligen Herren Geldgeber ihrer Ungeduld nicht durch zahllose Radiosprüche Luft machen müßten. So fliegen sie halt, wenn sie nicht sollten, kommen in einen Blizzard und machen viel Kleinholz. Beide kommen wunderbarerweise mit dem Leben davon, werden nach Tagen verzweifelten Wartens von einer Streife der berühmten berittenen Polizei gefunden und dürfen ihr erschüttertes Knochengerüst im Spital in Fort Churchill wieder in Ordnung bringen lassen. Ihre Geldgeber sind anständig, sie tragen den Schaden ohne viel Geschrei. Aber der „Job" ist aus und verloren. Sie haben weder Gold noch Silber noch Radium gefunden, wohl aber etwas, was noch viel seltener ist — glückliche Menschen, die Eskimos.

Wenn man nur davon leben könnte! Und dann zeigen ihnen diese fröhlichen Kinder einen richtigen Schatz, einen großen Klumpen grauen Amber, die sehr seltene Drüsenausscheidung kranker Pottwale, die von der Parfümfabrikation mit 25 000 Mark pro Kilo bezahlt wird, weil sie in stärkster Verdünnung die Wohlgerüche teurer Parfüms anhaltend macht. Sie finden 128 Kilo, also sind sie Millionäre. Die Rechnung zeigt verschiedene Löcher. Zunächst nimmt ihnen die kanadische Regierung 40 Prozent des gefundenen Strandgutes ab. Das steht irgendwo in einem Gesetzbuch und wäre zu ertragen. Viel böser ist die Frage: „Wie verkauft man eine solche Riesenmenge Amber, ohne den Preis zu ruinieren?" Die Weltkrise macht sich auch schon fühlbar, scheint ihnen aber nur eine vorübergehende Störung zu sein. Sie verkaufen etwas von ihrem Amber und lagern den Rest in Neuyork. Sie warten auf bessere Preise — und da werden im Frühjahr 1934 an der Bolina-Bucht bei San Franzisko 150 Kilo grauer Amber gefunden, nachdem jahrelang überhaupt keiner gefunden worden war. Der Markt ist auf lange Zeit „saturiert", der Preis auf ein Fünftel gestürzt, die Bolina-Leute sind arm — und Amerikaner und werden daher von der großen Gesellschaft, die den Amber kauft, bevorzugt. Unsre Abenteurer kommen kaum auf ihre Spesen — es war wieder einmal nichts . . .

Den wohlorganisierten Beutesuchern geht es übrigens auch nicht viel anders. Die neuzeitliche Waljägerei zum Beispiel arbeitet ja höchst großartig mit ihren schwimmenden Tranfabriken, ihren Jagdbarkassen und Flugzeugen zum Aufspüren der armen Opfer menschlicher Gewinnsucht. Aber sie schaufelt sich mit dem Übermaß ihrer Ausbeute selbst ihr Grab, indem sie die Preise stürzt und die Waltiere ausrottet. Auch die gewerbsmäßigen Schatzsucher nach untergegangenen Goldtransporten auf dem Grunde des Meeres haben zu hohe Spesen und sind zu sehr von Wind und Wetter und vielem anderem Unberechenbarem abhängig, um auf schnellen Gewinn rechnen zu können. Die „Bergegesellschaften" müssen über großes Kapital verfügen, um lange Zeiten der Erfolglosigkeit durchhalten zu können.

Der Verfasser führt uns nun ins innerste Afrika, in die Ruwenzori-Berge, die ganz genau auf dem Äquator liegen und höher sind als der Montblanc. An ihren gewaltigen Hängen, im feuchten heißen Urwald lebt der rote Gorilla, eines der Tiere, die den glücklichen Jäger reich machen. Eine erfolgreiche Audienz bei der Königinmutter von Ruanda-Urundi — dann geht's tagelang durch Bambusdschungel und zuletzt auf einem Pygmäenpfad auf allen vieren durch dichtverfilzten Urwald. Sie finden einen toten Leoparden, dem so ein Riesenaffe die Wirbelsäule durchgebissen hat — und dann sehen sie die erste Gorillafamilie. Aber die miserablen Viecher haben ein ganz gemeines schwarzes Fell. Also wieder hinein in das Gewirr von Zweigen, Lianen und Dorngestrüpp. Dann sehen sie so ein grellrotes Untier, das wütend auf seine Brust trommelt und die furchtbaren gelben Zähne fletscht. Aber ehe noch der Büchsenschaft an der Backe liegt, greift ein zähes Zweiglein heimtückisch in den Abzug, der Schuß kracht daneben, und der rote Riese ist verschwunden.

Durch das Todestal der Mohavewüste bei Los Angelos, durch Australien, Neu-Guinea und die Südsee führt uns die Abenteuerjagd des Verfassers. Opale, Wolfram, Gold, Perlen sucht er und findet den Kampf mit Schurken, menschenfleisch-lüsternen Papuas und Haifischen. Alles ums Geld? Im Grunde doch nicht. Eher alles ums Wagnis — denn die blaue Blume der Romantik blüht in unserem technischen Zeitalter noch immer so schön und lockend wie je.

Eugen Diesel: Ringen um Europa

Die Stellung des Geistes im Weltbild der Gegenwart

Zwei neue Arbeiten Eugen Diesels sind anzuzeigen, Vorarbeiten für ein großes Buch über die Neuordnung Europas. Sie sind beide sehr lesenswert, weil sie in kurzen Zügen die Grundstellungen bezeichnen, von denen man ausgehen muß, um die entscheidenden Fragen der politischen und seelischen Neuordnung Europas beantworten zu können.

In der Broschüre „Ringen um Europa“ geht Diesel „jenseits von Pessimismus und Optimismus“ von der Feststellung aus, daß die europäischen Veränderungen keineswegs auf ein Ende Europas hindeuten. Die europäische Lebenskraft ist unverfehrt. Die Schwierigkeiten kommen nicht aus dem Nachlassen der Kräfte, sondern aus ihrer unheilvollen Verstrickung. Wir sind in ein „kindisches binneneuropäisches Gehader“ verwickelt. Uns fehlt das europäische „Erdteilbewußtsein“. Die politische Wirklichkeit Europas muß erst entwickelt werden. Das ist die Chance Asiens.

Der Völkerbund, so meint auch Diesel, hat verschiedene Stufen der Entwicklung übersprungen und dann mit Methoden von gestern gearbeitet. Das konnte für Europa keinen Nutzen bringen.

Die neue politische Wirklichkeit muß vorbereitet werden durch eine Kultureinheit, die in England, Frankreich und Deutschland in Ansätzen zu spüren ist, die aber immer wieder verwirrt wird durch die vielen übereinanderlagernden Kulturschichten. Im Kulturbewußtsein des Europäers leben noch „Zeus und Wotan, Mohammed und Christus unvermischt“ nebeneinander.

Der Gegensatz von europäisch und national wird nach Diesel morgen aufgehoben sein, weil die Menschen der Zukunft sowohl betont national wie betont europäisch denken werden. Man wird sich auf wenige Wesensdinge einigen. Charakter, Kraft des Gemüts, Mut und Phrasenlosigkeit werden nötig sein, um ein einiges Europa zu schaffen.

Diesel verkennt nicht, wie viele und wieviel berechtigte Vorurteile zu überwinden sind. Manche Schwierigkeiten kommen aber auch aus einer verwaschenen Begriffsbildung. So hat der Begriff des Internationalismus dem Europäischen häufig den Weg versperrt, genau wie der Begriff des Liberalen oft die besten und redlichsten Menschen hindert, die Notwendigkeit des Freiheitlichen zu erkennen. Im Kampf um eine Kultur von morgen gibt es auch viele scheinbar unüberwindliche Mißverständnisse. Die einen sind auf eine Vereinfachung des Lebens hinaus. Die anderen glauben, daß nur eine immer stärkere kulturelle Durchdringung des Lebens uns retten kann. Bei der einen Anschauung heißt die Gefahr Primitivität, bei der anderen ist die Klippe der Bildungsfimmel. Gefunden werden muß eine europäische Haltung, die weder dogmenhaft allein ist, noch wissenschaftlich allein, weder physisch noch metaphysisch allein. Die europäische Zukunft hängt ab von einem Bunde des gesunden Menschenverstandes mit der Einfalt des Herzens, von einer Vereinigung von Geist und Wesen.

Auf diese Vereinigung zielt Diesels zweite Broschüre: Die Stellung des Geistes im Weltbild der Gegenwart. Hier geht er davon aus, daß sowohl die praktische Grundlage des Daseins wie die kulturellen Zusammenhänge undurchsichtig geworden sind, und daß wir vor völlig neuen sozialen Zuständen und Denknotwendigkeiten stehen. Eine Orientierung an der Vergangenheit ist deshalb unmöglich. Die Stellung des Geistes ist innerhalb der Wirrnis schwierig, weil ihm mit einigem Recht die Schuld an der Wirrnis zugeschoben wird oder doch wenigstens die Tatsache, daß er der Wirrnis nicht Herr wird. Leider wird dem Geiste auch vieles zugeschoben, was er nicht zu verantworten hat. Man ist sich nicht einmal ganz klar darüber, was eigentlich Geist ist und bedeutet. Diesel gibt deshalb eine neue Formulierung, nach der Geist „alle Kräfte der Bewußtseinsentwicklung und der Bewußtseinsbereitschaft, die im Bunde mit den Kräften des Willens und Gemüts zur Entfaltung aller Kultur geführt haben“ in Bewegung setzt. Stimmt diese Formulierung, so ist „Geistfeindschaft schlechthin Narrheit“. So „wütet man gegen den Menschen selbst, wenn man gegen den Geist wütet“. Eine prinzipielle Geistfeindlichkeit muß zudem ganz wesentliche Rückschritte in den Naturwissenschaften, in der Technik und in der Medizin zur Folge haben und somit die Existenz unseres Volkes außerordentlich gefährden. Geistfeindschaft darf es also nicht geben. Wohl aber muß man Wirkungsweise und Wirkungsbreite des Geistes erkennen. Man wird dann erkennen, daß es wesensbestimmten Geist gibt, auf den es allein ankommt, und gedankenbestimmten Geist oder Intellekt, der gefährlich sein kann. Wir dürfen den Geist nicht verwerfen, weil er dem Intellekt zeitweise die Vorherrschaft einräumte, sondern müssen mithelfen an der Wende des Geistes zum Wesen, zur inneren Ganzheit.

Auch im Gebiete des Geistes wird eine wesenhafte und d. h. letzten Endes eine religiöse Entscheidung von uns verlangt, eine Rückwendung auf den inneren Menschen, die aber nicht romantisch ist, sondern aus der inneren Ganzheit eine äußere Totalität erreichen will.

W. von Hollander



Weidende Pferde
Aus Binding, „Das Heiligtum der Pferde"

Das Heiligtum der Pferde

Ein neues Werk von Rudolf G. Binding

Es ist nicht ganz einfach, dem Leser von diesem schönen Buch[1]), das in unserem Schrifttum eine einzigartige Stellung einnimmt, eine Vorstellung zu geben. Rudolf G. Binding, der Dichter und Pferdefreund, der uns früher schon ein schönes Pferde-Brevier geschenkt hat („Reitvorschrift für eine Geliebte"), hat den Text des Buches geschrieben, der zu einer Dichtung in Prosa geworden ist. In straff rhythmisierter Sprache erzählt er von dem Leben der Pferde in Trakehnen. Ergreifend hat er die Landschaft mit ihrer einmaligen Atmosphäre, ihrem Ernst, ihrer Härte und ihrer Kargheit festgehalten. In dieser Atmosphäre wachsen die Pferde auf und leben ihr geheimes und stolzes Leben, an dem wir durch die Kunst des Dichters teilnehmen dürfen. „Hier, im Osten des Reichs, sind die vielen Gestüte, und Trakehnen ist das vornehmste. Aber nicht die Menschen haben den Pferden diese Scholle geweiht — wenn sie auch Ställe bauten und Weiden einfriedeten —: die Natur selbst hat ihren Geschöpfen das Land als Heiligtum geschenkt, und die Pferde haben es sich als ihnen geweihten Bezirk erobert. Das Pferd ist das Zeichen des Landes, ist das markanteste, das zeugnishafteste Lebewesen der Scholle."

In dieser Landschaft wachsen die Pferde auf, in dieser Atmosphäre leben sie ihr geheimes, aber stolzes Leben, das uns durch die Kunst dieses Dichters zum Erlebnis wird. Wir wüßten kein Buch, in dem das Leben des Pferdes, sein Tages- und Jahreslauf gleich meisterlich gestaltet und gedeutet wäre wie hier. Binding weiß nicht nur das äußere Leben der Tiere lebendig darzustellen, er schildert sie nicht nur, wie sie hier durcheinandertraben, wie sie sich dehnen und spannen, wie sie dahinschnellen im Sprung und miteinander spielen. Mit einer wunderbaren Kraft der Einfühlung und der Darstellung schildert und deutet er auch das „Seelenleben" dieser stolzen und adligen Geschöpfe. Er greift in tiefste Tiefen der edlen Kreatur und macht das fast Unsagbare noch sagbar. Ein Überblick über die Geschichte Trakehnens ergänzt diese Darstellung. Zum Text hat Dr. Erich Krause, Skaisgirren, 69 meisterliche Aufnahmen beigesteuert. Auch sie umfassen und deuten das unerschöpfliche Leben der Pferde. Der Leser begegnet ihnen, wie sie langsam grasend über die Weide ziehen, er sieht sie in vollem Galopp über die Ebene traben und meint noch, das dumpfe Donnern der Hufe zu hören.

O. Heuschele

[1]) Rudolf G. Binding, Das Heiligtum der Pferde. Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg (Ostpreußen). 107 Seiten mit Bildern.

Das stillvergnügte Streichquartett

Ein Lern-, Lese- und Nachschlagebuch für Freunde häuslicher Musik von Bruno Aulich und Ernst Heimeran

Ernst Heimeran Verlag, München (144 Seiten, RM 4.80)

Dies Buch nimmt einen Sonderrang ein — denn selten wohl wird uns die „Seele" des Quartetts oder vielmehr eines „Liebhaberquartetts" intimer offenbart, andrerseits auch eine reichhaltige Auslese der Quartettliteratur liebevoller und wegweisender beleuchtet. Die „Seele" — indem wir alle nur möglichen Stadien ihres Werdens und Wachsens, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Schwierigkeiten und Seligkeiten bis in feinste Zwischentöne hinein miterleben dürfen; und das Ganze in einem „Ton", der zu Herzen geht, erwärmt und in heiterste Laune versetzt (vermag doch das „stillvergnügte" Streichquartett sogar, am Familientisch vorgelesen, wahre Lachsalven auszulösen!). Die Auslese der Werke — indem wir vorher in das Abc musikalisch-unumgänglicher Begriffe oder besonderer uns allgemeiner Herzens- und Nützlichkeitsfragen der Quartettleute oder in eine Anzahl mehr musik-wissenschaftlicher Hilfsbücher eingeführt werden — nicht zuletzt eben in die Quartettliteratur selber, in deren jeweiligen Charakter und Schwierigkeitsgrad; und das mit einer geradezu verblüffenden Liebenswürdigkeit, Überzeugungskraft und Knappheit.

Hier kann sich jeder wohlfühlen — der ausübende „Dilettant" oder vielmehr der echte „Musizierer", wie auch der Nichtkenner oder bloße „Zuhörer". Jener weiß sich bis ins letzte angesprochen und in seiner Eigenart erkannt: sein Selbstbewußtsein erfährt eine wohlverdiente Stärkung; dieser kann schon an dem leicht zugänglichen und sympathischen Stil seine Freude haben, aber auch zu manchem Verständnis der Musikwelten und derer gelangen, die darinnen wie in ihrer wahren Heimat leben (und vielleicht aus Begeisterung sich gar zu kurios und unverständlich gebaren mögen):

„Es wäre klug, aber nicht schön, wenn die Herausgeber dieses Buches nicht wenigstens zum Schlusse gestehen würden, daß sie die Anregung zum stillvergnügten Streichquartett jenem Manne verdanken, der den Aufsatz schrieb: ‚Auf Wiedersehen bei der Fermate. Zur Naturgeschichte des Liebhaberquartetts' . . . Wie gesagt, klug ist es nicht von uns, diese Schilderung abzudrucken. Denn vielleicht finden sie unsere Leser besser wie alles das, was wir glaubten, sagen zu dürfen. Denn man wird unschwer feststellen, daß der Ton unseres Buches — und bekanntlich macht der Ton die Musik — von dem großen Unbekannten angeschlagen worden ist und daß wir eigentlich dieses Buch ‚Variationen über ein Thema von Ledermann' hätten heißen müssen."

Dieser „Ton" konnte nur von wirklichen „Musizierern" aufgegriffen und wie zu einem musikalischen Variationswerk weiter- und umgesponnen werden. Und so möchte man allen Freunden der Hausmusik jene „Widmung" der beiden Verfasser ans Herz legen: „Dieses Buch gehört zu Freunden gestrichener Musik. Vor allen denen, die selber streichen. Unter diesen vorzüglich jenen, die es zu Hause und aus Liebhaberei tun und am liebsten zu viert.

Aber auch der freundliche Hörer soll Nutzen daraus ziehen. Auch der Klavierspieler, soweit er Lust hat, sich im geselligen Verband der Instrumente zu betätigen. Vielleicht vermag es sogar Leuten vom Fach ein Lächeln abzunötigen und ein gelegentliches ‚Sieh mal an'.

Aus Begeisterung geboren, in Unschuld aufgewachsen, durch Erfahrung in die Schranken gewiesen, will dieses Buch, anfeuernd und anleitend, Zeugnis ablegen von der großen, fröhlichen Seligkeit gemeinsamen häuslichen Musizierens."

H. G. Seydel

Musikantengeschichten

aus der reizenden Sammlung von Wilhelm Spohr „Garten des Vergnügens", Geist der Zeiten in Anekdoten (Verlag Scherl, Berlin, RM 4.—)

Bachs intelligentes Instrument

Johann Sebastian war sich des eigenen Wertes gar wohl bewußt, dennoch ließen seine angeborene Gutmütigkeit und sein Taktgefühl diesen Stolz nur selten zutage treten. So wußte er auch in liebenswürdiger und ablenkender Art ein Kompliment anzunehmen. „Da ist eben nichts Bewundernswürdiges", sagte er zu einem Lobredner seines Orgelspiels; „man darf nur die rechten Tasten zu rechter Zeit treffen, so spielt das Instrument von selber."

Hexenmeister Händel

Domenico Scarlatti, das bekannte Haupt der „Neapolitanischen Schule", hörte bei einem Maskenfest meisterhaftes Klavierspiel eines Vermummten und rief aus: „Entweder ist das Händel oder der Teufel!"

Der Jungfernkranz

Der „Freischütz" war im Jahr seiner Erstaufführung in Berlin (1821) beispiellos volkstümlich. Eine Mutter klagte über die große Vorliebe ihrer Tochter für den „Freischütz". „Sie bringt die verwünschte Oper" — sagte sie — „Tag und Nacht nicht aus dem Kopf! Mit dem Jungfernkranz geht sie zu Bett, und mit dem Jägerchor steht sie wieder auf!"

Reger-Bonmot

„Frisch gewagnert ist halb gewonnen!"

Kurz und gut!

José Ortega y Gasset
Über die Liebe

Das berühmteste Buch Ortega y Gassets, des spanischen Kulturphilosophen, ist der vor einigen Jahren erschienene „Aufstand der Massen“, in dem die Grundtatsachen des politischen Aufbaus der Neuzeit unter den sehr wichtigen Gesichtspunkten der Bevölkerungsmassierung gesehen werden. In seinem „Buch des Betrachters“ behandelt Ortega ein zweites seiner Grundthemen, die Beziehungen zwischen Vitalität und Geist, die er ganz anders sieht als der Deutsche Klages, dergestalt nämlich, daß der Geist erst die ganze Vitalität des Menschen aufzuschließen vermag, und daß er, allerdings nur durch eine Reform der Intelligenz, aus seinen bisherigen Banden gelöst werden kann.

In seinem neuen Buch „Über die Liebe“ geht Ortega daran, den Einfluß der Frau auf die Außenwelt und den Einfluß der Liebe auf die Innenwelt neu zu erkennen und darzustellen. Das Buch besteht aus sieben einzelnen Essays, die nicht alle gleich wichtig sind. „Betrachtungen über ein Porträt“ etwa oder „Meditationen über den Rahmen“ oder „Schema Salomes“ sind Versuche, die weniger in ihrem Ziel als durch einige gescheite Bemerkungen anziehen.

So wird etwa in den „Betrachtungen über ein Porträt“ ein starker Gegensatz zwischen dem Charakter des Mannes und der Frau — nicht ohne Bosheit — formuliert: „Die Frau hat ein theatralisches Äußere und ein verhaltenes Innere. Beim Mann ist das Innere theatralisch. Die Frau geht ins Theater, der Mann trägt es in sich. Im Mann liegt ein Trieb zur Entfaltung, zur Darstellung. Wenn er das, was er ist, nicht vor den Augen aller ist, ist es für ihn gleichviel, als wäre er es nicht. Die Herrschaft über ein inneres Reich, in das sie niemanden einläßt, begründet eine der Überlegenheiten der Frau über den Mann.“

Oder im „Schema Salomes“: „Der Mann empfindet die Liebe als eine heftige Begierde, geliebt zu werden, während die Frau zuerst ihre eigene Liebe fühlt, den warmen Strom, der aus ihrem Leben dem Geliebten entgegenbricht und sie zu ihm treibt.“

Eine bezaubernde Arbeit, gleichzeitig graziös und tief, spielerisch und schwer ist der Essay „Gespräch beim Golf, über die Idee des Dharma“. Hier wird im Rahmen einer gesellschaftlichen, fast koketten Plauderei, an die tiefsten Probleme der Moral und des Schicklichen gerührt. Hier wird aus der einfachen Feststellung, daß sich eines nicht für alle schickt, eine vielstufige Moral aufgebaut.

Dharma ist die Liste von Erlaubnissen und Verpflichtungen, die jeder Kaste innerhalb des Hinduismus gesetzt sind. Jedes Individuum kann nur innerhalb seines Dharma, innerhalb seiner Erlaubnisse und Verpflichtungen, die einander bedingen, zur Vollendung kommen. Unachsichtlich wird der kleinste Fehltritt innerhalb jedes wichtigen Statuts bestraft, auch wenn er auf einer tieferen Stufe bedeutungslos ist oder gar eine Belohnung bringt.

Ortega versucht in wenigen Strichen aus der Idee des Dharmas die Grundlagen einer neuen Moral abzuleiten. Seiner Ansicht nach wird die Moral von morgen nicht mehr eine alle umschließende und verpflichtende Norm sein, sondern eine unübertragbare, persönliche Verpflichtung. Die Verpflichtung des erkennenden Menschen wäre danach größer als die des nichterkennenden, die Verpflichtung des Begabten stärker als die des Unbegabten, die Verpflichtung des Erfolgreichen bedeutender als die des Erfolglosen. Jeder Stand, jedes Geschlecht, jede Lebensstufe hat danach eine eigene Moral. Jedes Individuum kann nur innerhalb seiner Moral sich vollenden. Und das muß von jedermann respektiert werden. Reichtum und Vielheit des Kosmos spiegeln sich im Dharma, das nicht etwa eine „doppelte“ Moral oder eine Laschheit predigt, sondern gerade besonders unnachsichtig ist gegen den kleinsten Fehltritt innerhalb eines jeden sittlichen Statuts.

Außerordentlich anregend ist der Versuch „Vom Einfluß der Frau auf die Geschichte“. Hier stellt Ortega die kühne Behauptung auf, daß aller Fortschritt, den der Mann durch seine Werke wirkt, den Lebenskern nur von außen berühre, während der Fortschritt des Weibes das Leben selbst betrifft und der Keim neuer Menschlichkeit ist. Ortega zeichnet das Bild der Frau von morgen, deren Grundzüge wir allerdings in den hervorragenden Frauen von heute erkennen. „Zwischen dem Tun des Mannes und dem Dulden der früheren Frau liegt für die jetzige Frau das Sein. Der Wert des Weibes mißt sich nach dem, was sie ist, der des Mannes nach dem, was er tut.“

Aus diesem Sein heraus versucht die Frau, den Mann auf bestimmte Ideale auszurichten. Sie beeinflußt ihn nicht direkt durch das, was sie fordert, sondern indirekt durch das, was sie ablehnt. Wenn die Frau einen bestimmten Typ von Mann nicht mehr für richtig und wichtig hält, wenn sie ihn ablehnt, so muß dieser Mannstyp nach Ortegas Meinung aussterben. Der Einfluß der Frau ist demnach indirekt, „nicht geräuschvoll wie der des Mannes, sondern statisch wie der der Atmosphäre. Es gibt geniale Frauen, durch deren schöpferische Sensibilität ein neues Mannesideal aufkeimt.“

Ortega zeichnet dieses neue Mannsideal noch nicht, aber er spricht sehr ausführlich von der Aufgabe des Ideals überhaupt, das er, ein wenig überraschend, „ein Organ des Lebens“ nennt, „mit der

Bestimmung, dasselbe anzureizen. Es muß die Gewalt besitzen, unsere Nerven anzuziehen, unsere Sensibilität einzufangen."

Da — nach Ortega — eines der wesentlichen Ideale unserer Zeit die Verkörperlichung des Gefühls, die Verschmelzung des Leibes und der Seele ist, und da dieses Ideal nur von der Frau verwirklicht werden kann, liegt auch hier eine der wichtigsten Aufgaben der Frau.

Der Aufsatz, der dem Buch den Namen gibt, ist ein Fragment „Züge der Liebe", das einige überraschende Gesichtspunkte und Erkenntnisse über die Liebe vermittelt. Ortega stellt zunächst fest, daß die üblichen Vorstellungen von der physischen Liebe übertrieben sind. Und daß physische Liebe niemals die Erwartungen der Liebenden erfüllen kann. Er grenzt scharf Liebe und Verliebtheit voneinander ab. Verliebtheit ist ihm ein Zustand seelischer Armut und Verengung, der wohl zur Geschlechtsliebe, aber nicht zur Liebe ausreicht. Geschlechtsliebe aber kann wohl die Erhaltung der Rasse, aber nicht ihre Vervollkommnung garantieren. Die Höherentwicklung der Rasse kann nur aus der Liebe kommen.

Verliebtheit ist „die Fixierung der Aufmerksamkeit auf einen anderen Menschen, eine geistige Verstellung, ein vorübergehender Schwachsinn, eine psychische Angina. Denn die Aufmerksamkeit ist das vornehmste Regulativ unseres geistigen Lebens. Bleibt die Aufmerksamkeit länger als normal fixiert, so wird sie zur Besessenheit. Alle Menschen verlieben sich auf die gleiche Art, aber die Frau ist bei gleichen Voraussetzungen der Verliebtheit zugänglicher als der Mann, weil der Mann neben der Verliebtheit doch seine Aufmerksamkeit auf andere Gebiete zu richten pflegt und mit Teilen seines Wesens sich nicht an der Verliebtheit beteiligt" (was viele Frauen zur Verzweiflung bringt).

Immer steht am Anfang der Verliebtheit die Entleerung des Bewußtseins von der Vielfalt der Dinge. Der Mensch gerät außer sich, wenn er sich verliebt. Und hier scheiden sich die Menschen. Die einen sind glücklich im Außersichsein, sie suchen es zu erhalten und zu steigern. Die anderen fühlen sich nur wohl, wenn sie bei sich sind. Klar, daß die gesammelten Menschen sich schließlich für die Liebe besser eignen als die ewig Verliebten.

Jede Liebe geht zwar durch die Zone der Verliebtheit. Aber nur wenigen Verliebtheiten folgt eine echte Liebe. Liebe ist „ein hinüberströmender Akt, eine ja sagende Teilnahme am anderen Sein, gleichgültig, wie es sich zu uns verhält". Wenn wir lieben, geht ein „unnennbarer Strom von Wärme und Bejahung von uns zum Geliebten". Vor allem aber bedingt Liebe eine starke Auswahlfähigkeit. Denn sie „schließt eine innere Verbundenheit mit einem gewissen Typus des menschlichen Lebens ein".

Es wäre sehr wichtig, wenn man die Frauen dazu brächte, ihre Liebeswahl genau und bewußter nach ihrem Ideal zu treiben. Denn von dem Typus, den eine Frau bevorzugt, hängen das Dasein und die Zukunft ebenso ab wie davon, daß die Männer sich die richtigen und d. h. die atmosphärisch starken Frauen wählen.

Es scheint Ortega besonders wichtig zu sein, daß man sich darüber klar ist, wie sehr die Zukunft jedes Volkes, wie sehr vor allem die Zukunft aller europäischen Völker abhängt von der Höhe des Niveaus der „durchschnittlichen Menschen", vor allem der „durchschnittlichen Frau". Die Gefahr, so schließt der Lobredner der Frau ein wenig skeptisch, liegt darin, daß die durchschnittliche Frau „einen unbegreiflichen Genuß in der Alltäglichkeit findet, einerlei, ob es sich darum handelt, Wäsche zu stopfen oder zum Tanztee zu gehen." Frauen lieben nur „zufällig" geniale Männer, nämlich dann, wenn sie nebenbei noch sehr nett sind, eine Eigenschaft, die für die Spezies gleichgültig ist. Die durchschnittliche Frau verschmäht den genialen Mann bewußt. Sie legt eine entschiedene Vorliebe für die Mittelmäßigkeit an den Tag. Vielleicht ist das aber wiederum von der Natur sehr weise eingerichtet. Denn vielleicht ist die Rolle der Frau „die einer retardierenden Kraft gegenüber dem ruhelosen Drang nach Wechsel und Fortschritt, der aus dem männlichen Herzen bricht."

Es ergibt sich im Ganzen ein fragmentarisches Buch, das man in vielem selbständig zu Ende denken muß, ein Buch, das auf ungewöhnliche Weise anregt und in sonst meist unerreichbare Gründe hineinlotet, ohne sie immer heraufzuholen.

W. von Hollander

Jas, der Flieger

In seinem neuen Roman „Jas, der Flieger" (Bruno Cassirer Verlag, Berlin) erzählt August Scholtis die Geschichte des Jungen Jas, den praktisch denkende Eltern zum Beruf des Schornsteinfegers ausersehen haben. Jas aber kann den Flieger nicht vergessen, der eines Tages mit seinem Flugzeug vom Himmel stieß und in der Nähe der heimatlichen Windmühle notlandete. Und Jas flieht nach Berlin. Dort sucht er seinen Helden, den fremden Flieger, aber der stolze Pilot hat sich in einen Geschäftsreisenden verwandelt, der sich wie alle andern kümmerlich durch die Hölle der Inflation schlägt. Auch Jas geht durch Verkommenheit, Hunger und Not. Erst im neuen Deutschland, nach Jahren des Elends, kann Jas den Wunschtraum seiner Jugend erfüllen: er wird Flieger.

Scholtis, durch seinen starken Roman „Baba" bereits bekannt, hat auch in seinem neuen Werk wahrhaft volkstümliche Gestalten geschaffen, so etwa den dummschlauen Schneider Häberlin, dessen Dispute mit Vater Tschort unvergeßlich sind. Schade nur, daß über der breiten Schilderung des hauptstädtischen Inflationsbetriebes die Entwicklung des Schwärmers Jas zum praktischen Flieger zu kurz kommt. Hier liegt der schlecht zu verbergende psychologische Riß, der dem Buch den Stempel der Unvollkommenheit aufdrückt.

P. Steinbach

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Hanns Johst

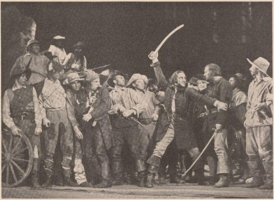
wurde am 8. Juli 1890 in Seerhausen bei Oschatz geboren, verbrachte seine Schüler- und ersten Studienjahre in Leipzig, dachte daran, Missionar zu werden und wurde für kurze Zeit Pfleger bei Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld, studierte später Medizin, wurde dann Schauspieler und lebt jetzt seit Jahren als freier Schriftsteller in Oberallmannshausen am Starnberger See. Johst, der sich als einer der ersten Dichter zum Nationalsozialismus bekannte, wurde 1935 mit dem Preis der NSDAP. für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet und verwaltet heute das Amt des Präsidenten der Dichterakademie sowie der Reichsschrifttumskammer. Schon sein erstes Werk, der Gedichtband „Rolandsrufe" (1919) verrät seine Liebe zu Deutschland. Der folgende Band „Mutter" (1921) wiederum ist vom Geist häuslicher Gemeinschaft getragen. Noch in die Kriegszeit zurück reichen die dramatischen Anfänge, das ekstatische Szenarium „Der junge Mensch" (1916), die Bauernkomödie „Stroh" (1916) und das Grabbe-Drama „Der Einsame" (1917), die Johsts Ruf als Bühnendichter begründeten. In die gleiche Entstehungszeit führt auch der erste Roman „Der Anfang" (1917) zurück. Immer wieder hat sich seither Hanns Johst dem historischen Drama zugewendet, bei dem sein Weg von der Vergangenheit bis unmittelbar in die Gegenwart hineinführt: „Der König" (1921), das Lutherdrama „Propheten" (1922), ein Schicksal aus der Französischen Revolution im „Thomas Paine" (1927) und der „Schlageter" (1933). Neben dem dramatischen Schaffen und einem weiteren Lyrikband „Lieder der Sehnsucht" (1924) läuft das epische Werk weiter im „Kreuzweg" (1922), in dem Roman vom sterbenden Adel „So gehen sie hin" (1930) und in den Erzählungen „Die Torheit einer Liebe" (1931) und „Ave Maria" (1932); dazu treten noch außer dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt „Consuela" programmatische Bekenntnisse, vor allem die „Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland": „Maske und Gesicht" (1935).



Hans Carossa

Geboren am 15. Dezember 1878 in Tölz als Sohn eines Arztes, entstammt Hans Carossa einem Geschlecht, das aus der Gegend von Verona nach Norden gezogen und in Bayern ansässig geworden ist. Romanisches und germanisches Blut hat sich in seinen Ahnen gemischt; diese Mischung bestimmte neben anderem sein und seines Werkes Wesen, in dem sich eine starke Seelenhaftigkeit und Innerlichkeit in einer streng geprägten Form offenbart. Kindheit und Jugend verlebte Hans Carossa in Landshut. Vor die Wahl eines Berufes gestellt, entschied er sich für den des Arztes, den er in einer besonders tiefen und um seine Verantwortung wissenden Weise erfüllt. Beruf war ihm Berufung. In gleichem Sinn begriff er auch sein Dichtertum. Erst in männlichen Jahren trat er mit seinen Buchveröffentlichungen hervor. Nach einem kleinen Flugblatt „Stella mystica" (1907) erschienen 1910 seine „Gedichte" und 1913 „Doktor Bürgers Ende". Der Krieg, an dem er als Arzt teilnahm, bedeutete für sein Leben und sein Schaffen eine entscheidende Wende. Nach dem Kriege kehrte Carossa nach München zurück, wo er wieder lange Jahre als Arzt wirkte; in den letzten Jahren erst zog er sich in das stille Seestetten in Niederbayern zurück. Nun erschienen die reifen Werke des Dichters, in denen er die menschlichen Erfahrungen seiner Kindheit und seiner Jugend, des Krieges und des Arzttums und seine Begegnungen mit geistigen Menschen der Zeit in gültiger Form gestaltete. „Eine Kindheit" (1922), „Rumänisches Tagebuch" (1924), „Verwandlungen einer Jugend" (1928), „Der Arzt Gion" (1931), „Führung und Geleit" (1933), „Geheimnisse des reifen Lebens" (1936 — sämtlich im Inselverlag, Leipzig).

Es gibt bereits eine ganze Literatur über Hans Carossa, von der wir nachstehende Werke erwähnen: Otto Ernst Hesse: Hans Carossa, Ein Bekenntnis (1934). Albert Haueis: Hans Carossa, Persönlichkeit und Werk (Weimar, 1935). Giuseppe Clivio: Hans Carossa (St. Gallen, 1935). oh.



Ewiges Theater: Schillers „Räuber" in der Berliner Volksbühne — Aufn. Scherl



Aufn. Scherl

Der Weltkrieg auf der Bühne: Heinrich Georgi als Samsonow in „Der andere Feldherr"

Zu unseren Bühnenbildern:

Ewiges Theater — Sturm und Feuer, rasender Schwung und entfesselter Aufruhr der Jugend, der über alle gesellschaftliche Bindung und alle geheiligte Ordnung hinweg nach ewig neuen Lebensformen greift — das sind uns die „Räuber", Sinnbild und Inbegriff deutschen Freiheitsdrangs inmitten von Rechtlosigkeit und Unterdrückung durch fürstliche Willkür und angestammten Hochmut. Auch Billingers „Hexe von Passau" führt zurück in alle seelische Not und innere Bedrängnis entrechteten Volkstums unter dem Druck geistlich-weltlicher Oberhoheit. Aus der Wirrnis der widerstreitenden Kräfte ringt sich die volksliedhafte Gestalt der fahrenden Komödiantin empor, die, vom Volke als Heilige verehrt und von der Kirche verfolgt, ihr Leben als heroisches Opfer freiwillig auf dem Scheiterhaufen endet. Unser Bild entstammt der Aufführung im Stuttgarter Staatstheater, bei der Margarete Melzer die Rolle der Titelheldin zugleich schlicht und kraftvoll gestaltete und durch ihre ergreifende Kunst das Werk auch über viele seiner offenbaren Schwächen und Unklarheiten hinwegtrug. In Hans Gobschs „Der andere Feldherr", den bei der Aufführung des Berliner Schillertheaters Heinrich George verkörperte, betritt eine tragische Gestalt aus dem Weltkrieg die Bühne, nämlich jener russische General Samsanow, der bei Tannenberg unterlag und seine Niederlage mit dem Tode büßte.



Volksszene aus der Stuttgarter Aufführung der „Hexe von Passau" — Aufn. Illenberger

„Wehrhafte Dichtung der Zeit"

Sonderbericht für die „Weltstimmen"

In ihrem Bestreben, Volk und Dichter wirklich zusammenzuführen, hat die NS.-Kulturgemeinde bereits seit einiger Zeit mit überraschend starkem Erfolg den Weg beschritten, in öffentlichen unentgeltlichen Leseabenden Dichter unserer Zeit unmittelbar ins Volk hineinzustellen und aus ihren Werken lesen zu lassen. Beispielgebend für diese Form und den Mut, ganz bewußt dabei gerade in die Außenbezirke und ausgesprochenen Arbeiterviertel zu gehen, waren die gemeinsam mit den städtischen Volksbüchereien durchgeführten „Berliner Dichterwochen" in der Reichshauptstadt, die jeweils unter einem bestimmten Leitwort sechs bis sieben wesentliche, volkhafte Dichter der Zeit nachdrücklich herausstellten. Die kürzlich, in der Zeit vom 5.—11. Okt., durchgeführte 6. Berliner Dichterwoche stand unter dem Leitwort „Wehrhafte Dichtung der Zeit". Die Zugkraft dieses besonders zeitgültigen Namens bestätigte der außerordentliche Erfolg der Woche: am Eröffnungsabend, als Rud. G. Binding in Zehlendorf aus den Gedichten „Stolz und Trauer" und seinen Erinnerungen „Aus dem Kriege" las, mußten viele Hunderte vor den Türen des überfüllten Saales wieder umkehren. Auch bei dem Sudetendeutschen Bruno Brehm, dem Gestalter der österreichischen Tragödie, bei dem mit seinem gesamten Schaffen („Der Häuptling und die Republik", „Das verkaufte Regiment") um das Ethos soldatischer Haltung kreisenden schwäbischen Freikorpskämpfer Wilhelm Kohlhaas, bei Heinrich Eckmann, dem ganz innerlichen Dichter des zart und klar gestalteten Kriegsgefangenenromans „Eira und der Gefangene", der in Wedding las, waren die Säle bis auf den letzten Platz gefüllt. Am Geburtstage Horst Wessels las in Hermsdorf vor der SA.-Gruppe Berlin-Brandenburg Erhard Wittek aus seinem Kriegsbuch „Durchbruch anno achtzehn" und seinem männlich beherrschten, meisterhaft knapp geformten Anekdoten „Männer". Heinrich Zillich, der an einem von der SS. übernommenen Abend Proben aus seinem Siebenbürgenroman „Zwischen Grenzen und Zeiten" gab, weitete als Letzter in der Reihe das Erlebnis des Krieges zum großen volksdeutschen Schicksal aus. Gaben diese Dichterabende, die noch an die vierzig Lesungen vor den Berliner Schulen in ihrer Wirkung unterstützten, der wehrhaften Dichtung einen ganz neuen Widerhall in der Öffentlichkeit und bei der Jugend, so wurde den Dichtern selbst zum unvergeßlichen, ihr Werk krönenden Erlebnis, dadurch, daß gleichzeitig ein erstes, gemeinsam von der Stadt Berlin, der NS-Kulturgemeinde und dem Kriegsopferführer vorbereitetes Treffen der deutschen Dichter des Krieges in Berlin stattfand.

Dr. W. Wien

Zwei geistreiche Köpfe

Kleine Geschichten von großen Leuten

von C. G. v. Maaßen

G. E. Lessing

Lessing wollte nach einem Besuche Magdeburgs wieder abreisen und hatte gerade das Stadttor erreicht, als ihn ein plötzlich losbrechendes Gewitter nötigte, in das Gasthaus zurückzukehren, das er gerade verlassen hatte. Er begab sich auf das Zimmer, das er bis dahin bewohnt hatte, weil er nicht wußte, daß es bereits einem neuen Gaste übergeben worden war.

Er setzte sich ruhig an den Tisch und begann zu schreiben.

Bald darauf trat der neue Inhaber des Zimmers herein und wunderte sich, einen fremden Herrn dasitzen und schreiben zu sehen. In etwas barschem Ton fragte er ihn, wer er wäre.

Lessing gab keine Antwort und schrieb weiter. Diese verächtliche Behandlung verdroß den andern gewaltig. Er ging auf den Schreibenden zu, blickte ihm über die Schulter aufs Papier und sagte: „Wer Sie sind, will ich wissen!"

Jetzt sah sich Lessing mit großen Augen um und antwortete im tiefsten Ernst: „Ich bin der Evangelist Lukas!"

Wobei zu bemerken, daß auf den allegorischen Bildern dieses Evangelisten der Kopf eines Ochsen ihm über die Schulter sieht.

*

Einmal wurde in Lessings Gegenwart ein Buch außerordentlich gelobt und einer aus der Gesellschaft sagte, daß es viel Wahres und Neues enthielte. — „Nur schade", bemerkte Lessing, „daß das Wahre darin nicht neu und das Neue nicht wahr ist!"

*

Lessing ging mit mehreren Freunden vor den Toren Braunschweigs spazieren und stellte dabei die Behauptung auf, gute Einfälle könne man zu jeder Zeit haben. Ein sogenanntes Impromptu ließe sich sehr leicht machen.

„Wir halten dich beim Wort", sagte einer seiner Begleiter und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf den Galgen, an dem sie gerade vorbeigingen, „mache schnell eine Grabschrift auf den, der dort hängt!"

„Recht gern", antwortete Lessing: „Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht!"

*

Man bat Lessing, sich in ein Stammbuch einzutragen. Als er aber hierin nur Zoten und Zweideutigkeiten fand, schrieb er nur ein:

„Matth. VIII, 31."

Dazu Datum und Namen.

Als der Stammbuchbesitzer später die Stelle in der Bibel nachschlug, fand er die Worte:

„Da baten ihn die Teufel und sprachen: „Willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Herde Säue zu fahren."

G. C. Lichtenberg

Als Lichtenberg einmal in einem Rock mit Stahlknöpfen über die Straße ging, kam ein Mann auf ihn zu, dessen Reichtum auf Rechnung seiner zahllosen Betrügereien zu setzen war, faßte einen der Stahlknöpfe und sagte: „Ei, Herr Hofrat, Sie tragen ja soviel Eisen am Leibe!"

„Schon längst habe ich gewünscht", entgegnete Lichtenberg, „einmal eine weit größere Menge an Ihnen zu sehen!"

*

Ein Jude in Göttingen ließ sich taufen. Einige Monate nach dem Übertritt dieses Mannes zur christlichen Religion fragte jemand den Professor Lichtenberg: „Apropos, wie nimmt sich dieser Israelit aus, seit er sich zum Christentum bekannt hat?"

„Es läßt sich gar nichts von ihm sagen", meinte Lichtenberg, „er ist wie das weiße Blatt zwischen dem Alten und Neuen Testamente."

*

Einmal befand sich Lichtenberg in einer Gesellschaft, die sich mit Musik und Gesang unterhielt. Bei Klopstocks seelenvollem Liede „Willkommen, silberner Mond" traten ihm Tränen in die Augen. Alle Anwesenden schienen seine Begeisterung zu teilen.

Nach einer Pause wurde ein anderer Gesang angestimmt. Ein Gast schien dabei nicht weniger gerührt als bei dem vorhergehenden Liede.

„Nicht wahr, lieber Herr", fragte der Hingerissene, „auch dieses Lied ist herrlich, göttlich?"

„Ich finde es sehr gut", entgegnete Lichtenberg, „es ist das Schnupftuch zu meinen vorigen Tränen."

*

Lichtenberg wurde von einem Durchreisenden besucht, der angab, daß er seine Reise nur unternommen habe, um die berühmtesten Gelehrten persönlich kennenzulernen. Der Fremde, der nur sehr oberflächliche Kenntnisse zeigte, versuchte doch, sich den Anschein des Gegenteils zu geben. Er sprach daher in sehr gewundenen Ausdrücken und machte sich durch mannigfache Entgleisungen hinreichend lächerlich.

Es war schon dunkel, als er sich endlich entfernte. Lichtenberg nahm daher die brennende Kerze in die Hand, um seinem Gaste zu leuchten. Dieser verbat es sich so nachdrücklich mit der Versicherung, er würde sich schon zurechtfinden, daß jener nachgab.

Aber der Fremde fand sich nicht zurecht, tappte unsicher umher und konnte die Treppe nicht finden. Er hustete laut, und als dies nichts half, rief er mit kräftiger Stimme: „Ich bitte um Erleuchtung!"

Aber auch das Rufen blieb ohne Erfolg. Endlich schien es Lichtenberg gehört zu haben. Er trat mit dem Lichte in der Hand aus seinem Zimmer und sagte sehr freundlich: „Verzeihen Sie, daß mein Bedienter nicht gleich gekommen ist. Der ehrliche Kerl versteht nur deutsch!"



Die Quelle des Niederrheins

Aus Wilhelm Schäfer „Die Quellen des Rheins" (Atlantis-Verlag, Berlin u. Zürich)



Bernhardinopaß beim Hospiz

Aus Wilhelm Schäfer „Quellen des Rheins"

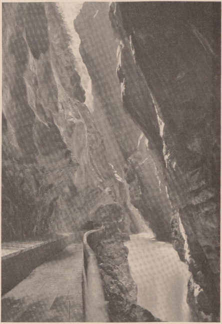
Wilhelm Schäfer: Die Quellen des Rheins

Von Herbert Schittenhelm

Wer etwa zwischen Bingen und Koblenz am Ufer des Rheins steht, wo der Strom zwischen Burgen und schmalgezogenen Weinorten durch das Schiefergebirge bricht, überschattet von den Rauchfahnen der Dampfer und umwoben von dem warmen, blaugrauen Dunst der Berge, der denkt kaum daran, daß es das Gerinsel von 150 Alpengletschern ist, das hier zu solcher strömenden Mächtigkeit wurde und daß darüber hinaus fast alle Wasser der deutschen Schweiz sich durch das engegewühlte Bett nach der holländischen Niederung und der Nordsee hinwälzen. Wilhelm Schäfer, der dem Strom sein Geheimnis abgelauscht und in seinen Rheinerzählungen wiedergegeben hat, unternimmt es auch, uns zu seinen Quellen hinzuführen. Und nicht allein, weil der Rhein immer der deutsche Schicksalsstrom war und darum unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, lockt es uns, dem Dichter zu folgen; auch vom geologischen Standpunkt aus ist es eine ungewöhnlich interessante Reise, die er unternimmt.

Wo entspringt der Rhein? Unsere Schulweisheit, die den Gotthard als Ursprung nennt, gibt uns nicht die rechte Auskunft. Graubünden, das Land des „grauen Bundes", ist die Heimat jener 150 Gletscher, die zum „Alpenrhein" zusammenschmelzen, der am Ende das große Becken des Bodensees füllt. Und erst, nachdem er den See gesättigt wieder verlassen und den schäumenden Fall von Schaffhausen hinter sich hat, nimmt der große Sammler mit dem breiten vollen Strömen der Aare auch noch die von den Gletschern des Gotthard kommende Reuß in sich auf.

Beim Eintritt in das Schwäbische Meer streift der Rhein die Merkmale seiner Herkunft von sich, indem er das vom Gebirge her mitgeführte Geschiebe abladet, das so mächtig ist, daß seine Mündung in jedem Jahre um $2\frac{1}{2}$ m



Die Taorminaschlucht

Aus Wilhelm Schäfer „Die Quellen des Niederrheins“

vorverlegt wird. Rund 100 000 Jahre, so hat man ausgerechnet, soll es noch dauern, bis der Bodensee vom Abfall der Gebirge ganz ausgefüllt ist. Und dieses landschaftliche Zukunftsbild ist uns gar nicht so schwer vorstellbar, wenn wir das raumweite, mächtige und fruchtbare Tal des Alpenrheins zwischen Bregenz und Buchs ansehen. Als der Rheingletscher, der es in der Eiszeit ausgefüllt und ausgeschliffen hatte, sich in die höchsten Regionen des Gebirges zurückzog, war in diesem Becken ein mächtiger See — 10 km breit und 40 km lang — zurückgeblieben, der mit dem Bodensee zusammenhing. Heute haben wir das Bild eines vom Schwemmland trockengelegten, lieblich-weiten Seebodens vor uns, durch dessen Mitte der Rhein seine Wildwasser in einer offengehaltenen Rinne an Vaduz, der burgüberragten Hauptstadt Liechtensteins vorbeistrudeln läßt.

Aus dem hohen Tal des Montafon fließt vorher schon das Gletscherwasser der Silvretta dem Strome zu und hinter Sargans, mit dem das prunkvolle Bett seinen Abschluß findet, beginnt das Zusammenfließen aus unzähligen Rinnsalen, Quellen, weiten Gebirgstälern und wilden Schluchten, ein eiliges, oft in schäumenden Stürzen beschleunigtes Streben von den hohen Felsmassiven zum offenen Tale hin. Und den tiefen Einschnitten der Täler folgen auch die uralten Straßen zu den hohen Pässen hin, die nach dem Engadin und nach Italien führen.

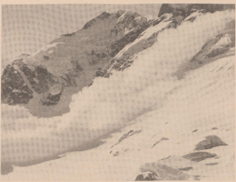
An dem Bett der Landquart aufwärts zieht die Straße durchs Wiesental des Prätigau, das man das Tor der Schweiz nennt, und vorbei an Davos zum Flüela-Paß. Bei Chur, der uralten stolzen Hauptstadt Graubündens, die auf eine römische Niederlassung zurückgeht, beginnen die Paßstraßen des Berhardino, des Splügen, des Septimer, der Albula und die alte römische Heerstraße über den Julier. Alle diese mühsamen Wege über das Gebirge sind begleitet von den Zuflüssen des Hinterrheins, der sich nicht weit vor Chur mit seinem Bruder, dem Vorderrhein, vereint. Von hier aus geht die eigentliche Forscherfahrt zu den 12 Quellflüssen, denen allen der Name Rhein beigegeben ist und aus denen es gilt, die erste Quelle auszusuchen.

Wir sind hier in der einstigen römischen Provinz Rätien, deren Volkstum in vielen Orts- und Landschaftsnamen und teilweise sogar in der rätoromanischen Sprache heute noch fortbesteht.

Durch das grausige Dunkel der Via Mala, dann über die lieblichen Talstufen des Domleschg und des Schams und weiter durch die wilde unheimliche Schlucht der Rofna folgen wir dem Lauf und den donnernden Fällen des Hinterrheins, dem unterwegs die Gletscherwasser des Averser und des Madriser Rheins und des Reno dei Lei zustürzen, um schließlich auf einem Saumpfad über Lawinenreste zum „Ursprung", der 2216 Meter hoch gelegenen Gletscherquelle des Hinterrheins, zu gelangen, die dem Rheinwaldhorngebirge in der Nähe des Bernhardino-Passes zugehört.

Weil aber der Vorderrhein beim Zusammentreffen beider Flüsse die Richtung angibt und weil er es ist, der den Bruder zu sich aufnimmt, wird seine Quelle als die maßgebende bezeichnet. Das Vorderrheintal, das als Verkehrsweg nie eine besondere Bedeutung hatte, ist unberührter, und seine Landschaft ist weniger bekannt, obwohl von nicht geringeren Schönheiten als die des Hinterrheins. Hinter Ilanz, der „ersten Stadt am Rhein", breitet sich das Paradies von Oberfaxen, das von dem deutschen Stamm der Walliser besiedelt ist. Bei Disentis, das schon hoch im Gebirge liegt und im Mittelalter Sitz einer weithin wirkenden Benediktiner-Abtei war, bringt der Mittelrhein, vom Lukmanierpaß kommend, dem Tal seine Wasser zu. Und indem wir hinter Tschamut, dem höchstgelegenen Dorf am Vorderrhein, über Felsen und Geröll weiter aufsteigen, finden wir in 2344 Meter Höhe den kleinen Tomasee, dessen dünner Abfluß die Quelle des Vorderrheins und damit die eigentliche Quelle des Rheins bildet.

Bei keinem andern Flusse kann der ewige Kreislauf der Natur gegenständlicher in Erscheinung treten, als beim Rhein, dessen Quellen nahe den Wolken liegen, von denen sie gespeist werden und die zum Meere herziehen, dem der wachsende Strom nach seiner Reise sich müde und willig ergibt.



Staublawine vom Piz Morteratsch (Bernina)
Geht regelmäßig mit mächtigem „Staub" auch ohne freien Fall

Sämtliche Bilder dieses Beitrags sind mit Erlaubnis des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, dem besprochenen Werke entnommen

Walther Flaig: Lawinen!

Von Hans Härlin

Bei dem Wort „Lawine" regt sich in uns ein Gefühl ehrfürchtiger Scheu vor einer ungebändigten Naturgewalt, die alle Fesseln sprengt und in wildem Sturz Leben und Habe der Bergbewohner bedroht und vernichtet. Das alljährliche Niedergehen ungezählter Lawinen hat eine gewaltige Bedeutung für die Volkswirtschaft der Alpenländer, deren Besiedlung, Feld-, Weide- und Waldwirtschaft durch die Lawinenbahnen entscheidend beeinflußt wird.

Walther Flaig, der als bekannter Sportsmann und Alpenschriftsteller seit über zwölf Jahren „da und dort im Herzen der Berge" lebt, ist selbst mehrmals mit knapper Not der tückisch niedersausenden Lawine entgangen. Er hat die Gabe der packenden Schilderung und ist so vor vielen dazu berufen, dem jährlich sich erweiternden Kreise der Bergfahrer Selbsterlebtes kundzutun. Seine Darstellung beschränkt sich auf die Alpen, die er liebt und kennt und zu seiner Heimat erkoren hat.

Er schildert zunächst den Lawinen-Februar 1935, den er in Klosters im Prätigau miterlebte. Es schneit ohne Unterbrechung 120 Stunden lang, zwei Meter hoch legen sich die Massen des Neuschnees auf den alten Harsch. Schon laufen bedrohliche Nachrichten ein. „Hunderte von Lawinen sind niedergebrochen, viele Straßen und Bahnen verschüttet, ganze Täler abgeschnitten, große Schiläufertrupps auf Schihütten eingeschneit. Eine trostlose Stimmung liegt über dem Tal." Das Unheimlichste ist, daß von den nahen Gemeinden St. Antönien und Gargellen keine Nachricht einläuft. Endlich klart es auf, die Menschen enteilen ihrer Schneehaft, und schon kommt die Schreckensbotschaft: „Die Kühnihornlaue hat in St. Antönien 25 Firste zerschmettert. Sieben Menschen sind tot." Ein



Selbstgelöste Pulverlawine

Augenzeuge beschreibt das Unglück. Zwei schöne Wohnhäuser sind wie weggewischt. Wieviel Leute liegen unter dem Schnee? Vom Kirchturm starren sie in das wilde Schneetreiben. Ist Hilfe möglich? Sie schlagen sich durch zu den Haustrümmern. Sie rufen. Todesstille. Sie graben bei Laternenschein und in ständiger Gefahr neuer Lawinen. Am nächsten Tag finden sie sieben Tote. Sie haben nicht lange leiden müssen. Einiges Vieh wird noch lebend geborgen. Die Kühnihornlaue ging in einer Breite von 500 Metern nieder. Flaig bringt dann den einfachen Bericht eines Bauernbuben aus St. Antönien, der im Jahre 1807, von derselben Lawine in einem Stall überrascht, 54 Stunden lang unter den Schneemassen und Haustrümmern lag und doch wieder völlig hergestellt wurde. Im Jahre 1689 sind im Montafoner Tal 120 Menschen unter den Lawinen erstickt, 180 konnten ausgegraben werden. Die Lawinengefahr ist im Laufe der Zeit kaum geringer geworden. Am 25. Januar 1935 fanden in der Gemeinde Saas im Prätigau trotz hingebender Hilfeleistung 77 Menschen den Lawinentod. Furchtbar kann das Unglück werden, wenn sich große Menschenmengen in lawinengefährlichen Hochgebirgstälern befinden, wie dies im Weltkrieg der Fall war. Am 16. Dezember 1916, dem „Schwarzen Donnerstag", kamen allein auf der österreichischen Alpenfront 6000 Soldaten unter den Lawinen zu Tode. Da hörte der Krieg eine Weile auf. Jeder Teil grub nach seinen Verschütteten und brachte seine Toten zur ewigen Ruh.

Auf alten Bildern wird die Lawine meist als ungeheure Kugel dargestellt, die in ihrem Lauf Wälder und Häuser niederwalzt. Der Name Lawine kommt vom lateinischen labina = die Fallende, Gleitende. Wir finden ihn in den deutschen Alpendialekten in allerlei Abwandlungen wie Laue, Lauwi, Leue, Läui, Lahn. Viele Namen stellen Verbindungen einer Ortsbezeichnung mit diesen Lawinenbenennungen dar, ein Beweis, wie tief sich das Naturereignis in die Vorstellung der Alpenmenschen einprägte.

Bei der Einteilung und Benennung der verschiedenen Lawinenarten ist zu bedenken, daß vielerlei Übergänge von der einen Erscheinungsform zur anderen vorkommen. Immerhin ist beispielsweise das Wesen einer „Staublawine" von dem einer „Grundlawine" derartig verschieden, daß besondere Bezeichnungen durchaus zu Recht bestehen. Grundsätzlich unterscheidet man zwischen „trocknen" und „nassen" Lawinen, weiterhin zwischen Neuschnee, Preßschnee, Altschnee. Sehr wesentlich ist das Erkennen der Schneesorten, deren Gewicht auf den Kubikmeter von 10 bis 800 Kilogramm schwankt.

Durch Kartenausschnitte und prächtige Lichtbilder wird uns das Verständnis für „Lawinengelände" vermittelt. Unter besonderen Umständen wie z. B. starkem Neuschneefall auf Harsch

mit nachfolgendem Tauwetter und gar Regen kann schon bei ganz mäßiger Steigung überall eine Lawine zu Tal gehen. Unter solchen Umständen gibt es nichts, als da zu bleiben, wo man ist und eine Wetteränderung abzuwarten. Aber abgesehen von solchen äußersten Fällen ist in stark geneigtem, schneereichem Gelände immer Vorsicht geboten. Eine kleine Pulverlawine mag harmlos erscheinen, bis sie beim Hinausschießen in einen Steilhang zu einer gefährlichen Wildschneelawine wird. Phantastisch und nicht leicht erklärbar ist der Luftdruck bei Windlawinen. Vor den nachdrängenden Schneestaubmassen entsteht eine Art von Luftpfropf, der wie ein Geschoß vorraussaust und alles zu Boden reißt.

Von besonderer Tücke ist der trockene Preßschnee, der in Gestalt von „Schneebrettern" plötzlich abbricht und den Auslösenden mit sich in die Tiefe reißt. Der Verfasser schildert ein Erlebnis mit einem Schneebrett. Er ist gezwungen, eine Steilmulde zu überqueren. Der Schnee dröhnt hohl, es ist ihm unheimlich zumute, aber der Rückweg ist nicht minder gefährlich.

„Ich schob mich vorsichtig weiter. Aber kaum einen Meter mochte ich gewonnen haben, da sprang die Katastrophe mich an: ich rutschte auf dem steilen Windbrettharsch ab, stampfte — mit den Kanten Halt suchend — ein wenig auf und . . . Da! Lauter Knall! Ein Rasseln und Bersten. Links über mir — ich riß den Blick jäh empor — zuckte wie ein Blitz (haargenau wie ein Blitz!) ein Riß quer durch den Hang. Der — auf wohl 200 Meter Breite! — rumpelt krachend herab — urplötzlich!

Für eine winzige Spanne erstarre ich in der grausigen Erkenntnis der gräßlichen Gefahr. Ich sage laut: „Um Gottes willen!" Dann reiße ich, schon von den Schollen geschoben und umgeworfen — mich jäh hoch. Alle Lebenskraft bäumt sich auf in mir.

„Stöcke rausreißen!" schreit es in mir. „Und umdrehen!" brüllt es. „Und einrammen!" keucht es. Ich handle so, werfe mich der Laue entgegen, finde Halt. Sie wälzt, schiebt sich vorbei — links, rechts, staut sich an mir hoch. Dann reißt sie mich wieder mit, dem Abbruch zu! Aber ganz plötzlich sehe ich, daß die Schollen vor mir schneller jagen, daß ich — völlig unfaßbar — zu halten scheine? Unglaublich, aber wahr: ich halte dicht am Tobelrand. Ich bebe am ganzen Leib. Begreife erst allmählich, daß ich gerettet bin. Sehe und höre hinter mir den Strom vorbeitoben und in der Tiefe mit donnerndem Sturz verschwinden."

Ohne es zu wissen, war er auf eine winzige Felskanzel geraten, die den Strom der Schneeschollen spaltete.

Ergreifend ist die Schilderung eines Schlaglawinenunglücks an der Berninabahn, bei dem zwei wackere Bahnarbeiter in heldenhafter Diensterfüllung ihr Leben hingaben und damit den Tod von vierzig Reisenden verhüteten. Es wurde festgestellt, daß diese Lawine vom Augenblick der Sichtung bis zum Stillstand der



Suchgräben zur Auffindung Verschütteter
(Berninahäuser, 22. März 1934)

Schneemassen eine Entfernung von etwa 300 m in drei bis vier Sekunden durchlaufen hatte.

Die Art und Bahn der großen Grundlawinen ist meist seit langer Zeit bekannt, womit nicht gesagt ist, daß sie sich immer an die Regel halten. „Manchmal schießen sie wie eine Springflut über alle Erfahrungsgrenzen hinaus und richten dann fürchterliches Unheil an." Die Grundlawine ist ein „dreckiger Unhold", gelb, grau, schwarz gefärbt, je nach dem Grabengrund, den sie mit sich reißt. In den Alpen gib's Tausende benannter Lawinengräben, Tausende sind unbenannt, aber nicht minder gefürchtet. Die Gefahrzone wird womöglich nicht bebaut. Ungeheuer sind die Schnee- und Schuttmassen, die so zu Tal gehen. Bei der Meißenbodenlawine im Glarner Land, die am Abend des 5. Februar 1935 in Gang kam, brauchte man 5670 Arbeitstage, um die Einschnitte für Bahn und Straße durch den Schuttkegel zu bohren. Es dauert oft mehr als ein Jahr, bis die Schneemassen „weggeapert" sind. Die Schweiz besitzt eine Lawinenstatistik, die sich hauptsächlich auf die Arbeit ihrer Forstbeamten gründet. Danach umfaßt das Einzugsgebiet und Arbeitsfeld von etwa 10 000 Lawinen über zwei Millionen Hektar, also gerade die Hälfte der Schweiz.

Der beste Schutz gegen das Niedergehen von Lawinen ist der Wald. Er „bannt" die Schneemassen und wird deshalb gegen die Unvernunft der Holzlüfternen selbst „in Bann" getan. Im Archiv des eidgenössischen Oberforstinspektorats in Bern liegen 322 zum Teil uralte Bannbriefe, die heute noch irgendwie gelten. Bei ungewöhnlichen Schneefällen im waldlosen Gebiet oberhalb solcher Bannwälder genügt auch diese Waldwehr nicht. Die von den Gipfelgraten abstürzenden Lawinen schlagen Gassen durch den Wald, die kaum mehr aufgeforstet werden können. Man geht daher dazu über, das Anbruchsgebiet besonders gefährlicher Lawinen schon hoch über der Waldgrenze durch Gräben, Mauern, Zäune und Pfahlreihen zu verbauen. Flaig bringt eine vorzüglich bebilderte Beschreibung des Verbaus Muot bei Bergün an der Albula-Linie. Solche Verbaue sind natürlich sehr teuer. Beim Bahnschutz verzichtet man vielfach auf den Verbau und führt die Bahn durch den künstlichen Tunnel betonierter Galerien. Durch rechtzeitiges Abschießen von Minenwerfern löst man Lawinen aus und verhindert so die Ablagerung übergroßer Schneemassen. Die Siedlungen in den Bergtälern werden schon seit langer Zeit durch gemauerte Spaltkeile gesichert, hinter denen sich ganze Dörfer oder auch nur einzelne Häuser gegen den Anprall der Schneemassen ducken.

Wer kein eigenes „Schneegefühl" besitzt, muß sich im Hochgebirge unbedingt auf den Rat des einheimischen Berufsführers verlassen. Flaig wendet sich mit Schärfe gegen die gewissenlosen „Schiakrobaten", die arglose Kursteilnehmer „butzendweise in Lawinen umkommen lassen". Er fordert eine gründliche Schulung in der Alpinistik als Vorbeugung gegen die immer lauernde Gefahr des weißen Todes. Die Mitnahme einer roten Lawinenschnur und leichter Schischaufeln rät er jedem größeren Trupp dringend an; nur darf man nicht glauben, dann vor jeder Gefahr geschützt zu sein. Vorsichtiges Verhalten im „lauigen" Gelände ist erste Selbsterhaltungspflicht. Das Anschneiden lawinengefährlicher Schichten muß nach Möglichkeit vermieden werden. Auf überhängende Wächten und auf Schneesäcke ist bei Anlage der Spur Rücksicht zu nehmen. Unter Umständen empfiehlt sich das absichtliche Auslösen einer Lawine vor Betreten eines gefährlichen Hanges.

Wird man doch überrascht, ist Geistesgegenwart hoch vonnöten. Vielleicht gelingt noch die Flucht in rasender Fahrt seitlich steilabwärts. Wenn nicht, heißt es „Stöcke weg! Skier ab!" und „Schwimmen!", um möglichst oben zu bleiben. Mund und Nase freihalten und sich bis zum letzten nicht aufgeben, ist oberstes Gebot für den Verschütteten. Ist man Augenzeuge eines Unglücks, so bezeichne man sofort den Ort der Verschüttung. Beim Absuchen einer Unfallstelle ist planmäßiges Sondieren nötig; wird so nichts gefunden, muß mit dem Durchgraben begonnen werden. Zur Anleitung für erste Hilfe empfiehlt Flaig eine kleine Schrift von Campell, der auf dem Gebiet künstlicher Atmung eine neue Arbeitsweise herausgab. Mit den Wiederbelebungsversuchen darf nicht zu früh aufgehört werden. Ein ernstes Wort an die Rettungsmannschaften schließt das ungemein belehrende, mit hohem Verantwortungsgefühl geschriebene Buch.



Stuben am Arlberg hinter seiner Lawinenmauer geborgen (Aus Flaig, Lawinen! Brockhaus, Leipzig)

C. F. Ramuz: Der Bergsturz / Von Otto Heuschele

Der Schweizer Dichter C. F. Ramuz erhielt soeben den großen Preis der Schweizer Schillerstiftung

Vor ungefähr zweihundert Jahren, an einem 22. Juni, abends gegen 9 Uhr, sitzen in den Hütten von Derborence die Männer vor den Feuern, die sie eben entzündet haben. Allenthalben steigt friedlicher Rauch aus den Kaminen auf; sie sind noch nicht lange heraufgekommen auf die Alm, es ist kaum acht Tage her. Vor einem solchen Feuer sitzen auch Anton Pont und Seraphin. Seraphin ist der Ältere, der in diesem Jahre wohl das letztemal hier heraufkommt, er will darum Anton, dem Jüngeren, alles zeigen und ihm alles erklären, was ihm zu wissen nottut. Aber an diesem Abend denkt Anton voll Heimweh an Therese, sein junges Weib, das er nach langem Kampf endlich vor zwei Monaten heiraten konnte. Der Alte versteht das; es ist nicht ganz einfach, aus dem jungen Eheglück allein auf den Berg zu gehen. Aber es gehört nun einmal zum Beruf.

Während die beiden hier oben plaudern, sitzt Therese drunten bei der Mutter. Auch ihre Gedanken weilen bei dem jungen Mann. Heute unruhiger denn jemals früher; denn sie weiß es nun, sie wird ihm ein Kind schenken, und sie denkt sich jetzt schon aus, wie sie es ihm leise und scheu gestehen will, wenn er wieder an ihrer Seite sein wird.

Die Nacht zieht herauf, die Männer droben in ihren Hütten gehen schlafen, die Frauen drunten in den Dörfern tun es ihnen nach. Gegen Mitternacht aber hören die Männer plötzlich ein Donnern und Rauschen, als fallen viele, viele Steine auf die Schieferdächer der Hütten. Drunten in den Tälern hören sie ein mächtiges Donnern wie von einem gewaltigen Gewitter. Manche stehen auf, blicken durch die Fenster, aber der Himmel ist klar und kein Blitz rings zu sehen. Ein Gewitter kann es also nicht gewesen sein, vielleicht hat jemand geschossen. Sie legen sich wieder zur Ruhe. Manche schlafen wohl nicht mehr ein, sie müssen an die Männer denken droben auf dem Berg. Auch Therese lauscht.

Aber die Türen werden wieder zugemacht, eine nach der anderen. Und auch die Fenster werden geschlossen. Alles ist wieder vollkommen friedlich geworden, nicht nur im Himmel, auch auf der Erde. Und rings im Dorf ist nur noch das Geplauder eines Brunnens laut, das wieder hörbar geworden und nun bis zum Morgen nicht mehr verstummen wird.

Die Männer droben haben keine Ausschau mehr halten können, sie haben das Rauschen und Donnern der Steine vernommen, sie haben gewaltige Steinblöcke durch die Dächer fallen sehen, sie haben gehört, wie Balken barsten und Wände eingedrückt wurden, sie haben Geräte stürzen und fallen sehen. Dann war alles aus. Der Berg war auf die Hütten gestürzt. Hundertfünfzig Millionen Kubikfuß Steine und Erde, Geröll und Fels waren in dieser Nacht in Bewegung geraten.

Als am andern Morgen die Botschaft durch die Dörfer geht, hebt unter den Weibern und alten Männern ein Jammern und Klagen, ein Suchen und Fragen an. Wer wird wiederkommen von denen, die auf dem Berge waren? Einen einzigen tragen die Männer, die am Morgen ausziehen, zu Tal, aber ehe sie ihn in sein Haus bringen, stirbt er auf der Bahre. Und die anderen, alle „neunzehn Männer, hundertfünfzig Kühe ohne die Ziegen" hat der Berg begraben. Für immer?

Für immer, man muß es wohl glauben. Auch

Therese wird allein sein. Verzweiflung befällt sie.

„Und wenn ich ein Kind bekomme? Wenn ich ein Kind von Anton bekomme? Er, er kommt nicht mehr zurück, das weiß ich jetzt. Aber dann ist das Kleine ein Waisenkind. Dann ist es vaterlos, schon bevor es geboren wird . . . Und er hätte so große Freude gehabt, Anton. Ich hätte ihm das Geheimnis leise ins Ohr gesagt . . . Nun werde ich ihm nichts mehr sagen können. Er wird es niemals wissen, niemals. Sonderbar."

Und mit einemmal hat sie angefangen zu schreien:

„Ich will nicht! . . . Nein! Ich will nicht! So ein Kind, ein Kind, das keinen Vater hat, das ist kein Kind! Das will ich nicht! Nehmt es mir weg! Nehmt's weg!"

Zwei Monate sind vergangen. Die Katasterbeamten haben alles aufgenommen, man hat auf den Karten und Plänen, wo bisher grüne, fette Weiden eingezeichnet waren, vermerkt, daß hier nur Ödnis und Wüste sei. Man hat für die Geschädigten eine Sammlung veranstaltet und ihnen neues Vieh mit neuem Weideland beschafft. Aber die Toten, die waren nicht mehr gekommen und nicht zu ersetzen. Und doch ist an einem Tage, sieben Wochen nach dem Unglück, zwischen zwei mächtigen Steinen ein Kopf erschienen, scheu und zaghaft hat er sich ans Licht gewagt. Niemand hat ihn gesehen. Aber Anton Pont, der Mann Thereses und der Begleiter Seraphins, ist aus dem Grabe gestiegen. Er kann es selbst nicht begreifen. Er spricht, wie er aus dem Geröll heraustritt, mit sich selbst. Aber als er zu den Menschen ins Dorf kommt, will ihn niemand erkennen, sie halten ihn für ein Gespenst, sie fliehen vor ihm, ja, einer schießt gar auf ihn. So geht Anton abermals in seine Wüste zurück. Er schläft bis zum Abend zwischen den Steinen und hält mit sich selbst, mit dem Berge und mit der Rhone, die drunten fließt, Zwiegespräche. Erst als es sich im Dorfe herumgesprochen hat, es sei einer dagewesen von den Toten aus dem Berg, da brechen ein paar herzhafte Männer auf, ihn zurückzuholen. Der Priester segnet ihn, und nun erst scheint er in die alte Gemeinschaft aufgenommen zu sein. Dann aber muß er erzählen, und wie Anton dieses grauenvolle Schicksal den Männern erzählt, das hat kaum seinesgleichen im neueren Schrifttum.

Manche fürchten sich noch vor Anton, sie können es nicht fassen, daß einer von den Toten wiederkehrt, so auch Therese, die diese erste Nacht bei ihrer Mutter verbringt und Anton allein in seiner Hütte läßt.

Dieser aber ist am neuen Morgen in aller Frühe aufgestanden und abermals auf den Berg hinausgezogen, um seinen väterlichen Freund Seraphin zu suchen, von dem er behauptet, daß er noch lebe. Man will ihn zurückholen, man warnt und versucht ihn zu überzeugen, daß keine Rede davon sein könne, daß der Alte noch am Leben sei. Alles vergebens. Anton steht einsam zwischen dem Felsgeröll und gräbt und hackt. Man hört, wie das Metall seiner Werkzeuge auf die Steine schlägt, seine Gestalt wird immer kleiner, immer ferner. Niemand kann ihn zurückbringen. Man fürchtet, Anton sei wahnsinnig geworden und kehre selbst zum Berg und den Toten des Berges zurück. Da aber eilt ihm Therese über die Geröll- und Schutthalde nach. Allein, er beachtet sie nicht, er antwortet ihr nicht, als sie ihn anruft. Alles scheint vergebens. Beide Gestalten entschwinden den Blicken der Männer, die dem seltsamen Schauspiel ratlos zusehen. Lange stehen sie so. Endlich aber, als schon Abend und Dämmerung sich über die Berge legt, sehen die Männer die beiden zurückkommen.

Sie kommen herab, während der Schatten steigt; sie gehen dem Schatten entgegen, und der Schatten kommt ihnen entgegen. Und sie ist es, und er ist's.

Sie hat ihn eingeholt, sie hat mit ihm gesprochen, sie hat die Worte gefunden, die nottaten, um ihn aus seinem Wahn zu befreien. Sie liebte ihn, darum hat sie's gewagt.

Die fünf Männer hatten vor sich das Gebirge mit seinen Mauern und seinen ungeheuren Türmen; und es ist böse und allmächtig; — aber dennoch ist seine Macht nicht vollkommen, ein schwaches Weib hat ihm zu trotzen gewagt, und hat das Gebirge besiegt, kraft ihrer Liebe, kraft ihres Muts. Sie ist dorthin gegangen, die Lebendige, wo inmitten des Todes noch Leben war; und nun führt sie den Lebendigen zurück aus einer Totenwelt.

C. F. Ramuz, der Meister der großen epischen Form, hat in diesem Roman die gewaltige Erschütterung der Natur und der Landschaft durch die Kräfte der Elemente in gleich gültiger Weise gestaltet wie die Erschütterungen der menschlichen Seele und des menschlichen Herzens durch die gewaltige Kraft der Liebe. Wie er aber die Natur nach dem Ausbruch des Elementes in ihren Frieden zurückführt, so den Mann durch die Liebe der Frau in die Ruhe und Geborgenheit des Lebens.



Alma Holgersen

Der Aufstand der Kinder

Von Charlotte Reinke

Dieser erste Roman der jungen österreichischen Dichterin mit dem nordischen Familiennamen scheint uns deshalb besonders bemerkenswert, weil er ähnlich wie das von uns früher besprochene Werk des Engländers Richard Hughes „Sturmwind aus Jamaika" einen Einblick in unergründliche Tiefen kindlichen Seelenlebens gewährt.

Friedlich und fruchtbar liegt das Dorf im Tale, behäbige Gehöfte breiten sich weithin aus, an den Hängen der Berge dagegen ziehen sich die Katen der armseligen Kleinbauern hinauf, die nicht teilhaben am Segen und der Fülle der reichen Äcker, die kein Vieh besitzen und kärgliches Land mühsam bebauen. Auf den Gipfeln der Berge endlich stehen einsame Almhütten, in denen im Winter wohl gelegentlich Vagabunden und fahrendes Volk Unterschlupf findet.

Da werden eines Tages einigen der wohlhabendsten Bauern merkwürdige Zettel durch die Türen geworfen. In unbeholfenen Worten, mit verstellter Schrift, erregend rot umrandet, wird ihnen darin aufgegeben, am Sonntag nach dem Kirchgang „etwas von ihrem Hab und Gut an die Armen des Dorfes zu verteilen — sonst geschieht etwas Furchtbares!"

Wo stammt das naive Geschreibsel wohl her, das nichtsdestoweniger die Betroffenen in größte Bestürzung versetzt? „Etwas herschenken", welch kindliche Vorstellung! Und wirklich sind es Kinder, eine kleine Gruppe von Dorfkindern, die die Drohbriefe verteilt haben. Anführerin ist die 13jährige Anna, eins der ärmsten Geschöpfe im Dorf. Hoch auf dem steinigen Hange liegt das kümmerliche Anwesen der Eltern, von dem eine zahlreiche Familie leben muß. Jähzornig und verbittert ist der Vater, der sich überall durch seine Armut gehemmt fühlt, sanft und hilflos die Mutter. Die älteste Tochter Anna, mit „Augen, aus denen zuweilen Wildheit und Leidenschaft aufblitzen können", ist dem Vater am ähnlichsten, sie trotzt seinen Zornesausbrüchen und wird darum oft hart von ihm geschlagen, obwohl er sie heimlich am meisten von allen Kindern liebt! Unzufrieden ist Anna, und diese Unzufriedenheit schlägt plötzlich zu hoher Flamme auf, als sie eines morgens auf dem Schulweg ein Gespräch mit dem „Gräfelschustertoni" hat, einem kuriosen Alten, der, von Hof zu Hof ziehend, seine Schusterkünste anbietet. Er verweist Anna auf die Bibel. Steht dort nicht geschrieben: „Tut eure Güter von euch! Wirst du immer satt, Anna? Probier's einmal, Anna, ob einer von den Reichen im Dorf etwas hergibt . . ?"

Etwas hergeben? Vom Überfluß der Reichen den Armen mitteilen; keine Herren sollen sein und keine Knechte. Was werde ich später sein — Magd, was wird Johannes, der Freund und Nachbarssohn sein — Knecht. Warum können wir nie eigenes Land bestellen? Wenn die großen Bauern nur ein wenig von dem ihren abgeben würden, wäre alles besser. Man muß sie daran erinnern, es steht ja in der Bibel, aufrütteln muß man sie, vielleicht drohen, dann werden sie schon teilen. Das lebhafte, phantasievolle Kind sammelt einige der ärmsten Dorfkinder um sich und setzt ihnen diese Ideen auseinander. Dabei ist außer dem schwerfälligen Johannes, der betroffen ihren Einfällen lauscht, aber in wortloser Treue zu ihr hält, auch

der lange Anselm, ein frühreifer Bursche, der Anna bewundert, insgeheim aber auch beneidet und ungeschickt versucht, sich ihr zu nähern. Die andern sind jünger. Alle versprechen, jeder Anordnung Annas zu folgen, niemand etwas zu verraten und fest an die Verheißung zu glauben, nun würde es bald für sie alle bessere Zeiten geben.

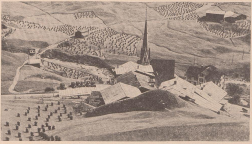
Die Bauern sind natürlich tief empört über die Zumutung, etwas zu verschenken. Nur der vorsichtige Wirt verteilt einige Kleinigkeiten: Lebensmittel, eine Ziege, ein paar Hühner. Dafür wird er auch verschont, als die Bande, da ihre Aufforderung nichts geholfen hat, nachts einige Fensterscheiben einwirft, um ihrer Drohung Nachdruck zu verleihen. Der ins Rollen geratene Stein läßt sich nun nicht mehr aufhalten, die erregten Kinder wollen die versprochenen Erfolge sehen. Die Bauern dagegen versteifen sich in Wut und Haß. Zwei Kühe verschwinden. Anna hat sie auf entlegener Alm versteckt. Eine baufällige Almhütte wird angezündet, und um den geizigsten Bauern zu treffen kommt Anna auf den Einfall, dessen einzige Tochter Seraphine zu „entführen". Die kokette Seraphine zürnt dem Vater, weil er ihre Freundin verführt hat. Anna weiß darum und benutzt das Wissen, sie zu überreden, freiwillig an dem Streich teilzunehmen. Aber Seraphine zögert. Wohl wäre ihr die Rache angenehm, aber wird das „Lösegeld" nicht ihr späteres Heiratsgut schmälern? Die Kinder werden ungeduldig. Es war falsch, eine Fremde einzuweihen. Überhaupt ist die Einheit der kleinen Gruppe im Zerfall begriffen. Anselm ist der Störenfried: Anna, ganz Kind noch, hat seine Annäherungsversuche teils gar nicht bemerkt, teils schroff zurückgewiesen. Um so schärfer hat Johannes zugesehen. Es gibt Raufereien zwischen den Burschen, aus Eifersucht. Außerdem hetzt Anselm aus gekränktem Ehrgeiz gegen die Anführerin Anna, die immer alles allein bestimmen will!

So treiben sie unaufhaltsam der notwendigen Katastrophe zu. Im Dorf ist allmählich die Wut aufs höchste gestiegen. Hunde und Nachtwachen haben sich als unnütz erwiesen, nun soll Gendarmerie herangezogen werden. Der argwöhnisch gewordene Lehrer forscht die Kinder in der Schule aus, kann aber nichts herausbringen. Der Herr Pfarrer spricht zwar immer zum Guten, er meint, Wohltaten an die Armen wären Gott wohlgefällig und rät nicht ab, wenn außer dem vorsichtigen Wirt einige der ruhigeren Bauern sich mit Geschenken loskaufen wollen. Heimlich beobachtet er aber Anna, er besucht sie sogar in der ärmlichen, elterlichen Behausung, spricht mit ihr über die Vorgänge im Dorfe: „Was meinst du, Anna? Mit Gewalt richtet man nichts aus. Das ginge nur eine kurze Weile, dann wäre der frühere Zustand wieder da, nur die Liebe kann die Menschen ändern, daß sie barmherzig werden und von selber geben." — „Aber die geben nia von selbst!" Weiter bringt er nichts aus ihr heraus und steigt kopfschüttelnd wieder zu Tal.

Seraphine ist schließlich ohne ihre Einwilligung in den Bergen festgehalten worden, eigentlich auch gegen Annas Willen, die andern Kinder haben revoltiert. Das zimperliche Ding war leicht durch Drohungen einzuschüchtern. Anna bleibt bei ihr. Der Vater hat sie wieder einmal heftig geschlagen, sie will niemals wieder heim. Plötzlich sehen die Mädchen Feuerschein im Dorfe! Das Lehrerhaus brennt! „Der Teufel, der Anselm, war das!" schreit Anna und stürzt mit der erschrockenen Seraphine hinunter.

Nun ist für Anna alles aus. Wo soll sie hin, wo sich verbergen? Nur Ruhe will sie noch haben, Frieden, still und sicher leben können, und wäre es noch so bescheiden. Nichts hat sie ändern können, niemand ist besser geworden durch ihre Unternehmungen, niemandem hat sie helfen können, nur aus Angst haben einige ein paar Almosen hergegeben. Jetzt hat der Anselm sogar Feuer angelegt, das wollte sie doch nicht, nur schrecken wollte sie. Wer hat ihr denn überhaupt all diese Gedanken eingegeben? Der Gräfelschustertoni, und nur der kann ihr jetzt noch helfen. Auf einer Almhütte findet sie ihn und überschüttet ihn mit ihrem tränenreichen Bekenntnis. Der überraschte Alte bringt in Ordnung, was er unversehens angerichtet hat, nicht ohne der Anna in Ergänzung seiner früheren „Weisheiten" einzuprägen: „Aber sauber muß man sich selbst halten auf der dreckigen Welt, Anna."

Dann spricht er mit dem Vater, der sogar heimlich stolz ist auf seine kluge Tochter, die die fetten Bauern so lange an der Nase herumge-



St. Anton
zusammengedrängt hinter dem natürlichen, durch Spaltecke verschärften Lawinenschutz gegen die „Platzlawine"
(Aus Flaig, Lawinen! Verlag Brockhaus, Leipzig)

führt hat, mit dem besonnenen Bürgermeister und dem gütigen Pfarrer. Der holt die arme Sünderin selbst ins Dorf zurück, wo schon eine Untersuchungskommission aus der Stadt wartet. Denn Sühne muß ja doch sein! Bei der Verhandlung halten alle Kinder, sogar Seraphine, zur Anna. Nur Anselm will sie mit der ganzen Verantwortung, auch für den Brand, belasten. Geschickte Fragen der untersuchenden Herren klären aber alles auf. Anselm hat eine Strafe zu erwarten, während die andern wohl mit der Angst und einer Verwarnung davonkommen. Auch Johannes, der versucht hat, viel von Annas Schuld auf sich zu nehmen. Er war nie ganz mit der Unternehmung einverstanden, aber er hält stets unverbrüchlich zu Anna. Den Bauern ist diese Lösung freilich nicht so ganz recht, sie geifern und hetzen. Was denn? Abgeben sollten wir? Sind wir reich, so ist das eben Gottes Segen dafür, daß wir tüchtiger und fleißiger sind als die andern! Wütend sind sie, von ein paar armseligen Kindern so genarrt worden zu sein. Einmal während der Verhandlung verläßt sie die Beherrschung, sie stürzen sich auf die Kinder, um sie zu verprügeln. Der Bürgermeister und der Pfarrer werfen sich dazwischen. Die Bauern versprechen ernüchtert, sich fortan nicht mehr an den Sündern zu vergreifen. So endet der „Aufstand der Kinder".

Johannes und Anna streben ihren Hütten zu. Müde, ausgeweint, aber im Innersten befreit, daß der Spuk der letzten Wochen nun zu Ende ist. Der Johannes ist zuerst angelangt. Seine treue Freundschaft ist Annas Gewinn aus ihrem Aufstand geworden. Die letzte Strecke muß sie allein gehen. Da steht der Vater an der Scheune, wie wird er sie empfangen? Er dreht sich um und sieht die Kratzer in ihrem Gesicht.

„Was hascht für Striem im Gesicht?"

„Kratzer."

„Wer hat di kratzt?"

„Die Bauern."

Er schreit: „Was?"

„Sie sein über mi hergefallen." Und damit sie schnell alles in einem sagt: „Es ischt no a Verhandlung in der Stadt."

Er hört nur, daß die Bauern über sie hergefallen sind.

„Verfluachts Gsindel", knurrt er, „der Satan soll sie holen, samt ihre Küah und Facken."

„Küah und Facken können nix davor", sagt Anna sanft.

„Hm", schnauft der Bauer. Aus ihm heraus poltert lauter Gelächter. Anna, als dürfe sie dieses Lachen nicht hören, geht rasch über die Schwelle des Hauses.

Hildur Dixelius: Das Kind

Von Gertrud von Hollander

Mit ihrem Frauenroman „Sara Alelia" hat sich die schwedische Schriftstellerin Hildur Dixelius an die Seite ihrer großen nordischen Schwestern Sigrid Undset und Selma Lagerlöf gestellt und die Herzen der deutschen Frauen gewonnen. Auch ihr Erstlingsroman, „Das Kind", geht in erster Linie die Frauen an, denn er setzt sich mit einer Frage auseinander, in der sich die beiden Pole des weiblichen Erlebens, Liebe und Mutterschaft, scheinbar unversöhnlich gegenüberstehen. Darf, oder vielmehr kann eine Frau um einer neuen Liebe willen einen Mann verlassen, dem sie ein Kind geboren hat? Ist die heilige Einheit von Kind und Eltern erloschen, wenn das Kind aus einem lebendigen Bindeglied zu einer gemeinsamen, verklärten Erinnerung geworden ist?

Jeder Weg, der aus diesem Zwiespalt wirklich ins Freie führt, erfordert Kraft; Kraft des Verzichtes oder Kraft, für ein neues Glück den hohen Preis zu zahlen. Sara Alelia, die unerschrockene und kindlich fromme Pfarrersfrau aus Unnäus, besitzt diese ungebrochene Kraft, die auch ein schweres, weibliches Schicksal als reichen Anteil am Leben empfindet. Greta Wram dagegen, die junge, schöne und verwöhnte Frau Karl Wrams, hat das Leben bisher immer nur von seiner sonnigsten Seite kennengelernt. Sie wohnt in einem Märchenhaus am Berghang, umgeben von weißstämmigen Birken, von Ebereschen und Traubenkirchen. Sie hat ein bezauberndes Kind und einen klugen, gebildeten Mann, der sorgfältig ausgefeilte Verse auf kostbare Büttenbogen schreibt und seine Frau vergöttert. Das Leben verlangt nichts von ihr, als daß sie seinen Reichtum dankbar entgegennimmt und glücklich ist.

Aber Greta Wram kann die viele Sonne nicht mehr ertragen, die von allen Seiten auf sie einströmt. Immer stärker empfindet sie die Unwirklichkeit ihres behüteten Daseins. Sie sehnt sich nach einer anderen Welt, in der es auch Schatten gibt und Kämpfe. Pirre Brant, der Jugendfreund ihres Mannes, der sie seit seiner Studentenzeit liebt, gehört zu jener anderen Welt. Er, der Arzt und Menschenkenner, versteht ihre Unruhe und den Zwiespalt ihrer Natur. Zu ihm kann sie sprechen, wie sie niemals mit ihrem Manne zu reden vermöchte.

„Ja, Pirre, als ich eben Lilli ansah, kam ein so sonderbares Gefühl über mich. Ich wünschte mir, einmal mit Lilli in einer riesengroßen Stadt ganz allein zu sein, wo wir umdrängt und geknufft würden, wo wir überall, wohin wir uns auch wenden würden, auf brutale Wirklichkeiten stießen, die uns umformten. Verstehen Sie, Pirre?"

Dr. Brant nickte.

„Haben Sie noch niemals den Gedanken gehabt, Pirre, wie unwirklich, märchenhaft es hier ist? Daß ich selber wie in einem Märchen lebe und Lilli wie ein Märchenkind. Unser ganzes Heim ist ein Märchenschloß. -- Sehen Sie, so etwas denke ich bisweilen.

. . . .

Manchmal denke ich, wie es sein würde — nun ja, nicht gerade arm zu sein, aber doch nicht mehr zu besitzen, als daß man sich wirklich glücklich fühlt, wenn man sich etwas anschaffen könnte, das man sich gewünscht hat. — Zwei, die am Sonnabendabend zusammensitzen und das Einkommen der Woche zusammenrechnen —"

Nein, so könnte Greta niemals zu Karl Wram sprechen, für den Reichtum und selbstgewählte Zurückgezogenheit die selbstverständlichen Vorbedingungen eines Lebens sind, das seiner schönheitshungrigen Natur entspricht. Er würde ihre Unruhe niemals verstehen, sondern ihr lachend eine Reise an die Riviera oder ein Fest mit netten Gästen vorschlagen. Greta ist für ihn der Sonnenstrahl, den er sich eingefangen hat. Er liebt sein Weib, sein Kind, seine Bücher und sein Haus; er liebt auch Pirre Brant, der in seinem einsamen Haus wohnt, der Menschen zum Leben verhilft und, wenn es not tut, auch zum Sterben; Pirre, der immer da ist, wenn Karl, Greta oder Lilli ihn brauchen.

Ja, immer unentbehrlicher wird Pirre für Greta. Noch weiß sie selbst keinen Namen für das Gefühl, das sie von Karl fort- und zu dem anderen hintreibt.

Sie hätte wissen mögen, ob es wohl Eheleute gab, die über alles und jedes miteinander sprechen kön-

nen — auch darüber, daß man fühlt, wie man auf verschiedenen Ebenen dahingleitet und leise, fast unmerklich, aber sicher in entgegengesetzter Richtung dahingetrieben wird, die unbestechliche Naturgesetze vorschreiben. Nein, sicherlich nicht — dann — wenn nicht schon vorher — beginnt das Schweigen.

Und so schweigt Greta Wram von ihrer Sehnsucht nach einem Leben, das mehr von ihr verlangt als Dankbarkeit und strahlendes Lächeln. Sie schweigt auch von ihrer Liebe zu Pirre Brant, obwohl sie sich über die Stärke ihres Gefühles jetzt längst im klaren ist. Auch Pirre weiß, daß Greta innerlich zu ihm gehört. Aber er ist nicht der Mann, der dem besten Freunde heimlich die Frau stiehlt. Er ist auch kein Mensch, der an einer Leidenschaft zugrunde geht. Er besitzt dieselbe Kraft wie Sara Alelia: beides sind Menschen, über die das Leben dahinbraust, ohne sie zu verbiegen oder gar zu zerbrechen.

„Die Natur ist barmherzig. Sie verbündet sich mit unserem Willen. Sie nimmt jedes Gefühl an die Hand, das uns verzehren und verbrennen möchte. Wie sie es beruhigt, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß es Stunden gibt, in denen es klar und still brennt wie vor einem Heiligenbild."

Einem Manne wie Pirre kann das Leben im Grunde nichts anhaben. Aber Greta ist nicht so stark. Sie trägt schwer an dem Konflikt, in den ihre Liebe sie stürzt. Sie weiß genau, daß sie sich erst an Pirres Seite aus einer Märchenprinzessin zu einem lebenstüchtigen Menschen entwickeln kann; aber eine Trennung von ihrem Kinde liegt außerhalb jeder Möglichkeit, und ebensowenig kann sie das Kind seinem Vater fortnehmen.

Da war ein kleines Kind, das seine Mutter an der einen Hand hielt und seinen Vater an der anderen. Ein weiches Händchen mit rosigen Fingerchen. Wie leicht es sich darin ruhte. Und doch, wie fest es sie band. Gewiß war es einfach und klar, daß es so sein mußte. Keiner von ihnen konnte sich losreißen.

Wie aber, wenn die kleinen Hände Vater und Mutter loslassen, wenn das heilige Band, das Eltern und Kind zu einer Einheit umschließt, durch den Tod zerrissen wird? Stehen sich jetzt nicht Mann und Frau wieder allein gegenüber, und ist es zwischen ihnen nicht genau so wie damals, ehe die Verantwortung für ein Drittes ihre freiwillige Gemeinschaft in eine notwendige Gemeinsamkeit verwandelte? Was hindert Greta Wram, zu Pirre Brant zu gehen?

Eine Frau, die ihr einziges Kind durch den Tod verliert, hört deshalb nicht auf, Mutter zu sein. Ebenso bleibt der Mann, dem sie dieses Kind geboren hat, in alle Ewigkeit der Vater ihres Kindes. An dieser Unerbittlichkeit geht Greta zugrunde.

. . . Ein kleines Kind hatte plötzlich neben ihr gestanden, und zwei große Kinderaugen hatten sie gefragt: „Mutter, was willst du tun?" So war es unmöglich geworden.

. . . .

Sie hatte ein Gefühl, als spräche sie mit zwei großen Augen, die sie vor sich sah.

„Ja, danke, geliebtes Kind. Mein liebes, kluges Kindchen. Wie bist du so geworden? — Ich habe alles verstanden, und nun ist mir alles ganz klar. Ja, d a s weiß ich auch. Du brauchst nicht unruhig zu sein. Daß ich vergessen könnte — daß wir drei zusammengehören . . ."

Greta hat die Kraft des Verzichtes aufgebracht. Aber wird sie auch die Kraft zu einem tapferen Leben haben, damit ihr Opfer einen Sinn erhält? Sie ist nicht mehr die Prinzessin im Glück. Tod und Leidenschaft, die beiden großen Lehrmeister des Lebens, haben ihre Seele mächtig angerührt. Sie ist ganz jung — kaum vierundzwanzig — vielleicht wird sie andere Kinder haben und ihre Ehe mit Karl erst jetzt richtig aufbauen. Aber — wir sagten es schon — Greta Wram ist keine Sara Alelia. Die Stimme ihres toten Kindes rief sie nicht zum Leben zurück. Sie kann auch nicht wie jene über einer Aufgabe sich selbst vergessen und dem Schicksal unter Tränen zulächeln. Karl glaubt an einen Unglücksfall, als sie über den Steg geht und seitwärts ins Leere tritt — sie, die denselben Weg unzählige Male zurückgelegt hat. „Lilli hat sie gerufen", in dieser Vorstellung behält er Mutter und Kind — ein verklärtes und trotz aller Wehmut tröstliches Bild. An Gretas Todestag schmückt er ihr Grab mit dunkelvioletten Rosen, während Pirre Brant um die Frühlingszeit Sträuße von Anemonen, Himmelschlüsseln und Kirschblüten zu Füßen des weißen Marmorkreuzes niederlegt.

Jakob Schaffner: Larissa

Von Martha Storz-Rothweiler

Das neue Werk Jakob Schaffners „Larissa" ist ein Buch über Rußland, wie es zu Anfang unseres Jahrhunderts war, vor dem Krieg, in breiter, tiefer Ruhe, nur hin und wieder leise erschüttert von den ersten Wehen dessen, was später kommen sollte. Ein Buch über das Heldentum der slawischen Seele, die auf so ganz andere Art blüht, arbeitet und leidet als die der westlichen Länder; über russische Frömmigkeit, grenzenlos wie die russische Landschaft und voll merkwürdiger und unheimlicher Möglichkeiten wie diese; über russischen Fatalismus, der sich vom orientalischen eben durch dieses sprachlose Heldentum unterscheidet — der Aug in Auge mit dem Unausweichlichen dennoch sich opfert, der Vernunft nach vergeblich, dem Glauben nach unbesiegbar.

„Wir glauben an die wirkende Kraft jeder menschlichen Seele. Wir glauben an die Unabkömmlichkeit auch des Letzten und Schwächsten von denen, die mit dem Hauch des Unsterblichen erfüllt sind. Gott sind die unglücklichen Helden ebenso wichtig wie die glücklichen. Vielleicht sind sie ihm sogar wichtiger, und möglicherweise liebt er seine dunklen Söhne stärker als die strahlenden.

Begleitet eine Zeitlang eine kleine Schar aus der unermeßlichen Menge, das fremde Gewand macht nur den Bruder und die Schwester deutlicher. Denn uns allen gemeinsam ist der Anstand des Lebens, die Treue, das Unglück und die unwandelbare Liebe."

„Ein Kind wird geboren und ins Leben eingeführt." Das ist Larissa. Sie wächst bei ihren Großeltern auf dem russischen Landgut auf; erzogen von der strengen Großmutter, abgöttisch geliebt von der alten Njanja der Familie. Im Grunde aber allein, ohne einen Menschen, der ihr selbstverständlich ins Leben hineinhilft. Mit allen Rätseln, die ihr das verworrene Leben der Erwachsenen aufgibt, muß sie selbst fertig werden. Dabei gerät sie in Schwierigkeiten und seelische Überspannungen. In ihrem den Erwachsenen ganz verborgenen inneren Dasein liebt und haßt sie mit der glühenden, unbestechlichen Intensität ihrer kindlichen Seele: liebt ihre Mutter, die von der Familie verstoßen ist und deren Schönheit und Zärtlichkeit sie nur ein einziges Mal wie einen heftigen, verwirrenden Gewitterregen erlebt; liebt ihren Großvater, den gütigen blonden Russen der guten alten Zeit; liebt auf scheue und fast übersinnlich begreifende Art auch die herbe Großmutter; liebt mit leidenschaftlicher Freundschaft ihre deutsche Erzieherin, die ihr das Leben rettet und das eigene dabei verliert; liebt mit einem hinreißenden Entschluß endlich auch Andrej, ihren Onkel, obwohl sie den dunklen Zusammenhang zwischen ihm und dem schrecklichen Untergang ihrer Mutter ahnt. Und sie haßt und fürchtet „den Riesen", die gespenstische Verkörperung der fanatischen russischen Seele, die Gestalt annimmt in Andrejs Diener Grigorij, dem Mörder von Larissas Mutter und ihrer deutschen Freundin. In all diesen Spannungen bleibt dem einsamen Kinde nur ein einziger Ausweg — das Spiel mit der Puppe Natascha, das schon kein Spiel mehr ist, sondern eine unheimliche Projektion der unbewältigten Wirklichkeit in den Bereich phantastischer Lösungsmöglichkeiten.

Endlich, im gefährlichsten Augenblick, bringt die Großmutter in später Einsicht Larissa nach Deutschland zu ihrem Vater, mitten hinein in den klaren, deutschen Frühling und in die sichere Geborgenheit einer erlösend selbstverständlichen Liebesbeziehung. Hier darf Larissa endlich Kind sein und aus diesem Kindsein entfalten sich in harmonischem Wachstum, auf das die schwere Vergangenheit und die unlösbare Verbundenheit mit dem slawischen Blute nur noch zarte und befruchtende Schatten werfen.

„Eine alte Frau verfällt der Verwirrung ihres Lebens und findet doch noch ihre Stelle." Das ist Jelena Borisowna. Larissas Großmutter, von ihr Mama genannt. „Es gibt nicht so sehr viel Weiber, die einen gütigen, einfachen, stillen Mann vertragen, ohne um sich zu greifen ..." Jelena greift weit um sich, sie reist nach Deutschland und kommt zurück mit Xenia, dem Kinde einer Leidenschaft, für die Jelenas Mann, der

„gütige, einfache, stille" Kyrill Iwanowitsch, kein geeignetes Objekt war. Aber Jelena liebt ihn sehr, obwohl sie ihn plagt — erschütternd ist es, wie er nach seinem Tode für sie die Autorität erlangt, die sie im Leben vergeblich bei ihm gesucht hat — und sie trägt schwer an ihrer Schuld gegen ihre Ehe. So schwer, daß sie gegen Xenia von unerbittlicher Härte ist, als diese, zu einem Mädchen von großer Schönheit und Leidenschaft erwachsen, „sich dem Strom überläßt", aus dem eine liebevoll leitende Hand sie vielleicht noch hätte retten können. Aber Jelena Borisowna opfert die Tochter der Karriere des Sohnes Andrej — und ihrem eigenen Schuldgefühl. Xenia „scheitert mit einem Fahrzeug voll Hochsinn, Liebe und Schönheit".

Und Andrej — ... „Das ist ein dunkler Sohn des Unglücks, voll Anstand und Sinn für das Große." Andrej ist Offizier, das vor allem. Und dabei bleibt es schließlich auch. Seine Liebe zu der Tochter des Grafen Dolgoruki bleibt ohne Erfüllung: Xenia steht dazwischen, die Heimweh und Sehnsucht nach Versöhnung mit den Ihren nach Petersburg getrieben haben und die, nachdem Mutter und Bruder sich ihr versagen, den Ruf des Bruders gefährdet. Und später Xenias Schatten: Andrejs Diener Grigorij, in fanatischem Glauben an das unbedingte Vorrecht des Herrentums, sieht seinen Herrn durch Xenias Verhalten bedroht.

Aus krankhaft verwirrtem Gewissen vernimmt er den Ruf: „Geh hin, tu es und sei verdammt." Er ermordet Xenia und fast auch Larissa. Andrej hat es nicht gewußt, nicht einmal geahnt. Aber eine unüberhörbare innere Stimme sagt ihm, daß er aus dem seltsamen Benehmen Grigorijs die Gefahr hätte erkennen und abwehren müssen, daß er vielleicht unbewußt das Verbrechen gewollt hat. Dieser Zweifel an sich selbst, den auch seine Umgebung wittert, nimmt ihm die Sicherheit, bringt ihn zum Verzicht auf die geliebte Elisawjetha, läßt ihn mit Leib und Seele zum Soldaten werden. Seine ganze Kraft wendet er daran, das heilige Rußland vor der schon klar erkennbar drohenden Gefahr der Revolution zu bewahren; in seinen Fieberträumen ermordet er Tolstoi — und weint, im Erwachen begreifend, daß er nichts ausgerichtet hat. Seine Mutter hat sich, nach einer letzten Verlockung ins hellere Leben in Deutschland, bei Larissa und vielleicht bei Xenias immer noch geliebtem Vater, nach Rußland zurückgefunden, ins Vaterland zu ihrem Sohne, an „ihre Stelle". Und so bleiben die Beiden, Mutter und Sohn, auf verlorenem Posten, überschattet schon von dem Unglück, das 10 Jahre später über Rußland hereinbrechen und auch sie vernichten wird. Aber unvergängliche Saat wird ihr Untergang sein: „Denn Gott liebt seinen dunklen Helden vor allem, und auf ihre Tragfähigkeit hält er am meisten. Die Stärksten müssen unten sein, um die Welt zu tragen."

Karl Heinrich Waggerl: Wagrainer Tagebuch

Wagrain heißt ein Dorf im Österreichischen, zwei Bahnstunden von Salzburg entfernt. Steigt man aus dem Bummelzug im Dörfchen St. Johann aus, so muß man noch eine gute halbe Stunde mit dem Autobus fahren. Weltabgeschieden liegt das Dorf inmitten einer bezaubernden Landschaft. Es ist das Pongauerland. Hier lebt der Dichter Karl Heinrich Waggerl seit seiner frühesten Jugend. Erst der Krieg riß ihn hinaus in Grauen und lange Gefangenschaft. Seither lebt er wieder hier, wo sein Geschlecht seit je zu Hause ist. In nichts unterschied er sich von den übrigen Bewohnern des Dorfes. Bis zum Jahre 1930 — da wird er ruckartig aus seiner Anonymität gerissen: er, der Sohn kleiner Bauern, hat einen Roman geschrieben, der gleich von zehntausend und mehr Lesern aufgegriffen wurde. „Brot" hieß der Roman, und seitdem erschienen weitere Bücher dieses Dichters, die wir lieben und zu denen wir immer wieder zurückkehren, wenn wir eine ruhige Stunde suchen, um uns auszuruhen von der Hast des Tages. Ihnen gesellt sich nun das „Wagrainer Tagebuch". Wir wollen es gleich sagen: ein zauberhaftes Buch, ganz und gar „waggerlsch", wenn das Wort erlaubt sei.

Es ist schwer zu sagen, was in diesem Tagebuch steht. Es kommt auch nicht so sehr auf das Was an, als vielmehr auf das Wie. Wer Waggerl kennt, wird wissen, was er zu erwarten hat. Wir wollen hier eine kleine Stelle abdrucken, die sehr schön zeigt, welche Melodie der Dichter

angeschlagen hat. Es ist dem kleinen Kapitel über neugierige Sommergäste entnommen:

Während ich am Schreibtisch sitze, weil mir ist, als käme mich ein Gedanke an, trifft mich plötzlich eine Stimme vom Fenster her in den Rücken.

Hier wohnt er, sagt die Stimme.

Ja, sagt eine zweite. Aber er soll so scheu sein.

Was heißt das nun? Natürlich muß ich sogleich aufstehen und leise zum Fenster schleichen, es war immerhin eine ziemlich treffende Bemerkung. Ich schaue hinaus, und weil das nicht mehr zureicht, stecke ich den Kopf durch das Gitter. Aber in diesem Augenblick dreht sich das eine der beiden Wesen noch einmal um und sieht mich mit gerecktem Hals und lächerlich zerrauftem Haar, ich kann um alles in der Welt den Kopf nicht schnell genug wieder einziehen.

Es gibt freilich auch dreistere, die stehen plötzlich vor der Tür und kichern und stoßen sich an. Nach einer Weile klopft es auch wirklich, und dann knöpfe ich in Gottes Namen den Hemdkragen zu und führe die beiden herein. Die eine hat einen Zettel mitgebracht, damit ich ihr einen Vers darauf schreibe, sie sammelt solche Zettel. Die andere aber, die Hübschere, ist eigentlich nur spaßeshalber gekommen, um mir dabei zuzuschauen. Sie hat überhaupt noch keinen lebendigen Dichter gesehen, immer nur Denkmäler.

Nun, was mich betrifft, ich bin keineswegs aus Stein, sondern ein zugänglicher Mensch. Man darf bei mir in der Stube umhergehen und alles genau betrachten, darf sich in jeden Stuhl setzen und Bilder aus dem Fach kramen, und wenn man einen üppigen Mund hat und winzige Sommersprossen auf der Nase, dann darf man auch Fragen stellen, obwohl mir dabei der Reim wieder entfällt, den ich eben gefunden habe.

Ob ich denn diese vielen Bücher auch alle gelesen hätte?

Einige.

Und wie das eigentlich zuginge, ob ich mich einfach hinsetzte und schon fiele mir etwas Gereimtes ein?

Ach nein, erkläre ich, viel öfter etwas Ungereimtes. Aber die Leute merken es gar nicht immer.

Natürlich, sagt das Fräulein, als habe es ohnehin nichts Besseres von mir und den Leuten erwartet. Und ob ich immer nur Verse machte oder manchmal auch etwas anderes? Ja? Was denn zum Beispiel?

Zum Beispiel diese Uhr an der Wand, behaupte ich, um mir ein neues Ansehen zu geben.

So. Und die Bilder vielleicht auch?

Ja, sage ich zerstreut, denn ich habe den Reim wieder gefunden.

Und diesen Krug auf der Truhe?

Jawohl, erkläre ich, auch den, mein Kind!

Und woraus?

Aus Lehm und Geist, sage ich, und schreibe meinen Vers auf den Zettel.

Aber dann müssen wir beide lachen, denn ich habe schändlich aufgeschnitten, es klebt ja eine Marke unten auf dem Krug.

Nein, sagt die Freundin säuerlich, nein, Liese, du bist entschieden zu vorlaut!

Sie ist die Ältere von den beiden, sie hat keine Sommersprossen auf der Nase.

Das Kind aber verstummt, und ich wende mich auch wieder zu meinem Gedicht, ein wenig betreten. Es ist ja wahr, ich sollte mehr Würde zeigen, das bin ich dem Ansehen meiner Zunft schuldig. Wohin kämen wir, wenn jedes stupsnasige Mädchen seinen Spaß mit uns treiben könnte? Wenn gar die Leute anfingen, bei allem, was wir ihnen zeigen, auch den Boden zu besehen!

Nein, wir dürfen uns nicht zu sehr gemein machen, auch in dem nicht, was sterblich an uns ist. Denn der Gott, der nur einmal merken läßt, daß er eine weniger erhabene Kehrseite hat, der ist auch schon entthront.

Ich bin freilich nur ein kleines Licht unter so vielen Leuchten. Und wenngleich man sagt, es sei kein Heiliger so gering, daß er nicht doch darauf hielte, seine eigene Kerze zu haben, zuweilen ist es mir dennoch viel wert, wenn einmal ein Bauer an mein Fenster tritt und ein paar verständige Worte mit mir redet. Oder wenn sonst jemand kommt, nicht, weil er etwas besonders Tiefsinniges von mir hören möchte, sondern weil er meint, ich sei vielleicht auch ein Mensch, dem Fleisch und Blut lieber sind als Papier und Tinte.

Gut, wenn Gott einem von uns manchmal die Zunge löst, daß er den Menschenbrüdern etwas zum Trost sagen kann. Aber in uns allen ist das Beste stumm.

Dieses kleine Plauderstück will uns sinnbildlich für das ganze Buch erscheinen. Es ist ein heiteres Buch, ja ein frohmachendes Buch; man muß es liebgewinnen, schon nach den ersten Seiten. Man sollte es langsam lesen, weil sich dann erst die ganze Schönheit dieser klaren und starken Prosa erschließt. Waggerl kann es wagen, die scheinbar unwesentlichsten Dinge zu berühren, er darf es, weil er jene große Sicherheit im Erzählen besitzt, die das Unwesentlichste noch nachdenklich, das Nebensächliche noch belangvoll erscheinen läßt. Auch in dieses kleine Buch hat der Dichter einige legendenartige Märchen verwoben, aus der Welt jener kleinen Geschichten, die uns auch in seinen andern Büchern immer wieder ergötzen.

Wir glauben, daß dieses „Wagrainer Tagebuch" eines der anmutigsten Bücher ist, die von deutschen Dichtern in den letzten Jahren erschienen sind. Es wird viele Menschen erfreuen; ja, es hat die Kraft zum Trösten in dunklen Stunden; es ist danach angetan, Licht zu bringen und eine heitere Gelassenheit.

Hanns Arens



Margarethe von Wrangell

Leben einer Frau

Fürst Wladimir Andronikow: Margarethe v. Wrangell

Von Gertrud von Helmstatt

Um Weihnachtsfest 1876, als die Glocken von 40 mal 40 Klöstern und Kirchen die frohe Botschaft in Moskau einläuteten, wurde Margarethe von Wrangell geboren. Sie stammte aus dem berühmten deutsch-baltischen Geschlecht, das im Lauf seiner langen Geschichte viele hervorragende und führende Persönlichkeiten hervorgebracht hatte, Feldmarschälle und Seeleute, Staatsmänner, Beamte und Gelehrte.

„Unsere Freude kannte keine Grenzen", schreibt Daisys Mutter, Ida Wrangell. „Die Wiege wurde unter den kerzenstrahlenden Christbaum gestellt. Seitdem wird der ‚Weihnachtsdaisy' an jedem Geburtstag ein kleiner Baum ans Bett gebracht." Die mütterlichen Erinnerungen geben ein anschauliches Bild der kleinen Daisy und ihrer früh ausgeprägten, Leben und Schicksal bestimmenden Charakterzüge: Tatkraft, Herzensgüte, Natursinn, geistige Lebhaftigkeit; dabei nervös und körperlich zart seit einer Scharlacherkrankung, welche noch eine Nierenentzündung im Gefolge hatte.

1888 wurde der Vater, Oberst Karl von Wrangell, herzleidend und nahm den Abschied. Die Familie zog nach Reval. Dort starb Karl von Wrangell schon im Jahr darauf.

In Reval machte sie die Bekanntschaft ihrer drei kaukasischen Vettern Andronikow, von denen der jüngste, Wladimir, später eine Rolle in ihrem Leben spielen sollte. Nach dem 17. Lebensjahr erwachte in der glänzend begabten, lustigen Schülerin ein neues Wesen; es kamen die Jahre voll Sturm und Drang, bewegt von widersprechenden Gefühlen, Haltungen, Unternehmungen: Weltschmerz und Übermut, Kritik und Schwärmerei, gesellschaftlicher Zeitvertreib, philosophische Lektüre, schriftstellerische Versuche, Freundschaften, die treueste mit Ebba Husen, Lehrerinnenexamen am Revaler Knabengymnasium — bedenklich schwankende Gesundheit.

Ins Vielerlei dieser Jahre brach als schmerzliches Ereignis der Tod des erkenntnisdurstigen Bruders Nikolai, der die ganze Kraft seiner letzten Lebenswochen dem Studium der Naturwissenschaften widmete. Dieser Tod bedeutet für Daisy ein Vermächtnis.

Das Gebot, etwas zu leisten, tritt klar ins Bewußtsein: „Ich darf nicht sterben, ich habe etwas zu vollenden."

Die Neigung zur Naturwissenschaft setzt sich durch. Sie entschließt sich, an der Universität in Greifswald Ferienkurse mitzumachen. „Ich will zoologische und botanische Untersuchungen, Übungen im Herstellen mikroskopischer Präparate, Atome und Moleküle hören."

In Greifswald reift der Plan, Naturwissenschaften zu studieren, ein damals (1903) für eine Frau noch recht ungewöhnliches Unterfangen. Trotz strengstem Einspruch aus Verwandtenkreisen setzt Daisy ihren Willen durch und übersiedelt 1904 gemeinsam mit Mutter und Tante nach der Universität Tübingen.

Dort wurde sie mit den ersten 4 württembergischen Abiturientinnen feierlich immatrikuliert. Es begann eine glückliche Zeit eifrigen Studiums, ungezwungener Kameradschaft und wachsender Verbundenheit mit Stadt und Bewohnern.

1909 erschien in Tübingen Daisys Doktorarbeit über „Isomerie-Erscheinungen". Das Thema war unter der Leitung ihres verehrten Lehrers Wiscelinus ausgearbeitet. Mit dem Prädikat „summa cum laude" verließ Daisy die unvergeßliche Alma mater.

Wanderjahre! Kurzer Aufenthalt in Dorpat als Assistentin an der landwirtschaftlichen Versuchsstation. „Aber schon regt sich leise eine neue Melodie; im März will ich nach England; ich will zu einem genialen und ganz wütenden Arbeiter in die Lehre, dem Chemiker Ramsay."

London bringt den ersten großen Erfolg, die Anerkennung des berühmten Ramsay gelegentlich ihrer Arbeit über Radioaktivität. „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer ausgezeichneten Untersuchungsarbeit." Von da ab gilt Daisy in ihren Fachkreisen als hervorragende, vielversprechende Kraft.

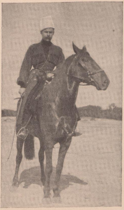
Straßburg! Assistentin von Professor Wedekind für anorganische und physikalische Chemie.

1911: Paris! Bei Madame Curie, um weiter in das Geheimnis der Radioaktivität einzudringen. Dort ein ständiger Wettstreit zwischen Schaffensdrang und Daseinsfreude. Bald siegt das Labor Madame Curies mit seinen Forderungen und geistigen Spannungen, bald die „Lichtstadt" mit ihrem lächelnden Zauber. „Alles hier gefällt mir, die Menschen, die Straßen, die Theater, die ganze frohe, sorglose und doch nie geistlose Art von Paris. Ich bin entzückt."

Krönung und Abschluß dieser Zeit bildet eine Reise nach Spanien. „Das edle Spanien, das vor zwei Jahrhunderten unter seinem Adel auch einen Wrangell zählte, lockte zu sehr": Ein schöner spanischer Offizier begleitete sie als Cicerone durch Madrid. Doch ehe sie das Abenteuer wirklich umstricken konnte, fährt sie „ein wenig weich und krank zurück nach Norden". Aus der Heimat kommt der Ruf auf einen verantwortungsvollen Posten. Sie wird Leiterin der Versuchsstation des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins in Reval, dessen Hauptaufgabe in der Kontrolle der Saaten und künstlichen Düngemittel bestand. Der Abschied von der reinen Wissenschaft zur Agrikulturchemie fällt ihr schwer; noch ahnt sie nicht, daß sie das eigentliche Gebiet ihrer schöpferischen Leistung betreten hat. Die Versuchsstation gewann bald das Vertrauen sowohl der praktischen Landwirte wie der Geschäftsfirmen.

Die strenge Wirklichkeit des Weltkrieges bedeutet für Daisy, die Deutschbaltin, eine besonders schwere Situation. „Natürlich sind wir Deutsche, und selbstverständlich lieben wir unsere deutsche Kultur. Wir haben aber in Friedenszeiten Rußlands Schutz und Rußlands Weite in Anspruch genommen."

Gleich zu Kriegsbeginn trat Daisy ins Rote Kreuz ein, wurde Hilfsschwester im Hospital



Fürst Wladimir Andronikow

in Reval und griff überall zu, wo es nötig war. 1917 brachte die große russische Revolution auch für Estland Aufruhr und Umwälzung. Im Februar 1918 wurden Daisy Wrangell und mit ihr viele Angehörige des baltischen Adels verhaftet und in einem Minenschuppen gefangengesetzt. „In dem Gefängnis haben wir Frauen etwa drei Wochen verbringen müssen . . . es sind nicht schwere, sondern stolze Erinnerungen, die uns verbinden . . . es herrschte weder Kleinmut noch Verzweiflung . . . jede suchte der anderen zu helfen, jede von uns hätte sich lieber erschießen lassen als den roten Gewalthabern Furcht oder Nachgeben zu zeigen." — Als die Deutschen herannahten, flohen die Bolschewiken; nach Stunden voll Bangen und Todesangst waren die Gefangenen frei. Aber mit der Tätigkeit im Baltenland war es aus. Daisy mußte ihre wissenschaftlichen Forschungen in Deutschland fortsetzen, darunter die Untersuchung eines estländischen Bodenschatzes, eines Rohphosphates, auf Grund deren in Ilgas bei Reval ein staatliches Unternehmen zur Ausbeutung der Phosphorsäurelager entstand.

„Maschinen rauschen und Wagen rollen zum Hafen an dem Strande, wo einst eine kleine Frauenhand Splitter aus dem Sandstein schlug."

Krieg und Revolution hatten Daisys Stellung zum Leben verändert. „Ich empfand das Leben nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit, ich empfand es als ein seltenes Geschenk, das man auszunutzen verpflichtet ist."

Sie entschloß sich, an der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Hohenheim bei Stuttgart in aller Stille wissenschaftlich zu arbeiten und dann dort eine Stelle anzunehmen. Zwei Arbeitsjahre in Hohenheim. — „Ich bahne mir meinen eigenen Weg im Kreis uniform Denkender und gelange zu selbständigen Überzeugungen!" Diese schlichten Worte enthalten den Grund, aus dem es Daisy Wrangell immer wieder gelingt, wo sie auch sei, von erstem Anfang rasch an hervorragende Stelle zu gelangen. 1920 erscheint ihre Arbeit über das estländische Rohphosphat sowie eine zweite „Phosphorsäure und Bodenreaktion". Daraufhin wird sie habilitiert und zugleich Vorsteherin an der mikroskopischen Abteilung. 1922 zugleich mit ihrem neuen Buch „Gesetzmäßigkeiten bei der Phosphorsäureernährung der Pflanzen" erscheint eine Schrift von Professor Aereboe, welche die Wrangellschen Ideen in die Praxis überträgt. Die „Deutsche Landwirtschaftliche Presse" erklärt in dem Leitartikel „Neue Düngerwirtschaft ohne Auslandsphosphate", das neue System Aereboe-Wrangell sei das Mittel zur Befreiung von ausländischem Kraftfutter, sei der Weg zur Unabhängigmachung der deutschen Landwirtschaft vom Auslande. Damit ist eine neue Situation geschaffen. Margarethe Wrangell erhält eine ordentliche Professur für Pflanzenernährungslehre (sie ist der erste weibliche Professor in Deutschland), ferner baut ihr das Reich ein eigenes Institut zur „Erforschung des Verhältnisses der Nährstoffe im natürlichen Boden".

Daisy ist 50 Jahre alt, steht auf der Höhe ihrer äußeren Erfolge. Aber in den nüchternen, oft trocken humoristischen Berichten der nunmehr berühmten Frau begegnen wir oft der Klage, daß das Menschliche über der rastlosen Arbeit zu kurz käme. Wie angezogen von dieser unausgelebten Fähigkeit und Sehnsucht nach persönlicher Beziehung tritt eine Gestalt aus der Jugendzeit in ihr Leben — der totgesagte Fürst

Wladimir Andronikow. Eines Tages hält Daisy fassungslos eine Karte aus Belgrad in der Hand ohne Namen, aber mit der bekannten Handschrift Wladimirs. Es stellt sich heraus, daß der Totgeglaubte als hilfloser Emigrant in Belgrad lebt. Die Tagebücher des Fürsten schildern die Erschütterungen des Wiedersehens in einem altserbischen Bad: „Die Begrüßung war knapp . . . ich bekam nur eine Hand und zwei Worte ‚nicht hier!' Im Hotel schwand der reservierte Ausdruck, aus jedem Gesichtszug strömte Herzenswärme . . . Wir wollen uns nicht mehr verlieren!"

Einige Monate später, kurz nach dem Tode der heißgeliebten Mutter Daisys, kommt Wladimir nach Hohenheim. Die kluge Tante Ungern-Sternberg gibt den Anstoß, daß die beiden reifen Menschen ihr Leben zusammenlegen. „Weißt du auch, daß ich auf jeden Fall ein helles Festgewand mithatte?" — „Für welche Gelegenheit?" fragte ich (Andronikow) verwundert die Tante. — „Ihr kennt euch seit eurer Kindheit und habt euch sehr lieb. Ihr braucht euch nur die Hände zu reichen."

Die Heirat wird erschwert dadurch, daß Daisy als russische Staatsangehörige ihren Posten verlieren würde. Doch die Regierung, in dem Wunsche, eine solche Kraft dem Lande zu erhalten, behandelt die Sache als Ausnahmefall; bei Tante Ungern-Sternberg in Gasbachwalden wird das Paar getraut und hält nach einer kurzen Hochzeitsreise durch den Schwarzwald seinen Einzug in Hohenheim.

Nun ist Daisys Leben erst rund, und ihr Dasein findet Erfüllung als Frau und Mensch. Doch bedarf es der ganzen Wendigkeit ihrer Natur, um den beiden Seiten ihres Lebens, Ehe und Beruf, gerecht zu werden. Kurz vor der Hochzeit kommt ihre große Arbeit zum Abschluß: „Ernährung und Düngung der Pflanzen."

Im Mai darauf hält „Fürstin Andronikow-Wrangell" anläßlich der Rektoratsübergabe an der Landwirtschaftlichen Hochschule die Festrede über das Thema „Liebigs Einfluß auf die Landwirtschaft seiner Zeitgenossen". Ihre ganze Arbeit war vom Geiste Liebigs beseelt, galt seinem Ziel „ein Kontobuch aufzustellen über das Kapital unserer Böden und den Zinsen, die davon den Pflanzen überlassen werden". Autofahrten nach Paris und Genf vereinigten aufs schönste berufliche Unternehmungen und ungestörtes Beisammensein mit dem Lebenskameraden. Den Höhepunkt dieser Zeit bildete eine Reise in die alte nordische Heimat, nach Estland. „Ununterbrochene Familienumarmung, freudiges Wiedersehen mit Freunden und ehemaligen Schulkameradinnen."

Nach der Heimkehr scheint Daisy voller Leistungskraft. Beim Schloßbrand weilt sie die ganze Nacht an der Brandstätte, legt überall hilfreiche Hand an. Einige Wochen später eröffnet sie das Tübinger Studentinnenheim. Aber allmählich wächst die Sorge um ihre Gesundheit. Allgemeine Angegriffenheit und Müdigkeit nehmen täglich zu. Die Ärzte konstatieren ein schweres chronisches Nierenleiden, dessen Ursprung bis zu jenem Scharlachfieber in der Kindheit zurückreicht. Nach einer Kur im Katharinenkrankenhaus in Stuttgart fühlt sie sich besser, nimmt nach den Weihnachtsferien die Vorlesungen wieder auf, arbeitet täglich einige Stunden wissenschaftlich und macht die Runde über die Versuchsfelder. Trotz schwindender Kräfte, trotz eines heftigen Rückfalls wohnt sie der Prüfung ihrer Doktoranden bis zum Schlusse bei. „Wann hätte je ein Wrangell seine Pflicht nicht erfüllt." — Wieder muß sie ins Krankenhaus. Am Palmsonntag klingt das Lied durchs Haus: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt." — Daisy sitzt hochaufgerichtet im Bett mit Tränen in den Augen. „Das ist ja Mamas Beerdigungslied", sagt sie leise.

In der Nacht darauf verliert sie das Bewußtsein und stirbt am Abend des 31. März 1932 in liebenden Armen.

Ihrem Wunsche entsprechend, wurde ihre Asche in der baltischen Heimat im Erbbegräbnis der Familie Wrangell in Reval beigesetzt. Zwei Jahre später, im Sommer 1934, enthüllte das Pflanzenernährungsinstitut in Hohenheim den Gedenkstein seiner Gründerin. An seinem Fuße wächst die wetterfeste Rose „New Dawn". Auf der Rückseite stehen ihre Worte: „Ich lebte mit den Pflanzen, ich legte das Ohr an den Boden, und es schien mir, als seien die Pflanzen froh, etwas über die Geheimnisse ihres Wachstums erzählen zu können."

Die Bilder dieses Beitrags sind aus Andronikow »Margarethe von Wrangell« mit Erlaubnis des Verlags Langen/Müller, München, entnommen



Schloß Hohenheim, die Wirkungsstätte Margarethe von Wrangells
Aus Andronikow, Margarethe von Wrangell (Langen/Müller, München)

In einem fremden Park

Zum 10. Todestag Rainer Maria Rilkes am 29. Dezember

Von Walter Staudacher

Zwischen Malmö und Lund, im südlichen Schweden, liegt inmitten eines großen Parkes der Herrenhof Borgeby.

Der Park und das Schloß, ein alter Turm, an den sich ein schlichtes Wohnhaus anlehnt, waren Eigentum von Schwedens größten Geschlechtern. Bruchstückhaft hat hier eine große Vergangenheit alte Dinge zurückgelassen, die dem, der zu lesen vermag, in beredter Sprache vom Schicksal dieser Landschaft, ja vom Schicksal des ganzen Landes zu erzählen vermögen.

Vom Sund kommt ein frischer salzgetränkter Morgenwind. Auf seiner atemlosen Fahrt über die weiten Wiesen und erntereifen Felder Skånens gebietet ihm ein großer Garten Einhalt. Alles gerät in Aufruhr bei seinem Wehen, polternd lassen die großen Kastanienbäume ihre stachligen Früchte fallen, verschwenderisch schüttet der Jasmin seinen Blütenschnee auf den Rasen, und der schwere Duft der Rosenblütensträucher wird dünn und vermischt sich mit dem, was aus der Ferne kommt und gleich wieder weiter muß.

Da wird eines der Schloßfenster, die zum Park herausschauen, aufgestoßen und das schmale, verträumte Gesicht eines etwa 30jährigen Mannes schaut aufmerksam in den windbewegten Garten. Schon seit einer Woche ist er Gast auf Borgeby Gärd. Er fühlt sich wohl in dem schlichten einfenstrigen Zimmer, das ihm die Besitzerin des Gutes angewiesen hat, denn das, was ihn vom sonnendurchglühten Süden, von Italien nach dem Norden getrieben hat, war die Sehnsucht „nach dem langsamen zögernden Kommen nordischer Frühlingstage, nach den großen, schweren Verwandlungen nordischer Natur, in deren Dasein jede kleine Blume ein Leben ist, eine Welt, ein Anfang, ein Schicksal: sehr viel". Das alles bietet ihm seine neue Umgebung und mehr noch, alte Dinge, die Geschichte haben, bilden hier den

Grundton im Wechsel der Jahreszeiten, warten auf einen, der um sie wirbt.

Diese eine ist nun gekommen. Der deutsche Dichter Rainer Maria Rilke, dessen Namen erst einige wenige Menschen in Schweden kennen, fuhr über den Sund, um sich den großen Einsamkeiten nordischer Natur hinzugeben, um hier mit „Dingen, Tieren, Steinen und Sternen" Zwiesprache zu halten.

Es ist, als ob alle Wesen seine Bereitschaft spüren und willig aus ihrer Verschlossenheit hervorkommen. Freundlich begegnen ihm die nordisch-herben Menschen, mit denen er zusammenlebt, die Besitzerin, Fräulein Larsson, und Norlind, ein junger Maler-Dichter. „Beide haben einen soliden Untergrund alten Bauerntums, auf dessen Fundamenten die Bogengänge feinen Verstehens und Fühlens und Wissens sicher aufruhen." Das ist sein Eindruck von den neuen Bekannten.

Als er so am Fenster steht und in Gedanken Vor- und Rückschau hält, weckt ihn aus seinen Träumereien das Rauschen des Parks, der sich unter ihm stolz wie ein Palast erhebt, auf dessen Dache Rabenvölker ihr lautes Wesen treiben. Gern folgt er dem Ruf.

An allen Gartenherrlichkeiten führen ihn die langlangen Wege vorbei. Hier vertropft der Goldregen sein letztes Gold, dort täuschen weiße Fliedersträucher mit ihren Blütenstücken „die Anfänge Brüsseler Spitzen vor". Am Ende des flußbegrenzten Parks beginnen weite Weidewiesen. Erstaunt sieht Rilke, wie am gegenüberliegenden Ufer 30 Kälber eine Generalversammlung abhalten. Was gibt es dort zu bestaunen? Es ist Norlind, der sich nach einem Bade sonnt. Er läßt sich durch die Neugier der vierfüßigen Gesellschaft nicht aus der Ruhe bringen.

Auf dem Rückweg zum Schloß, wo das Frühstück wartet, spricht Rilke von seinen Eindrücken im Süden und stellt sie dem Neuen, was er hier erlebt, gegenüber.

„Es wurde mir zur Qual, dieses aufdringliche Blühen von Anemonen und Glyzinien, dieser Farbentaumel, der so laut und unfruchtbar ist."

„Und doch fahren alljährlich Tausende aus dem Norden nach Italien", wendet Norlind ein.

„Gewiß, weil alle diese traditionell entzückten Fremden den römischen Frühling wollen. Sie haben nicht die Geduld, das langsame Erwachen einer Landschaft zu erwarten. Sie wollen alles in ein paar Tagen haben, ihnen sagen die weiten, verwandelnden Winde nichts. Was sie suchen, ist das Laute, Augenfällige . . ." und nach einer Weile: „Wie bin ich der guten Ellen Key dankbar. Ohne ihre Hilfsbereitschaft säße ich gewiß noch heute in Rom."

Den Rest des Tages verbringt der Dichter wieder allein. Der rege Gedankenaustausch mit den Gastfreunden bedeutet für ihn auch eine Gefahr. Wie ausgekeltert fühlt er sich oft nach anregenden Gesprächen. „Morgen-nach-einem-Gelage-Stimmung" nennt er das bittere Ausgabegefühl, das ihn hinterher befällt. Daher bittet er, wenigstens eine Zeitlang nicht am gemeinsamen Abendbrot teilnehmen zu müssen. Ihm soll der Abend des Tages Frucht und Fülle bringen.

Rilke nimmt seine dichterische Aufgabe sehr ernst. Für ihn bedeutet Dichten: ein Verdichten des Angeschauten, ein Herausheben des Wesentlichen aus dem Zufälligen, das „Grundausheben für etwas, was da einmal aufgerichtet werden soll". Diese schwere, „unscheinbare" Arbeit kann aber nur in der Einsamkeit vollbracht werden. Dort „muß das Wort Mensch werden". Das ist für ihn „das Geheimnis der Welt".

Es ist Spätnachmittag geworden. Wieder verweilt der Dichter draußen im Park. Den halben Tag lang hat er sich, gebeugt über vergilbte Papiere, um die Aufhellung Vorgebbscher Geschichte gemüht. Die ungewohnte, schwedische Sprache hat ihm sein Beginnen nicht leicht gemacht. Gern war er deshalb dem werbenden Raunen der Baumriesen gefolgt, deren Stimme ihm vertrauter klang als die fremde Historie.

In den Kronen der Bäume lärmen schon die Rabenvölker. Zeternd suchen sie ihre gewohnten Schlafplätze. Auch die Menschen kommen müde von der Feldarbeit zurück. Aus den Ställen tönt das Brüllen der Kühe.

Inmitten dieser geschäftigen Tätigkeit, die auf ein Greifbares, sichtbar Nützliches ausgerichtet ist, überkommt Rilke der Zweifel am Wert und der Berechtigung seines stillen Lebens. Mutlosigkeit befällt ihn. Sind hier nicht alle Vorbedingungen für eine fruchtbare Arbeit geschaffen, sind nicht die Menschen gut zu ihm? Aber dann tröstet er sich mit dem

Wissen, „daß gerade die Tage, da wir gezwungen sind, müßig zu sein, diejenigen sind, die wir in tiefster Tätigkeit verbringen". Er erinnert sich eines Briefes, den ihm ein junger Dichter schrieb, es mag wohl ein Jahr her sein. Auch dieser junge Mensch begehrte auf gegen seine eigene, stille Entwicklung, die er nicht erwarten konnte. Und was hat er ihm damals geantwortet? „Künstler sein . . . heißt: Reifen wie der Baum, der seine Säfte nicht drängt und getrost in den Stürmen des Frühlings steht, ohne die Angst, daß dahinter kein Sommer sein könnte." Ein Blick auf die großen Bäume, die ihre Last geduldig ausreifen lassen im Vertrauen auf die endliche Ernte, auch dann, wenn der Wind ein paar unreife Früchte abreißt, bestärkt ihn in seinem Glauben.

Rilke ist so mit sich selbst beschäftigt, daß er gar nicht merkt, wie ihn sein Weg in eine unbekannte Ecke des Parks führt. Er schaut erst auf, als er mit einem Male in einem Rondell steht. Ein alter Denkstein liegt vor ihm. Nur mit Mühe vermag er seine verwitterte Inschrift zu lesen: Freiherrin Brite Sophie —

Dieser Name zieht ihn mit bezwingender Gewalt aus seinen quälenden Gedanken. Wie ein Auftrag kommt er ihm entgegen, wie eine Stimme, die schon lange auf ihn gewartet hat.

Es fällt ihm ein, was er in jenen Papieren gelesen hat, daß jene längst verstorbene Frau mit 43 Jahren den Obersten Carl Bergenstrahle heiratete. Hastfer war ihr Mädchenname. 13 Jahre lang war sie Herrin im Hause, dessen Gastfreundschaft er heute genießt.

Da läßt sich Rilke unter einem alten Nußbaum nieder, wo Tisch und Bank zum Schreiben einladen und er erweckt jenes längst vergessene Frauenschicksal zu neuem Leben in seinem Gedicht „In einem fremden Park".

Über ein halbes Jahr weilte Rilke im Norden. Noch andere gastfreie Häuser nahmen ihn auf. Reisen nach Lund und Kopenhagen, Wagenfahrten über Land, Gespräche mit wertvollen Menschen, das alles rundete den Eindruck ab, den er von diesem Lande gewann. Besonders eindringlich aber sprach der nordische Winter zu ihm. In „Malte" lebt später eine Schlittenfahrt nach einem smaländischen Gut wieder auf. Ein abgebranntes Schloß erstand da aus verschneiten Trümmern. Vergangenheit und Gegenwart gingen ineinander über, verwandelten sich ihm hellsichtig zu einer seltsamen Wirklichkeit und die Dachshunde, deren „helles Gebell" damals die Vision zerrissen hatte, sitzen später „handschuhgelb" in den breiten, seidenen Polstersesseln in Ulsgaard und warten auf den Tod des Kammerherrn.

Es ist wohl kein Zufall, daß die Heimat des Malte Laurids Brigge der Norden ist. Die Kindheit, deren Glanz in die Unerbittlichkeit seines späteren Lebens versöhnend hineinscheint, die er sich als leises Gegengewicht gegen das Graue und Häßliche einer unbegreiflichen Großstadt bewahrt hat, sie war „das Andere". Malte meint, daß man „früher anders gewesen" ist. Was aber wohl das Wesentliche, das Unterscheidende ausmacht, das ist das andere Land, sind die anderen Menschen.

In einem fremden Park

Von Rainer Maria Rilke

Zwei Wege sind's. Sie führen keinen hin.
Doch manchmal in Gedanken läßt der eine
dich weitergehen. Es ist, als gingst du fehl;
aber auf einmal bist du im Rondell
allein gelassen wieder mit dem Steine
und wieder auf ihm lesend: Freiherrin
Brite Sophie — — und wieder mit dem Finger
abfühlend die zerfallne Jahreszahl. —
Warum wird dieses Finden nicht geringer?

Was zögerst du ganz wie zum erstenmal
erwartungsvoll auf diesem Ulmenplatz,
der feucht und dunkel ist und unbetreten?
Und was verlockt dich für ein Gegensatz,
etwas zu suchen in den sonnigen Beeten,
als wär's der Name eines Rosenstocks?
Was stehst du oft? Was hören deine Ohren?
Und warum siehst du schließlich, wie verloren,
die Falter flimmern um den hohen Flox?

Stimme des Dichters

Die Briefsammlung Rainer Maria Rilkes „Briefe aus Muzot 1921 bis 1926", herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber (Insel-Verlag Leipzig. 410 S., RM 7.—) umfaßt die letzten Lebensjahre des Dichters die er auf dem kleinen Bergschlößchen Muzot im Wallis verbrachte. Die strenge Einsamkeit der Jahre 1921—1926, die — abgesehen von kleinen Reisen innerhalb der Schweiz — Rilke nur einmal noch nach Paris führten, ließen das in ihm reifen und Gestalt werden, was durch Kriegs- und Nachkriegsjahre in ihm zerstört und zerrissen war. In wenigen Wochen des Jahres 1922 entstanden die „Duineser Elegien" und die „Sonette an Orpheus", die beiden letzten großen Arbeiten des Dichters. Übersetzungen der Werke Paul Valérys und ausgewählter Sonette Michelangelos sind der Ertrag der schon von beständiger Krankheit überschatteten Jahre 1923—1926. Daneben aber schreibt er Briefe, Hunderte von Episteln an den großen Kreis ihm befreundeter Menschen wie an ihm völlig Unbekannte, junge Mädchen, junge Dichter, an einen Arbeiter, an Namenlose, die rat- und hilfesuchend sich an ihn wenden. Er antwortet ihnen allen, seine kostbare Zeit in ausführlichen Schreiben opfernd, voller Güte und kluger Menschenkenntnis, nie verletzend und doch des Gewichts seiner Worte sich bewußt, das Unzulässige tadelnd, Verheißungsvolles fördernd. Die Mehrzahl der Briefe richtet sich an Frauen und an die Jugend, denen der Dichter ein Führer geworden ist. So schreibt er ihnen auf ihre vielen Fragen: sehr oft über das eigene, immer wieder mißverstandene Werk, über neue und alte Bücher, über das innerste Wesen von Mann und Frau, über Spiritismus, Religion und über den drohenden Zerfall unserer Kultur. Nicht nur die Besitzer der früher erschienenen Rilke-Briefe und der große Kreis derer, die diesen Dichter lieben und verehren, sollten den neuen Briefband lesen: möge sich, nach einem Wort der Herausgeber, vor allem die junge Generation, der „ein natürliches Bedürfnis nach dem Rilkeschen Zuspruch" innewohnt, aus diesen Briefen Hilfe holen, deren einen wir hier nachstehend wiedergeben. Dr. Fr.

An Ilse Jahr

Chateau de Muzot, am 22. Februar 1923

Liebes Mädchen, manche Sonne und manches Kerzenlicht hat, seit Weihnachten, durch Deinen leuchtenden Scherenschnitt geschienen und hat ihn mir lebhaft und herzlich gemacht, die Gestalt darin, Deine und Deine hohen Gräser und Deinen Mond und Deine Sterne . . . oft, wenn ich durchsah, war's wie Deines Wachstums grünes Blut, Du junge Blume, das sich darin regte, Dein Vertrauen bis ins Leid hinein und Deine Freude zu allem: was des Lebens ist. Endlich muß ich Dir sagen, daß das alles nicht verloren war an mich, ob ich gleich schwieg: Ich bin diesen Winter entlang ein schlechter Briefschreiber, trotz meiner großen Einsamkeit und meiner langen Abende . . .

Vielleicht auch wendest Du Dich gar nicht so sehr an den, der ich bin, vielleicht redest Du den an und jubelst mit dem, der ich vor 20 Jahren war, als ich jene Bücher schrieb, die Dir die nächsten wurden, unmittelbar Deine, so daß Du durch sie zuerst zum Menschen, zum Menschlich-Brüderlichen hin offen und flutend wurdest . . . das, dieser Anschluß an die menschliche Nachbarschaft und Nähe, widerfuhr auch mir erst sehr spät, und wäre mir ohne gewisse Zeiten in meiner Jugend, die ich in Rußland verlebte, wohl kaum je so rein und so vollkommen vergönnt gewesen, wie man ihn doch muß erfahren dürfen, um ohne falsche Nieten ins Ganze, ins Herrliche des Lebens eingelassen zu sein . . . Dann aber tat sich mir Rußland auf und schenkte mir die Brüderlichkeit und das Dunkel Gottes, in dem allein Gemeinschaft ist. So nannte ich ihn damals auch, den über mich hereingebrochenen Gott, und lebte lange im Vorraum seines Namens, auf den Knien . . . Jetzt würdest Du mich ihn kaum je nennen hören, es ist eine unbeschreibliche Diskretion zwischen uns, und wo einmal Nähe war und Durchdringung, da spannen sich neue Fernen, so wie ein Atom, das die neue Wissenschaft auch als ein Weltall im Kleinen begreift. Das Faßliche entgeht, verwandelt sich, statt des Besitzes erlernt man den Bezug, und es entsteht eine Namenlosigkeit, die wieder bei Gott beginnen muß, um vollkommen und ohne Ausrede zu sein . . . es ist vielleicht immer wieder nur das, was schon an gewissen Stellen im Stundenbuch sich vollzog, dieser Aufstieg Gottes aus dem atmenden Herzen, davon sich der Himmel bedeckt, und sein Niederfall als Regen. Aber jedes Bekenntnis dazu wäre schon zuviel . . . Die starke innerlich bebende Brücke des Mittlers hat nur Sinn, wo der Abgrund voll ist vom Dunkel Gottes, und wo ihn einer erfährt, so steige er hinab und heule drin (das ist nötiger, als ihn überschreiten). Erst zu dem, dem auch der Abgrund ein Wohnort war, kehren die vorausgeschickten Himmel um, und alles tief und innig Hiesige, das die Kirche ans Jenseits veruntreut hat, kommt zurück; alle Engel entschließen sich, lobsingend zur Erde:

Du bist zu jung, liebes Mädchen, um jetzt, auf der Stelle, zu verstehen, was ich meine; aber siehst Du, eines ist mir jetzt wichtiger als alles übrige, genau zu sein. Ich wollte nicht, daß Dein liebes Herz mich dort suche, wo ich nicht mehr bin, deshalb sollst Du mich ja nicht verlieren, im Gegenteil, Deine Zuwendung, auch zu meinem einstigen Gemüt, kann sich nur klären, wenn Du weißt, in welchem Geiste es sich entfaltet hat. — Die Geheimnisse sind größer, als Du jetzt schon ahnen kannst, aber Du weißt schon viel von ihnen, da Du schreiben konntest, es sei auf Deiner „geliebten Gotteserde" alles schön, nur eben alles „verschieden schön". Faß das ganz weit und laß Dich nicht erschrecken oder beirren.

Und nun leb wohl nur für dieses Mal:

Rainer Maria

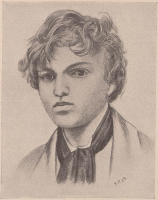
Ein deutscher Maler

Hermann Eris Busse: Hans Thoma

Von

Bruno Loets

Sämtliche Bilder dieses Beitrags sind mit Erlaubnis des Rembrandt-Verlags, Berlin, dem besprochenen Werke entnommen



Selbstbildnis des jungen Thoma (1859)

Hans Thomas Werk, anfänglich bekämpft und unverstanden, kann sich heute ungewöhnlich breiter Volkstümlichkeit erfreuen. In unzähligen Einzelblättern und billigen Sammlungen sind seine Zeichnungen und Lithographien, die Reproduktionen seiner Gemälde verbreitet. Nicht nur, nicht einmal in erster Linie, malerische Vorzüge haben Thoma in so herzlicher und nachhaltiger Weise beliebt und geliebt gemacht; das deutsche Gemüt vor allem findet sich in ihm wieder; denn in der Heimat wurzelt seine Kunst wie kaum die eines andern Meisters. Wie seine Mutter ihm durch das ganze Leben hin immer folgt, bleiben ihm die Heimat, ihre Landschaft, ihre Menschen, ihre schlichten Sitten, ihre klare, helle Art immer Quell und Maßstab seiner Kunst. Auch französische Anregung, auch italienische Schönheit, auch antike Fabeln und biblische Stoffe werden ihm immer „deutsch"; und so sehr sich auch seine Malweise von der frühen Karlsruher und Düsseldorfer „artigen" Manier später ins Weite, Luftige, Lichte lockert, so bleibt er doch der gleiche schlichte Mensch, dem die Welt offen steht zum Sinnen und Schauen.

„Das Kind Johannes", das am 2. Oktober 1839 in Bernau im Schwarzwald zur Welt kam, „war kein Wunderkind. Stille, weite Augen sahen die Welt klar an, und die Wirklichkeit in Bernau ist so hart wie überall in Gebirgslandschaften." Der Ernst des Vaters, der als kärglich verdienender Schindelmacher um Söhne und Tochter sich sorgte, beschattete das häusliche Dasein. Der Junge mußte dem Vater helfen Holz richten und Ziegen hüten. Obwohl nach dem Tode des Vaters und des Bruders die Not hart auf der Witwe lastete, hatte diese doch dem Drängen des Knaben nachgegeben und ihn sein früh hervortretendes Talent früh üben lassen; sie gab ihn einem Steindrucker, einem Uhrschildermaler in die Lehre. Äußerlich gesehen, geht alles schief, und doch läuft es „mit schlafwandlerischer Sicherheit" auf das geheime Ziel hinaus: Maler zu werden. Und — schon zwanzig Jahre alt und scheel angesehen, da er nichts Rechtes gelernt hat, als höchstens Bilderchen zu zeichnen, die ihm Kurgäste in St. Blasien wohl abkaufen — kommt er endlich auf die Kunstschule in Karlsruhe, jung und aufgeschlossen, doch „die Augen



Hans Thoma, Offenes Tal

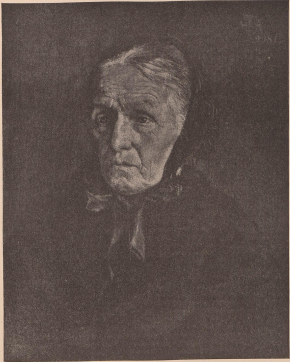
schauen dunkel und bereits voll ernster Reife. Es steht in diesem Gesicht schon alles von Hans Thoma, auch sein merkwürdiges Gefühl für die lautere Wirklichkeit, die durch ihn niemals verschönt, aber wie neugeschaffen wirkt". Nach der Karlsruher Zeit folgen zwei Jahre in Düsseldorf. Über sein inneres Reifen und Ringen berichten scheu und andeutend die Briefe an Mutter und Schwester, von äußerer Not schweigen sie. 1868 reist er mit dem Freunde Scholderer nach Paris. Eine neue Kunst, neue Grundsätze erschließen sich ihm; die „Exposition Courbet" vor allem macht nachhaltigen Eindruck.

Erfüllt und schaffensfroh kehrt er zurück, wieder in Not und Zurücksetzung: „Kein Geld und im Konflikt mit der herrschenden Gesellschaft! Die Philister sind empört über meine Bilder!" Doch „eine Schafherde in der Dämmerung unter jungen Birken regte mein ganzes malerisches Gefühl wieder auf, und ich vergaß auf einmal alles Leid". — Er versucht in Karlsruhe, in München Fuß zu fassen — vergebens! Er muß die „Stunden des Einsamen durchkosten wie alle schöpferischen Geister". Anerkennung von Freunden tröstet ihn, darunter Böcklin.

Die Eindrücke einer Italienreise — 1874 — lockern Gefühl und Vortrag, klare, helle, strenge Formen der Antike, südlichen Himmels wirken klärend, aufhellend auf seine Kunst. In München und Frankfurt ansässig, schafft er neue, lichtere Bilder, die auch mehr gekauft werden. Die Liebe zur Gattin Cella, eine Reise nach England bringen reiches Glück und neue Kraft. Er nimmt Mutter und Schwester zu sich, zieht dann auch für eine Weile mit ihnen ins heimatliche Bernau.

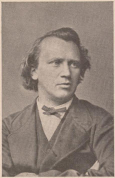
Eine abermalige Italienreise, gemeinsam mit der Gattin, neue Freundschaften — mit A. v. Hildebrand, H. v. Marées, Langbehn — vertiefen Persönlichkeit und Schaffen. Er darf Cosima Wagner malen, und Thode, Direktor des „Städel", wird sein begeisterter Prophet.

1890 bringt eine große eigene Ausstellung in München den durchschlagenden Erfolg auch beim Publikum. Neun Jahre darauf beruft man ihn zum Leiter der Karlsruher Akademie. Doch wird



Hans Thoma, Bildnis der Mutter

er nicht „akademisch". Klar und doch reich, herb und doch lieblich, wie sich seine Landschaften als Frucht unermüdlichen Studiums, immer neuer Liebe zu den Dingen gestaltet hatten, verinnerlicht und vergeistigt er sie mehr und mehr, zum „Lauterbrunner Tal", den „drohenden Wolken", ohne darum die innige Verbindung zum Sein und Leben des Volkes zu verlieren. Am 7. November 1924 endete sein reiches Leben. Sein Werk aber bleibt über allem Wandel der Zeit.



Brahms als Dreißigjähriger

Karl Geiringer:

Johannes Brahms

Von

Bruno Loets

Wie so viele bedeutende Menschen, entstammt auch Johannes Brahms einer etwas „wunderlichen" Ehe: Nicht weniger als 17 Jahre betrug der Altersunterschied der Eltern, und diesmal war sogar der Vater der jüngere, 27 Jahre alt bei der Geburt des Knaben am 7. Mai 1833, die Mutter 44. Gesund und kräftig, ein wenig unbeholfen, doch ehrlich und steifnackig, hatte Johann Jakob Brahms entgegen dem Herkommen seiner holsteinischen Handwerks- und Händlerfamilie sich zur Musik gewandt und endlich als Kontrabassist am Hamburger philharmonischen Orchester eine bescheidene bürgerliche Existenz erreicht. Die Mutter berichtet von sich selbst später dem Sohn: „Ich war 13 Jahre, wie ich ausging zu nähen. Dann habe ich 10 Jahre als Kleinmädchen gedient bei honetten Herrschaften . . . Vater mietete eine Stube bei uns, und so haben wir uns kennengelernt. Wie er acht Tage bei uns gewohnt hatte, hat er schon gewünscht, daß ich seine Frau würde . . . Ich konnte es mir erst gar nicht denken, weil wir so verschieden an Jahren waren." Und doch hatte sich Johann Jakob die „Richtige" erwählt: Ihr Vater war ein kleiner Schneider, doch unter ihren weiteren Vorfahren finden sich Ratsherren und Geistliche, ihre Mutter war vom Adel. Geistig regsam und von feinem Empfinden, hat sie dem Knaben die Heimat und Jugend teuer gemacht, hat sie ihm auch später häufig überraschend gedankenreiche Briefe geschrieben, die „eine seltene Unbefangenheit und Ursprünglichkeit des Stils" und herzliche Erzählerfreude mit natürlicher Klugheit und Herzensgüte verbinden. Ihre tiefe Frömmigkeit und Menschenliebe — „der Mensch lebt nur halb, der nur für sich und nicht für andere lebt", schrieb sie einmal — waren mit das beste Erbteil des großen Sohnes. Auch verstand sie es, mit den Nöten des beschränkten Einkommens und wachsenden Hausstandes — Brahms hatte eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder — tatkräftig und umsichtig fertig zu werden. So ist es vor allem ihr zu danken, wenn Johannes nicht durch eine allzu beschränkte Jugend für Leben und Kunst verhärtet wurde wie sein Landsmann Hebbel.

Freilich fehlt es nicht an Not; der Halbwüchsige muß in Gastwirtschaften aufspielen, und es geht ihm einmal so schlecht, daß man ihn, ernstlich besorgt, zu Verwandten aufs Land geben muß. Die „Legende von dem elenden Unterricht, den Johannes genossen haben soll", läßt sich aber nicht aufrechterhalten. Vor allem muß

man dem Schicksal danken, daß es ihn rechtzeitig zwei als Menschen wie Musiker ausgezeichnete Lehrer seiner Kunst finden ließ: Cossel und Marxsen, bei denen der Knabe im Klavierspiel und in der Komposition eine gesund-konservative Gediegenheit der Grundlagen empfing. Auch über die Musik hinaus aber hat sich Brahms mit Eifer zu bilden gesucht: Vielseitigkeit der Interessen und der charakteristische Blick des großen Menschen für das wahrhaft Bedeutende zeigt sich in allem, was wir über seine Lektüre und die Ideale seiner Jugend erfahren.

Dennoch ist er — ein früher und bleibender Zug — menschlich einsam, bei allem Fleiß und allen kleinen Erfolgen: Er gibt Stunden, begleitet im Theater, fertigt „Arrangements" und Salonstücke. Zwanzigjährig tritt er seine erste Reise an, in Wahrheit eine Reise „in die Welt": Er wird nicht als Unbekannter zurückkehren! Der ungarische Geiger Remenyi wählt Brahms als Begleiter.

In Hannover besuchen sie dann Joachim, den großen Geiger, in Weimar Liszt. Liszt hat ausdrücklich an Hans von Bülow bestätigt: Brahms „s'est conduit avec tact et bon goût envers moi"; doch war der junge Künstler den klassischen Meistern zu sehr zugetan, als daß er sich für Liszt, den Führer der „neudeutschen", programmusikalischen Richtung sonderlich begeistert hätte. Remenyi mochte das nicht erwartet haben; enttäuscht entließ er Brahms.

Plötzlich verlassen, in der Fremde, wendet sich dieser an Joachim, der Vertrauen mit Vertrauen lohnt und ihn nach Göttingen einlädt. Dort verleben beide Wochen ungetrübter Zweisamkeit, die soweit geht, daß man ihre Notenschriften kaum noch unterscheiden kann. „Mit ihrem Johannes", schreibt Joachim an die besorgten Eltern seines Schützlings, „ist mir eine neue Anregung auf meinem Weg zur Kunst geworden, auf die ich nicht gehofft hatte ... Seine Reinheit, seine frühe Selbständigkeit, der ungewöhnliche Reichtum seines Herzens und seines Verstandes sprechen sich ebenso sympathisch in seiner Musik aus, wie sein Wesen allen denen freudebringend sein wird, die ihm geistig entgegenkommen". Ein sehr beachtliches Zeugnis, tief und richtig. Und in der Tat war die Beziehung zu Joachim die erste tiefe und bleibende Freundschaft im sonst so einsamen Leben des jungen Brahms.

Nicht lange darauf hebt die zweite an, zu Klara Schumann. Nach vergeblichen Versuchen, Schumann für seine Kompositionen zu interessieren, kommt Brahms nun selber in das verehrten Meisters Heim in Düsseldorf, „freundlich und still gelegen", und statt der schwärmerisch den „Meister" preisenden Schülerscharen um Liszt empfängt ihn hier herzliches Familienglück: Neben Schumanns begeistertem Lob seiner Werke, seines Spieles das feine frauliche Verstehen Klaras. Schumann macht auch die Welt — in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" — auf die „Neuen Bahnen", die Brahms in den frühen Klavierwerken beschreitet, aufmerksam, vermittelt ihm Verleger. Die ersten Werke erscheinen im Druck, die Sonate op. 1 Joachim gewidmet, op. 2 Klara Schumann, die Lieder op. 3 aber Bettina v. Arnim, die er bei Schumann kennenlernte; und so zeigen diese Widmungen, wie stark sich der junge Meister der musikalischen und literarischen Romantik verpflichtet fühlte.

Ende 1853 kehrt Brahms nach Hamburg zurück. Im Februar 1854 bricht Schumanns verhängnisvoll lange vorbereitete Geistesverwirrung aus, man muß ihn in eine Heilanstalt bringen. Der bedrängten Klara eilt Brahms zu Hilfe und Trost herbei, von Dankbarkeit für den großen Künstler, der ihm den Weg bereitet, gewiß mehr bestimmt als von Freundschaft für die so schwer geprüfte Frau. Erst allmählich wird seine Beziehung zu ihr inniger, der Ton der Briefe herzlicher, das „Du" schleicht sich ein, und nach Schumanns Tode wuchert bald über der Trauer um den Geschiedenen die Leidenschaft zu der immer noch schönen 36jährigen Frau. Eine Rheinreise, die ihn mit ihr, seiner Schwester und Schumanns Söhnen bis in die Schweiz führt, bringt dann die Wandlung zu bleibender beruhigter Freundschaft.

1857 tritt Brahms seine erste Stellung an, in Detmold; er muß der Prinzeß Unterricht erteilen, in den Hofkonzerten als Pianist mitwirken und den Hofchor leiten. Viel freie Zeit bleibt zu eigenem Schaffen, zum Wandern in der schönen Natur. Heiter und befreit sind die Werke dieser Periode, wie die früheren trotzig und düster. Die Stellung beschäftigt ihn nicht alle Monate des

Jahres, in Hamburg kann er auch noch einen Damenchor leiten, Konzertreisen machen und verbringt den Sommer 1858 in Göttingen, wo ihm eine Leidenschaft zu Agathe von Siebold zu tiefem Erlebnis wird. Briefe der beiden haben sich nicht erhalten, doch lassen andere Berichte erkennen, daß das Mädchen ein entscheidendes Wort erwartet und sich nur schwer, wenn auch entschlossen, in Verzicht gefunden hat. Brahms Lieder op. 14, 19 und 20 sprechen für die nachhaltige, seine Kunst beschwingende und vertiefende Begegnung.

In Hamburg hoffte Brahms als Dirigent der philharmonischen Konzerte seine Lebensstellung zu finden. Durch Freunde und Umstände veranlaßt, fuhr er 1862 nach Wien; nur eine Reise sollte es sein. Doch Wien wurde nun neue Heimat. „Den zurückhaltenden Hamburger entzückt die ungezwungene Geselligkeit der Wiener Familien . . . nicht zuletzt die selbstverständliche, natürliche Musikalität der meisten seiner Bekannten", die er rasch findet: Peter Cornelius, der Komponist, Tausig, der virtuose Klavierspieler, Nottebohm, der Beethovenforscher, auch Sängerinnen wie Luise Dustmann und Ottilie Hauer. Dazu kommt der erfreuliche Erfolg eigener Konzerte schon im November 1862: „Durch dies Publikum wird man freilich ganz anders angeregt als von unserm", schreibt er nach Hamburg. Auch bietet ihm das reiche und gepflegte Musikleben der Kaiserstadt mehr als erwartet Anregung und Wirkungsmöglichkeit. Doch erst die Nachricht, daß die ersehnte Hamburger Stellung nicht ihm, sondern dem befreundeten Sänger Stockhausen übertragen wurde, bestimmt Brahms, sich nun dauernd in Wien niederzulassen; vielfache Reisen und lange Sommeraufenthalte führen ihn wohl fort, doch blieb er der Stadt, in der auch Hebbel Glück und Ruhe fand, bis an sein Ende treu.

Vorübergehend leitete er die Singakademie, später die großen Konzerte der „Gesellschaft der Musikfreunde". Im Vordergrunde aber steht das eigene Schaffen, das nun auch reichen klingenden Lohn bringt, so daß der Meister 1875, um Anfeindungen aus dem Wege zu gehen, die Gesellschaftskonzerte gern und neidlos abgibt.

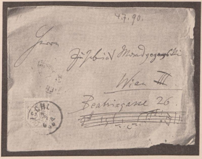
Mit Liebe und wachsender Sorge aber sieht er zurück nach Hamburg: Die Ehe der Eltern wird mit den Jahren unerquicklich, die der Schwester bringt neue Fragen; 1865 stirbt die geliebte Mutter; der Vater heiratet bald wieder und wird an der Seite der zweiten jüngeren Frau noch einmal wieder jung. Trotz der großen Entfernung, trotz der Konzentration auf das intensive Schaffen hat Brahms an dem allen unermüdlich sorgend und helfend teilgenommen. Rührend der Brief, in dem er den Vater nach Wien einlädt, die Zugverbindungen genau angibt und nicht den Rat vergißt, abends einen Grog zu nehmen, um vor der Reise noch recht ausgiebig zu schlafen. Und die letzte Karte des Sterbenden sucht die Stiefmutter über seinen Zustand zu beruhigen.

Brahms fühlte sich wohl in Wien, im Kreise gebildeter Freunde — Hanslick und Billroth seien besonders genannt — und lehnte Angebote auswärtiger Stellungen, so in Düsseldorf und Köln, auch das Leipziger Thomaskantorat, ab. Auch bleibt im Hintergrund wohl der nie verwundene Schmerz, daß ihn die geliebte Vaterstadt nicht rief. Ungern nur reiste er zum Jubiläum der Philharmonie nach Hamburg; auch das Ehrenbürgerrecht konnte ihn nicht versöhnen, auf ein späteres Angebot antwortete er mit kaum verhohlener Bitterkeit.

Ehrungen von überall her wurden ihm je länger je mehr zuteil. Er aber zog sich immer mehr auf sich und sein Werk zurück. Für Reisen, sonderlich nach Italien, für Geselligkeit blieb er immer empfänglich, liebte die Tiere und die Kinder. Dennoch fesselte er neue Freunde nicht mehr mit unmittelbarer Herzlichkeit, tat nichts, sich die alten zu bewahren. Sogar mit Klara Schumann, ja, mit Joachim gab es ernsthafte Konflikte, die sich beilegen, aber nie ganz verwinden ließen. Brahms konnte sehr einsilbig, herb und gallig sein in den letzten Jahren.

Seine Gesundheit, ein Erbteil des Vaters, war immer ausgezeichnet. Erst seit 1896 quälte ihn ein Leberleiden, das ihn rasch und unaufhaltsam verfallen ließ. Am 3. April 1897 verschied der Meister sanft. An seinem Grabe versammelte sich eine große und glänzende Gemeinde von Freunden, Künstlern und Vertretern der Öffentlichkeit.

Brahms starb unvermählt. Nicht, daß es ihm an Möglichkeiten zur Ehe oder an Leidenschaft oder an Gegenliebe gemangelt hätte: Geiringer bringt eine Reihe neuer Zeug-



Ein ungewöhnliches Autogramm

Umschlag eines Briefes, unter dessen Anschrift Brahms den Beginn seines G-Dur-Quintetts angefügt hat, um den Freund von der Vollendung des neuen Werkes in Kenntnis zu setzen

nisse dafür bei, daß der Meister für Frauen, namentlich, wenn sie mit guter Stimme begabt waren, sich rasch und tief erwärmte, auf mehrere den nachhaltigsten Eindruck machte. In früheren Jahren mag ihn der Unbestand des äußeren Lebens gehindert haben, sich dauernd zu binden, späterhin aber mehr noch eine gewisse schwerfällige, eigenwillige, herbe Art, die sich auch in seiner Musik zeigt und es seinen Werken nicht immer leicht macht, Liebe und Beifall zu erringen.

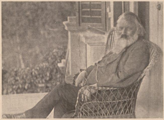
Das starke Künstlertemperament gibt sich bei ihm als gedrungene, wuchtige Kraft, bleibt geballt und gestaut, um sich dann plötzlich in überwältigendem Ausbruch, in massigem Gegeneinander der Akkorde und Instrumentengruppen zu entladen, nach außen spröde, herb im Klang, streng in der Form und von straffer Zucht gezügelt, selbst im Trotz und Rausch von überlegener Besonnenheit zu großen Flächen, zu prachtvollen Kaskaden gegliedert. Der Charakter der norddeutschen Heimatlandschaft prägte den Stil seiner Werke: Breithin gelagert, unbewegt, ungefällig scheinbar, doch im elementaren Aufbruch von Sturm und Strom, in der düstern Melancholie herbstlicher Heide, im sommerlichen Zieh'n des nirgends sonst sich so ungehemmt entfaltenden Gewölks, im ruhevollen Schleifen des weidenden Viehs im fetten Grase von überraschendem Reichtum an Stimmungen und verhaltener Innigkeit.

Auch Brahms' Musik, ob sie zwar manchmal, in den Haydn-Variationen, in der tragischen Ouvertüre klanglich ungemein herb sein mag, zeichnet sich durch solch unerwartete stimmungsvolle Instrumentation aus, wenn es der Text, wenn es die Idee erfordert. Man denke an das Deutsche Requiem („Denn alles Fleisch ist wie Gras . . .“), an die Frauenchöre mit Hörner- und Harfenbegleitung, an die Lieder für Alt und Bratsche op. 91 und anderes mehr. Denn unter dieser herben Außenseite lebt ein ungemein feines Gemüt, tiefer und zarter noch als Schumanns etwas sächsisch-gefälliger Lyrismus, dem schlichten Volkslied, das er gern als Vorlage nahm, auch in Sammlungen herausgab, im Innersten verwandt. Für heitere Texte findet er ebenso herzliche Töne („Das Mädchen spricht“) wie für das frühe, trübere „Liebestreu“, dessen Es-moll, dessen müde Triolen, hemmende Synkopen und Vorhalte über einem Ostinato-Baß für ihn so typisch sind.

Wie im Lied, so hatte er auch im Leben viel Sinn für das Einfache, Volkstümliche, Derbe: Im Anzug, im Tageslauf, im gesunden Sinn für gutes Essen und Trinken. Doch verband er damit eine ungewöhnliche, selbst geistig überragende Freunde überraschende Bildung. Und Bildung ist denn auch neben der herben Großheit und dem innigen Gemüt das dritte Kennzeichen seiner Musik: Wählerisch in seinen Liedertexten (Ophüls hat sie gesammelt herausgegeben, eine Auswahl des Besten unserer Lyrik!), wählerisch in den Mitteln der Komposition. In bewußtem Gegensatz zu Wagner, Liszt und Berlioz, die das Heil der Musik auf neuen, mehr von der Literatur als der Tonkunst kommenden Wegen suchten, hielt er sich an die Klassiker, ging er zurück auf Bach und Händel, auf ältere Meister. Die feine Satztechnik, den gediegenen Gehalt, die unerhörte Dichtigkeit und Fülle der „durchbrochenen Arbeit" lernte er dort, mit unermüdlicher Selbstkritik besserte er neue Auflagen. Diese Gewissenhaftigkeit kennzeichnete auch seine Dirigententätigkeit: Mehr als drei Monate befaßte er sich mit der Matthäuspassion, ehe er überhaupt auch nur mit den Proben begann.

In den Motetten, den Fest- und Gedenksprüchen und den elf Choralvorspielen kommt er den alten Vorbildern am nächsten, in den Schlußsätzen der Haydn-Variationen und der IV. Sinfonie hat er am gewaltigsten mit dem modernen Orchester die alten Formen neu belebt. Und wie wenig es sich hier um bloße historische Studien handelt, erweist sich daran, daß gerade in der strengsten Form seine Phantasie sich am freisten entfaltet, seine ausgesprochen männlich herbe Art sich am breitesten ausströmt. Man halte neben diese strengen Werke so wienerisch gelöste, schwingende und melodische Stücke wie die Liebesliederwalzer, die so gänzlich anders empfundene Welt der ungarischen Tänze, und man steht bewundernd vor dieser Breite und Biegsamkeit des Erlebens.

Je weiter aber der Bezirk ist, den ein Künstler fühlend und schaffend ergründet, desto mehr muß man ihn zu den ganz seltenen, ganz großen Meistern zählen. Daß alle diese Gefühle und Gedanken aber nicht anempfunden, sondern in selten überzeugendem Grade echt sind, muß immer wieder, muß gerade heute als Zeichen seiner ungewöhnlichen Kraft betont werden, mag auch die herbe Außenseite, die kunstvolle Bildung den „ungewöhnlichen Reichtum seines Herzens und seines Verstandes" nach Joachims Worten auch nur denen sich ganz erschließen, „die ihm geistig entgegenkommen".



Brahms auf dem Balkon der Villa Miller von Aichholz in Gmünden

Sämtliche Abbildungen mit Genehmigung des Verlags Rud. M. Rohrer, Wien, aus Geiringer »Johannes Brahms«

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Lulu von Strauß und Torney

Am 20. 9. 1873 wurde sie in Bückeburg geboren. Zwei Dinge sind bestimmend für ihr Schaffen geblieben: das jahrhundertealte Verwurzeltsein ihrer Familie mit der Heimaterde und das Blut ihres Großvaters, der ein Dichter und Forscher war. Lulu von Strauß und Torney findet den Stoff zu ihren Büchern zum größten Teil in alten Dokumenten und Chroniken, denen sie in Archiven und Bauernhäusern nachspürt. Es ist ihre Überzeugung, daß nicht das Einzeldasein, das Besondere und Einmalige, wichtig ist, sondern einzig und allein die Gesamtheit, die Gemeinschaft, sei es ein Geschlecht, ein Dorf oder ein ganzes Land. Große Schicksale sind es, die sie gestaltet, unruhvolle Zeiten wie der Dreißigjährige Krieg, Kämpfe um Scholle und Freiheit. Wie die Menschen ihrer Bücher, so ist auch die Dichterin dem heimatlichen Boden eng verbunden, was sich auch in ihrer Sprache bemerkbar macht, die plastisch, oft derb, greifbar, fast möchte man sagen: sinnlich ist. Neben den Romanen und Erzählungen stehen die Gedichte. — Von besonderem Wert sind die beiden kulturhistorischen Bücher; in dem einen — „Vom Biedermeier zur Bismarckzeit" — schildert sie die Welt ihres Großvaters und gibt uns gleichzeitig Aufschluß über ihr Leben und dichterisches Wachsen.

Die Bücher von Lulu von Strauß und Torney, die 1916 die Gattin des inzwischen verstorbenen Verlegers Eugen Diederichs wurde, sind sämtlich im Eugen Diederichs Verlag, Jena, erschienen: „Bauernstolz", Novelle, 1898; „Der Hof am Brink" und „Das Meerminneke", Novellen, 1906; „Luzifer", Roman, 1907; „Sieger und Besiegte", Roman, 1909; „Judas", Roman, 1911; „Auge um Auge", Volkserzählung, „Der jüngste Tag", Roman, 1921; „Reif steht die Saat", Gesamtausgabe der Balladen und Lieder, 1926; „Das Leben der heiligen Elisabeth", 1926; „Frauenleben zur Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen", 1927; „Vom Biedermeier zur Bismarckzeit", 1932. mw.



Isolde Kurz

wurde am 21. 12. 1853 in Stuttgart geboren. Von ihrem Vater, dem Dichter Hermann Kurz, der in Tübingen als kärglich besoldeter Universitätsbibliothekar lebte, mag sie in erster Linie ihre dichterische Begabung geerbt haben. In der geistigen Freiheit des Elternhauses lernt sie mit ihren drei Brüdern Latein und Griechisch und lebt sich frühzeitig in die Welt der Mittelmeerkultur ein, die für sie so bedeutsam geworden ist. Nach dem Tode des Vaters siedelt die Familie zuerst nach München, dann nach Florenz über. Isolde Kurz fand hier eine zweite geistige Heimat, war aber doch innerlich bereits reif genug, um in Wesen und Schaffen ihr Deutschtum nie zu verleugnen. 1913 kehrt sie mit der Mutter, die wenige Jahre später stirbt, nach München zurück und lebt noch heute in der bayerischen Hauptstadt. — In Italien entstehen ihre ersten kulturhistorischen und biographischen Bücher, später Gedichte, die mit zu den schönsten der deutschen Lyrik gehören, Erzählungen, Novellen, Romane. Italien hat sie stofflich und künstlerisch beeinflußt: „Florentinische Novellen", „Italienische Erzählungen", „Nächte von Fondi", „Die Stadt des Lebens" u. a. m. Ihr bedeutendster Roman ist der Frauenroman „Vanadis". Dazu kommt eine Reihe biographischer und autobiographischer Bücher, aus denen wir Aufschluß bekommen über ihr eigenes Werden und Schaffen. — Die Dichterin arbeitet augenblicklich an einem großen autobiographischen Werk „Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Eine Lebensrückschau", das voraussichtlich im Herbst 1937 erscheinen wird.

Die Gesammelten Werke von Isolde Kurz sowie die später entstandenen Bände: „Vanadis", „Der Ruf des Pan", „Im Zeichen des Steinbocks", „Der Meister von San Francesco", „Ein Genie der Liebe", „Meine Mutter", „Das Leben meines Vaters" sind im Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen, erschienen; „Aus meinem Jugendland" bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart. mw.



Zauber der Bühne — Aufn. Scherl

Ein besonders schönes Bühnenbild vom Gastspiel des Budapester Opernballets in Bayreuth: die Hochzeitsgeschichte aus dem „Pester Karneval", Tanzszene mit Musik von Franz Liszt

Zwei heitere Anekdoten um Viktor von Scheffel

erzählt von Alfred Semerau

Der alte Wein

Als Viktor Scheffel Referendar und Dienstverweser in Säckingen war, pflegte er gern nach seinen Wanderungen in einer Weinstube am Rhein einzukehren, wo es einen guten Tropfen gab. Der schon ergraute Wirt, Gottlieb Krenzahn, mit seinem grünen Schurz unter der schwarzen kurzen Jacke und dem dunklen Käppchen machte selbst die Bedienung bei den bevorzugten Gästen, zu denen Scheffel bald zählte. Krenzahn fand Gefallen an dem jungen, stets vergnügten und zum Scherz aufgelegten Herrn und setzte sich oft zu einem längeren Schwatz zu ihm, zumal er merkte, daß sein Gast sich auch recht gut auf einen feinen Tropfen verstand. Eines Tags sagte er: „Heute will ich Ihnen mal was ganz Besonderes vorsetzen, Herr Referendar, einen Rüdesheimer von einundzwanzig", und bald erschien er mit einer kleinen, bestaubten Flasche, aus der er das Glas Scheffels mit funkelndem Gold füllte.

Scheffel erfreute sich zuerst des Duftes der Blume, der zu ihm aufstieg, dann trank er mit Kennergenuß langsam das Glas aus.

„Nun?" fragte Krenzahn gespannt. „Was halten Sie von dieser Flasche?"

Scheffel lächelte: „Bester Herr Krenzahn, ich kann nur sagen, für ihr Alter ist sie viel zu klein!"

Der Cicerone

Als nach dem Erscheinen von Scheffels Ekkehard der Hohentwiel Wallfahrtsziel vieler Begeisterter geworden war, fühlte sich der alte Wächter des Berges dem Ansturm der tausend Fragen der Wißbegierigen in keiner Weise gewachsen. Er war nur eingefuchst auf die Erzählung von der tapferen Verteidigung des Kommandanten Widerholt im Dreißigjährigen Krieg und vom Fall der Feste im Jahre 1800 und sah sich nun plötzlich von den zahlreich heraufkommenden Reisenden bestürmt um Auskunft über die Herzogin Hadwig, den Ekkehard, den Kämmerer Spazzo und anderes mehr.

Endlich aber erfuhr er auch, in welchem Buch das alles geschrieben stehe, kaufte sich das Buch und legte sich als verständiger Kustode die Lokalität zurecht. „Und sehen Sie, Herr Doktor", sagte er einmal zu Scheffel, der wieder auf den Berg gestiegen war, „wenn sie mich jetzt fragen, wo die Hadwig gewohnt hat, dann zeig ich ihnen den Turm dort, und wenn sie die Linde im Burghof sehen wollen, führ' ich sie unter selbigen Zwetschgenbaum, da sind sie ganz zufrieden. Aber Ihnen vergess' ich's nicht, daß Sie mir mit dem Buch eine solche Arbeit gemacht haben!"



Anton Pilgram (um 1515): Selbstbildnis am Fuß der Kanzel im Wiener Stephansdom

(Aus: „Deutsche Künstler in Selbstdarstellungen". K. R. Langewiesche, Königstein im Taunus)

Mit diesem Überblick wollen wir aus der Fülle der diesjährigen Neuerscheinungen vorerst eine Reihe von Werken herausheben, die wir nicht alle oder nicht sofort eingehend würdigen können, auf die wir aber unsere Leser doch noch vor dem Weihnachtsfest aufmerksam machen möchten. Wir behalten uns also in bestimmten Fällen, in denen wir es für besonders zweckmäßig halten, vor, auf einzelne Werke noch später in Form einer Nacherzählung zurückzukommen. Ebenso sind eine Anzahl Werke nicht noch ausdrücklich genannt, über die wir bereits in den ersten Heften des nächsten Jahrgangs größere Referate oder Gruppenbesprechungen bringen werden. Wir glauben unsere Leser genügend zu kennen, um sie nicht zu den Leuten zu rechnen, die nur zu Weihnachten einmal ein Buch kaufen und möglichst ungelesen weiterverschenken, und denen man mit ein paar eiligen Worten erst noch rasch vor dem Feste „das Neueste" von Hamsun, von Carossa oder von Wiechert ans Herz legen müßte. Wir beabsichtigen aber auch die Abteilung „Kurz und gut" im nächsten Jahrgang noch weiter auszubauen, um unseren Lesern einen möglichst raschen Überblick zu ermöglichen, ohne deshalb die Form der eingehenden Nacherzählung preiszugeben, die den „Weltstimmen" so viele und getreue Freunde gewonnen hat.

Das Allbuch

Womit sollten wir wohl die Reise um den weihnachtlichen Büchertisch beginnen — wenn nicht mit dem „Allbuch", dem Buch, das alle Bücherweisheit unserer Zeit in sich begreifen will? Was das ist, dieses „Allbuch"? Nichts anderes als das „Konversationslexikon", das endlich, nach mehr als hundert Jahren, seinen unmöglichen und überalterten Namen abgeworfen hat und in neuer verjüngter Gestalt vor uns erscheint: Der Neue Brockhaus in vier Bänden und einem Atlas, mit über 10 000 Abbildungen und Karten im Text und etwa 1000 einfarbigen und bunten Tafel- und Kartenseiten, sowie einem zerlegbaren Modell, die uns in nahe Aussicht gestellt sind. Zum erstenmal sollen hier auch auf verhältnismäßig geringem Raume der gesamte deutsche Wortschatz und die wichtigsten Regeln der deutschen Sprache erfaßt werden. Bisher ist der 1. Band dieses wichtigen und neuartigen Bildungsmittels erschienen, im Umfang von 716 reichillustrierten Seiten mit einem kurzgefaßten Merkblatt, das auch den Unkundigen im Gebrauch unterstützt, ihn rasch über die Anlage und über die Bedeutung der einzelnen Schriftzeichen und Abkürzungen unterrichtet. Klar und umfassend wird hier der gesamte Sprachschatz, die gesamte Begriffswelt unserer Zeit bis in die feinsten und fernsten Abzweigungen hinein erläutert; besonders dankenswert sind auch die zahlreichen Literaturangaben, die auch ein eigenes Eindringen in einen fremden Stoff ermöglichen und die sonst den vielfachen „Kurzausgaben" der Konversationslexika meist fehlen. So wird dieses Werk eines ungeheuren Fleißes und planmäßiger Sorgfalt über die augenblickliche Belehrung hinaus zu einem wirklichen Zuwachs an allgemeinem Wissen von unermeßlichem Wert, zu einer beständigen Anregung auch für ein tieferes Eindringen auf scheinbar entlegenen Gebieten. (F. A. Brockhaus, Leipzig. Vorbestellpreis je Band RM 10.—, Atlasband RM 18.—.)

... und seine kleineren Brüder

Auch in der Reihe von Kröners Taschenausgaben sind zwei Wörterbücher erschienen, denen gleichfalls der höchste Gebrauchswert zukommt: einmal die zweite Auflage des „Wörterbuchs der Antike", in Verbindung mit Ernst Bux und Wilhelm Schöne verfaßt von Hans Lamer (812 S. mit einer Karte des antiken Weltbildes RM 5.80), und zum andern das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde" von Oswald A. Erich und Richard Beil (864 S. mit 158 Abb. und 6 Karten RM 6.50). Beide Werke ergänzen sich mit innerer Notwendigkeit: es erweist sich, wie viel lebendiges Sprachgut

wir der antiken Begriffswelt verdanken, wie immer noch unser Denken von den klaren Quellen europäischer Frühzeit aus gespeist wird — und es ergibt sich wiederum, wie tief in der eigenen Vergangenheit wurzeln, wie Sitte und Brauch der Väter den starken Unterbau für unseren Alltag, für unser Familienleben und unsere häuslichen Gewohnheiten bilden. Aber auch viel längst Versunkenes und Vergessenes steht hier zu neuem Dasein vor uns und in uns auf. Auf allen Gebieten des Lebens lernen wir uns hier selbst klarer erkennen, erfahren den Sinn und die Bedeutung, die Herkunft und die Entwicklung unseres Wortschatzes, unseres gesamten geistigen und künstlerischen Besitzes, unserer Gebrauchsgegenstände und aller volkstümlichen Weisheit. Auch hier sind vor allem die reichen und gutgewählten Literaturangaben zu rühmen.

Auf Wegen der Geschichte

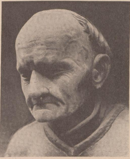
Das ausgesprochene historische Bildungsbedürfnis unserer Zeit ist gewiß aus dem berechtigten Verlangen entstanden und genährt, den tieferen Sinn der geschichtlichen Vorgänge, der entscheidenden Umwälzungen und überraschenden Wendungen in der heutigen Entwicklung zu erfassen, deren Zeugen und Mitträger wir alle sind — vom Anbruch des Weltkrieges bis zu allen Erschütterungen der Gegenwart und der nahen Zukunft. Dieses unverkennbare Bedürfnis, auch die Vergangenheit im neuen Lichte zu sehen, hat schon zu einer wahren Überzahl volkstümlicher historischer und biographischer Werke geführt, denen wieder die fingerfertige romanhafte Einkleidung tatsächlichen Geschehens oft nur allzu nah auf dem Fuße folgt. Es ist nicht leicht, aber um so notwendiger, hier alles das herauszuheben, was dem gesunden Tatsachensinn, dem berechtigten und sachlich begründeten Rechenschaftsbedürfnis der Mitwelt wirklich entspricht, ohne uns in neue phantasiemäßige Abirrungen und willkürliche Ausdeutungen zu verlocken. So wollen wir uns auch für diesmal auf eine Reihe von Werken beschränken, die es uns wirklich ermöglichen, einen Überblick über die Geschichte eines Landes und eines Volkes, einer bestimmten Epoche, eines Kreises führender und maßgebender Persönlichkeiten zu gewinnen.

In die Anfänge wirklicher Geschichtsbildung aus mythischen Tiefen heraus führt das schon klassisch gewordene Werk des englischen Historikers J. H. Breasted „Geschichte Ägyptens", von dem ein Menschenalter nach dem Beginn der deutschen Übertragung durch den Heidelberger Historiker Hermann Ranke jetzt eine gekürzte und taktvoll überarbeitete Volksausgabe erscheint, der Ranke als zeitgemäße Ausdeutung und sinnvolle Ergänzung eine reiche Auswahl von Beispielen aus der Kunst- und Baugeschichte aller Stile und Epochen Altägyptens in wunderbaren Bildwiedergaben beigefügt hat; aus ihnen ersteht eine ganze verfunkene Welt in lebendiger Fülle — ein vorbildlicher Versuch, einen in seiner Art nahezu allseitigen Überblick über die kulturelle Entwicklung von ganzen Jahrtausenden zu geben. (Phaidon-Verlag, Wien. 632 S. mit 8 farbigen Faksimilewiedergaben und 350 Kupfertiefdruckbildern. RM 4.80). Der „Deutschen Geschichte" von Friedr. Stieve, auf die wir bereits in Heft 4 des laufenden Jahrgangs hingewiesen haben, sind jetzt im gleichen Verlage und in gleichartiger Ausstattung G. M. Trevelyans „Geschichte Englands" (R. Oldenbourg, München und Berlin, 2 Bände, 851 S. mit 36 Karten, RM 17.50) und Charles Seignobos „Geschichte der französischen Nation" (ebenda, 1 Bd. 351 S. mit 6 Karten RM 9.50) gefolgt. In beiden Fällen erleben wir das Schicksal einer Nation von Urzeiten an, ihre Entwicklungsphasen, ihre geschichtlichen Krisen und Katastrophen und über alle Schwankungen hinaus doch das stetige Werden ihrer inneren und äußeren Einheit; und es will uns fast bedünken, als sei unser eigener Weg aus aller Zerrissenheit bis zur nationalen Einigung noch weit schmerzensreicher, weit mühevoller und zeitraubender gewesen. Aber wir lernen aus diesen klaren und in ihrer Übersichtlichkeit besonders überzeugenden Darstellungen auch, wie unvermeidbar und vielleicht auch im höheren Sinne notwendig alle Umwege und Irrwege der Völker sein können, um aus allen Umwälzungen heraus immer wieder neues Leben zu schaffen, den Baum eines Volkstums wetterhart und widerstandskräftig emporwachsen zu lassen. Und wie fragwürdig und ungewiß bleibt auch vieles bei näherer Betrachtung, was uns bisher in der Entwicklung der Nachbarvölker besonders sinnvoll begründet erschien! Auch ein gutes Stück europäischer Kulturgeschichte wird uns hier in knapper und faßlicher Form in seinen tieferen Zusammenhängen nahegebracht; und darüber hinaus eröffnet sich zumal in der Darstellung der englischen Kolonialgeschichte etwas vom Wesen europäischer Weltgeltung über alle kontinentalen Grenzen hinweg. Beide Werke haben zudem einen starken kritischen Gehalt, der auch die Mängel der eigenen Gesellschaftsordnung nicht übersieht; und in diesem freimütigen Einblick in die innere Struktur eines fremden Volksganzen besteht vielleicht gerade für den Außenstehenden ihr besonderer Wert.

Ein wichtiges Teilstück der französischen Geschichte in charakteristischen Einzelbildern, die sich wieder mosaikartig aus kleinen zeitgenössischen Berichten, Chroniken und Memoiren, Tagebüchern, Briefen und Legenden zusammensetzen, bringt Paul Wiegler innerhalb der Reihe „Das Gesicht der Epochen" in dem Bande „Könige von Frankreich — von der Jungfrau bis zur Bluthochzeit" (Reimar Hobbing, Berlin. Ill. 324 S. RM 8.40) — ein sehr anziehender Versuch, mit einer klugen und übersichtlichen Auswahl, dem aber mit allem Reiz und aller unmittelbaren Lebendigkeit auch alle Gefahr des Anekdotischen anhaftet, die Sprunghaftigkeit, die bedingte Zuverlässigkeit der verschiedenen Quellen — obgleich ja schließlich alle historische Darstellung doch immer wieder auf die oft widersprechenden Zeugnisse der Mitlebenden angewiesen ist. — In

den Bereich der französischen Renaissance führt auch die neue Biographie von Francis Hackett, dessen „Franz I." würdig neben die verwandte Gestalt seines englischen Zeitgenossen Heinrich VIII. tritt (Rowohlt, Berlin, ill. 407 S., RM 10.—). — Der geistigen Haltung und der Darstellungsart nach, wie auch nach den geschichtlichen Zusammenhängen reiht sich hier Francis Watsons „Katharina von Medici" an (Strecker u. Schröder, Stuttgart, ill. 300 S., RM 6.80) — ein Zeitbild, in dem sich die Gestalten eines Franz I. und Karls V., der Diana von Poitiers, der Maria Stuart und der Katharina von Medici, der Hugenottenführer Condé und Coligny und ihrer Gegner aus dem Hause Guise gegenübertreten, bis die Pariser Bartholomäusnacht die persönlichen und parteimäßigen Auseinandersetzungen in alle Greuel des Brudermords weitertreibt. Wir werden auf diese beiden hervorragenden Geschichtswerke in späterem Zusammenhang noch in einem der ersten Hefte des neuen Jahrgangs zurückkommen. Ein bemerkenswerter Versuch, aus unmittelbarer persönlicher Beobachtung heraus ein Bild des heutigen französischen Nationalcharakters, des Volkslebens in der Provinz, des häuslichen Lebens wie des geselligen und wirtschaftlichen Verkehrs zu geben, ist Paul Distelbarths „Lebendiges Frankreich" (Rowohlt, Berlin, ill. 380 S., RM 8.—) — auf alle Fälle ein echtes Erlebnisbuch, von einem wachsamen und unverblendeten Geiste aus gesehen, kluge Zusammenfassung kleinster Erfahrungen des Alltags, aus denen immer wieder das Wesentliche herausgeholt wird. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß im Interesse des europäischen Friedens eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich nicht nur wünschenswert, sondern auch möglich wäre, wenn sich nicht immer wieder ein Berg von Mißverständnissen zwischen den beiden Nachbarländern auftürmte, deren Bewohner sich erst dann wirklich gerecht werden können, wenn sie sich erst einmal richtig kennenlernen; noch immer herrschen im französischen Volke Vorstellungen über das heutige Deutschland und die deutschen Verhältnisse überhaupt, die es nur wünschen lassen, daß solche Bücher einmal auch von Franzosen über Deutschland geschrieben würden.

Ein oft behandeltes, aber niemals erschöpftes, niemals auch nur systematisch angefaßtes Gebiet behandeln die Werke der Reihe „Entdecker und Eroberer der Welt", von der bisher die drei Bände erschienen sind: F. A. Kirkpatrick: „Die spanischen Konquistadoren" (Wilhelm Goldmann, Leipzig, ill. 310 S., RM 7.50); J. B. Brebner „Die Erforscher von Nordamerika 1492—1806" (ebenda, ill. 336 S., RM 7.50), und Edgar Prestage „Die portugiesischen Entdecker" (ebenda, 255 S., RM 7.50). Bekannte Tatsachen der Kolonialgeschichte erscheinen hier in einer neuen quellenmäßigen Beleuchtung, werden durch eine Fülle wenig bekannter Tatsachen ergänzt und durch das reichhaltige Bild- und Kartenmaterial nähergebracht. Der Hauptvorzug dieser Werke ist es, daß sie bei allem wissenschaftlichen Ernst frisch, anschaulich, durchaus volkstümlich geschrieben sind. Wir behalten uns vor, auf diese Bände weiterhin im Zusammenhang unserer „Weltreise" ebenfalls noch im einzelnen zurückzukommen. Außerordentlich lebendig in Auffassung und Darstellung ist auch Florian Kienzls „Bolivar — Ruhm und Freiheit Amerikas" (Alfred Metzner, Berlin, ill., 306 S., RM 7.—), das die Gestalt des großen Libertadors in ihrer vollen seelischen Höhe vor uns aufleben läßt, den Ruhm seiner Taten und Leiden, seiner Triumphe und seines großartigen Verzichts entrollt, in einer leidenschaftlichen, fast atemlosen und immer gegenwärtigen Sprache: ein wahres Heldenlied auf den unverzagten Befreier, der sich durch keine Niederlage beugen, durch keinen Sieg verblenden läßt, der immer wieder mit unerhörter Willenskraft auch das Unmögliche möglich macht und sich selbst opfert, um die Völker, die ihm anvertraut sind, aus Blut und Unterdrückung zu Frieden und Freiheit zu führen.

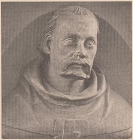


Hans Heltheimer von Burghausen († 1432)

Gesicht des Künstlers

Es ist nicht richtig, daß der Mensch nichts ist, das Werk alles. Das Werk ist nur durch den Menschen möglich, und das wirklich große Werk kann nie von einem kleinen Menschen geschaffen werden, mag seine Begabung noch so groß sein. Gewiß — erst das Werk läßt den Menschen groß erscheinen; immer aber bleibt auch sein Leben wichtig, sein Bild, sein Wesen, weil es die Quelle, der Ursprung alles schöpferischen Beginnens ist.

„Deutsche Künstler in Selbstdarstellungen" heißt ein neuer Band der „Blauen Bücher" (K. R. Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig. 60 S. RM 1.80), aus dem wir zugleich einige kennzeichnende Bildproben veröffent-



Peter Parler von Gmünd (1330–1390)

lichen. Es ist eine erlauchte Gesellschaft, die sich hier im Ruhmestempel der Nation zusammenfindet, vom Baumeister am Westturm des Freiburger Münsters und von Peter Parler aus Gmünd und dem eigenwilligen Meister Conrad von Eimbeck aus der Moritzkirche in Halle a. d. S. über Adam Kraft, Peter Vischer (wo bleibt Riemenschneider?), über Dürer, der gleich sechsfach in allen Altersstufen und Abwandlungen vertreten ist, Grünewald, Lukas Cranach den Älteren, Hans Holbein den Jüngeren, bis zu J. F. A. Tischbein, Anton Graff, Rauch, Dannecker, C. D. Friedrich, Runge und andere Künstler der Romantik bis hin zu Menzel — eine schöne und trotz aller Lückenhaftigkeit recht repräsentative Auswahl, aus der uns immer wieder das ernste Gesicht, der klare oder suchende Blick, die gespannte Haltung der schöpferischen Menschen im Augenblick der höchsten Spannung über die Jahrhunderte hinweg entgegentritt. Eine Reihe einzelner Künstlerschicksale enthält eine Sammlung von Hubert Wilm, von der uns der Band „Veit Stoß, Karl Stauffer-Bern" und der Band „Vincent van Gogh" vorliegen (H. Hugendubel, München, 236 und 203 S., ill., je RM 4.80). Die Auswahl zeigt schon, worauf es dem Herausgeber zunächst ankommt: nämlich dem Leser den Lebensgang besonders tragischer Künstlergestalten und darüber hinaus überhaupt ein tieferes Verständnis für die besondere Art, die Schwächen, die Reizbarkeit, die dämonischen Abgründe der Künstlernatur zu eröffnen. Es wird Sache der weiteren Auswahl sein, diese Darstellungen, die an sich sehr klar und überzeugend gehalten sind, auch nach anderer Richtung hin durch Beispiele mit weniger krankhaften Zügen zu ergänzen. Neben die knappen Darstellungen tritt nun der große Roman von Irving Stone, „Vincent van Gogh" (Universitas, Berlin. 367 S., illustriert, RM 6.80) — ein Werk, in dem dieses arme und zugleich erhabene Leben voll Hingabe und wahrer Besessenheit erschütternd aufersteht, mit all seinen Kämpfen, Enttäuschungen, Niederbrüchen, mit Verzweiflung und immer erneutem Aufschwung und unbarmherigen Dienst am Werk. Wir glauben unsern Lesern in Aussicht stellen zu können, daß wir auch auf die Gestalt und das Leben des van Gogh noch einmal zurückgreifen werden. Das Wunder eines großen Lebens, das jetzt fast schon mythische Gestalt gewonnen hat, wird noch einmal erweckt in einer überraschenden Veröffentlichung: Auguste Rodins Briefe an zwei deutsche Frauen, die wir der Herausgabe der jüngeren Empfängerin Helene von Nostiz, geb. von Hindenburg, verdanken (Holle & Co., Berlin. 167 S. RM 8.50, mit Handzeichnungen und Schriftproben Rodins). Sehr schön und packend schon die Einleitung der Herausgeberin über ihre Bekanntschaft mit dem Meister, und das Ganze ein menschliches Denkmal von schöner Unmittelbarkeit, schlichte freundschaftliche Worte, die sich allmählich zu reinen Bekenntnissen über letzte Dinge des Lebens und der Kunst steigern, gläubige Offenbarungen voll Weisheit und Güte einer großen und edlen Seele, die in der Sphäre eines Michelangelo und eines Beethoven zu Hause ist.



Meister Conrad von Eimbeck (um 1400)
aus „Deutsche Künstler in Selbstdarstellungen"

Das ewige Lachen

Eine Neuausgabe des Werkes der Brüder Goncourt über Gavarni mit über 100 Illustrationen (J. Singer, Berlin. 381 S. RM 4.80) möchte den großen französischen Humoristen zu neuer Volkstümlichkeit bringen. Leider genügt es aber dafür nicht ganz, die französischen Bildtexte schlecht und recht zu verdeutschen — man müßte sie auch über den Abstand von Raum und Zeit hinweg zum großen

Teil noch kulturhistorisch ein wenig erläutern. Trotzdem: wie stark muß die Kraft des Ausdrucks sein, daß sie uns über alle Hindernisse weg im Ganzen doch noch so unmittelbar anspricht und das Bild einer längst vergangenen Kleinwelt so vernichtend und doch so liebenswürdig enthüllt — diese lächerlichen Ehemänner, diese klugen und leichtherzigen Weiber, dieses ganze putzige Maskenspiel, das in all seiner Vergänglichkeit doch auch wieder zeitlos ist.

So ist es auch, wenn man wieder einmal zu Wilhelm Busch zurückkehrt, wozu die ungekürzte Jubiläumsausgabe des „Wilhelm-Busch-Albums" (Fr. Bassermann, München. 355 S. mit 1500 Bildern. RM 12.50) willkommenen Anlaß bietet. Da ziehen sie wieder vor uns auf, die guten alten Bekannten: die fromme Helene und der Pater Filucius, Herr und Frau Knopp und ihr Julchen, Balduin Bählamm und Maler Klecksel, Fipps der Affe und Plisch und Plum, und wie sie alle heißen mögen. Und merkwürdig, sie sind jung geblieben, und wir werden wieder mit ihnen jung und froh. Und hinter ihnen tritt noch einmal die Gestalt ihres Schöpfers selbst hervor, in der Briefsammlung „Ist mir mein Leben geträumet?", die Otto Nöldeke, der Neffe Wilhelm Buschs, liebevoll zusammengebracht und herausgegeben hat (Gustav Wein, Leipzig. 257 S. mit Bildnissen, Handzeichnungen, Schriftproben. RM 6.80). Das ganze Leben von Kindertagen an über mehr als ein halbes Jahrhundert weg in aller Frische des Augenblicks eingefangen und festgehalten, Briefe an Freunde und Gefährten, in denen sich ernstes Gefühl und frohe Laune mit spielerischer Unbefangenheit ergehen. Dabei wird der stille und beherzte, nachdenkliche und mitfühlende Mensch immer deutlicher, der hinter all den launigen oder tiefsinnigen Geschöpfen seiner kindlich spielerischen Phantasien steht. Und eine dritte Publikation ergänzt das Bild des großen Humoristen noch nach einer andern Seite hin — in dem Bande: Wilhelm Busch: „Aus alter Zeit", herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer (Insel-Verlag, Leipzig. 203 S. mit Handzeichnungene. RM 4.50), sind die Märchen, Sagen und Volksreime enthalten, die Busch in seiner Heimat unmittelbar aus dem Volksmunde gesammelt und niedergeschrieben hat — allerlei wertvolles Volksgut, das er mit der Liebe des Philologen und des Dichters vor dem Untergang gerettet hat. Die sehr beherzigenswerte Einleitung von Hans Balzer weist auch auf den tieferen Zusammenhang von Buschs eigenem Schaffen mit dem Geiste der Volksmärchen hin und geht vor allem einmal gegen die schiefe und überängstliche Beurteilung der grotesken Grausamkeiten in Buschs Werk an, die ja gerade mit der naiven Unbefangenheit der Märchen in diesen Dingen ganz nahe zusammengeht und an der gerade bei ihren offenbaren Übertreibungen kein gesundes Empfinden, am wenigsten aber das Empfinden der Kinder, ernstlich Anstoß nehmen wird. Unter den Sagen und Märchen selbst, die uns Busch hier in mustergültiger Form überliefert hat, findet sich manches so oder ähnlich Bekannte in lokaler Abwandlung, aber auch manches durchaus Eigenwüchsige, das die eingefügten Zeichnungen sehr anmutig und sinngemäß begleiten. Da kehren wir immer aus dem Reich der Geister und Hexen, der Riesen und Zwerge, der verschwundenen Prinzen und Prinzessinnen in alle nahe Wirklichkeit dörflichen Lebens und dörflicher Menschen zurück, ringsum breitet sich das Land in stiller Fruchtbarkeit, und über die alten Dächer erheben sich die schattenden Bäume, und so sind wir wieder allemal gleich daheim bei Wilhelm Busch, wie wir ihn noch nicht gekannt haben und nur um so mehr lieben.

Aber vergessen wir über der Vergangenheit nicht unsere eigene Zeit, in der es immer noch genug „Sachen zum Lachen" gibt, wie der Titel eines lustigen Bilderbuches für die Großen mit einer Auslese fröhlicher Zeichnungen verschiedener bekannter Künstler des Ullsteinverlages heißt (Ullstein, Berlin. 63 S. RM 1.—). Besonders hübsch sind die Zeichnungen von Ch. Girod „Großstädter träumen", von einem feinen, phantasievollen Humor, in dem aus aller Wirklichkeit des Großstadtalltags der ewige Geist des Märchens emporblüht. Da fliegt beispielsweise das glückliche junge Paar auf seinem Balkon geradewegs in den Mond hinein, dem Klavierspieler erwächst aus seinem Flügel, auf seinem Flügel eine wunderbare Frühlingslandschaft, dem ferienfreudigen Arbeitsmenschen rauscht das Meer schon mitten in seinen Büroraum hinein, und das Großstadtkind sieht alle Dinge seiner Umwelt im zauberhaften Märchenlicht.

Und dann: „Vater und Sohn", 50 lustige Streiche und Abenteuer gezeichnet von E. O. Plauen (Ullstein, Berlin, RM 2.—) — wer kennt sie nicht — wer sollte sie nicht lieben, die beiden Unzertrennlichen, denen immer (oder doch meistens) etwas Neues einfällt, womit sie uns in Erstaunen setzen; wie liebevoll und launig ist hier das Verhältnis von Vater und Sohn erfaßt, wie es sein soll, in Männerkameradschaft über ein paar lächerliche Jahrzehnte weg, ihre kleinen Differenzen, die immer wieder in doppelter Eintracht enden — wie ist das alles auf eine scheinbar ganz einfache Form gebracht, die sich doch niemals zu erschöpfen scheint! Ja, das ist wirklich etwas, das sich getrost neben den Meistern des Humors sehen lassen kann, etwas, an dem wir uns noch recht lange und immer von neuem erfreuen möchten! — Und siehe da — kaum gedacht, erscheint auch schon der 2. Band (ebenda, RM 2.—), der des ersten würdig ist: Vater und Sohn gehen auf Reisen, ziehen auf die Jagd, beteiligen sich am Wettstreit der Olympioniken, kämpfen mit Verbrechern und wilden Tieren, vom störrischen Reitgaul bis zur naschhaften Wespe, schlagen und vertragen sich und gehen aus allen Leiden und Gefahren immer wieder als strahlende Sieger hervor: Einigkeit macht stark! K. B.

Von den Frauen und der Liebe

Marianne Weber: Die Frauen und die Liebe

(Verlag Die Blauen Bücher, Königstein/Taunus. 282 S. RM 2.40)

Wenn Marianne Weber in ihrem Buch: „Die Frauen und die Liebe" nach einer klugen, bei aller Kürze umfassenden Einleitung über das Wesen der Frauenliebe so verschiedenartige Frauengestalten wie etwa Karoline von Humboldt, Cosima Wagner, Elise Lensing, Malvida von Meysenbug, Eva von Tiele-Winckler und die Gräfin Franziska Reventlow in ihrem weiblichen Erleben schildert, so faßt sie den Begriff „Frauenliebe" in seinem weitesten Sinn, nämlich als „Hingabe an die Mitgeschöpfe" und „Dienst an der Menschheit" überhaupt. Die Verfasserin spricht es in ihrer Einführung deutlich aus, daß die meisten Frauen die selbstverständlichste und beglückendste Form dieser Hingabe in der Ehe und Mutterschaft finden.

Daß selbst eine Ehe zwischen hochwertigen Menschen, die von ihnen selbst und anderen als glücklich empfunden wird, reich an Gefahren und Spannungen ist, sehen wir an dem Beispiel von Wilhelm und Karoline von Humboldt, oder bei Richard und Cosima Wagner. Und oft genug wird die Frau als der ausschließlich liebende auch der stärker leidende Teil sein, da sie ganz in der persönlichen Beziehung lebt und ohne die sachliche Bindung, die der Mann zu seinem Werk und zu seiner Arbeit besitzt.

Jede Ehe ist ein Wagnis und setzt die Bereitschaft zum Opfer und zur Überwindung der eigenen selbstsüchtigen Triebe voraus. Ungleich schwieriger aber gestaltet sich in den meisten Fällen das auf gegenseitiger Übereinkunft beruhende freie Liebesverhältnis zwischen Mann und Frau, sofern es mehr sein will als ein flüchtiges Abenteuer. Da die Frau meist ihrem ganzen Wesen nach viel tiefer in diesem Erlebnis verankert ist als der Mann, wird sie die Sorge um die Dauer dieses Glückes als schwere Belastung empfinden. Nur ganz wenige, besonders starke und selbstsichere Frauen werden den Mann in einem solchen Falle ohne lästigen Besitzanspruch halten können, besonders wenn aus der Verbindung Kinder entstehen, die wohl das Leben der Mutter, aber nicht das Dasein ihres Erzeugers für alle Zeit bestimmen. Dafür ist das unglückliche Verhältnis von Hebbel zu Elise Lensing ein erschütterndes Beispiel.

Viele Frauen vermögen die restlose Hingabe ihrer Person nur einmal zu vollziehen und werten diese selbst so hoch, daß sie den Verlorenen lieber für den Rest ihres Lebens betrauern, als durch Eingehen einer neuen Verbindung die Opferflamme auf dem Altar ihres Herzens auslöschen. Freilich hat es auch zu allen Zeiten Frauen gegeben, deren Natur und Temperament sie zu Priesterinnen des Eros bestimmten. Aber gerade an dem tragischen Schicksal der Gräfin Reventlow erhellt aufs eindeutigste, daß die Hingabe der Frau ein Schatz ist, den man nicht ungestraft in kleiner Münze ausgeben darf.

Kinderlosigkeit ist gewiß für jede Frau ein Los, mit dem sie sich nur schwer abfindet. Aber das Leben der Malvida von Meysenbug, die uns zumeist nur als die Geistesfreundin großer Männer wie Wagner, Nietzsche und Romain Rolland bekannt ist, beweist uns, daß es auch noch eine andere als die biologische Mutterschaft gibt, und daß dieses Erlebnis ebenso beglückend sein kann als jene. Genau so wie bei Malvida ist auch in tausend anderen Fällen die Möglichkeit einer Wahlverwandtschaft gegeben, die sich auch in der Freundschaft reich erfüllen kann.

Überall, wo Menschen einander herzlich lieben, ist ein Stück des ewigen Schöpfungsplanes vollendet, der den Wandel von der Dunkelheit zum Licht durch die Macht der Liebe vorsieht. Und vielleicht steht nicht so sehr die Liebe Gottes dem Herzen am nächsten, die sich als Hingezogenheit zu einem oder mehreren besonderen Menschen äußert, als vielmehr jene, die sich täglich — im Alltag und unter Verleugnung des eigenen Glücksanspruches — auf alle die richtet, denen aus irgendeinem Grunde geholfen werden muß.

Jede Frau, die ihr Leben in den Dienst dieser werktätigen Liebe stellt — ganz gleich, ob sie wie Henriette Schrader, die Helferin Friedrich Fröbels, jungen Menschen zur Führerin und Erzieherin wird, oder ob sie wie Eva von Tiele-Winckler ihre ganze Liebeskraft den Ärmsten und Hilflosesten schenkt —, jede Frau, die ihre Bestimmung, immer und unaufhörlich lieben zu müssen, an irgendeiner Stelle in die Praxis umsetzt, sichert sich ein reiches und erfülltes Frauenschicksal. Nur aus dieser Liebeskraft heraus gibt sich die Frau ihre eigenen Gesetze. Keine gesellschaftliche Moral und keine umstürzenden Freiheitstheorien können der Frau etwas verbieten oder erlauben, das ihrem eigenen Wesen als Wegbereiterin einer neuen und besseren Zukunft zuwiderläuft.

Dr. Esther Harding: Der Weg der Frau

(Rhein-Verlag, Zürich. 408 S. RM 6.—)

Es gibt wenig Bücher von Männern über das Wesen der Frau, die wir Frauen wirklich restlos anerkennen werden. Der männliche Mann wird die Frau erleben, aber er wird sie nicht beschreiben. Wer sich über die Frau den Kopf zerbricht — das sind meistens die Männer, die an den Frauen gelitten haben und nicht mit ihnen fertig geworden sind, wie Schopenhauer oder Strindberg. Die weiblichen Verfasser von sogenannten Frauenbüchern wiederum sind den an sachlicher Erkenntnis interessierten Frauen meist zu gefühlsmäßig eingestellt und haben zu wenig — oder, was eben so schlimm ist — zu viel Abstand von den uns angehenden Problemen.

Eine erfreuliche Ausnahme in dieser Beziehung ist die Amerikanerin Dr. Esther Harding, eine Schülerin des bekannten Psychologen G. C. Jung, die sachliche Klarheit und weibliche Wärme in einer selten glücklichen Mischung vereinigt. Nicht einen Augenblick kommen wir auf den Gedanken, daß etwa hier eine Amerikanerin über typisch amerikanische Probleme schreibt. Eine kluge und sehr weibliche Frau setzt sich kritisch mit dem weiblichen Charakter und der Stellung der Frau innerhalb von Ehe, Beruf, Mutterschaft, Freundschaft auseinander und zeigt die Ursachen der Krise auf, in der sich die Frauen aller Länder heute unzweifelhaft befinden.

Der neue Weg, den die Frauen seit etwa einem halben Jahrhundert eingeschlagen haben, auf der Suche nach größerer Freiheit und Selbständigkeit, bedeutete nicht nur die Erlösung von zahllosen Tabus und Vorschriften, die ihr Leben bisher einengten, sondern auch den Verzicht auf den Schutz und die Sicherheit, deren sich unsere Großmütter und Mütter erfreuten.

In früheren Zeiten brauchte die Frau vorwiegend auf der einen Seite des Lebens zu Hause sein: ihre Aufgabe war es, als Gefährtin des Mannes das heilige Feuer des Eros zu betreuen. Sie erlangte Unsterblichkeit in ihren Kindern und nicht durch sachliche Leistung oder das Schaffen großer Werke. Als die Frau an dieser Rolle nicht mehr genug hatte, ihren Anspruch auf geistige Gleichberechtigung erhob und den Anschluß an die männliche Welt des „Logos" suchte, geriet sie in Gefahr, die Verbindung mit der „Erdfrau" in sich zu verlieren und vergeblich im Bereich der sachlichen Interessen nach der Befriedigung zu suchen, die sie, ihrer Natur nach, allein in seelischen Beziehungen zu finden vermag.

Der Kampf, den die Frauen aller kultivierten Länder um die Anerkennung ihrer persönlichen und sozialen Rechte durchgeführt haben, ist heute zu einem gewissen Abschluß gekommen. Jetzt gilt es, die gewonnenen Stellungen auszubauen und sie kritisch auf ihren wirklichen Wert hin zu prüfen. Ob die auf allen Gebieten errungene größere Bewegungsfreiheit, ob Frauenstimmrecht oder die Zulassung zu den früher den Männern vorbehaltenen Berufen die Frauen glücklicher gemacht haben, ist eine vielumstrittene Frage. Ungleich wichtiger ist es, daß die Frau einmal aus ihrer Zurückhaltung hervorgetreten ist und ihre gesamten Beziehungen zur Mitwelt, nicht zuletzt die zum Manne, einer gründlichen Prüfung unterzogen hat. In ihrem Kampf um eine neue und ihrem wahren Wesen angemessene Daseinsform mußte sie sich zum ersten Male kritisch mit sich selbst auseinandersetzen und entdeckte dabei sich selbst — und mit Hilfe der Psychologie — das weite Reich des Un- und Unterbewußten, das ihre Charakterbildung und ihre Handlungen in einem bisher ungeahnten Maße beeinflußt. Damit hat sie die erste, wichtigste Etappe auf ihrem neuen Weg zurückgelegt. Sie hat den Weg vom Weib zur Frau erobert. Aus dieser Bewußtwerdung heraus kann sie ihre Beziehung zum Manne neu aufnehmen und bereichern. Sie weiß über sich selbst Bescheid und kann den ihr zustehenden Teil an der Lebensaufgabe beanspruchen. Sie wird nicht mehr jahrelang ihre seelischen Probleme ungelöst und unbegriffen mit sich herumschleppen: „Früher kam ihre Wirkung aus dem Bereich des Unbewußten, sei es aus ihrem eigenen, sei es aus dem des Mannes; sie hatte nur wenig oder gar keine Bestimmung darüber. Jetzt ist sie zum erstenmal für ihre Eigenschaften menschlich verantwortlich. Wo sie sündigt, kann sie bereuen; wo sie das Rechte tut, ist es ihr Verdienst . . ."

Gertrud von Hollander.

Der Weiße Krist

Mit jedem neuen Werke zeigt der isländische Dichter Gunnar Gunnarsson neu seine große Kraft, das Leben auch in seinen schwierigsten Bezirken gültig zu gestalten. Den Glaubenskampf vergangener Jahrhunderte, das Ende der alten Götter und das erste Auftauchen der christlichen Botschaft in Island schildert sein neuer Roman „Der Weiße Krist" (Albert Langen / Georg Müller, München. RM 4.80). Sverting, der Sohn Runold Ulfsohn, des isländischen Priesters, war auf der Rückkehr von einer großen Fahrt, die ihn bis an den Bodensee geführt hatte, in die Hand des Norwegerkönigs Olaf Trygvason gefallen. Sverting hat in der Fremde viel erlebt, er ist Menschen der verschiedensten Art begegnet, Fürsten und Seefahrern, Kaufleuten und Bischöfen, Christen und Nichtchristen, Freunden und Feinden. Von diesen seinen Erlebnissen und Eindrücken gibt er seinem Vater durch einen treuen Boten Kunde. Dieser Bericht, geschrieben in der wuchtigen Sprache Gunnarssons, bildet den ersten Hauptteil des Romans. Wir erfahren aus ihm aber neben den Schilderungen der Erlebnisse von dem Seelenkampf Svertings um den neuen Glauben und dem Ringen um den Weißen Krist. Hart wogt der Kampf in der Brust des Jünglings, die Entscheidung fällt ihm schwer, Abneigung und Zuwendung reißen ihn hin und her. Der Norwegerkönig benützt nun Sverting und drei andere vornehme Isländer als Geiseln. Sie sollen sterben, wenn Island sich weiterhin weigert, das Christentum anzunehmen. Selbstverständlich läßt der Sohn auch darüber dem Vater berichten, er beschwört ihn aber, ohne Rücksicht auf ihn selbst seine Entscheidungen allein nach seinem Gewissen zu treffen.

Die Antwort des Vaters an den Sohn, die den zweiten Teil des Buches ausmacht, erzählt die Auseinandersetzung der Isländer auf dem großen Landthing, das mit der Annahme der christlichen Taufe durch die Isländer endet. Auch hier schildert Gunnar Gunnarsson mit seiner gewaltigen Sprache das Für und Wider der Meinungen; wir erleben, wie die Kräfte des alten und des neuen Glaubens gegeneinanderprallen. Einen Augenblick lang droht die Volksgemeinschaft auseinanderzubrechen, aber als die Männer erkennen, wie schwach und erschüttert das Vertrauen zu den alten Göttern ist, bekennen sie sich entschlossen zum neuen Glauben. D. H.

Wer ist's?

Diese Frage kann man täglich hören, namentlich wenn jemand aus irgendeinem besonderen Anlaß in den Zeitungen genannt wird. Die Konversations-Lexika lassen uns dabei in den meisten Fällen im Stich, denn darin sind im allgemeinen nur die Namen zu finden, die meist schon einen gewissen Grad der Berühmtheit erlangt haben. Außerdem hat auch nicht jeder die neueste Ausgabe eines Konversations-Lexikons zur Hand. So entstanden in verschiedenen Ländern biographische Nachschlagewerke über Zeitgenossen. Dabei kommen oft gerade auch solche Personen in Betracht, die auf irgendeinem Sondergebiet etwas Hervorragendes geleistet haben, aber der großen Menge noch völlig unbekannt sind. Nun kann es geschehen, daß von diesen einer aus einem bestimmten Grunde plötzlich in allen Zeitungen genannt wird, und da greift man in erster Linie nach einem biographischen Lexikon der Zeitgenossen. Dabei zeigt es sich dann, ob der Herausgeber des Lexikons die richtige Auswahl getroffen hat.

In Deutschland war es der Verlagsbuchhändler Hermann Degener, der zum erstenmal ein solches Lexikon schuf, und zwar unter dem Titel: Wer ist's? Die erste Ausgabe erschien 1905; es war ein Band etwa wie damals Kürschners Literatur-Kalender. Die Idee fand Beifall, und schon 1906 konnte die 2. Ausgabe erscheinen. Auch die folgenden Ausgaben kamen noch rasch hintereinander: 3. bis 7. in den Jahren 1908 bis 1914. Der Weltkrieg unterbrach natürlich das Unternehmen, und erst 1922 konnte die 8. Ausgabe erscheinen, der 1928 die 9. gefolgt ist. Jetzt liegt nach langen sorgfältigen Vorbereitungen die 10. vor, und zwar ist diese zu einem mächtigen Bande von 1833 doppelspaltigen Seiten angewachsen. Es sind jetzt Männer und Frauen aus den verschiedensten Gebieten vertreten: Staatsbeamte wie Privatbeamte, Angehörige des Adels, des Heeres, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Techniker usw. usw. Im ganzen sind es nicht weniger als 18 000 Namen mit Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Veröffentlichungen und Werke, Lieblingsbeschäftigung, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Anschrift und anderen Mitteilungen von allgemeinem Interesse. (RM 45.—) T. Kellen

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach

Es ist „draußen im Reich" immer noch zu wenig bekannt, wie viele kostbare Schätze das Schiller-Nationalmuseum in Marbach bewahrt. Während unten im Städtchen das Geburtshaus Schillers in stiller Bescheidenheit zwischen den Häusern der Bürger steht, liegt das schöne Bauwerk des Museums droben auf den Höhen über dem Neckartal, weithin leuchtend über das schwäbische Land, dessen geistiges Erbe von Schiller bis auf diese Gegenwart hier gesammelt und betreut wird. 87 350 Handschriften, 6600 Bilder, 18 100 Druckwerke werden in diesem stattlichen Bau bewahrt und für wissenschaftliche Zwecke nutzbar gemacht. Und wer einmal selbst von der Terrasse des Museums auf das weithin sich dehnende schwäbische Land geblickt hat, der hat ohne Zweifel eindringlicher als jemals zuvor die tiefe innere Verwandtschaft erlebt, die zwischen dem schwäbischen Geist und der schwäbischen Landschaft besteht.

Nun ist soeben als 15. Band der Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins von Geheimrat Otto von Güntter, dem Gründer und vorbildlichen Leiter des Museums, eine historische Übersicht über die Entwicklung und die Geschichte des Museums erschienen (J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf., in Stuttgart). Der Band enthält neben der Geschichte und der Darstellung der wichtigsten Abteilungen der Sammlung 8 Ansichten und 65 Bildnisse und Handschriften. Wir möchten wünschen, daß dieses Buch nicht nur viele Leser findet, sondern daß es auch viele Menschen aus dem ganze Reiche nach Marbach führt. (28 S. RM 6.50) O. H.

Ein Grabbe-Roman

Ein Lebensschicksal wie das des hochbegabten, genialen, aber von Dämonen getriebenen Dichters Christian Dietrich Grabbe, das so viel des Rätselhaften und Ungelösten enthält, wird immer wieder zur Nachgestaltung locken. Curt Elwenspoek hat es in seinem flüssig und lebendig geschriebenen und den biographischen Stoff mit Geschick verarbeitenden Roman „Der höllische Krischan" (Dom Verlag Berlin, 351 S., RM 6.40) unternommen, den Lebenslauf des Dichters von seiner Geburt bis zu seinem Untergang darzustellen. Vor dem Hintergrund des Jahrhunderts der deutschen Kleinstaaterei und der innerdeutschen Sehnsucht nach dem Reich, vor dem Hintergrunde einer bürgerlichen Welt zeichnet er das scheinbar gesetzlose, nur von einem Dämon regierte Leben des Dichters. Elwenspoek beschönigt nicht und idealisiert nicht, er zeichnet, oft mit derben Strichen, das wilde, von Überkräften erfüllte Leben des Dichters. Es ist eine Art Holzschnittkunst verwandte Sprachkunst, in der Elwenspoek die Bilder und Szenen entwirft, aus denen uns immer neue Züge des Dichters entgegentreten, aus denen aber auch ein Bild der Menschen und der Zeiten ersteht. Wir haben teil an Grabbes Ringen mit seinem Werk, an seinem stürmischen Weg hinauf in die Höhe der Unsterblichkeit, wir sind aber auch Zeuge seines Kampfes mit all den elenden Sorgen und Nöten des Alltags, wir sehen einen Ringenden, den die Erde nach jedem Aufflug in die reineren Sphären der Kunst zurückreißt in ihre kleinen und engen Verhängnisse. Wir erleben, wie das Jahrhundert an dem vorübergeht, der ihm eine Botschaft zu bringen hätte, wir nehmen voll Ergriffenheit an der Tragik des Genies teil, dem das Schicksal wohl ungeheure Kräfte verlieh, dem es aber die eine Kraft versagte, sein Leben zu gestalten, und dem es das Schwerste aufgab: ein Unzeitgemäßer in einer kleinen Zeit und unter einem kleinen Geschlecht zu sein. So wurde Grabbe, der nach seiner dichterischen Kraft neben die Größten zu stellen wäre, zu einer Gestalt des deutschen Verhängnisses, als der wir ihn auch in diesem Roman begegnen. O. H.



Abtrieb des Almviehs im bayerischen Hochland — Aufn. Kester
Voran schreitet die Leitkuh mit ihrer Blumenkrone und der mächtigen Glocke, dem festlichen Zeichen ihrer Würde; nebenher die Geißlein
(Aus Stonner: Deutsche Volksseele)

Anton Stonner: Die deutsche Volksseele im christlich deutschen Volksbrauch

Wer es erfahren hat, was das Dahinsterben von Sitte und Brauch für das eigentliche Leben eines Volkes bedeutet, wird gerade ein volkskundliches Werk mit pädagogischer Zielsetzung, wie Anton Stonners „Die deutsche Volksseele im christlich deutschen Volksbrauch" (Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, München. 235 S. RM 6.50) freudig begrüßen. Er wird dem Verfasser gern auf seinen vielfältigen Wegen und Pfaden folgen, um zu sehen, wie er die für das wesentliche Leben eines Volkes notwendigen Quellkräfte in Sitte und Brauch wieder aufruft. Diese Sitte und dieser Brauch sind gleichsam der bewegende Hintergrund, vor dem sich das einzelne der vielen Erscheinungen im Leben des Volkes abspielt. Volkslied, Volksdichtung und Volksweisheit sind thematisch eng mit Volkskunst, Volksspiel und Volkstracht verbunden. Nicht weniger Ausdruck ihres Wesens findet sich im Bau des Hauses und in der Gestaltung der Siedlung überhaupt. Die zahlreichen Formen und Arten handwerklicher Arbeit haben hier ihren bestimmenden Boden. Dies alles schwingt schließlich in der geheimnisvollen und zauberschweren Melodie des Volksglaubens, in dem sich die wiedererwachenden Elemente altgermanischer Mythologie mit christlicher Vorstellungswelt vereinen.

Die Darstellung des Werkes bewegt sich in dem weit gespannten Umkreis des Bauerntums, das mit Recht als Quellkraft des Volkes schlechthin bezeichnet wird. Mögen die Formen seiner Erscheinung noch so verschieden dünken, so wachsen sie in ihrer Vielfalt doch in eine klare Einheit zusammen. Diese Einheit führt innerhalb ihrer Grenzen ein künstlerisch bewegtes, nur aus dem Reichtum ihrer Formen heraus bedingtes Eigenleben. In solchem Hinblick wird nach dem seelischen Querschnitt aller in Frage kommenden Stämme gesucht. Diese Stämme aber sind in ihrem Zusammensein eben die Einheit des Volkes.

Als tragende Säulen des deutschen Volkstums erscheinen hier: die Natur als die Erhalterin der kosmischen Verflochtenheit des Menschen; die Arbeit als die segnende Bekämpfung der nackten Lebensnot; die Familie als die ewige Kraftquelle eigenpersönlichen Lebensinhaltes; der weitere Umkreis der Gesellschaft als der verpflichtende Träger höherer Ordnung und schließlich die ragende Kuppel der Religion. Die Zusammenschließung dieser Gebiete ist die Aufgabe unserer Zeit, die auch über ähnlich gerichtete Ziele, wie etwa das Zeitalter der deutschen Romantik sie gesehen hat, unendlich hinausgreift.

H. L. Held

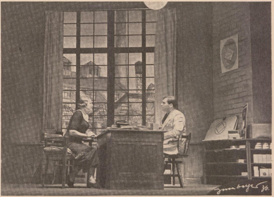
Welt des Theaters



Rehberg „Friedrich I." Aufn. Scherl

Das erste unserer Bühnenbilder zeigt Theodor Loos als König Friedrich I. von Preußen mit seinem Hofnarren (Otto Wernicke) bei der Erstaufführung der Komödie „Friedrich I." von Hans Rehberg im Deutschen Theater in Berlin; das zweite einen Auftritt aus Jochen Huths „Die vier Gesellen" in der Stuttgarter Erstaufführung. Das heitere Spiel behandelt die Geschichte einiger berufstätiger Mädchen, die entgegen ihren feierlichen Versicherungen bald wieder auseinandergehen, um in der Ehe ihr Glück zu suchen.

Die Bilder auf der folgenden Seite entstammen der Erstaufführung von Hanns Johsts „Thomas Paine" im Württembergischen Staatstheater in Stuttgart. Das Werk behandelt das Schicksal eines nordamerikanischen Freiheitshelden, der in die Wirrnisse der Französischen Revolution gezogen wird und bei seiner Rückkehr in die Heimat dort längst vergessen ist.



Jochen Huth „Die vier Gesellen" Aufn. Illenberger



Jobst, Thomas Paine — Aufn. Illenberger

Thomas Paine bemüht sich vergeblich, das fanatische Volk von Paris von der Hinrichtung Ludwigs XVI. abzubringen. Sein tapferes Eintreten für den Unterlegenen bringt ihn selbst auf lange Jahre in den Kerker, den er als gebrochener Mann wieder verläßt



Aufn. Illenberger

Während der Friedensverhandlungen im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege. Ganz rechts Thomas Paine (Waldemar Leitgeb)

Seite des Lesers

Eine kleine Weihnachtsaufgabe für unsere Jungleser:



Wie heißt es?

Dieses Bühnenbild stellt einen Auftritt aus einem klassischen Werk dar, und der Satz, den der Held in diesem Augenblick spricht, ist zum geflügelten Wort geworden. Wie heißen die beiden Gestalten, und wie heißt das geflügelte Wort? Wer's rasch und gut trifft, kann sich noch einen kleinen Bücherpreis zu Weihnachten verdienen. Bitte volle Adresse und Altersangabe!

Aufn. Illenberger

Wer weiß es?

Neue Anfragen aus dem Leserkreis

1. Vor dem Kriege ist ein Bühnenwerk über Heinrich I. erschienen: „Der Deutsche König". Wie heißt der Dichter? Besitzt jemand das Werk, oder kann er mir den Verlag nennen? Ist es wohl für Schulzwecke zu verwenden?

2. Wie kommt der Erfinder der Buchdruckerkunst eigentlich zu seinem späteren Namen Gutenberg?

3. Ich las neulich einen Wandspruch von etwa 8 Zeilen; er begann mit den Worten: „Ich habe geglaubt, nun glaub ich erst recht . . ." Wenn ich nicht irre, kam weiter eine Zeile vor, in der es hieß: „. . . ich gehöre zum gläubigen Orden . . .". Als Verfasser war Goethe angegeben. Stimmt das, und wie heißt das Gedicht?

Zum Jahresschluß

Mit dem Erscheinen dieses Heftes sind die ersten zehn Jahrgänge der „Weltstimmen" abgeschlossen. Wir danken allen unseren Lesern noch einmal für ihre Treue und bitten sie, uns ihre Neigung auch im zweiten Jahrzehnt zu bewahren. Wir werden das Unsere tun, um uns ihr Vertrauen durch weitere Leistungssteigerung zu verdienen. Mehr wollen wir im voraus nicht verraten. Was wir im letzten Jahr geleistet haben, das mag unser ungewöhnlich umfangreiches Inhaltsverzeichnis beweisen, das diesem Heft beiliegt.

Die Leser unserer Theaterausgabe erhalten gleichzeitig als neue Buchbeilage der „Weltstimmen" die Komödie von Paul Boeddinghaus „Ein großer Mann".

Zum Schluß wünschen wir unseren Lesern ein gutes Weihnachtsfest mit recht vielen neuen Büchern! Auf Wiedersehen im neuen Jahr!

Schriftleitung und Verlag der „Weltstimmen"

WELTSTIMMEN

Menschen, Bücher und Schicksale



Aus dem Inhalt:

Zwölftes Heft Im Dezember 1936 Monatlich ein Heft 80 Pfennige

Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart

Weltstimmen Jahrgang 10 Heft 12 Seite 481 bis 528 Stuttgart Dezember 1936

Inhalt dieses Heftes

Was wir bringen:

In die Hochwelt der Berge führt unser Dezemberheft mit den einleitenden Aufsätzen über Wilhelm Schäfers „Quellen des Rheins", über Walther Flaigs „Lawinen!", über C. F. Ramuz' Roman „Der Bergsturz", wie über den Alpenroman Alma Holgersens „Der Aufstand der Kinder" und K. H. Waggerls „Wagrainer Tagebuch". Bücher von Frauen und für Frauen behandeln die Beiträge über Hildur Dixelius „Das Kind", Jakob Schaffners „Larissa" und Wladimir Andronikows „Margarethe von Wrangell". Das Andenken an Rainer Maria Rilkes allzu frühen Hingang vor zehn Jahren weckt die Erzählung Walther Staudachers von des Dichters Aufenthalt im Norden „In einem fremden Park". Zwei deutschen Meistern sind die beiden Beiträge über H. E. Busses Buch von Hans Thoma und über Geiringers Brahmsbuch gewidmet. Der Beitrag „Weltreise um den Weihnachtstisch" ist als erster Rundgang durch die Fülle der Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt gedacht. Wie ein Teil der anschließenden kürzeren Betrachtungen ist auch unsere Dichterseite diesmal den Frauen gewidmet. Unsere beiden Theaterseiten bringen wieder Bilder von einigen Erstaufführungen auf großen Bühnen. Auf der Leserseite finden unsere Leser einige Mitteilungen und einige Fragen, die wir ihnen ans Herz legen möchten.

In einem Teil unserer Auflage hat sich leider auf Seite 483 ein Druckfehler eingeschlichen. Es muß natürlich „Taminaschlucht" heißen — nicht Taorminaschlucht.

Die Bezieher der Ausgabe B (Theater-Ausgabe) erhalten mit diesem Heft die Komödie:
Boeddinghaus, Ein großer Mann

Herausgeber: Tony Kellen, Hohenheim-Stuttgart | Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Karl Blanck, Frauenkopf über Stuttgart Verantwortlich für den Anzeigenteil: Theodor Ballenberger, Stuttgart-Degerloch | D. A. III. Vj. 6800 | Pl. 3 | Copyright 1936 by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart | Printed in Germany | Druck: Holzinger & Co., Stuttgart | Alle Zusendungen an: Schriftleitung der Weltstimmen, Stuttgart-O, Pfizerstraße 5–7